This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GDK

Die Alpen,

in

Natur- und Lebensbildern

dargeſtellt

von

H. A. Berlepſch.

Mit 22 Illuſtrationen und einem Titelbilde in Tondruck

nach

Originalzeichnungen

von

Emil Rittmeyer.

Vierte, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

NEW YORK FREE
CIRCULATING
LIBRARY.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1871.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472875
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

Transfer from Circ. Dept. Okanagan Br. Dec. 13-05.

Vorwort zur vierten Auflage.

Das Wohlwollen, mit welchem das deutsche Publikum vorliegendes Buch seit seinem ersten Erscheinen (im Jahre 1860) fortwährend aufgenommen und begleitet hat, gibt heute mir die angenehme Veranlassung einige Begleitworte zu dieser vierten vermehrten Auflage schreiben zu können.

Bei der Durchsicht und Vorbereitung des Textes zum Druck ist derselbe wesentlich der gleiche geblieben wie früher; nur wurde vielerlei eingeschaltet was seit dem Erscheinen der zweiten Auflage sich zugetragen hatte und als belegendes Beispiel mir geeignet schien den sachlichen Textes-Inhalt zu bestätigen. Die dritte Auflage, welche mein Freund und Verleger Herr Costenoble in ihrem knapperen, kleinen Formate veranstaltete um dem vielfach geäußerten Wunsche zu entsprechen „das Buch als bequeme Reiselektüre bei sich führen zu können", war nicht geeignet wesentliche Erweiterungen aufzunehmen.

Neu wurden dem Texte beigefügt die beiden letzten Abschnitte: „Des Alpenvolkes Dorfkomödien" und „Mythe und Sage in den Alpen". Ferner sind ganz neu die nach Rittmeyers Zeichnungen geschnittenen Illustrations-Blätter: „Wettertanne (S. 84) und Gletscher (S. 220, beide in den früheren

Auflagen in weniger gelungener Form schon gegeben), Rüfe (S. 192), Schnee zur Alpzeit (S. 362), Alpsee (S. 10), Schwinget (S. 418), Bärenjagd (S. 446) und Kinder im Gebirge (S. 460)".

Der früher schon veröffentlichten englischen Uebersetzung:

The Alps or Sketches of live and nature in the Mountains by H. Berlepsch. Translated by the Rev. Leslie Stephen, M. A. (Fellow and Tutor of Trinity Hall, Cambridge). London, 1861, Longmann, Green Longmann & Roberts.

ist nun auch die schon länger vorbereitete, von Mr. Recordon besorgte französische gefolgt:

Les Alpes. Descriptions et Récits, par H. A. Berlepsch. Avec 16 Illustrations d'après les dessins de E. Rittmeyer. Bale & Genève. H. Georg, libraire-éditeur. 1868.

Hottingerhof bei Zürich, Juli 1870.

Berlepsch.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Das Alpengebäude. (Mit Abbildung)	1
Granit	19
Erratische Blöcke	27
Karrenfelder	33
Nagelfluh	39
Der Goldauer Bergsturz. (Mit Abbildung)	45
Der Bannwald. (Mit Abbildung)	65
Die Wettertanne. (Mit Abbildung)	82
Legföhren. (Mit Abbildung)	90
Die Alpenrose	98
Südliche Alpenthäler	106
Kastanienwald. (Mit Abbildung)	112
Eine Nebel-Novelle	120
Nebelbilder	132
Wetterschießen	136
Hoch-Gewitter	140
Der Wasserfall	148
Der Schneesturm im Gebirge	166
Rother Schnee	180
Die Rüfe. (Mit Abbildung)	186
Die Lawine. (Mit Abbildung)	198
Der Gletscher. (Mit Abbildung)	218
Alpenglühen	246
Alpenspitzen. (Mit Abbildung)	254
Berg-Straßen und Alpen-Päße. (Mit Abbildung)	306
Die Hospitien	334
Sennenleben in den Alpen. (Mit drei Abbildungen)	351
Das Alphorn	375

Der Geißbub. (Mit Abbildung) 383
Der Wildheuer. (Mit Abbildung) 398
Alpstubete oder Aelplerfest. (Mit zwei Abbildungen) 410
Holzschläger und Flößer. (Mit Abbildung) 422
Auf der Jagd. (Mit zwei Abbildungen) 434
Dorfleben im Gebirge. (Mit zwei Abbildungen) 450
Des Alpenvolkes Dorfkomödien 473
Mythe und Sage in den Alpen 491
Register 507

Verzeichniß der Illustrationen.

Titelbild. Seite
1. Alpensee 10
2. Alpenspitze 293
3. Alpenstraße 315
4. Alpstubete 411
5. Bannwald 65
6. Bärenjagd 446
7. Begräbniß 472
8. Bergsturz 45
9. Edelkastanie 112
10. Geißbub 390
11. Gemsenjagd 440
12. Gletscher 220
13. Holzflößer 432
14. Kinder im Gebirge 460
15. Lawine 204
16. Legföhre 93
17. Rüfe 192
18. Schnee zur Alpzeit 363
19. Schwinget 418
20. Wettertanne 85
21. Wildheuer 406
22. Wildkirchli 367

Das Alpengebäude.

Die Natur
Vermag nicht unter ähnlicher Gestalt
Den Fortgenuß der Dinge zu gewähren.
Sie wechselt ihre Formen, und sie läßt
Des Einen Bild in andre übergehen,
Doch mit Verschiedenheit von Geist und Kraft.
So wächst der unermeßne Reichthum auf,
Und ewig zeigt sich eine andere,
Und doch dieselbe Welt.

Knebel.

Die Alpen sind eines der großartigsten Zeugnisse von der Majestät der Schöpfungsgewalt.

Staunt der denkende Mensch schon alle die Wunder und erhabenen Kundgebungen der erschaffenden, erhaltenden und auflösenden Kraft in der Natur an, welche täglich, stündlich vor seinem sehenden Auge, nach einem großen, gemeinsamen Organisationsgesetze Neues gestaltet, Bestehendes bewegt und belebt, Verbrauchtes, Vollendetes wieder dem Urquell der Materie oder einer neuen Bestimmung im großen Kreislaufe der Schöpfung zuführt und ihm einen Maßstab für die nimmer rastende, Alles ergreifende, Alles umfassende Thätigkeit des wollenden, ordnenden, Alles durchdringenden

und vollbringenden großen Geistes im Universum giebt, — dann wird er tief ergriffen, erschüttert vor jenem imposanten Riesenbau der Alpen stehen, der von Gewalten emporgerichtet wurde, für deren materielles Werden und Wirken die Naturwissenschaften zwar allgemeine, aus den Erscheinungen gewonnene Normen aufstellen und ihr Verhältniß zu anderen Naturgesetzen nachweisen, deren ganze Aufgabe, Ausdehnung und Gränzen im Weltall das menschliche Ergründen und Erkennen aber nur zu ahnen vermag.

Nur wenige Menschen kennen die wirkliche und volle Majestät des Alpengebäudes. Sie entschleiert sich da am Allerwenigsten, wo die breiten Heerstraßen über Joche und Bergsättel laufen, oder wo das kleinliche Treiben des alltäglichen Verkehrslebens an die Fußschemel dieses Schöpfungswunders sich herangewagt hat. In die Geheimnisse der verborgenen Gebirgswelt mußt Du hineindringen, in die Einsamkeit der scheinbar verschlossenen Schluchten und Thaltiefen, wo der Kulturtrieb des Menschen ohnmächtig ermattet, weil er die Schwäche seines Strebens gegenüber der Erhabenheit der Alpennatur erkennt, — über Urwelt-Getrümmer mußt Du klimmen, durch Gletscherlabyrinthe und Eiswüsten in das Tempelheiligthum eingehen, welches sich dort vor Deinem erbangenden Blicke frei und kühn in den Aether emporwölbt. Da wird sie Dir entgegentreten die unbeschreiblich hohe Pracht der Alpenwelt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe, da wirds mit Geisterstimmen Dich mächtig umrauschen, und überwältiget wirst Du niedersinken vor diesen verkörperten Gottesgedanken. Und hast Du Dich dann aufgerafft von dem ersten gewaltigen Eindrucke, — hast Du im Anschauen der gigantischen Massen das Herz Dir ausgeweitet und empfänglich gemacht für noch größere und herrlichere Offenbarungen, dann richte kühn eine Frage an jene Mausoleen urvordenklicher Zeiten, dann forsche, welche Hand sie emporgehoben hat aus der Tiefe ewiger Nacht in das Reich des Lichtes, — dann schlage die Geschichte ihrer

Schöpfungstage in den Felsenblättern dieser versteinerten Weltchronik nach und erforsche den Zweck ihres Daseins; — und die großen todten Massen werden sich beleben, es wird sich Dir ein Blick erschließen in den unendlichen Kreislauf der Ewigkeit.

Gedankenvoll, verstandvoll ist die Schöpfung,
Ein großes Herz, das Wärm' in alle Adern,
In alle Nerven Gluth der Fühlung gießt
Und sich in Allem fühlet.

Herder.

In weit gestrecktem Halbbogen durchziehen die Alpen das südliche Europa, ein Glied jenes kolossalen Erdrippen-Baues, der den ins mittelländische Meer hinausragenden Landzungen der Iberischen, Italienischen und Osmanisch-Hellenischen Halbinseln als Pyrenäen, Apennin, Tschar-Dagh und Hämus ihren inneren Zusammenhang giebt. Sie sind Resultate und Gebilde viel hunderttausendjähriger Krystallisationen und Niederschläge aus einstigen Urmeeren. In verschiedenen Epochen erfolgten dann Hebungen und Senkungen, abermalige Ueberfluthungen und neue Ablagerungen, und endlich durchbrachen feuerflüssige Produkte aus den Schmelzöfen des Erd-Inneren diese vielfach übereinander lagernden Schichten.

Wer Zeuge jener Umwälzungen und Ausbrüche hätte sein können, als in den Central-Alpen der eigentliche, innerste Kern des riesigen Berggebäudes, die Granite, Gneise und krystallinischen Schiefer aus den Tiefen der Erdrinde emporgedrängt, von den strahlend aufschießenden Massen der hornblendartigen Gesteine durchbohrt und in Fächerform aufgerichtet wurden? Wie ohnmächtig möchten die Momente des wildesten Natur-Aufruhrs, die wir kennen, — wie unbedeutend Erdbeben und Meeressturm, Vulkan-Ausbruch und Felsensturz der Jetztzeit gegen jene Katastrophen erscheinen, welche dem Alpengebäude seine gegenwärtige

Gestalt gaben? Unser Verstand hat so ganz und gar keinen Anhaltepunkt, um einen nur einigermaßen entsprechenden Begriff für jene welterschütternden Epochen zu bilden.

— — zur Zeit, als noch ein Flammenbrand
Gen Himmel lohte aus der Berge Kuppen,
Als sich in Schmerz die Erde kreisend wand,
Formlos geballt lag sie in wilden Gruppen;
In Fluthendrang und durch der Flamme Kraft
Sollt' sie verklärt, ein Phönix, sich entpuppen.

Es hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß die meisten der erdgestaltenden Vorgänge langsam, sehr langsam sich entwickelt haben mögen. Denn zuverlässig ist der Härtezustand der Gesteine während der großen Revolutions-Perioden ein viel minder spröder, weniger erfesteter gewesen, als heute, so daß die beiden, jedenfalls am Bedeutsamsten bei der Erdgestaltung betheiligten Faktoren: die Centrifugal- (oder mechanische, durch den Erdumschwung bedingte Anziehungs-Kraft) und die Expansion (Ausdehnung) durch Gase, Dämpfe, Wasserdruck aus dem Erdinnern, — leichter und stetiger auf die Gestaltung einwirken konnten. Aber eben so sicher ist es auch, daß andere physikalische Gesetze, die von Anbeginn der Materie bestanden, — wie z. B. das Gesetz der Schwere, — aktive Augenblicke in der äußeren Bildungsgeschichte des Alpenbaues herbeigeführt haben müssen, die, energisch in ihren Wirkungen, zu dem Furchtbarsten gehören, was der menschliche Gedanke nur zu erfassen vermag. Tausend Merkmale bezeugen dies bei näherer Betrachtung des Gebirgsreliefs, namentlich die noch heute an pittoresken Formen reichen, scharfkantigen Linien und Brüche der Dolomit-Gebirge, die sich weder abrunden, noch verwitternd zerbröckeln, — die abenteuerlichen Zickzack-Ornamente und wunderbar phantastischen Formenspiele in den Kalkalpen, soweit diese nicht durch Firn-Einlagerungen oder Ueberdeckung mittelst jüngerer Felsgebilde dem Auge entzogen werden, — dies bezeugen die großen

Thalrisse und Schluchten, wie die in der Via-Mala, im Taminathale, in der Trientschlucht, die schlundähnlichen Mündungen der meisten südlichen Walliser und Engadiner Seitenthäler, deren beide Thal- oder Schluchtwände heute noch die ineinander passenden Bruchflächen (mitunter bis in die kleinsten Details erhalten) zeigen, — das bestätigen die kahlen, im Material-Profil sich präsentirenden Felsenköpfe, die, senkrecht absinkend, alle übereinander liegenden Schichten dem Blicke preisgeben, während der Pendent, der abgebrochene, einst gegenüberstehende, nunmehr fehlende massige Gegen-Part in die Tiefen versunken ist, wie z. B. am Wallensee die Wände der Churfirstenkette, die Felsenfronten des Frohnalpstockes und Axen am Vierwaldstätter-See u. a. m.

Betrachten wir dann weiter jene majestätischen Strebemassen, die gleich gigantischen Obelisken frei und kühn in die Wolken emporsteigen, Zinken wie das 13850 Fuß hohe Matterhorn, die blendende Firnpyramide der fast eben so hohen Dent blanche, das neunzinkige Gipfeldiadem des Monte Rosa (von 14200 Fuß Höhe), welche unmöglich in ihrer Pfeiler-Gestalt, wie wir sie jetzt sehen, durch die Erdkruste aus der Tiefe hervorgestoßen sein können, sondern nichts als vereinzelt stehengebliebene Ruinen-Reste des ehemaligen alten Berggebäudes sind, — was für gräßliche Zertrümmerungs-Akte müssen es gewesen sein, die jene dazwischen nun fehlenden Glieder lostrennten und wahrscheinlich in die Tiefen, aus denen sie emporgestiegen waren, zurücksinken ließen? denn, daß allmählige Verwitterung diese Felsenthürme so abgenagt und modellirt habe, dagegen sprechen eine Menge von Gründen.

In keinem anderen Gebirge Europas liegen Entstehung, Zerstörung und Neugestaltung so unmittelbar und in so markigen Zügen nebeneinander, wie in den Alpen; an Großartigkeit der Formen, an Mannigfaltigkeit der Zerklüftung und Verwerfung der Schichten werden sie von keinem anderen unseres Kontinentes übertroffen.

Es ragt die heilige Urschöpfungszeit,
Von Felsenzacken eine Riesenwelt,
Ein wildes Urgebirge weit und breit,
In starrer Pracht zum blauen Himmelszelt. (K. Beck.)

Aber kein anderes Berggebäude unseres Erdtheiles vermag auch einen solchen Mineralreichthum, eine so instruktive Skala des Erdbildungs-Prozesses aufzuweisen, wie die Alpen. Freilich werfen Umbiegungen oder gänzlich abnormer Wechsel der Schichten, eingelagerte Sedimentstreifen in den krystallinischen Gesteinen und widerstreitende Stratificationen dem Geologen oft fast unlösbare Räthsel in den Weg und öffnen ihm Thor und Thür zu den abenteuerlichsten Hypothesen.

Um sich ein annähernd richtiges Bild von der inneren Konstruktion, von dem Material-Bau, von der geognostischen Aufeinanderfolge der Gesteinsarten in den Alpen zu machen, denke man sich, daß ein einstiges Urmeer durch unbestimmbar lange Schöpfungs- und Erdgestaltungs-Perioden hindurch Schlammschichten ablagerte, wie wir einen ähnlichen Prozeß im Kleinen heute noch an den Ufern der Flüsse und nach Ueberschwemmungen wahrnehmen können. Jede dieser Perioden verschlang ganz oder theilweise die damals auf den emporgetauchten Inseln oder Kontinenten, oder in den Gewässern zur lebensvollen Entwickelung gelangten Thiere und Pflanzen und begrub dieselben in ihren Ablagerungsschichten. Ganze Generationen von Organismen, die in unseren Zeiten nicht mehr existiren, gingen mit ihnen unter. Diese eingeschlossenen Zeugen der verschiedenen Epochen organischen Lebens (jetzt als Versteinerungen oder Petrefakten und Pflanzenabdrücke in den Gebirgsschichten gefunden) wurden die Erkennungszeichen und Merkmale, nach denen die Wissenschaft der Geologie die Blätter ihrer Schöpfungsgeschichte ordnet. Die Reihenfolge derselben ist, wo sie nicht gewaltsam gestört wurde, übers ganze Erdenrund die gleiche. Es müssen also die älteren und ältesten Ablagerungen oder „Sediment-Gebilde" zu unterst und die je später erfolgten jederzeit dar-

über liegen. Also stellt es sich auch im Alpenlande und in seiner Umgebung dar.

Eine Wanderung bergwärts von Süddeutschland aus führt uns durch die geologischen Gebiete aller Haupt-Epochen und ist am Besten geeignet, die Entwickelungs-Elemente und deren Gliederung vorzuführen. Die große bayerische Ackerbau-Ebene zwischen Donau und Inn, die Flächen von Nürnberg, Ulm, Augsburg, München bis in die Nähe von Passau, gehören den jüngsten Ablagerungen oder Alluvial-Gebilden an; überall wo man durch die fortdauernden Humus-Bildungen einen Spatenstich ins Erdreich thut, kommt man auf Kiesgruben, Schuttablagerungen oder torfähnliche Unterlagen. Unter diesen zeigen sich Diluvial-Gebilde, theils geschichtete, theils ungeschichtete Lager von Blöcken, namentlich auch sogenannte erratische Schichten. (S. 27). Steinbrüche sind so selten, daß man in den Dorffluren mancher Gegenden „hölzerne Grenzsteine" setzt. — Ein Schritt weiter südwärts bringt uns in bergiges Terrain, ins Bayerische Hochland, ins Allgäu, an den Bodensee und in das größte und breiteste Thal Europas, in das Schweizerische Mittelland (zwischen Jura und Alpen), in welchem Zürich, Bern, Freiburg und Lausanne liegen. Wiese und Wald wechselt mit agrikolen Distrikten, die Gegend wird farbiger, formenreicher, Bäche und Flüsse nehmen einen beschleunigteren Lauf an und sammeln sich in tief ausgespülten Seebecken an der Vorberge Fuß. Noch begränzen die rundlich weichschwellenden Formen der Laubhölzer Anhöhe und Niederung; weithin sind die Halden mit zerstreuten Wohnungen übersäet; Dörfer und Städte bergen rasch pulsirendes, hastig drängendes nach Erwerb ringendes Leben. Es ist das Gebiet der Molasse-Gebilde, die nach den eingeschlossenen Muscheln sich theils als Niederschläge aus salzigen Meeresgewässern, theils als solche aus süßen Wassern ausweisen und meist als blaugraue Sandsteine, Mergel- und Lettenschichten, Süßwasserkalk, Muschelsandstein und große Konglomerat-Bänke — Nagelfluh ge-

den, schon als Festland existirt und über das s. g. „Urmeer" herausgeragt haben. Er war viel größer, dieser Kontinent, als er sich heute zeigt; die darunter liegende große Gruppe der Kreide-Gebilde hat bei der Hebung der Alpen die Flysch-Decke an vielen Stellen durchbrochen und zur Seite geworfen. Am Auffallendsten sieht man es in den Vorarlberger Alpen, ganz besonders in der Säntis- und Churfirsten-Kette, dann in den Schwyzer Alpen, wo namentlich die Mythenstöcke bei Schwyz wie durchs Fleisch hervorgestoßene Zähne dastehen, in den Nidwaldner Alpen, am zerzackten Pilatus, an der Schaafmatt, am Scheibengütsch, am Brienzer Rothhorn und an anderen Bergen des Berner Oberlandes. — Unter der Bezeichnung „Kreide-Formation" denke man sich indessen keineswegs Felsen von weißer Schreibe-Kreide; die Geologen haben auch hier wieder alle Gesteinsarten, welche die gleichen Versteinerungen und organischen Ueberreste wie die weiße Schreibe-Kreide einschließen, also der gleichen großen Niederschlags-Epoche angehören, als eine Formation zusammengefaßt und nach der Kreide benannt. Sie ist eins der am Weitesten auf der Erdoberfläche verbreiteten Gebilde und nimmt z. B. in Nordamerika eine Fläche von 120 Meilen Breite und 300 Meilen Länge ein.

Die Fluhen und Kämme dieses Gesteines sind schroffer emporgerichtet, kühner, markirter in den Linien als die des Flysch, — malerisch-zackige Felsen-Façaden oft in überraschend schöner Detailzeichnung. Alle jene großartigen Uferdekorationen am wilden Wallensee, am Vierwaldstätter- und Brienzer-See mit ihren Pfeiler-Ausladungen und Winkelvorsprüngen, ihren Nischen- und Gesimsen, deren Gruppirung und Gegenwirkung eine landschaftlich so bezaubernd-schöne ist, gehören der Kreide-Formation an. Da zeigen sich schon ausgeprägte Alpenformen in grotesken Massen, gleichsam vorgeschobene Posten der imposanten Gipfel-Armee, welche im Rücken derselben ihr Lager aufgeschlagen hat. Selten erreichen die Kreidefelsen die Höhe der Schneegränze, also 7000 bis 8000

ALPEN-SEE

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Fuß. Aber auch in dieser Formation unterscheidet die Wissenschaft in den Alpen wieder vier Gesteinsarten. Die unterste derselben ist der Spatangenkalk oder Neocomien, so genannt von Neocomum oder Neuchâtel, in welcher Gegend er hauptsächlich entwickelt ist; — auf ihm lagert der Rudisten- oder Kaprotinenkalk, von dem in der Schilderung der „Karrenfelder" (S. 33) Weiteres zu finden ist; — über diesem wieder der Gault, ein an Versteinerungen sehr reicher Sandstein, — und obenauf endlich als jüngstes Gebilde der Seewerkalk.

In einer großen Strecke der Berner Alpen, namentlich zwischen Rhône und Aare, ist die Kreideformation gänzlich verschwunden und ein noch älteres Gestein, der an Petrefakten sehr reiche Jurakalk, ersetzt deren Stelle. Hier treten wir ins Hochgebirge ein; wir stehen auf der untersten Stufe der treppenförmig ansteigenden großen Alpenthäler. Durch jede Lücke der erhabenen Strebemassen leuchten Firnfelder und überschneite Hochkulme hernieder, — von ihnen brausen jäh über die Felsenwände die zu Schaumflocken zerstäubenden Wasserfälle herab, die bald in geschlossenen, vollen, breiten Garben zu Thal stürzen wie die Fälle des Reichenbaches und Giesbaches, oder in funkelnden Wasserstaub aufgelöst, wehenden Schleiern gleich herniederwallen, wie der Oltschibach, Staubbach und alle die anderen des Lauterbrunnen-Thales. Das Volksleben entfaltet sich nicht mehr in reichen Dörfergruppen weit zerstreut über Halde und Höhe, — hinunter ins Thalbett, an die Ufer der Ströme, da wo Weg und Steg Kommunikation bieten und die Wohnung geschützt ist gegen klimatische Unbilden, hat es sich geflüchtet, und nur im Sommer wandern die Bewohner mit ihrem Vieh nomadisch auf die Hochweiden der Alpen. Die Gebirge-aufrichtenden, Alpen-gestaltenden Kräfte haben hier gewaltig und energisch gewirkt; man sieht es, daß man den centralen Erhebungskratern sich nähert. Wie ein Ringgebirge mit schroffem, innerem Absturz den centralen vulkanischen Herd umgiebt, so kehrt

die erste, zuweilen auch eine zweite, dritte Kalkkette dem Granitgebirge steile, oft hoch in die Schneeregion emporragende Felsenwände zu. Stets fallen die Schichten der Kalkalpen nach Außen zu, ein Beweis, wie diese Decke gewaltsam bei der Bildung der Alpen von den aus der Erdtiefe aufgestiegenen Granitmassen zersprengt und in schiefe Richtung gebracht wurde.

Als diese Gebirge noch nicht in ihren heutigen wilden, kühnen Formen dastanden, als die Kalkfelsen nur flache, zerstreut aus dem vorweltlichen Meere hervorragende Eilande bildeten, da muß eine Riesenvegetation auf denselben gewuchert haben, und gräuliche Ungeheuer belebten die Tiefen.

Im Grund begraben wird hier, — dort gefunden
Vergangner Pflanzen steingewordne Spur;
Gebein von Thierart, die vorlängst entschwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
Sinds Riesen, überragend alle Schranken,
Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen. (Lenau.)

Es ist die einstige Heimath der Ichthyosaurier und Plesiosauren, jener 50 Fuß langen, zwitterhaften Ungethüme, halb Krokodil, halb Fisch; es ist die Fundstätte der riesigen Petrefakten, die wir als Ammonshörner und Nautilus kennen. — Viele Gipfel der Kalklagen gehen weit über die Schneelinie hinaus; das Olbenhorn erreicht 9617 Fuß, das Weißhorn 9272 Fuß, der Urirothstock 9027, die Altels 11,187, die Windgelle 9818 und das Scherhorn 10,147 Fuß.

In den östlichen Alpen, wo in der äußeren Konfiguration des Gebirges mehr die Plateau-Bildung, vorherrscht, vertreten die noch älteren Trias-Dolomite und Keuper, so wie die Lias-Gesteine die Stelle der Jura-Kalke.

Wir sind an der Grenzlinie der s. g. neptunischen Niederschläge angelangt; wir treten in das Gebiet der, wahrscheinlich zu

den älteſten Rindengeſteinen der Erde gehörenden Schichten, in die Schiefer-Alpen, welche die, aus dem Erd-Innern aufgeſtiegenen, granitiſchen Kernmaſſen umkleiden oder theilweiſe ganz in dieſelben übergehen. Da überraſcht den vom Norden kommenden Alpenwanderer eine auffallende Erſcheinung. Bisher nahm er wahr, daß alle Felſenſchichten, deren Lagerungs-Profile er in den Thalwänden oft ſehr deutlich erkennen konnte, meiſt ſchräg gegen das Flachland hin, abfallen, — unverkennbar ſo: als ob ſie durch die Alpen emporgehoben und in dieſe ſchiefe Lage gebracht worden ſeien. Jetzt mit einemmal zeigt ſich die entgegengeſetzte Erſcheinung. Unter den ungeheueren Kalk-Koloſſen, deren ſchräg gen Norden oder Nordweſt einſinkende Schichten ſich bis in die Wolken erheben, wachſen plötzlich Strebepfeiler empor, welche im rechten Winkel jene zu ſtützen ſcheinen. Das ſehen wir, wenn wir vom Genferſee durchs Rhône-Thal ins Wallis einwandern, an dem zackigen Kalk-Dome der Dent du Midi bei Evionaz, — oder wenn wir vom freundlichen Brienz durchs Haslithal nach dem Grimſel-Hospiz aufſteigen, dort, hinter dem Quer-Riegel des „Kirchet", in der maleriſchen Thal-Mulde „Im Grund", wo das Urbach- und Mühle-Thal münden, — oder noch auffallender auf der Gotthards-Straße, hinter Altorf bei der „Klus", und weiter nach Amſteg zu, wo deutlich die nach Norden abfallenden Kalkſchichten auf dem ſteil gen Süden einſinkenden Gneismaſſen lagern. Hier alſo begegnen wir den erſten ſichtbaren Spuren jener furchtbaren Hebel, welche das ganze große, herrliche Alpengebäude mittel- oder unmittelbar aufrichteten. Die Schieferdecke iſt auf ungeheure Strecken hin zerſprengt, zerriſſen, verworfen, mit emporgehoben, umgebogen oder durch die Feuer-Einwirkungen in ihren Grundſtoffen verwandelt. Nur in Savoyen in einem Theile des Arve-Thales, in Piemont in den Thalgebieten der oberen Iſère und der Dora-Baltea, im ſüdlichen Wallis und in vielen Theilen der Graubündner Alpen, beſonders auch im Unter-Engadin, haben

die als graue, grüne und Belemniten-Schiefer bekannten Gesteinskörper noch Zusammenhang behalten und bilden riesige Gebirgsketten. Wo aber die krystallinischen Centralmassen als: Alpengranit, Protogin, Gneis und Glimmerschiefer durchgebrochen sind und alles vorhanden Gewesene zur Seite geworfen haben, da streben sie in senkrechter Stellung wie Glieder kolossaler Fächer empor.

Es sind die weithin sichtbaren Oberhäupter des stillen, erhabenen Alpenreiches, die in ernster Majestät ganz Central-Europa beherrschend überschauen, — von deren Giganten-Schultern der firnstrahlende Regentenmantel mit den Gletscher-Schleppen herabwallt; — es sind die riesigen Gipfel des wie aus der Ewigkeit stammenden Montblanc (14,800 Fuß), des mit neunzackiger Krone geschmückten Monte Rosa (14,284 F.), der großartigsten Gebirgspyramide des Matterhornes (13,900 F.), der wilden Mischabelhörner (14,032 F.), des in unvergleichlicher Pracht aufragenden Weißhornes (13,900 F.), der kühn dräuenden Felsen-Giganten eines Finsteraarhornes (13,160 F.), und der jähen Schreckhörner (12,568 Fuß), des einsamen Adula- oder Vogelberges (10,454 F.), des Gletscher-umpanzerten Piz Bernina (12,475 F.), der Silvretta (10,516 F.), der Ortles-Spitze (12,030 F.) und des Groß-Glockners in Tyrol (12,185 F.).

O, du bist schön, erhabner Riesendom,
Wenn dich der Himmel freudig überblaut,
Der Sonnenaufgang einen Strahlenstrom
Auf deine starren Augenlider thaut. K. Beck.

„Alle von der Phantasie erschaffene Größe muß im Vergleich mit den Alpen klein erscheinen" sagt Bonstetten. Und in der That, es kann auf dem europäischen Kontinente wohl kaum einen gewaltigeren, erschütternderen Anblick geben als den, von geeignetem Standpunkte in der Berner Alpenkette aus (z. B. von der Höhe der Gemmi, oder vom Torrenthorn ob Leuk, oder beim Wild-

horn am Rawyl-Paß), auf die südlich gegenüberliegenden Walliser-Alpen. Es ist ein Panorama von unbeschreiblicher Erhabenheit, von fast grauenhafter Pracht. Die großen gespaltenen Seitenthäler des Wallis erscheinen so schreckhaft ernst und dräuend, sie tauchen in ihrer, durch die schwarzgrünen Nadelwälder gestimmten finsteren Färbung so urthümlich und düster im Mittelgrunde auf und kontrastiren so schaurig gegen die sie überragenden, blendend-weißen Firn-Façaden, daß mancher entschlossene Berggänger nach diesem Eindruck sich besinnen würde dieselben zu betreten. Und doch ist gerade in ihren Tiefen das großartigste Naturschauspiel verborgen. Der Hintergrund des Zermatter- oder Nicolai-Thales und des Einfischthales werden von keinem anderen Alpthale an Majestät übertroffen, selbst nicht von dem berühmten Chamouny.

Die granitischen Centralmassen sind aber durch spätere Erschütterungen und Katastrophen wieder so entsetzlich zerspalten und umgestaltet, in neue Gruppen getrennt und in ihrer ganzen Konfiguration verändert worden, daß nur der ordnende Scharfblick des Geologen deren einstigen wahrscheinlichen Zusammenhang wiederherzustellen vermag. Unberechenbare chemische Umwandelungen einzelner Partieen, namentlich in den Schiefergebirgen, haben stattgefunden. Hitze-Einwirkung, Dämpfe, Gas- und Säure-Durchdringung, Zertrümmerung und durch Mischung entstandene Neubildung haben meilengroße Alpen-Parzellen in neue Gesteine verwandelt, wohin namentlich die Verrucano-Gebilde gehören. Mächtige Gypsadern durchziehen, als spätere chemische Verbindungen, die krystallinischen Massen, — und hornblendartige Gesteine steigen als Erruptiv-Garben, wie Schlote aus der Unterwelt, im innersten Kern der centralen Stöcke auf, in den höchsten Spitzen derselben zu Tage tretend. Dieses chemisch-zersetzende, allmählig auflösende, neue Prozesse vorbereitende Laboratorium im Erd-Innern, als deren Sicherheits-Ventile Alexander v. Humboldt die Vulkane bezeichnet, arbeitet auch unter dem Alpen-Massiv noch

immer fort. Beweise dafür liefern die zahlreichen kohlensauern Gasquellen, die vielen Sauerbrunnen, die, stickstoffhaltige Dünste ausathmenden, gefährlichen Mofetten im Engadin und manche andere Erscheinungen.

Nicht durch den ganzen von Südwest gen Nordost laufenden Alpenwall zeigt sich an der nördlichen Abdachung die gleiche, vom jüngeren zum älteren Gebilde regelmäßig fortschreitende Gesteinsfolge, wie sie auf den letzten Seiten skizzirt wurden; gar häufig erscheint dieselbe unterbrochen oder gar auf den Kopf gestellt. Dies ist namentlich der Fall in dem großen, wie es scheint nach Innen eingestürzten, jetzt von den Schienen der Eisenbahn durchschnittenen Alpenkessel zwischen dem Glärnisch, den Churfirsten und dem Kalanda; dort zeigen sich die älteren Schichten den jüngeren aufgelagert, so daß hier eine der größten Umwälzungen stattgefunden haben mag. Ringsum an den genannten Bergen bestätigen die abgebrochenen Schichtenköpfe die Annahme eines umfangreichen Einsturzes der Gebirge; die Verrucano-Massen treten hier als schöne rothe Melser Konglomerate und Sernf-Schiefer dicht an die Eisenbahn heran.

Ganz anders gestaltet sich das Alpenbild von einem südlichen Standpunkte aus. Der Absturz der Massen ist viel schroffer, unvermittelter, als vom Norden gesehen. Die Bergfronten zeigen sich einerseits durch ihre gen Mittag gekehrte Lage und durch die kräftigere Insolation viel weiter hinauf schneefrei, blos das kahle, nackte Felsen-Skelett darbietend, — anderseits fehlen vielfach die bunt belebten Mittelgründe, die abgestuften, farbenheiteren Vorberge. Oben ists eintöniger in Linie und Kolorit. Der geologische Schichtenwechsel und die durch diesen indirekt herbeigeführte Mannigfaltigkeit und landschaftliche Beweglichkeit mangelt. Den Nordabhang umfängt längs der [illegible]zen Kalkalpen, vom Jura bis nach Ungarn hinein, ein Gürtel lachender, blauer Binnenseen; am Südhang drängen sich deren nur wenige im Gebiet der See-Alpen zu-

sammen. Die Grajischen, Cottischen und Meeralpen im Westen und die Tyroler, Carnischen und Norischen Alpen im Osten, entbehren, mit Ausnahme einiger sehr kleiner Wasserbecken, gänzlich dieses belebenden Schmuckes. Der Grund dieser auffallenden Verschiedenheit liegt auch hier wieder in der Gesteinsart des Bodens. An die krystallinischen und Schiefer-Gebilde der westlichen Alpen gränzt unmittelbar die jüngste Alluvial-Anschwemmung Sardiniens und der Lombardei. Erst in Venetien treten wieder Kalk-Berge als Mittelglieder zwischen den beiden genannten Formationen auf.

Die Erhebung des Alpengebäudes und des mittelbar durch dieses zugleich mitgehobenen Jura war ferner zugleich eine Nothwendigkeit für die Kulturentwickelung Central-Europas. Ohne diese Gebirgsmassen würden die meteorologischen und alle davon abhängigen Zustände unseres Erdtheiles wesentlich andere sein. Ohne Alpen wären zunächst Deutschland und die Niederlande den austrocknenden, zerstörenden Einflüssen heißer, aus den afrikanischen Wüsten herüberwehender Winde blosgelegt. Der Föhn, eine Fortsetzung des südlichen Sirocco, der in den Hochalpenthälern mit furchtbarer Raserei tobt, würde unaufgehalten, ungebrochen und ungeschwächt in seiner hohen Temperatur über Deutschland einherbrausen und die Agrikultur ganz anderen als den jetzt herrschenden Bedingungen unterstellen. Umgekehrt dagegen würde die, nur unter den Einflüssen milder Lüfte gedeihende südliche Vegetation der reichgesegneten Po-Ebene durch eindringende, jetzt von den Alpen aufgehaltene winterliche Nordstürme zur Unmöglichkeit werden. Es würde somit der klimatische Wechsel bezüglich der herrschenden Temperaturverhältnisse schon ein bedeutend anderer sein.

Hiermit gestaltete sich aber auch die Thätigkeit der Wolkenbildungen und dadurch zugleich die Summe der atmosphärischen Niederschläge anders. Das Alpengebiet, in welchem relativ die jährlich größte Regen- und Schneemenge in Europa niederfällt, ist der unversiegbare Wasserlieferant für die Rhein-, Donau-,

Rhône- und Po-Länder; ohne die reichhaltigen Schneemagazine im Hochgebirge würden diese Ströme mit ihren tausendfach verzweigten Quellensystemen zu unbedeutenden Wasseradern herabsinken. Alle jene natürlichen Verkehrsstraßen, welche die Flüsse Jahrtausende lang bildeten, ehe der Schienenweg sie überflügelte, würden nicht zu ihrer historischen Bedeutung für Handel und Gewerbe gelangt sein.

Das Alpengebäude schließt einen unerschöpflichen Reichthum von Naturwundern ein. Kein anderes Gebirge Europas umfaßt so wie die Alpen die Flora dreier Zonen; die nordisch-arktische und gemäßigte reichen der südlichen die Hand und wir finden Repräsentanten der Vegetation von mehr als dreißig geographischen Breitegraden auf kleinem Raume. In keinem anderen Gebirge unseres Erdtheils tritt das Walten der atmosphärischen Thätigkeit in so furchtbarer Größe und unter so gewaltigen Kraftäußerungen auf; und in keinem zeigt sich die Summe der Gegensätze im Leben seiner Bewohner so auffallend als im Alpenlande. Einzelne Bilder von allen diesen Berührungs-Punkten zu geben, sei Aufgabe nachstehender Blätter.

Granit.

Was uranfänglich ist, das ist auch unanfänglich
Und Unanfängliches nothwendig unvergänglich.
Was irgend wo und wann hat selber angefangen,
Kann nicht der Anfang sein und muß ein End' erlangen.
Der Anfang nur allein kann nie zu Ende gehn,
Weil er aus Nichts entstand, Nichts ohn' ihn kann entstehn.

Rückert.

Granit ist eine symbolische Größe, — in Gemeinschaft mit dem Marmor der historische Stein. Wie im Thierreich der Löwe, ein Repräsentant edler Eigenschaften, physischer Kraft, als König in herrschender Macht dasteht, — in der Pflanzenwelt die Eiche ein Bild der Festigkeit und Ausdauer, des stolzen Trotzes gegen Sturm und Wetter abgiebt, — so gilt der Granit als das Unüberwindliche, Unveränderliche im Reiche der todten Gesteine, — nach beschränktem, materiellem Begriff: als ein Körper der beinahe ewigen Existenz. Jahrtausende scheinen spurlos an ihm vorüberzurauschen und die zerstörenden Gewalten der Zeit ohnmächtig an seinen Massen abzugleiten. Wo Werke für die fernsten Menschengeschlechter, sichtbare Denksäulen für die Annalen der Geschichte errichtet werden sollten, — wo ägyptische Dynasten ihre kolossalen Königsgräber in jenen Pyramiden aufthürmten, die, an dem Felsen-

ufer der Wüste hinlaufend, noch heute als die riesigsten Arbeiten menschlicher Kraft angestaunt werden, — da griff der kühne Bauherr zum granitischen Gestein und glaubte der zeitlichen Hinfälligkeit alles von Menschenhand Geschaffenen ein Schnippchen geschlagen zu haben. Ja, die früheren Forscher in den Naturwissenschaften konstruirten vom Granit aus das Fundament unseres Erdballes, sahen in ihm den Patriarchen, den Ahnherrn des gesammten Mineralreiches und nannten ihn naiverweise „Urgestein". Und doch ist auch er nur ein Interpunktions-Zeichen in den Weltschöpfungs-Perioden, ein unbedeutender Sekundenstrich auf dem Zifferblatt der Ewigkeit, etwas „Geworbenes", das einst wieder eben so in das All aufgelöst wird, wie es aus demselben hervorging.

Granit ist im Touristen-Verkehr, im Munde begeisterter Alpenschwärmer ein großes, viel umfassendes Wort, ein unbewußt gebrauchtes Nomen collectivum, unter dem der Laie Alles zusammenfaßt, was ihm so scheint, als müsse es das berühmte Gestein der Ehrensäulen und Triumphbogen sein. Es giebt viel intelligente Leute, die, wenn sie in den Alpen schwarz und weiß gesprenkelte Felsen sehen, diese rundweg für Granit halten; und doch kommt in den Alpen verhältnißmäßig wenig eigentlicher massiger Granit vor, — wohl aber sehr viel granitisches Gestein. Werden wir also zunächst klar darüber, was eigentlich Granit (von granum, das Korn) sei, und lernen wir deshalb die Natur und die Bestandtheile desselben ein wenig genauer kennen.

Granit und Gneis ist im Grunde genommen ein und dasselbe Kompositum, ein aus den 3 Mineralspezies: Feldspath, Quarz und Glimmer zusammengesetztes Gestein. Ist dasselbe körnig, massiggemengt, so wird es „Granit" genannt; ists dagegen schieferig gestreift, läßt sich eine gewisse Schichtung darin erkennen, so heißt es „Gneis".

Der Granit ist kein Konglomerat, kein durch mechanische Bindemittel zusammengeleimtes Produkt ursprünglich verschieden-

artiger Mineralsubstanzen; er ist ein selbsteigenes Gebilde, welches die einst, im flüssigen Zustande gemischten, verschiedenartigen mineralischen Species durch Krystallisation nebeneinander ausschied. Ein zwar nicht ganz treffendes, aber doch annähernd erläuterndes Beispiel von dem wahrscheinlichen Krystallisations-Prozeß des Granites läßt sich aus der Chemie geben. Jedermann kann dies kleine Experiment probiren. Kochsalz und Salpeter gemeinschaftlich in Wasser, bis zur Sättigung, aufgelöst, so daß beide Salze völlig vermischt erscheinen, krystallisiren, wenn die Flüssigkeit allmälig verdunstet, sich ausscheidend wieder selbstständig: das Kochsalz in rechtwinkeligen Würfeln, der Salpeter in langen sechsseitigen Säulchen, so daß jedes der beiden Salze wieder die demselben ausschließlichen Eigenschaften zeigt.

Feldspath, meist milchweiß oder gräulich, auch röthlich, stellt die Hauptmasse, beinahe die Hälfte des eigentlichen massiven Granites dar, zwischen welchem weiße, seltener gelblich oder grünlich gefärbte krystallinische, glasartig-durchsichtige Quarzkörnchen die Grundmasse bilden und dünne, glänzende Glimmerplättchen eingelagert sind. Diese normale Zusammensetzung weicht aber an den verschiedenen Fundorten sehr von einander ab. Wer eine Badekur zu St. Moriz im Ober-Engadin macht, kann bei jedem Spaziergange gleich einige Varietäten am Wege sammeln; denn der Bernina-Granit ist grün, serpentinhaltig, während der vom gegenüberliegenden Piz Languard rothen Feldspath mit milchweißem Quarz enthält. Noch auffallender ist der Farbenunterschied des Granits am Lago maggiore; der von Baveno, gegenüber den Borromäischen Inseln, ist schön pfirsichblüthenroth, während der berühmte s. g. Miarolo bianco aus den Brüchen des ganz nahe dabei liegenden Monte Orfano weiß ist und wie ein gänzlich anderes Gestein aussieht. Der Letztgenannte gab das Baumaterial zu vielen der schönsten Kirchen Nord-Italiens ab; namentlich sind auch die herrlichen Säulen am Eingange des Mailänder Domes aus diesem Gestein

gearbeitet. Fehlt der charakteristische glitzernde Glimmer in der Masse und ist derselbe durch schwarze oder schwärzlich-grüne Hornblende vertreten, dann heißt das Gestein nicht mehr Granit, sondern „Syenit". Es ist über alle Theile der Erde weit verbreitet, erhielt seinen Namen von der Stadt Syene in Ober-Aegypten (wo es in Menge vorkommt) und wird seiner Festigkeit halber als vortreffliches, politurfähiges Baumaterial sehr geschätzt. Die Pyramiden und Obelisken, die Königs- und Götter-Statuen der alten Aegypter (die man in den Museen von Berlin, Paris, London sieht) bestehen meist aus Syenit. In unseren Alpen kommt er vorherrschend auf der Südseite vor, z. B. im Val Pellina (in welches der Col de Collon aus dem Walliser Val d'Hérins führt), bei Migiandone an der Simplon-Straße, in der Umgebung von St. Moriz und Campfér im Ober-Engadin ꝛc.

Aber der normale Granit kommt auch mit Zusätzen vor, die seinen Charakter ganz ändern; dahin gehört der vom Montblanc. Bei ihm ist der Quarz glasig-grau, der Feldspath weiß, der Glimmer dunkelgrün ohne Glanz in Prismen krystallisirt und beigemischte perlmutter-ähnlich glänzende, lebhaft grüne Talk-Blättchen geben ihm eine charakteristische Färbung. De Saussure, einer der geistvollen Begründer der Alpen-Geologie, glaubte — als er den Montblanc zuerst umwanderte und bestieg, vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte deshalb das Gestein „Protogin", d. h. Erstgeborener. Seit jener Zeit ist, obgleich uneigentlich, der Name für den Talkgranit beibehalten worden.

Das Meiste, was in den Central-Alpen für Granit gehalten wird, ist granitischer Gneis, im Volksmunde „Gaisberger" genannt, weil die höchsten Berge, auf welche die Gaisen (Ziegen) steigen, aus diesem Gestein bestehen. Er ists, an dem die Atmosphärilien jene phantastisch aufragenden Felsenthürme aussägen und bildnerisch Ornamente improvisiren, welche, im Chamouny-Thal in scharfe Spitzen auslaufend, sehr bezeichnend „Aiguilles"

genannt werden; — aus seinem s. g. „Urmaterial" formen sich die wundersamen Steinstacheln, welche die Aufgipfelung großer Bergindividuen garniren, oder wie ausgestellte Wachtposten hie und da aus den umfangreichen Firnwüsten hervorragen. Wir würden solcher schlanker Felsennadeln noch weit mehr erblicken, wenn nicht eine große Zahl derselben im perennirenden Schnee versteckt wäre. Hier verräth sich uns die verwundbare Achillesferse der für unzerstörbar gehaltenen „Urgesteine". Der Gneis ist, wie schon bemerkt, schiefriger, tafelförmiger Struktur. Bei der Alpenerhebung wurden auch die Gneisstraten gehoben und als nächste Umhüllung der centralen Granitmassen oft senkrecht auf die Bruchkante gestellt. Die Masse muß nun an verschiedenen Stellen von verschiedener Härte gewesen sein, — genug, während einzelne Theile wie unangetastet den verwitternden Einwirkungen widerstanden, wurden andere von den Atmosphärilien dermaßen zersetzt, ausgenagt und zerstört, daß sie gänzlich verschwanden und nur jene isolirten Zacken zurückblieben. Beispiele im Großen liefern die Aiguille verte, die schlanke Aig. de Dru, die Aig. du Moine, die ungemein zersplitterten Aiguilles de Charmoz, die Aiguilles Rouges — alle zu beiden Seiten des Chamounythales, die Schreckhörner und Grindelwalder-Viescherhörner in den Berner Alpen, — die ganze südliche Thalwand des Graubündnerischen Bergell u. A. m.

Aber noch eine andere Art der Verwitterung granitischen Gesteines zieht in den Alpen unsere Aufmerksamkeit auf sich und zwar in höchst sonderbarer Weise und an Orten, wo man sich die Erscheinung nicht gleich erklären kann. Diese zeigt sich in den s. g. „Teufelsmühlen" oder „Felsenmeeren" auf den äußersten Gipfeln vieler isolirter Berge. Ein Beispiel möge erläuternd für viele gelten. Zu den besuchtesten Aussichts-Punkten des Berner Oberlandes gehört das Sidelhorn nächst dem Grimselpaß. Vom Grimsel-Hospiz aus besteigt man es bequem in 2 bis $2^1/_2$ Stunden. Je mehr man sich dem Kulme nähert, desto mehr häufen sich große,

unordentlich übereinander geworfene Felsentrümmer, bis endlich die äußerste Höhe ganz mit solch einem Chaos von lose geschichteten granitischen Gneisblöcken übersäet ist. Bisweilen scheinen sie eine gewissermaßen gegliederte Lagerung einzunehmen, etwa so wie ineinander gestellte Teller; dann wieder an anderen Stellen zeigt sich ein ziemlich geordneter treppenähnlicher Aufbau; meist aber liegen sie ohne erkennbare Anordnung durcheinander. Diese auf Gipfeln jedenfalls auffallende Erscheinung ist gleicherweise ein Resultat der Granit-Verwitterung, aber solcher Massen, in denen mehr oder minder die Schalen-Struktur einst vorwaltete. Die Gebrüder Schlagintweit bilden im Atlas zu ihren „Neuen Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen" solche ausgewaschene Gneisschalen ab. — Wenn der phantasiereiche Jean Paul sich des schönen Bildes bedient: „Die Gräber seien die Bergspitzen einer fernen neuen Welt", so sind hier in Wirklichkeit die Bergspitzen die Gräber einer fernen vergangenen. (G. Studer.)

Die großartigsten und imposantesten Kolosse granitischer Gesteine finden wir nur in den Centralmassen der Alpen. Dort übergipfeln sie oft in so furchtbarer Erhabenheit als senkrecht aufsteigende Felsenpaläste die tiefen Thalkessel, daß man vor ihrer Größe zurückschreckt. Wer noch nie die düsterprächtige Pyramide des Finsteraarhornes vom „Abschwung am Aargletscher" aus erblickte, wie sie in kaltem Ernst nackt aus den Firnlagern in die Wolken steigt, — wer den Montblanc noch nicht auf der Süd-Ostseite umwanderte und die volle, prächtige Kernform seines Massivs vom Gramont aus, — oder vom Zinalgletscher (in der Tiefe des Einfischthales) die riesigen Felsenstirnen des Grand Cornier, der Dent blanche und des Weißhornes rund um sich her mit einem Blick übersah, der wird schwerlich einen richtigen idealen Maßstab für die wahrhaft kolossalen Verhältnisse sich konstruiren können. Und dennoch werden alle diese granitischen Giganten dem Ein-

drucke nach, welchen sie auf das starr-staunende Auge machen, weit übertroffen von jenem jähpralligen Absturz, welchen der Monte Rosa im Thalschluß von Macugnaga zeigt. Es ist die erste vertikale Größe des Europäischen Kontinentes. Die Matadoren der Kalkzone wie die Diablerets, das Dolden- und Gspaltenhorn, Blümlisalp u. A. zeigen gewaltige Felsenfronten; aber sie schwinden jenen Granitkörpern gegenüber zu Massen zweiten Ranges zusammen.

Wir nannten den Granit den historischen Stein der Erde; für die Alpen ist er es in mehr als einer Beziehung. Seine ernsten Felsenwände wurden oft Denksäulen großer Thaten, welche den erhabensten Momenten des klassischen Alterthums gleichzustellen sind. Jener unerschrockene Russe Suworoff, welcher sich eher zwischen den Klüften begraben lassen als von der Stelle weichen wollte, ließ, als seine Gardekolonnen am 25. Sept. 1799 die Franzosen unter Gaudin im engen Val Tremola zurückgeschlagen hatten, mit lakonischer Kürze in die Granitwand die Worte „Suwarow Victor“ zu ewigem Gedächtniß eingraben; am nächsten Tage waren die Gneisschroffen dort, wo die Teufelsbrücke in kühnem Bogen die Sturzwellen der Reuß überbaut, Zeugen eben so kühner Heldenthaten. Ueber die granitischen Einöden des großen Sanct Bernhard führte Bonaparte, im Mai 1800, seine Armee zum Siege von Marengo, und als die, auf sein Geheiß, durchbrochene Simplon-Straße, der erste große Alpenweg, fertig war, ließ er, stolz auf sein Werk, in eine Lichtöffnung der Gallerie von Gondo einmeißeln: „Aere Italo MDCCCV. Nap. Imp.“ — Auf Granitboden wurde Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeyr, geboren, und zwischen Granitfelsen schlug er seine glorreichen Schlachten zur Befreiung Tyrols. Aber auch weiter zurückgehend in ältere Zeiten begegnen wir Großthaten, eben so körnig und fest wie das Gestein, auf dem sie geschahen. Benedikt Fontana hauchte auf den Gneiskrystallen der Malserhaide seine Heldenseele mit den freudigen Worten aus:

„Nur wacker dran, o Bundesgenossen! laßt Euch durch mein Fallen nicht irren! Ists doch nur um Einen Mann zu thun. Heute mögt Ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet Ihr sieglos, bleibt den Kindern ewiges Joch!" Das sind Worte wie Granit und Urgestein; es ist, als ob von dem Charakter der Felsart etwas ins Blut des Volkes übergegangen wäre. — Und dann die gewaltige Decemberschlacht von 1478 im Livinenthale bei Giornico, wo ein Hirtenhäuflein die zehnfach überlegenen Mailänder unter dem Grafen Borelli aufrieb, daß ihr Blut den Schnee bis Bellinzona roth färbte; dann die Heldengräber der 3000 Eidgenossen bei Arbedo, die in dem Verzweiflungskampfe von 1422 der Uebermacht von 24,000 Lombarden erlagen; — der Walliser doppelte Bluttaufe bei Ulrichen und auf der Grimsel um 1419, und viele andere Zeugnisse männlichen Muthes und kühner That, — sind es nicht Erinnerungen, die sich ihr Denkmal mit Flammenlettern für Menschengedenken auf die Felsentafeln dieser granitischen Kolosse niederschrieben?

Ist die Zeit auch hingeflogen,
Die Erinn'rung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie. Uhland.

Aber noch mehr erzählt uns der stumme Stein, von noch weiter zurückliegenden Zeiten, von einer Epoche, in welcher die Alpen schon, wie wir sie heute sehen, aufgerichtet dastanden, in welcher aber das menschliche Geschlecht noch nicht existirte. Diese Gedächtnißsteine sind die „Erratischen Blöcke".

Erratiſche Blöcke.

Da iſt ein Blühen rings, ein Duften, Klingen,
Das um die Wette ſprießt und rauſcht und keimt,
Als gält' es jetzt, geſchäftig einzubringen,
Was ſtarr im Schlaf Jahrtauſende verſäumt.
Das iſt ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Städt' im Thal, der Häuſer auf den Höh'n!
Kein Ahnen, daß ihr Fundament auf Trümmern,
Kein leiſer Traum des Grabs, auf dem ſie ſtehn! —
Anaſtaſius Grün.

Ja! ſie ſtehen auf Trümmern, viele Städte des Alpenlandes, auf Blockwällen und Felſenfragmenten, die aus den Centralketten des Gebirges ſtammen. Freilich liegt dieſe Trümmer-Baſis nicht allenthalben offen zu Tage; der Arbeiter, der das Fundament zu einem Neubau ausſticht, oder der Bergmann, der nach einer friſchen Brunnenquelle gräbt, findet ſie erſt in einiger Tiefe der oberſten Bodenſchicht. Aber nicht blos verſteckt im Erdreich, ſondern frei und offen, auf dem Felde und im Walde des Hügellandes, ja ſogar droben auf den Vorbergen der Alpen und am Jura, bis zu einer Höhe von 5000 Fuß, findet man Felſenblöcke, die der Natur ihres Geſteines nach, 20 bis ſogar 45 Schweizerſtunden (über 28 deutſche Meilen) weiter drinnen in den Central-Alpen heimath-

berechtigt sind. Man nannte sie deshalb „Fündlinge oder Irrblöcke". Sie zeigen theils abgerundete Flächen, wie Rollsteine und Flußkies, theils frische scharfkantige Bruchlinien, als ob sie eben erst vom Mutterfelsen abgesprengt wären, — in allen Größen, vom Umfange einer Kegelkugel bis zu solchen kubischen Körpern, daß aus dem Material eines einzigen, bei Zürich im Felde gelegenen s. g. „rothen Ackersteines" anno 1674 in Höngg ein respectables, zweistöckiges, massives Haus gebaut werden konnte, welches folgende Inschrift trägt:

Ein großer rother Ackerstein
In manches Stück zerbrochen klein
Durch Menschenhänd und Pulversg'walt
Macht jezund dieses Hauses G'stalt.
Vor Unglück und Zerbrechlichkeit
Bewahr es Gottes Gütigkeit.

Früher hat es einmal dem Grafen Benzel-Sternau gehört. Der Block aber, aus dessen Gestein das Haus erbaut wurde, stammt aus der Tiefe der Glarner Gebirge, etwa vom Freiberge oder aus dem Sernf-Thale.

Das „Woher?" hat der Wissenschaft wenig Mühe gemacht; aus der Struktur, Farbe und mineralischen Mischung der Granit-, Gneis-, Glimmer-, Verrucano- und Schiefer-Findlinge, so wie aus der Lage des Fundortes zu den Thalsystemen der Alpen, konnte man bald entziffern, zu welcher Centralmasse sie gehörten. Aber das „Wie?" des Tranportes machte den Naturforschern der letzten fünfzig Jahre viel zu schaffen. Die Einen vermutheten, es habe einst, bei den letzten Gebirgshebungen, ein extraordinär-großartiges, vulkanisches Natur-Bomben-Werfen stattgefunden, bei welchem die Alpen diese Fragmente ausgespien und meilenweit über Berg und Thal geschleudert hätten. Diese kühne Phantasie wurde aber bald zerstört durch die thatsächliche Nachweisung einerseits der Regelmäßigkeit, mit welcher viele dieser Blöcke wie in einer Linie an den Bergeshalden abgelagert wurden, anderseits

des Innehaltens beſtimmter Verbreitungsbezirke zu den Stammgebieten. Andere ließen den Transport durch enorme Ueberſchwemmungen beſorgen, die jene, oft hunderttauſende von Centnern wiegenden Laſten aus den Alpen herniedergewälzt haben ſollten; allein auch dieſe Hypotheſe wurde raſch durch phyſikaliſche Beweiſe in ihrer Unhaltbarkeit zurückgewieſen. Erſt als die Theorie über Natur und Bewegung der Gletſcher (welchen ein ſpäterer Abſchnitt dieſes Buches gewidmet iſt), angeregt durch den Walliſer Ingenieur Venetz, fortgeführt und ausgebildet durch Agaſſiz und Forbes, eine Menge der ſeltſamſten Erſcheinungen in den Alpen beleuchtete und erklärte, gelangte man auch zu dem Schluß: daß die erratiſchen Blöcke durch einſtige ungeheuer große Eisgletſcher, welche bis in das Schweizeriſche Mittelland hinausgereicht haben müſſen, an ihre dermalige Lagerſtätte befördert worden ſeien. Wie in dem ſpäteren Abſchnitte nachgewieſen werden ſoll, bewegen ſich die Gletſcher von der Höhe der Gebirge langſam dem Thale zu und transportiren auf ihrem Rücken die von den zur Seite ſtehenden Felſen abgebröckelten Geſteine bis zu der Stelle, an welcher die Gletſcher, in Folge warmer Temperatur, abſchmelzen und ihre Felſenlaſten abladen. Dieſe Geſteinswälle, welche ſich an dem Ende oder der Stirn eines Gletſchers anhäufen, werden Frontmoränen genannt.

Das Vorhandenſein ſolcher hufeiſenartig-aufgebauter, hoher Fündlingswälle oder einſtiger Frontmoränen im Schweizeriſchen Mittellande, z. B. bei Bern, Surſee, Bremgarten, Zürich, Rapperſchwyl u. ſ. w., gab den erſten Beweismoment für den Gletſchertransport der Irrblöcke ab. In Zürich ſind der Promenadenhügel, die Anhöhen, auf denen der Großmünſter, die Kirche von Neumünſter, der Lindenhof u. ſ. w. ſtehen, Reſte einer ſolchen ehemaligen, großen Frontmoräne. — Ein zweites Beweismittel wurde darin gefunden, daß die Fündlingsblöcke, ſelbſt wenn ſie aus dem härteſten Geſtein beſtehen, ebenſolche eingeritzte Furchen und Linien zeigen wie das Felſenbett, über welches die Gletſcher der Jetztzeit

sich hinweg bewegen. Vermöge des Druckes der ungeheueren Eislast ritzt diese nämlich bei ihrem Fortrutschen über den Gesteinsboden mit kleinen, sehr harten, scharfen Quarzkrystallen Linien ein, die wie mit dem Glaser-Diamant geschnitten aussehen. Geröll-Blöcke, die von den wilden Alpenströmen heruntergeschwemmt wurden, tragen diese Kennzeichen nicht. Die erratischen Blöcke tragen somit, in Folge dieser von der Natur ihnen selbst aufgedrückten Schriftzüge, gleichsam den Reisepaß ihrer zurückgelegten Wandertour bei sich, mit der Visa jeder Thalschaft versehen, durch welche sie ihre Wege nahmen. — Das dritte und bedeutendste Argument für die Annahme, daß die Fündlinge durch Gletscher transportirt wurden, fand man in den s. g. Rundhöckern (Roches mutonnées). In den meisten Alpenthälern, deren himmelanstrebende Wände aus schwer verwitterndem Gestein, aus granitischen Massen, bestehen, erblickt man nämlich bis in gewisse Höhen (oft bis zu tausend Fuß über der jetzigen Thalsohle) Abrundungen, regelmäßige Streifungen und geglättete Partieen, deren Schliff oft so fein ausgeführt ist, daß er im Sonnenschein spiegelblank glänzt. Beim Niedersteigen vom Todtensee auf der Paßhöhe der Grimsel nach dem Hospiz, dann weiter drunten bei der s. g. Hälen-Platte, — auf dem Trümmerfeld nächst dem Gotthards-Hospiz, und an hundert anderen Stellen der Schweiz kann man solche „Rundhöcker" besehen, befühlen und, — wo sie nicht mit der schwefelgelben Flechte Lecidea geographica überzogen sind, deren Politur bewundern. Dieses gleiche Phänomen zeigt sich uns aber auch unmittelbar neben dem Gletscher, neben einem Gorner-, Viescher-, Aletsch-, Findelen und Zinal-Gletscher; wir können es verfolgen von dem Gestein an, welches unter dem Eis hervorragt, bis weit hinauf an die Thalwand, — wir können es verfolgen in horizontaler Linie, stundenweit thalauswärts, ohne Unterbrechung, gleichviel ob die Gesteinslagerungen und Gesteinsarten vielmals wechseln. Nach solchen Dokumenten wird die Vermuthung zur unbezweifelbaren Thatsache, daß diese

Thaltiefen, welche jetzt zum Theil mit uralten Waldungen überwachſen ſind, einſt von rieſenhaften Gletſchern ausgefüllt wurden. Es zeigt ſich aber in der Regelmäßigkeit der Ablagerung erratiſcher Geſteine endlich noch ein Beweismittel, welches die anderen weſentlich unterſtützt und ergänzt. Hierunter iſt nicht nur jene, ſchon erwähnte, egale Ablagerung „der Linie und gleichen Höhe nach" erfolgte zu verſtehen, wie ſie ſich an den Abhängen niederer gehügelter Berge der Voralpen, des Mittellandes und des Jura-Gebirges zeigt, ſondern die regelmäßige Gruppirung der Irrblöcke nach Farbe, Stoff und Qualität ihres Geſteines. Man wird z. B. an den beiden Seiten eines breiten Thales, deſſen Tiefe wieder droben im Gebirge ſich in mehre Seiten- und Nebenthäler veräſtelt, nie bunt durcheinander, herüben und drüben die gleichen grünen, rothen, weißen, braunen, grob- und feinkörnigen, wellenförmigen oder blätterigen Granit-, Diorit-, Gneis-, Schiefer- oder Kalk-Brocken finden, ſondern ſie werden verſchieden ſein. Verdeutlichen wir uns dieſen Umſtand ein wenig mehr. Denken wir uns den Gletſcher als einen Hauptſtrom, der aus dem Zuſammenfluß mehrer Gebirgsflüſſe entſteht, ſo wie jeder dieſer Gebirgsflüſſe wieder aus der Einmündung von Nebenflüſſen ſein Waſſerquantum erhält, — denken wir uns ferner, daß nun jeder dieſer Nebenflüſſe von ſeinen ihn eingränzenden Felſenufern Geſteinsfragmente aus dem Gebirge mit herunterbringt, ſo würden dieſe, weil das Waſſer in ſeinem Laufe ſich vermiſcht, wahrſcheinlich die mitgebrachten Steine auch untereinander mengen. Die Gletſcher aber, als feſte Eiskörper (wenn wir das Bild eines Strom-Syſtemes feſthalten) vermiſchen ſich nicht, wenn ſie im breiten Gletſcher-Hauptthale zuſammenkommen, wie das bewegliche, flüſſige Waſſer, ſondern ſetzen ihren Weg *nebeneinander*, wenn auch ſcheinbar als *vereinigte* große Eismaſſe fort, und die auf denſelben liegenden, langen Trümmergeſteins-Linien (die Moränen) zeigen weithin an, aus wie viel Seiten- und Nebengletſchern der Hauptgletſcher zuſammengeſetzt iſt. Darum bleiben auch die, aus den

verſchiedenen Thälern ſtammenden Geſteine geſchieden. Und darum wurden von den einſtigen Rieſengletſchern die, durch dieſe beförderten, erratiſchen Blöcke je nur auf derjenigen Thalſeite abgelagert, welche mit den tiefer im Gebirge liegenden Seitenthälern korreſpondirt. Der bekannte ſchweizeriſche Geologe Eſcher von der Linth hat eine, auf langjährige Unterſuchungen gegründete, Karte der Verbreiterungsbezirke aller nördlich von den Alpen in der Schweiz gefundenen Irrblöcke herausgegeben. Wir finden ſolche erratiſche Geſteine aber auch an der Südſeite der Alpen. Die Lombardiſchen Binnengewäſſer des Lago maggiore, des Comer- und Garda-See's ſind an ihren Ausfluß-Enden von ganz ähnlichen Blockwällen geſchloſſen wie der Züricher-, Sempacher- und Balbegger-See in der Schweiz. Außerdem zeigt ſich das erratiſche Phänomen auch in dem Gebiete anderer Gebirge; die Pyrenäen, das ſchottiſche Hochland, die ſchwediſchen Kjölen, die Vogeſen, die Cordilleren Amerikas haben eben ſo gut ihre Wanderblöcke wie die Alpen.

Dieſe auf beiden Hemiſphären auftretende Erſcheinung zuſammengefaßt, führt demnach zu der Annahme, daß einſt eine Periode allgemeiner Erkältung und Vereiſung exiſtirt haben muß, die wohl das jüngſte Ereigniß im Bildungsprozeſſe unſeres Erdkörpers war. Denn wo man auch ſolche Irrblöcke findet, immer zeigen ſie ſich als das letzte Ablagerungsmaterial, das erſt dann an ſeinen gegenwärtigen Standort gelangte, als das Alpengebäude mit ſeinen Thälern und Schluchten, Flußbetten und Seebecken ſchon, wie wir es heute ſehen, beſtand.

Karrenfelder.

Wer ergründet der Schöpfung heilige Kraft,
Die in ihren ewigen, weiten Kreisen
Durch Zerstörung wieder Neues schafft.
Maltitz.

Auf jene verlassenen, vegetations-entblößten Gegenden der tropischen Zone, auf die unübersehbaren Sandfelder Afrikas und Asiens, übertrug der Sprachgebrauch ausschließlich die Schilderung Mosis vom Aussehen der Erde am ersten Schöpfungstage und nannte diese unheimlichen, gluthdurchwehten Flächen vorzugsweise „Wüsten". Auch die Alpen haben ihre Wüsten, ihre Reviere des scheinbar vollendeten Naturtodes, wo die Tributkraft der ewigen Gebärerin erstirbt; aber sie stellen sich in ganz anderer Form, unter anderen Umständen, mit wesentlich anderem Material dar, als die Saharen. Gewöhnlich sucht man sie droben über der Schneelinie, in den unversiegbaren Firnmulden und auf den Gletscherhängen, wo die durchdringende Kälte jede organische Entwickelung im Keime zu zerstören droht. Wie aber eine spätere Schilderung unseres Buches zeigen wird, sieht es da droben in den Eismagazinen keineswegs so erstorben aus; im Gegentheil, die Lebenspulse der Erde durchzittern auch diese Einöden in regelmäßigen

Schlägen, und ein ſtill geſchäftiges Treiben arbeitet, kaum erkennbar aber ſtetig, im Dienſte des großen wunderbaren Naturhaushaltes, um die dieſem Theile gewordene Aufgabe zu erfüllen und zur Erhaltung des Ganzen beizutragen. Hier alſo werden wir das Analogon nicht zu ſuchen haben. Und in der That, es giebt noch ödere, noch weit abgeſtorbenere Gegenden im Gebirge als die Schneewüſten, — große, weit ausgedehnte Strecken in unbetretenen Wildniſſen, die, von jeder Vegetation entblößt, in ewig ſtarrer Reſignation daliegen; dies ſind die Schratten- oder Karrenfelder, von den Romanen „Lapiaz“ genannt.

Droben im Gebirge, ſeitwärts der begangenen Päſſe und belebten Alpweiden, im Gebiet der Kalkzone bei einer Höhe von 4000 bis 6000 Fuß, liegen kahle, nackte Steinflächen, oft ſtundenlang, faſt horizontal ausgebreitet, die ſo zerfurcht und von tief ausgewaſchenen Hohlkehlen durchkreuzt ſind, daß ſie ausſehen, als ob ein wogendes Meer mit ſeinen Wellenhügeln plötzlich hier verſteinert wäre und ein unentwirrbares Netz aufgegipfelter Wogen zurückgelaſſen hätte. Mitunter ſind ſie ſo ſchreckhaft zerklüftet und von klaftertiefen Rinnſalen ausgefreſſen, daß es unter allen Umſtänden unmöglich iſt, über dieſelben hinweg, ſei es im Sprung, durch Klettern oder im Balancirſchritt, einen Weg ausfindig zu machen. Denn die zwiſchen dieſen Vertiefungen ſtehen gebliebenen Geſteinsreſte laufen wie ſchmale Dämme, ſcharf, wie die Schneide eines Meſſers, nebeneinander her, brechen plötzlich ab und werden von breiten Querkanälen durchſchnitten; bald wieder ſehen ſie aus wie Kämme, deren einzelne Zinken in den verſchiedenſten Höhen abgebrochen ſind, eine wie von rieſigen Inſtrumenten nach allen Richtungen zerhackte, hohlgeſchabte, durchſägte, ausgemeißelte Fläche, ein ſteinernes Splitter- und Zacken-Meer voll der bizarrſten Formen, die nicht ſelten an die Gletſchernadeln erinnern. Dazwiſchen tiefen ſich Löcher ab, trichterförmig, ähnlich kleinen Kratern der Vulkane, oder ſie verſinken wie ſchief ins Innere ſich verlierende Ka-

näle; — dann wieder öffnet sich ein mehre Klaftern breiter, ausgehöhlter Kessel, dessen Boden wie der eines Siebes durchlöchert ist. An anderen Stellen scheint in diesem Chaos wieder ein gewisses Formengesetz bei der Erosion gewaltet zu haben, denn die Trümmermassen gewinnen beinahe das Ansehen des Zellenbaues in den Honigtafeln der Bienenstöcke, weshalb der Hirt sie auch bezeichnend „Steinwaben" nennt. Summa, es ist ein Urbild der schrecklichsten Zerstörung im Kleinen.

Dies Alles ist ein Resultat der Verwitterung, des unmerklichen aber erfolgreichen Ausschleifens durch Gletscher-, Schnee- und Regenwasser, der ausdörrenden, sprödemachenden Sonnenhitze und der zerspaltenden, auseinander treibenden, absprengenden Kälte, der vollsten ununterbrochenen Einwirkung der Atmosphärilien auf den Gesteinskörper. Und weil gerade an diesem Kalk sich mehr als an jedem anderen die Verwitterung zeigt, und weil selbst die in demselben enthaltenen Muscheln nur fragmentarisch, zertrümmert vorkommen, so haben die Geologen denselben vorzugsweise „Rudistenkalk", oder nach den organischen Einschlüssen (Caprotina ammonia und gryphoides d'Orb.) auch „Kaprotinenkalk" genannt. Außerdem führt er auch noch die volksthümliche Bezeichnung „Schrattenkalk", weil Schratten beim Aelpler so viel wie „Bergrisse und Spalten" bezeichnen, — vielleicht durch Versetzung des „r" aus dem schrift-deutschen Worte „Scharte" (engl. Shard, Scherbe) entstanden. Weil endlich, an den kahlen, nackten Felsenflächen, besonders im Kanton Unterwalden, die Rudisten auffallend hervortreten und sonderbare, ungewöhnliche Figuren auf dem Fond des Gesteines formiren, so nannte man dasselbe auch „Hieroglyphenkalk".

Offenbar ist die Auflöslichkeit dieses Kalkes eine sehr verschiedene, wodurch die Zerfurchung entstanden ist. Da auf diesen morschen Felsenknochen, die im Sommer unerträgliche Hitze rückstrahlen, auch nicht ein Stäubchen fruchtbarer Erde haftet, —

da ferner das im Frühjahr, während der großen Schneeschmelze, in der subalpinen Region entstehende oder nach Regengüssen sich sammelnde Wasser durch die ausgewühlten Rinnen und Löcher sofort spurlos in die Eingeweide der Berge hinabeilt, um am Fuße derselben als Quelle hervorzusprudeln, so ist es erklärlich, daß diesen Flächen jede Bedingung fehlt, um Pflanzen, und wären es die genügsamsten, zu ernähren. So weit das Auge über die trostlose, bleiche, einsame Felsenfläche schweift, sieht es traurig, erstorben aus. Wo aber keine Blume blüht und ihre Honigkelche öffnet, da summt auch kein Insekt, da gaukelt kein Falter, schwirrt kein Käfer, — wo kein Kräutchen, kein Grashalm sich in die Felsenspalte einzuklammern vermag, selbst nicht einmal Moose ihr mageres Leben fristen können, da rastet auch nicht das kleinste Höhlenthierchen, — und wo Weg und Steg so zerstört sind wie in diesen Karrenfeldern, da verirrt sich kein Gratthier hin. Sogar die Vögel scheinen diese Stätte der Verwilderung zu fliehen, denn nie sieht man Schneekrähen oder Bergdohlen, Steinhühner oder Flühlerchen, Falken oder Adler auf dieselben sich niederlassen. Somit dürfen die Schrattenfelder sehr füglich die Wüsten der Alpen genannt werden. — Wo dagegen die Karrenfelder an die Weiden angränzen, wo also angeschwemmte Erde in den Vertiefungen sich abgelagert hat, da entwickelt sich auch die üppigste Vegetation, die man in den Alpen finden kann. Solche Stellen dienen oft den Wurzelgräbern als beste Fundgrube ihres gefährlichen Erwerbes.

Wie überall, wo Düsteres, Unerklärliches, Außerordentliches sich zeigt, der Volksglaube die Einwirkung übernatürlicher Kräfte voraussetzt, so nimmt auch hier die Erklärung ihre Zuflucht zu bösen Geistern und infernalischen Mächten. Zwerge und Erdgnomen, vom Volke „Schrättli" genannt, sinds, die die Steine so ausbohren und durchbrechen; ihnen ist der feste Erdkörper ein „Nichts", durch welches sie wie die Schärmäuse sich durchwühlen. Eine andere Ueberlieferung erzählt: die Schrattenfluh im Entlebuch (Luzern)

sei ehedem eine der schönsten Alpenweiden im Lande gewesen und habe zwei Brüdern gehört, welche dieselbe gemeinschaftlich verwalteten. Als darauf Einer von Beiden blind geworden sei, da habe man Theilung des Gutes beschlossen und die Ausführung dem Gesunden übertragen. Dieser aber habe den blinden Bruder übervortheilt, die Marchsteine falsch gesetzt und sich den größten und schönsten Theil der Alp angeeignet. Wie solche Kunde dem Blinden überbracht worden sei, habe dieser seinen Bruder darüber zur Rede gestellt. Der Ungerechte aber habe sich verheißen und verschworen: „Der Teufel solle ihn holen und die Weide zerreißen, wenn er nicht ganz ehrlich getheilt habe." Da sei denn ein furchtbares Wetter entstanden, der Berg habe gebebt, Satanas sei erschienen und der Schwur in Erfüllung gegangen. Der Teufel habe allen Rasen und nutzbares Erdreich vom Berge abgestreift und zwar so begierig und eifrig, daß man noch heutigen Tages die Spuren seiner Krallen im Gestein als jene Rinnen erblicke. Während die Weide des Blinden unversehrt blieb, verfiel der Andere der Hölle.

Es liegt, lassen wir das Motiv der Erzählung außer Spiel, tiefer und wahrer Sinn dieser Sage zu Grunde. Die unverständige Menschenhand, welche die Berge ihrer Wälder so beraubte, daß der Boden kahl, den Zerstörungen durchs Wetter preisgegeben wurde, war die Teufelsfaust, welche den Berg verwüstete;

Gestorben ist der Fichtenwald,
Verwittert sind die Zinken:
Nur grau Gestein, so alt und kalt
Liegt da, mir graus zu winken. Witte.

Man suchte die Karrenfelder als Resultate der einstigen großen Gletscher-Erosion darzustellen, zumal sie oft mit anderen unverkennbaren Gletscherspuren in Verbindung auftreten. Genauere Untersuchungen haben jedoch die Unhaltbarkeit dieser Hypothese zur Genüge nachgewiesen. Der Gletscherschliff, dessen im Abschnitt: „Granit" schon Erwähnung geschah, hat gerade die Eigenthümlich-

keit einer gleichmäßigen Abnutzung und Abrundung der Gesteine, während ein ächtes Schrattenfeld die Unregelmäßigkeit und Ungleichheit selbst ist. Die bedeutendsten, größten und ausgeprägtesten Karrenfelder liegen in den Kantonen Appenzell, St. Gallen, Glarus und Schwyz; das renommirteste und besuchenswertheste ist das auf der Silberen. Von dem idyllischen Klönthaler See (jetzt seit Eröffnung der Eisenbahn nach Glarus, der Wallfahrtsort aller Touristen) erreicht man dasselbe, den Weg über den Pragel fast bis auf die Paß-Höhe verfolgend und dann links abbiegend, in $2^1/_2$ bis 3 Stunden. Die Kalkfläche des Karrenfeldes auf der Silberen ist so weiß, daß man dieselbe, von Weitem gesehen, für ein Schneefeld hält. Andere Schratten sind am Nordhang der Churfirste am Scherenberg unweit des Leistkammes, die ausnahmsweise an manchen Stellen fast ganz mit Alpenrosen überwuchert sind, — dann am Meßmer auf der Westseite der Säntiskette der Silberplatte entlang, — ferner am Kerenzerberg (leicht mittelst der Eisenbahn am Wallensee zu erreichen), — an den Bergen des Wäggithales, am Fluhbrig, Frohnalpstock, am Bauen (Vierwaldstätter See), am Sätteliſtock, auf dem Brünigpaß, am Kaiserstock, an den Pässen des Rawyl und Sanetsch, Tour d'Ay, Tour de Mayen und vielen anderen Orten.

Nagelfluh.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Goethe.

Wenn Du, lieber Leſer, auf deiner ſommerlichen Schweizerreiſe, oder Du, lieber Schweizer, aus dem deutſchen Reich über den Bodenſee kommend bergwärts wanderſt, durchs fröhliche Appenzeller Ländchen, oder durch das induſtrielle freundliche Toggenburg, oder noch mehr weſtwärts durchs behäbige Emmenthal und Entlibuch, — oder wenn Du auf den Rigi ſteigſt, — oder ſogar nur auf den Freudenberg ob St. Gallen, — dann fällt Dein Blick oft auf Felſenwände, die dem üblichen Begriff nach nicht eigentlich Felſen ſind, weil ſie wie Frontwände großer Kiesgruben ausſehen. Betrachte dieſes konglomerirte Geſtein doch ein wenig näher, verweile einige Augenblicke bei ihm; Dein Zeitverluſt wird, biſt Du anders dilettirender Freund der Naturwiſſenſchaften, reichlich belohnt werden.

Dieſes ſonderbare Gebilde iſt „Nagelfluh", ein tertiäres Anſchwemmungs-Produkt, ein aus Geſchiebe und Rollſteinen komponirter Natur-Füllbau, in die Periode der Molaſſezeit gehörend, alſo eines der jüngſten Schuttgeſteine, die wir kennen. Die Nagelfluh kommt in mächtigen Maſſen und ſtundenweit verbreiteten Flächen blos an der nördlichen Abdachung der Alpen vor und geſtaltet hier die erſten Anhöhen und Berge. Am und im Jura iſt ihr Auftreten nur ſporadiſch, wie z. B. um Pruntrut, Delsperg, an dem berühmten Felſenthor der Pierre pertuis, in der kühlen Einſiedler-Schlucht St. Verona bei Solothurn, um Aarburg und Aarau und im Teufelskeller bei Baden. Außerdem zeigt ſich die Nagelfluh nur noch in Vorder-Indien.

Dieſes den ſogenannten Puddingſteinen verwandte Konglomerat beſteht aus mächtigen, oft ſogar bis zu mehren tauſend Fuß Dicke anwachſenden Schichten abgelagerter Rollſteine, die mittelſt eines kalkhaltigen, unter Säuren aufbrauſenden Cementes miteinander verbunden ſind, — mitunter ſo außerordentlich feſt, daß beide Theile eine gleichmäßig harte Maſſe bilden und beim Sprengen in glatter Fläche ſpalten, ſo daß der Bruch ebenmäßig durch Cement und Rollſteine geht. Dieſe Feſtigkeit iſt ſo bedeutend, daß man die Nagelfluh einiger Gegenden, wie z. B. die unter dem Namen des Degersheimer und Solothurner Marmors bekannten Arten, zu Werken der Bildhauerei, zu großen Brunnenbecken und monumentalen Arbeiten, ja ſogar zu Mühlſteinen benutzt hat. Die Größe der in den Cement eingebackenen Rollſteine variirt außerordentlich; man findet deren, die wie winzige Hirſekörnchen nebeneinander liegen und ſomit der Schicht das Anſehen eines grobkörnigen Sandſteinlagers geben, — und wiederum ſolche von dem Umfange großer klafterhaltiger Blöcke.

Dies Alles würde aber die Nagelfluh noch zu keinem beſonders intereſſanten Naturprodukt machen, wenn nicht ein Paar Umſtände dabei noch vorwalteten, die bisher noch keine genügende Aufklärung

fanden. Die Nagelfluh besteht nämlich, wie eine jede Kiesgrube, aus den verschiedenartigsten, kugelig, oblong oder flach-rundlich abgeschliffenen Gesteins-Fragmenten. Je nach ihrer Farbe und qualitativen Zusammensetzung hat man sie in die beiden Hauptgruppen der bunten- und der Kalk-Nagelfluh abgetheilt. Zur bunten Nagelfluh gehören jene Konglomerate, welche, wie der Name schon sagt, in reicher Farben-Mosaik prangen. Minder brillant sieht die Kalk-Nagelfluh aus. Bei ihr sind gebrochene graue, blaue und schwärzliche Töne vorherrschend; doch giebt es auch solche, die davon abweicht, wie z. B. die Nagelfluh am Fuße des Speers bei Weesen am Wallensee, welche fast das Ansehen von Rothwurst oder Gothaer Preßkopf hat. Denn in dem dunkelrothen eisenhaltigen Cement sind weiße Feldspath-Geschiebe eingebacken, die wie fette Speckwürfel aussehen, und wieder andere kalkhaltige Gesteine, die man ohne sonderliche Anstrengung der Phantasie für Schweineschwarte und Kesselfleisch halten kann. Unmittelbar hinter dem Bahnhof in Weesen kann der Kuriositätenfreund sich Bruchstücke dieses Naturspieles auflesen.

Der eine bis jetzt noch unerklärt gebliebene Umstand beruht nun darin, daß man Geschiebe von Felsarten (und zwar in Menge) darin findet, welche entweder in den Alpen gar nicht — oder doch nur in den südlichen Thälern derselben vorkommen (d. h. deren heutige Flußgebiete gegen Süden auslaufen, wie das der Rhône und des Ticino), — oder daß Geschiebe von Gesteinsarten wieder gänzlich in der Nagelfluh fehlen, die man in großer Menge darin erwarten sollte, weil sie in den Alpen außerordentlich reichlich vorhanden sind. Es bleibt somit nichts Anderes übrig, als anzunehmen: daß die Rollsteine der Nagelfluh von Gebirgen herrühren, die bei einer der großen Erdumwälzungen gänzlich zertrümmert, dann durch die Friktion in den Fluthungen des Urmeeres abgeschliffen und gerundet, hierauf in gewaltigen Schichten abgelagert, von Cementschlamm umhüllt und

endlich bei der Hebung der Alpen mit aus den Meerestiefen emporgehoben wurden.

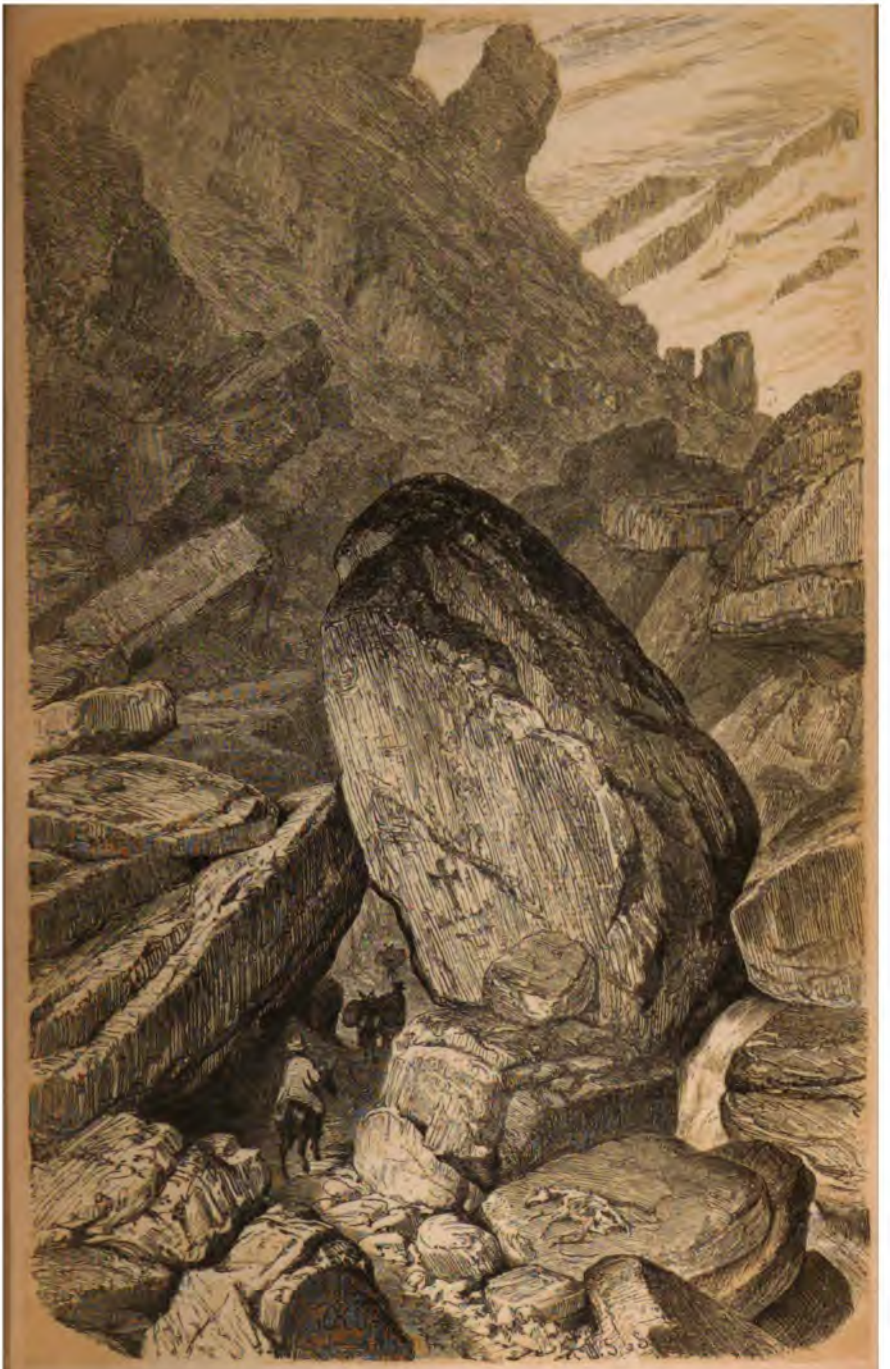
Eine zweite noch interessantere, aber auch noch minder erklärliche Erscheinung ist die der Impressionen. Sucht man nur einige Augenblicke an blosgelegten Nagelfluh-Felsen, namentlich an solchen, deren Bindemittel nicht zu hart ist, so daß man die Rollsteine leicht aus ihnen herauslösen kann, so wird man von letzteren Exemplare finden, welche tiefe, muldenförmige Eindrücke von ihren unmittelbaren Nachbaren erhalten haben, etwa so, als wenn man in frisches, geknetetes Brod irgend einen beliebigen harten Gegenstand eindrücken würde. Nun sind aber beide Steine in der Regel von gleich harter Masse, und der Stein Nummero Zwei, welcher die Impression in dem von Nummero Eins hervorbrachte, erhält an einer anderen Stelle von einem dritten Nachbar selbst wieder ganz ähnliche Quetschungen oder Vertiefungen. Da man nun doch annehmen muß, daß die Rollsteine, ehe sie rundlich abgeschliffen wurden, bereits hart und spröde waren, so ist es schwer erklärlich, wie sie von gleich harten Nebenkörpern solche Eindrücke empfangen konnten.

Wollte man annehmen, jene Rollsteine seien zur Zeit ihrer Ablagerung noch in ziemlich weichem Zustande, somit leichter empfänglich für Impressionen gewesen, so muß man einen gleichen Härtegrad auch bei denjenigen Steinen voraussetzen, welche die Eindrücke hervorbrachten. Zwei gleich weiche Körper aber werden bei Pressungen sich wohl abplatten, nicht aber der eine in den anderen eindringen. Hierzu kommt noch eine andere Erscheinung, welche unzweifelhaft darauf hinweist, daß alle Nagelfluhsteine vor ihrer Umhüllung mit Cement schon sehr erhärtet waren; dies ist die spiegelglatte, gestreift-glänzende Politur vieler derselben an verschiedenen Stellen. Man findet Exemplare, die, wie vom Steinschleifer behandelt, in der Sonne weithin blitzend strahlen, gleich blanken Glasscherben, — andere, die

scharf geritzte, funkelnde, in Menge nebeneinander liegende Linien zeigen und den körnigen Kalkstein an der Oberfläche fast wie faserigen Asbest erscheinen lassen, — und noch andere, an denen das Wunderlaboratorium der Natur so energische Incisionen hervorgebracht hat, als ob die Steine mit einem diamantenen Hohl-Hobel ausgekehlt worden wären. Die meisten dieser Polirstreifen tragen metallischen Glanz. Unzweifelhaft rührt die ganze Erscheinung von der Hebung der Massen oder einem von den Alpen ausgeübten Seitendruck her, wobei die Steine mit unberechenbarer Vehemenz über einander hinglitten, und sich gegenseitig, durch die Friktion erhitzt, abschliffen. Solch ein polirter Stein giebt Gelegenheit zu einer reizenden mikroskopischen Spielerei. Bringt man denselben unters Instrument und läßt entweder helles Lampenlicht, oder, noch besser, die Sonne in geeignetem Strahlenbrechungswinkel darauf reflektiren, so entstehen unbeschreiblich prächtige Farbeneffekte. Ein Kaleidoskop, in welches die brillantest gefärbten Glasstückchen eingelegt wurden, vermag nicht solch eine flimmernde, schwirrende, im eigentlichsten Sinne kämpfende Farbenpracht zu entwickeln, wie die winzig kleinen geschliffenen Krystallchen des schlichten grauen Kalksteinchens. Bald gruppirt sichs in den reinsten feurigsten Prismenfarben zu einem Rosetten-Cyklus oder zu bunten Flammen ausstrahlenden Sternchen, dann gleicht es einer vom Feuerwerker abgebrannten tausendgarbigen Girandole oder diamantenen Ranken-Verschlingungen, deren Enden ins Innere des Körpers hineinzuschliefen scheinen, — dann wieder gläsern durchschimmernden, regellos sich kreuzenden Astbau-Figuren oder architektonischen Gliederungen mit Bandkarnisen und Pilastern, mit Kreuzrippchen und Konsolen wie von Geisterhänden zu Oberons Feenpalast zusammengefügt, — kurzum eine Welt im Kleinen, voll abenteuerlicher Phantasmagorieen, entfaltet sich hier dem staunenden Blicke. Und doch ists nur ein unscheinbares Bröcklein aus

dem großen Trümmerhaufen einer untergegangenen Welt und erinnert an Byron's Manfred:

— — Berge sind gestürzt,
Wolken zerklüftend, mit gewaltigem Stoß
Die Bruderalpen schütternd! — angefüllt
Das grüne Thal mit der Zerstörung Trümmern,
Gedämmt die Flüsse durch den jähen Sturz; —
In Nebeln hob sich das gepreßte Wasser
Und neue Gänge grub sich der Quell! —



BERGSTURZ.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Der Goldauer Bergsturz.

Das Lebenszeichen des Lebens ist Zerstörung.
Gutzkow.

Unser Erdkörper ist in einem ununterbrochenen Zertrümmerungs- und Wiedererzeugungs-Prozeß begriffen. Der Kreislauf alles Stoffes, den wir am Deutlichsten im Keimen, Wachsen, Absterben und Verwesen der Pflanze erkennen, weil er innerhalb eines kurzen, unserem Wahrnehmungsvermögen naheliegenden Zeitraumes vor sich geht, findet eben so, aber in großen, Jahrhunderttausende umfassenden Epochen, am Fundamental-Gebäude unserer Erde statt; nur stellt er hier weniger einen eigentlichen Stoffwechsel, als vielmehr einen Formenwechsel dar.

Betrachten wir den Boden, auf dem wir gehen, das Garten-, Acker- und Nutzland, welches unsere Früchte, Brenn- und Bauhölzer erzeugt, den Straßenstaub, den der Sturmwind hoch in die Lüfte wirbelt und durcheinander mengt, — wollten wir das Alles genau unter dem Mikroskop betrachten und seine einzelnen Substanzen ausscheiden, so würden uns neben unzählbaren Theilchen halb und ganz verwester Pflanzen- und Thierorganismen, kaum erkennbarer

Infusorien und vorzeitlicher Schnecken-Panzer, eben so viele und noch mehr unendlich kleine Fragmente ehemaliger Gebirge: eine bunte Mischung glasiger Quarzsplitter und farbiger Schieferblättchen, hellglänzender Krystalle, kantiger Feldspathgesteine und dichter Kalkpartikelchen erscheinen, die hier zu Staub zermalmt einem neuen Umgestaltungsprozesse entgegensehen.

Diese umgestaltende Thätigkeit und die durch dieselbe herbeigeführte allmählige Formveränderung unserer Erdrinde kann unser Auge nur da erkennbar wahrnehmen, wo die im Dienste der Naturkräfte stehenden Bewegungsmittel am Großartigsten sich entfalten: zunächst am Strande und im Gebirge.

Am Ufer des Meeres, der Binnenseen, ja sogar der Flüsse, sehen wir neue Ablagerungen von angeschwemmten Erd- und Gesteinssubstanzen, sogenannte Strandbildungen entstehen, — aus dem Grunde der oceanischen Gewässer neue Inseln auftauchen, also das Gebiet des Festlandes sich vergrößern, während an anderen Orten das ununterbrochene Arbeiten der Wellen, die Brandung, allmählig feste Felsenwände auswäscht oder ganze Stücken Uferlandes losreißt, um sie in die Tiefen zu versenken*).

Dieses Ausebenungsbestreben zeigt sich im Gebirge bei weitem in drastischeren Erscheinungen. Jedes rasche Schmelzen des Hochgebirgsschnees im Frühjahr, jedes heftige, mit großen Regengüssen verbundene Gewitter, jeder Gletscher auf seinem Rücken, sendet

---

*) Naheliegende Beispiele dieser Art bieten die meisten Nordsee-Inseln. So ist die Insel Borkum, an drei Seiten von Dünen umgeben und nur gen Ost offen, hier in stetem Zunehmen begriffen, während sie an der entgegengesetzten Seite von Jahr zu Jahr abnimmt. Dieser Abbruch beträgt nach Berechnungen die auf zuverlässige Daten sich stützen, jährlich 12 Fuß rheinisch. — Die Inseln Wangeroge und Spikeroge sind alten Nachrichten zufolge früher nur durch einen Bach getrennt gewesen, der so schmal war, daß man sich ein Brod auf einer gewöhnlichen Backschaufel hinüberbieten konnte; jetzt strömt das Meer hindurch in einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß und die Entfernung zwischen beiden Inseln mag wohl eine deutsche Meile messen.

aus den Höhen alljährlich eine Unzahl von Gesteinstrümmern in die Schluchten und Tobel, auf die Alpweiden und in die Thalgelände und die an deren Fuße liegenden See- und Meeresbecken hernieder, die, wenn wir die Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Hülfe nehmen wollten, innerhalb irgend einer großen Zeitfrist unter Mithülfe der Atmosphärilien ebenfalls zu einer völligen Ausebenung von Berg und Thal führen müßten, wenn nicht inzwischen neue, ungeahnte Katastrophen eintreten, die einen Strich durch unsere Rechnung machen.

Der Alpenbewohner nennt Ereignisse derart und die davon verwüsteten Gegenden „Rüfe", „Steinrieseten", „Gante" oder „G'schütten", und in jedem größeren, von etwas steilen Bergwänden eingeschlossenen Thale der Schweiz, Tyrols und der übrigen Alpenländer kann man solche, versteinerten Strömen gleichende, aller Vegetation entbehrende Trümmerwüsten erblicken. Bei heftig niederbrausendem Hochgewitter versanden und überdecken sie mit ihrem Schutt binnen wenig Stunden zuvor fruchtbares, werthvolles Ackerland oder kräuterreiche Matten und zerstören deren Ertragsfähigkeit auf viele Jahrzehnte hinaus*).

Diese sind nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Felsenstürzen und Bergrutschen, welche von Zeit zu Zeit die Alpen heimsuchen und zu den furchtbarsten Naturereignissen gehören. Fast alle werden mittel- oder unmittelbar durch die Einwirkung des Wassers herbeigeführt. Entweder bohrt, frißt und sprengt das, nur tropfenweise, in ganz unbedeutende Felsenspalten der härtesten Gesteine eindringende, im Winter gefrierende und durch die ausdehnende Kraft des Frostes den Spalt gleichsam wie mit einem Keil unmerklich erweiternde Wasser so konsequent und ausdauernd, daß die vom Muttergestein abgesprengten Felsenmassen, allmählig

*) Ausführlicheres sehe man in dem später folgenden Artikel dieses Buches: Die Rüfe (mit Abbildung).

ihrer natürlichen Basis beraubt, im Frühjahr oder Sommer beim Schmelzen des eingedrungenen Eises, endlich ihr Gleichgewicht verlieren und zu Thal stürzen, — oder die Reihenfolge und geringe Festigkeit des auf einander lagernden Gesteines und dessen Abdachung (oder dessen „Fallen", wie man in der Geologie sich ausdrückt), sind Ursache der Bergstürze. Letzteres kann nur in denjenigen Alpen vorkommen, die *nicht aus krystallinischen Gesteinen* (Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Porphyr, Syenit, überhaupt Feldspath-haltigen Gesteinen), wie die Central-Alpen, sondern aus *Sedimentbildungen* (wie solche in der Schilderung des Alpengebäudes erörtert wurden) bestehen. Hier wirkt dann das Wasser direkt und zwar das in großer Menge ins Erdreich und in die Steinschichten eindringende und dieselben auflösende Regen- und Schneewasser.

Ganz besonders ist dies bei denjenigen Gebirgen der Fall, deren unterste Gesteinslage aus einer kompakten, wenig porösen Masse besteht, die das in die Tiefe eindringende Wasser nur in sehr geringem Grade aufsaugt, wie z. B. harte Leberfelsschichten, Thonschiefer, derbe Kalke u. a. — Liegt nun auf dieser ein faulendes, leicht verwitterbares, zur Auflösung geneigtes Gebirgsmaterial, wie z. B. rother Mergel, — und über diesem wieder eine mächtige Schicht anderen Gesteines von geringer Dichtheit, wie Sandstein, Nagelfluh, oder überhaupt eine das Wasser filtrirende, gern durchlassende Felsart, so ist es eine ganz natürliche Folge, daß das Wasser entweder so lange durchsickert, bis es auf die unterste, dichteste Gesteinslage kommt und in unterirdischen Kanälen und Ritzen, der Abdachung des Felsen folgend, hinabrinnt, um aus tausend Erdarterien und Tropflöchern gespeist als Quelle wieder irgendwo zu Tage zu treten, — oder, wenn es sich nicht genügend Abzug verschaffen kann, zersetzt und löst es allmählig die leicht verwitterbare Mittelschicht auf und verwandelt diese in einen zähen Schlammbrei.

Jetzt hängt es vom Gange der Witterung und der örtlichen Lage ab, was aus dieser halbflüssigen Erdschicht werden soll. Tritt nach anhaltendem Regen sehr trockene Witterung ein, so verdunsten nach und nach die aufgeschluckten Wasser wieder, der Brei erhärtet, dörrt aus und die drohende Gefahr wird abgewendet. Treibt aber der Föhn oder der Westwind fortwährend neue Regenmassen ins Land, stemmt der aufgeweichten Schicht sich kein, von der Natur selbst errichteter, dauerhafter Querdamm entgegen, bricht die abwärts drängende Masse durch, so entsteht eine Schlammlauine, die, wohin sie ihren trägen aber unaufhaltsamen Lauf richtet, wie die Lava des Vulkanes alles ihr im Wege Stehende einschließt, ausfüllt, ummauert und oft mehre Klaftern hoch überdeckt. Was sie erreicht, wird unrettbar zerstört. Von einem solchen Schlammstrome wurde im Juli 1795 ein großer Theil des reizend am Vierwaldstätter-See gelegenen Dorfes Wäggis vernichtet und in die Fluthen versenkt. Er kündete sich in der Nacht des 15. Juli durch ein seltsames eintöniges Brausen an, das nach der Meinung des Volkes aus den Kellern zu kommen schien. Als es Tag wurde, sahen die Einwohner mit Entsetzen die dicke, dunkelrothe Schlammlauine mehre Klaftern hoch und wohl eine Viertelstunde breit, einem Ungeheuer gleich, gegen das Dorf sich heranwälzen. Ihre Bewegung war indessen so langsam, daß alle fahrende Habe von den Einwohnern geflüchtet werden konnte. Volle vierzehn Tage dauerte es, bis die wandernde Schlamm-Masse das Seegestade erreichte; aber eine Menge Häuser und vortrefflicher Grundstücke wurden ein Raub des Ereignisses.

Solche Schlammlauinen aber, die keinen Ausbruch finden, werden mittelbare Ursache der Felsstürze. Die auf der Schlammlage stark geneigt ruhenden Gesteinsschichten reißen vermöge eigener Schwere und Wucht sich los und glitschen auf dem schmierigen Erdreich der Tiefe zu.

Das empörte Weltmeer, der feuerspeiende Berg, die Schrecken

des amerikanischen Urwaldes, der Samum in der Wüste, sind Erscheinungen, die das Blut in den Adern starren machen können, — aber kein Sturm auf offenem Ocean, wenn den Seefahrer der Untergang aus tausend Wellengräbern angähnt, kein Ausbruch eines seine Feuergarben himmelan strahlenden Vulkans, kein Waldbrand des amerikanischen Urwaldes können Entsetzen erregender wirken, als jener schreckliche Moment, in welchem der Gebirgsbewohner seinem Weibe, seinen Kindern und Nachbarn zuruft: „Fliehet! der Berg kommt!“ Nur noch ein Phänomen kommt dem Bergsturz an seelezersetzender Unheimlichkeit gleich: das Erdbeben. — Wo ein Bergsturz losbricht, da ist Alles, was im Bereiche seiner zermalmenden Gewalt liegt, fast im gleichen Augenblicke eine Beute des Todes, wo die Gefahr sich ankündet. — Man denke sich jene stabilen Gebirgsmassen, welche seit Menschengedenken in todter, indifferenter Ruhe wie ein Naturbau für ewige Zeiten zu Häupten der Menschen thronten, plötzlich, wie von unsichtbarer Hand ihrer stützenden Unterlage beraubt, in Bewegung — schwankend — sich lostrennend und mit Blitzesschnelligkeit auf das friedlich daliegende Thal niederstürmend.

Solch ein furchtbares Ereigniß zerstörte im Kanton Schwyz die Dörfer Goldau, Rötten, Busingen und Lowerz binnen wenig Minuten durch den Einsturz des nördlich über diesen Ortschaften liegenden Roßberges.

Die Jahre 1804 und 1805 waren sehr regnerisch gewesen und ihr Nachfolger 1806 fuhr unverdrossen fort, wässerige Niederschläge im Ueberfluß und in ungewöhnlicher Fülle auf das Alpenland niederzusenden. Ganz besonders zeichnete sich in dieser Beziehung der Hochsommer durch anhaltende Landregen aus, welche am Ende des Augustmonates und namentlich am ersten September in eigentliche Wolkenbrüche auszuarten drohten.

Es ist schon ein unliebsames Bild, welches nach vielwöchentlichen Regengüssen die Landschaft einer ebenen Gegend in ihrem

durchweichten, übersättigten Habitus darbietet. Aber es ist nicht zu vergleichen mit dem Aussehen einer Gebirgslandschaft am Ende einer solchen Witterungs-Periode; aus jeder Schlucht, aus jedem Waldwinkel blickt Zerstörung hervor, überall rüttelts und nagts am Bestehenden. In eigenwillig ausgegrabenen Rinnen und Runsen schäumen und poltern die hoch angeschwellten, von allen Halden und Berghängen zusammenfließenden Wildwasser schmutzig und erdfahl hernieder. Alle Hohlwege sind tief ausgespült und die vom umgebenden Erdkitt entblößten, bunt gesprenkelten Rollsteine, welche sonst unbeachtet einfarbig im Boden stecken, leuchten so durchsichtig blank, wie von des Schleifers Hand polirt, daß sie im Glanze ihres erhöhten Kolorits, eine natürliche Diluvial-Mosaik darstellen. — Zottig hängt das blosgelegte Wurzelgeflecht der Rothtanne und Lärche, des Bergahorn (Acer pseudoplatanus) und der Alpenerle (Alnus viridis), des struppigen Wachholderbusches (Juniperus sabina) und anderen Gesträuches, das an den abschüssigen Wegrändern steht, über dieselben herunter, und wo das suchende Wühlen des Wassers die Nahrungsschichten des lockeren Waldbodens ausgewaschen und zu Thal geschwemmt hat, da sinken die ihrer eigenen Schwere nicht mehr mächtigen stolzen Stämme, diese Aristokraten der Pflanzenwelt, kraftlos um, vom Wetter gefällte Schlagbäume, die Passage des freien Waldverkehrs hemmend. Das rissig-schuppige Rindenkleid der Bäume, schwammig-vollgetränkt von der überreichen Regenspende, hat seine warmen, wohlthuenden, braunrothen Okertöne verloren und Stamm und Astwerk starren finster in die schwarze Säulenhalle der Forste hinein. Jenes mährchenhaft geheimnißvolle Waldesdunkel fehlt, das alle Gegenstände der Perspektive verduftend ins Unbestimmte auflöst. Alles hat die dunstende Regendurchsichtigkeit grell ins linienhaft scharf Begrenzte übersetzt und präcisirt.

Noch zerzauster, ermatteter, zerknickter, genussesmüder erscheint die Bourgeoisie der Bergvegetation, die individuenreiche Klasse der

Hochkräuter, alle jene gesellschaftlichen Tafelrunden der Waldfarren, die carmoisinroth blühenden Epilobium-Kerzen, die neugierig über ihren Stand hinausschauenden Hieracien und Alles, was, „wie aus Duft und Glanz gewebt", ein sommerlanges Blumenleben hier oben verjauchzt; es ist als ob muthwillige Buben eine Pflanzenschlacht geliefert hätten. Nur die spargelschüssigen Saftstengel der Orchideen mästen sich bei dem Ueberfluß und jene Knappenschaft der Kräuterwelt, die auf Hieb und Stich mit Pfeil und Lanze gewappnete Reisigen-Schaar der zäh-stengelichen Distelgewächse hat trotzig den niederschlagenden Wassergüssen die scharfen Kanten und Spitzen entgegengestreckt und heldenmüthig widerstanden. Es sind die gleichen alten Kämpen, die in den Stürmen des Winters, wenn das quatte, weiche Zellengefüge fast aller anderen niederen Phanerogamen gährend sich zersetzt, — obgleich marklos, dennoch aufrecht, wie auf dem Posten erfrorene Schildwachen dastehen, und mit ihren gebleichten nackten Blüthenschädeln in den allgemeinen Naturschlaf hineingrinsen, bis Boreas oder die Wucht des auf ihr Gerüpp sich lagernden Schnees auch sie umknickt und der übrigen verwesenden Masse beifügt. Ihre Devise sollte sein: „Treu bis in den Tod!" —

Und nun vollends das Proletariat der Vegetation, das gemeine, niedrig am Boden kriechende Volk der Gräser, dieses Grundaggregat alles dessen, was unmittelbar „Nahrung" liefert, die breiten schilfblätterigen Schwingelarten, die luftigen, kupferrothspiegelnden Windhalme, die federbuschigen Calamagrosten und die fettlaubigen Hirsegräser mit ihren gespreizten Aehrendolden, die zarten schüchternen Schmielen und die derben behäbigen Poaceen, wie so gänzlich erschlafft liegen sie da. Die elastische, langausgiebige Widerstandsfähigkeit, die Muskelkraft der schlanken Rispen ist gebrochen, — wie von den darüber hinfluthenden Regenbächen glatt gekämmt, schmiegen sie sich den Bodenformen sklavisch an. Ein allgemeines Betrunkensein herrscht in der Pflanzenwelt und der

Regen hats ihr gezeigt, wie es aussieht, wenn er Meister ist. Denn die Regenmenge in den Alpen ist eine ganz andere als in den flachen Gegenden. Während die süddeutsche Hochebene jährlich im Durchschnitt nur 24 bis 25 Zoll Regen hat und die norddeutsche Tiefebene gar nur 22 Zoll, steigt dieselbe in den inneren Alpenthälern auf 54 Zoll und auf dem großen St. Bernhard nach siebenjährigem Durchschnitt gar auf 73 Zoll.

Aber dies Alles charakterisirt die Eigenthümlichkeiten langandauernden nassen Wetters im Gebirge noch nicht allein; verwandte Momente zeigen sich auch drunten in der Ebene nach einem soliden Landregen.

Was der ganzen Erscheinung ein viel unheimlicheres Gepräge giebt, ist die tiefe Schwermuth, in welche die ganze Landschaft versunken ist. Die hohen Berge sind nicht sichtbar; Wolken haben sich wie graue Trauermäntel um ihre Schultern gehangen. Während schon bei hellem, lachendem Himmel nur ein geringeres Quantum Horizont in das Bergthal hereinleuchten kann als in das unbegrenzte Flachland, — so wird dem bischen Tageshelle bei trübem Wetter vollends der freie Eintritt durch die Bergkolosse verkümmert. Die Regenwolken mögen sich vielleicht nicht tiefer gegen den Erdboden niedersenken als wo anders auch; aber dadurch, daß man mittelst der nahestehenden Felsenmassen einen Maßstab für den Hochgang der Wolken erhält, wähnt man, die ganze Atmosphäre laste wie ein böser Traum auf der Gegend. Nicht selten ists der Fall, daß Fremde bei solchem Wetter von einer Angst und Bangigkeit befallen werden, als ob ihnen das entsetzlichste Unglück bevorstände.

In dieser landschaftlichen Verfassung befand sich denn auch das Goldauer Thal, als unerwarteter Weise am Vormittage des 2. September das Regenwetter plötzlich innehielt, während der Horizont einfarbig melancholisch umwölkt blieb. Am frühen Morgen dieses Tages bemerkten Landleute, die auf der Höhe des

Gnypenberges (der östliche Theil des Roßberges) und am s. g. „Spitzenbühl" Ställe besaßen, ganz frische, weit auseinander klaffende Risse im Erdreich und an den Felsenwänden. Der Rasen war an manchen Stellen übereinander geschoben und in den benachbarten Waldungen hörte man von Zeit zu Zeit ein dumpfes, dem Rottenfeuer ähnliches Knallen, gleichsam als ob Wurzelwerk gewaltsam zersprengt würde. Daneben stürzte von einer Felsenfluh am „Gemeinde-Märcht" fortwährend Nagelfluh-Gestein hernieder; da aber solche Ablösungen stets im Frühjahr nach der Schneeschmelze und jederzeit nach heftigen Regengüssen zu erfolgen pflegten und die Bewohner des Röthner Berges schon längst an solches Krachen und Fallen gewöhnt waren, so legten sie auch diesmal den Kundgebungen wenig Werth bei und vermutheten höchstens, daß in einer tieferliegenden, ohnedies ziemlich wüsten Gegend sich eine „Bräche" oder Erdschlipf ablösen möchte. Dieses Niederstürzen von Felsentrümmern unter fortwährend aufsteigenden Staubnebeln vermehrte sich indessen von Stunde zu Stunde, die Luft zitterte in fortwährender Oscillation und die Anwohner des Roßberges in weitem Umkreise empfanden jederzeit die Erschütterungen des Bodens. Leute, die mit Kartoffelhacken, Holzfällen oder Viehgaumen auf dem Felde oder den umliegenden Berghöhen beschäftigt waren, richteten, stets von Neuem aufgeschreckt, immer wieder den Blick nach dem Roßberge.

Am Spätnachmittage, es hatte auf dem Kirchthurme zu Arth $4^3/_4$ Uhr geschlagen, öffnete sich plötzlich auf halber Höhe des sanft geneigten Berges an der Rüthi-Weide eine große Erdspalte, welche zusehends weiter, tiefer, breiter und länger wurde. Der umliegende Rasenboden wendete sich selbst, so daß er, wie umgeackert, die braunschwarze Bodenkrume zu Tage kehrte. Zugleich begann der, in gleicher Höhe liegende Zanswald unheimlich lebendig zu werden. Zuerst schwankten die hohen, schlanken, ausgewachsenen Tannen, wie von unsichtbarer Hand bewegt, leicht hin und her, etwa so,

als wenn im Sommer der Wind über das halbreife Korn hinstreicht, daß es zu wogen scheint. Diese wellenförmige Bewegung wuchs, aber in widerstreitenden Rhythmen, so daß in dem unregelmäßigen und heftigen Schwanken die Stämme und ihre Baumkronen durch- und gegeneinander schlugen. Mit krächzendem Geschrei flogen Raben, Krähen, Häher und andere dort nistende Waldvögel auf und eilten in flüchtenden Schwärmen gen Südwest den Forsten an den Abhängen des Rigi zu. Jetzt trug sich das schiebende Stoßen und Schwanken, das wellenhafte Steigen und Fallen auch auf den Rasenboden über; es sah aus, als ob riesige Schärmäuse denselben unterwühlten. Zugleich begann ein leise anhebendes Gleiten und Hinabrutschen der ganzen oberen Gegend, das immer erkennbarer und eilender wurde. Die Tannenwälder sträubten sich der raschen Bewegung zu folgen und erschienen, — nach Aussage der Leute, welche das ganze furchtbare Phänomen vom Anfang bis zu Ende in bangster Aufmerksamkeit mit ansahen, — etwa so, als wenn man Haare wider ihre natürliche Wuchs- und Wurzellage kämmt.

In immer gesteigerteren Progressionen nahm die angsterfüllende Erscheinung zu; in immer weiteren Kreisen, in immer ausgedehnterem Umfange wurden angrenzende Matten und Wiesgelände, Obstbaumgärten und Hofstatten sammt Stallungen, Menschen und Vieh mit in die ungeheuerliche Bewegung hineingezogen. Das Volk, welches den Grund und Boden, auf dem es geboren und groß geworden war, unter seinen Füßen weichen fühlte, schreckte entsetzt auf und flüchtete, seine Heimath zu verlassen. Da — Donner und Knall! als ob die Urfundamente der Erdrinde zerborsten wären, ein rasselnd-schmetterndes Krachen, ein knatterndes Gepraſſel, als ob ein tausendzackiges Blitzbündel aus den verderbendrohenden Wolken auf einen Schlag zernichtend in die Grundpfeiler der Berge hineingefahren wäre und das Innerste der Gebirge zersprengt und zertrümmert hätte. Die Steinbergerfluh,

eine Felsenmasse von mehren Millionen Kubikklaftern, sammt allem darauf stehenden Hochwald und die darunter terrassirt sich niedersenkende, mehr als hundert Fuß hohe Nagelfluh-Wand des „Gemeinde-Märcht" waren eingestürzt. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Zerstörungsakt; denn nun begann ein Schauspiel, welchem an furchtbarer Großartigkeit kaum eine andere Erscheinung zu vergleichen ist. In wildester Auflösung jagten Felsenblöcke und Steinsplitter, Erdschlamm und Rasenfetzen, Gesträuchknäuel und Baumschäfte, Alles in bald hoch aufwirbelnde, bald fallende Staubwolken gehüllt, über die Berghalde dem Goldauer Thale zu. Ein Trümmerfragment schien das andere an Geschwindigkeit überholen zu wollen; es war ein Wettrennen der rohen Materie. Die chaotisch sich häufenden Sturzmassen, die hetzende Schnelligkeit, die allgemeine Verwirrung wuchsen von Augenblick zu Augenblick. Hausgroße Gebirgsbrocken mit aufrecht darauf stehenden Tannen sausten, wie von dämonischen Fäusten geschleudert, frei schwebend, gleich fliegenden Vögeln, hoch durch die Lüfte; andere Felsenscherben ricochettirten wie Geschosse einer Riesenkanonade, von Zeit zu Zeit aufsetzend, immer wieder in hohen Bogen emporgeschnellt; noch andere prallten auf der Sturzbahn mit ihren Sturmesgenossen zusammen und zerspritzten wie die Funken weißglühender Eisenstangen unter der Wucht des Eisenhammers. Es war eine Scene aus dem Titanenkampfe der griechischen Mythe.

Hinunter prasselt und donnert und dröhnt,
Was eben noch den Berg gekrönt,
Der Berg, zerschmettert zu Schutt und Kies,
Der See, gefüllt mit Geröll und Gries —
Das rollt und wälzt sich endlos fort
Und schwillt und wächst von Ort zu Ort;
Zerknickt die Tannen mit grauser Kraft
Und schießt als Wurfspeer weiter den Schaft.
Der Boden zittert und wankt und wiegt,
Bis rings die Stätte begraben liegt.

Weithin begraben Hügel und Grund
Des Berges Flanken schrundig und wund,
Mit Splittern und Grand das Thal gefüllt
Und leichenfahl Alles ringsum verhüllt.

(M. Waldau.)

Binnen wenig Minuten waren über hundert Wohnhäuser und eben so viele Ställe und Scheunen zerstört; denn die ganze Halde des Roßberges, bis fast hinauf zum Gnypenspitz, dessen äußersten Gipfel ein großes hölzernes Kreuz schmückt, war damals mit bewohnten Häusern übersäet, und drunten im Thal zwischen dem Zuger- und Lowerzer-See lagen die begüterten Ortschaften Goldau, Busingen und Lowerz. Vierhundert und sieben und fünfzig Menschen fanden ein großes gemeinsames Grab unter dem Trümmerfelde.

Und bei diesem schrecklichen Ereigniß, welch wunderbare Rettungsgeschichten. Fast zu alleroberst unterm Spitzenbühl wohnte damals Bläsi Mettler mit seinem blutjungen neunzehnjährigen Weibe Agathe. Als drüben am Gemeinde-Märcht der hölliſche Spektakel losging, wähnte der an Hexen und Gespenster glaubende Bergbauer, böse Geister trieben dort ihr Spiel. Das heulende Geschrei der Waldeulen hielt er für Jubelgesang teufelischer Dämonen, das Pfeifen und Brausen in dem Felsgeklüfte für Jammerrufe verfluchter Seelen, welche ihn warnen wollten, und die donnernden Einstürze des Berges für Werke des Satans oder für Vorboten des jüngsten Gerichtes. Von Jugend auf im Aberglauben erzogen, vollgepfropft und vollgestopft mit Sagen von Schatzgräbern, Kobolden und Unholden, einsam, abgeschlossen von aller menschlichen Gesellschaft lebend, schuf ihm seine rege Phantasie die abenteuerlichsten Bilder. Um nun sich, sein Weib und Kind zu sichern gegen die Angriffe des bösen Feindes, eilte er springenden Fußes hinab ins Pfarrhaus nach Arth und bat den dortigen geistlichen Herrn unter Thränen und Schluchzen, mit ihm hinaufzukommen und zu benediciren, d. h. die bösen Geister zu bannen.

Noch während er jammerte und erzählte, brach die Katastrophe völlig los. Mettler, ganz von Sinnen, zog seine Schuhe aus und rannte wie irrsinnig seinem mehr als eine Stunde entfernten Hause zu. Der Zweifel, ob sein geliebtes Weib und sein vier Wochen altes Kind ein Opfer des Bergsturzes geworden seien, brachte ihn beinahe um den Verstand. Wie wars unterdessen droben gegangen? Das arme junge Weib, in entsetzlichster Bangigkeit bei dem fortwährend zunehmenden gräßlichen Getöse, bei der fast ununterbrochenen Erschütterung der Hütte, verlebte während ihres Mannes Abwesenheit Stunden der unsäglichsten Angst. Da kam die Zeit heran, in welcher sie, nach Landessitte, für ihr Kind den Abend-Brei zu kochen gewohnt war. Schon hatte sie Milch und Mehl eingerührt und das Feuer auf dem Heerde angezündet, um mit dem Kochen zu beginnen, als der donnerähnliche Knall und ein Wanken des Hauses in seinen Grundmauern sie tödtlich erschreckte. Unschlüssig, ob sie bleiben oder fliehen solle, sprang sie in die Stube, entschlossen mit dem Kinde ins Freie zu flüchten, wenn es wach sei, — anderenfalls aber dessen Schlaf nicht zu stören und im Hause zu bleiben. Und siehe, das Kind lag wachend, ohne Geschrei in der Wiege. Eilends reißt sie dasselbe unter Herzen und Küssen empor, nimmt aus dem Gänterli (Wandschrank) ihres Mannes geringe Baarschaft und eilt über die Schwelle, während der Boden unter ihren Füßen lebendig geworden zu sein scheint. Kaum hat sie den Gaden (Stall) ihres Heimwesens erreicht und rastet, athemlos sich umkehrend, einen Augenblick, als sie sieht, wie ihr so eben verlassenes Wohnhaus zertrümmert, in jagender Flucht der Tiefe zugeschleudert wird, und ein tobendes Meer der Verwüstung an ihren umnachtenden Blicken vorüberjagt. So findet sie der schweißtriefend herbeieilende Bläsi. Bei dem gänzlichen Verluste all seiner Habe dankte der arme Mann dennoch mit Thränen der Rührung dem Himmel für die Rettung der Seinen.

Etwa 500 Schritt tiefer wohnte sein Bruder Bastian, der

zur Zeit des Bergsturzes mit dem Vieh sich auf der Allmendweide am Rigi befand. Die Frau desselben aber mit zwei kleinen Kindern war im Hause, als es vom Sturz ergriffen und verschüttet wurde. Wie das gräßliche Ereigniß ausgetobt hatte und das Volk sich schüchtern dem Schauplatz des Schreckens wieder näherte, eilten auch die Eltern und Geschwister der Frau Mettler hinauf, um zu sehen, was aus ihr und ihren Kindern geworden sei. Vom Hause war keine Spur zu erblicken; Alles lag im großen Trümmergrabe. Nur in einiger Entfernung von jener Gegend, wo das Haus gestanden hatte, lag in Mitte der Schlamm-Masse ein mit gedörrtem Buchenlaub gestopfter Bettsack und auf demselben schlafend, im Hemdchen das kleinste Kind. Mit Lebensgefahr stieg der Onkel desselben in die breiweiche, mit Steinblöcken untermengte Schuttlawine und rettete den kleinen Schläfer. Nur wenig Schlamm war ihm ins Gesicht gespritzt, sonst war er völlig unversehrt. Welch wunderbare Fügung das Kind in Mitte des tausendfach einherbrausenden Todes erhalten hatte, wie die Trümmer des einstürzenden Hauses und das schwere Dachgebälk gefallen sein mögen, ohne das Kind zu berühren, wie dieses, gleichsam von unsichtbaren Händen getragen mit dem gleichen Polster, auf welchem es vor der Katastrophe schlief, auf den Trümmerhaufen mag niedergelegt worden sein, ist fast unerklärlich. Jetzt ists ein 63jähriger Mann, Sebastian Meinrad Mettler, der in Goldau drunten wohnt.

Die wunderbarste der vielen Rettungsgeschichten ereignete sich aber in der Gemeinde Busingen, unweit des Lowerzer-Sees. Dort bewohnte Joseph Lienhard Wiget, ein baumfester, kerngesunder Mann von 32 Jahren sammt Frau und fünf Kindern sein schönes, bäuerlich-wohlhäbiges Heimwesen „zum unteren Lindenmoos." Er war ein glücklicher, zufriedener Mann. Als der Bergsturz losbrach, war Wiget mit den Seinigen im Grasgarten beschäftigt Obst aufzulesen, welches Regen und Wind herabgeschlagen hatten. Eilends erfaßte der besonnene Mann, als er den Berg kommen

sah, seine beiden ältesten Knaben und lief mit ihnen einer dem Roßberge gegenüberstehenden Anhöhe zu, indem er seiner Frau dringend zurief, ihm mit den kleineren Kindern schleunigst zu folgen. Die Mutter, welche ein im Hause schlafendes eilfmonatliches Kind nicht dem gräßlichen Schicksale preisgeben wollte, flog nochmals in die Wohnung. Ihr folgte durch eine andere Thür die Mägd Franziska mit dem fünfjährigen Marianneli. Im Moment des Eintretens in die Stube umfinstert sich Alles, völlige Nacht verhüllt das unter Donnerkrachen zerberstende Haus und die Armen sind verschüttet. Franziska fühlt sich hin- und hergeschleudert, niedergeworfen und hat endlich das Gefühl, als ob sie in einen endlosen Abgrund stürze; die Besinnung verläßt sie. Als sie wieder zu sich kommt, vermag sie nicht sich zu rühren noch zu regen und fühlt, daß sie wie eingemauert, rings von kaltem, nassem Schlamm umgeben ist. Nur das Gesicht ist ihr frei, so daß sie athmen kann. Da wähnt sie, der Untergang der Welt sei eingetreten, alles Lebende vernichtet und sie allein in Mitte des Erdballes, in ihrem Grabe das einzige noch lebende Wesen. So, in tödtlicher Angst betend, hört sie eine weinerliche Stimme, immer lauter werdendes Wimmern; sie ruft, fragt und erkennt an der Antwort, daß es die kleine Marianne ist, von welcher das Stöhnen herrührt. Trotz der gräßlichen Lage, fühlt sie sich hoch entzückt, noch ein lebendes Wesen, und dazu ein geliebtes, in ihrer Nähe zu wissen. Gespräch und Austausch der Mittheilungen beginnen. Marianneli erzählt, daß es zwischen Gesträuch und Balken auf dem Rücken liege, sich nicht rühren könne, aber durch einen schmalen Streifen der Finsterniß ins Grüne blicken könne. Die fromme Franziska hält es für eine Aussicht ins Paradies. Unter anhaltendem Gebet, Seufzen, Klagen und Weinen vergeht geraume Zeit. Da hören beide die Töne einer Glocke. Es ist das friedliche Abendgeläute vom Steinerberge, die um 7 Uhr ertönende s. g. „Betglocke". Jetzt überzeugt sich Franziska, daß der Welt Untergang noch nicht hereingebrochen sei, und

leises Hoffen auf Rettung dämmert in ihrer Seele auf. Beide rufen um Hilfe, sie schreien, — aber vergeblich! Todtenstille wie im Grabe herrscht rings in kalter Finsterniß. Jetzt taucht zum ersten Mal der folternde Gedanke: „Lebendig begraben!" in Franziskas Seele auf. Aber sie muß ihn niederkämpfen, verbergen vor dem armen Kinde, um dessen Angst nicht noch zu vermehren. Sie hören das spätere „zu Nachtläuten" in Steinen und beten aufs Neue, ohne Unterbrechung, stundenlang; — aber keine Errettung will sich zeigen. Nun empfindet das Kind auch stechende Schmerzen am Unterkörper und die Marter nagenden Hungers. Franziska will vor Leid vergehen, ihrem Liebling nur leere Trostesworte statt reeller Speise und Labung reichen zu können. Sie muntert dasselbe unter allerlei Vorspiegelungen (an deren Erfüllung sie selbst nicht glaubt) auf, sich zufrieden zu geben und sucht das arme leidende Wesen zu besänftigen. Die Klagen des Kindes werden immer schwächer, immer gebrochener, unartikulirter, — endlich schweigen sie ganz. — „Gott sei Dank, es hat es überstanden!" — seufzt das treue Mädchen und bereitet sich selbst zum Abschiede vom Leben vor; denn die Leidensstunden fangen jetzt an fast unerträglich zu werden, und Todeskälte durchschauert, fieberhaft schüttelnd, Mark und Bein. Nach entsetzlich mühevollen, langen, langen Versuchen gelingt es ihr endlich, die Füße aus dem umgebenden festen Schlamm etwas zu befreien, so daß sie dieselben bewegen und dadurch wieder einige Cirkulation des Blutes hervorrufen kann. Der ganze übrige Körper bleibt nach wie vor starr eingemauert. Wie entsetzlich martervoll eine solche Lage sein mag, vermögen Worte nicht auszumalen.-

Endlich ist eine ganz lange Nacht in diesem halbtodt-ähnlichen Zustande durchwacht. Die Morgenglocke am Steinerberge und dann auch die zu Steinen ertönt; sie läuten abermals Hoffnung in das beinahe gebrochene Herz. Wiederum entströmen tiefinnige Gebete ihren krampfhaft gepreßten Lippen, und wie ein

Strahl der aufgehenden Sonne bringt gewaltsam die zuversichtliche Ueberzeugung in sie ein, daß sie heute errettet werde. Da! — o Wunder! ertönt auch wieder die Stimme des gestorben geglaubten Kindes! Ein krampfhafter Schlaf hatte ihm die Nacht abgekürzt. Es klagt aufs Neue über Hunger, heftige Schmerzen und ruft der Franziska, ihr zu helfen.

Mit Tagesanbruch war der trostlose Gatte und Vater mit seinen beiden Knaben wieder an die Schauerstätte geeilt, wo er schon am vorhergehenden Abend gearbeitet, um womöglich die Leichen seiner geliebten Angehörigen aufzufinden. Die verflossene Nacht war die qualvollste seines Lebens gewesen. Ein Bettler, obdachlos, verwaist hatte er, der kurz zuvor begüterte Mann, die Barmherzigkeit anderer Menschen für sich und seine beiden Knaben ansprechen müssen. Also mit Tagesanbruch begann er, unterstützt von Freunden, aufs Neue seine Nachsuchungen. Nach stundenlangem Arbeiten erblickt er endlich einen Fuß, dann Kleider. Es ist sein Weib! Mit hastiger Sorge arbeitet er, schafft, seine Riesenkräfte aufs Aeußerste anstrengend, mit Leichtigkeit gewaltige Massen zur Seite und hat endlich den ganzen Körper vom Schutt befreit. Da liegt die entseelte Gattin, zerquetscht, ein Opfer ihrer Mutterliebe und Muttertreue, die beiden kleinsten Kinder ans Herz gepreßt. Wilder Schmerz durchrast die Seele des armen Mannes, laut heulend stürzt er nieder neben den geliebten Leichnamen und erfüllt die Luft mit seinen herzzerreißenden Klagen. Aber, o wunderbare Fügung! Diese Jammerlaute dringen bis in die Gräber der beiden lebend Verschütteten. Beide rufen und schreien um Hülfe und die draußen Stehenden vernehmen es. Zuerst wird nach langem Suchen Marianneli gefunden, befreit und hervorgezogen. Des Kindes Schenkelbein war zerbrochen. Dann später fand man auch die Magd. Beide wurden dem Leben zurückgegeben. Vierzehn volle Stunden hatten sie mit Körperleiden, Tod und Verzweiflung, lebendig begraben gekämpft.

Die Meisten der Verschütteten werden eines jähen, momentanen Todes gestorben, ihr Körper zerschmettert worden sein. Aber wie Viele mögen auch, ähnlich der erretteten Franziska, in der Tiefe der Schutt- und Schlamm-Massen mit gebrochenen Gliedern oder völlig unverletzt, körperlich gesund noch Tage lang geschmachtet und der Erlösung entgegengehofft haben, um endlich in Verzweiflung dem qualvollen Hungertode zu erliegen? —

Die Summe der damals aus den genannten Ortschaften mittelbar durch Hilfe oder unmittelbar durch besonnene schleunige Flucht oder durch Abwesenheit vom Hause Geretteten beträgt etwa die Hälfte (220) der durch den Sturz ums Leben Gekommenen. — Erschütternd und wahrhaft tragisch ist das Schicksal einer Reisegesellschaft, welche den Rigi (in Voraussetzung baldiger Besserung des Wetters) ersteigen wollte. Sie bestand aus Mitgliedern alter, edler Familien: dem Herrn v. Diesbach und seiner Gemahlin, einer geb. v. Wattenwyl, dem Frl. v. Diesbach, dem Obrist Victor v. Steiger, den Herren Gebrüder May, Jenner v. Brestenberg, einigen Knaben und deren Informator, einem Herrn Jahn aus Gotha. Am Spätnachmittage hatte die Gesellschaft Arth verlassen und wollte zu Fuß nach Schwyz wandern; die Besteigung des Rigi hatte man aufgegeben. Herr v. Diesbach, die Gebr. May und der Lehrer waren einige hundert Schritt hinter der übrigen Reisegesellschaft zurückgeblieben und sahen dieselbe scherzend und plaudernd ins Dorf Goldau einwandern. Eben wollten auch die Zurückgebliebenen die verhängnißvolle Stätte betreten, als der Donnerton des Einsturzes sie erschreckte. Sie blicken hinauf, sehen die Masse in wilder Bewegung dem Thale zujagen und flüchten eiligst auf der Straße zurück, in der sichern Voraussetzung, daß ihre vorangegangenen Freunde ein Gleiches thun werden. Unweit des Punktes, wo sie erschöpft rasten, schlagen Steinhagel und Felsgetrümmer nieder. Als der entfesselte Aufruhr sich gelegt, eilen sie wieder dem nunmehr verschütteten Dorfe zu. Soweit das

spähende Auge blickt, — nur Zerstörung, nur Schuttwälle, nur wüstes Chaos, — kein Zeichen, nicht die mindeste Andeutung von dem nur zu gewissen Schicksal der verunglückten Freunde und Angehörigen. Der Schmerz der Zurückgebliebenen und ihr Jammer um den Verlust soll herzzerreißend gewesen sein.

Noch jetzt bildet das Trümmerfeld von Goldau ein Wanderziel aller Reisenden, die den Rigi und den Vierwaldstätter-See besuchen*).

Mehre Jahrzehnte hindurch sah die ganze Gegend, in welcher einst Goldau lag, erstorben, unheimlich-ruinenhaft, wie eine vom Fluch betroffene Stätte aus; bei Schritt und Tritt erinnerten Felsenscherben den Wanderer an den schaudererregenden 2. September 1806. Jetzt hat die Zeit gemildert und die schmückende Hand der Vegetation jene traurigen, erinnernden Eindrücke etwas verwischt. Jene Trümmergesteine sind mit Moos und saftigen Saxifragen überkleidet, lustig wuchern violblaue Kampanulen und duftender weißer Steinklee aus den Rispengräsern und Distelpflanzen zwischen dem Schutt hervor, — anstrebendes Buschwerk und zerstreutes Tännicht überschatten die Felsenblöcke, und wenn kommende Generationen in das neue Jahrtausend übertreten, werden nur undeutliche Umrisse noch auf die große Grabesstätte hindeuten.

Längst über alten Schutt ist unermessen
Geworfen frischer Triften grünes Kleid;
Gleich wie ein stilles, freundliches Vergessen
Sich senkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.

(A. Grün.)

*) Man thut am Besten von der Eisenbahn-Station Zug, mit dem Dampfboot über den schönen stillen Zuger See nach Arth zu fahren und von dort, nachdem man in dem guten Gasthause zum Adler seine Effekten abgelegt hat, zu Fuß nach dem Goldauer Trümmerfelde zu wandern, oder auch dorthin zu fahren.

BANNWALD.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Der Bannwald.

Die Wurzeln sind versunken in Nacht,
Mit Runzeln ist der Stamm bedeckt,
Doch sein Geäst in Jugendpracht
Sich grün und frisch in die Wolken streckt.
Was unten am Stamm verrunzelt ward
In Knorren und Rissen rauh und hart,
Das blüht hoch oben süß und hold
Und trinket freudig der Sonne Gold.

Max Waldau.

Es giebt in der Welt der Organismen keine Erscheinung, die in so vollendetem Einklange mit der stillen Erhabenheit der Central-Alpen steht, wie der Gebirgs-Urwald. Der Grundbegriff vegetativer Beschaulichkeit und sinnenden, träumerischen Pflanzenlebens erhält durch ihn seinen höchsten sichtbaren Ausdruck; in ihm tritt uns noch das volle, freie Walten der Natur in großen, markigen Zügen entgegen. Der wohlbewirthschaftete, regelrecht gezogene und gepflegte Kulturforst des Tieflandes ist eine abgeschwächte Erscheinung gegenüber der patriarchalischen Würde und dem hohen, greisenhaften Ernst eines alten Bannwaldes in den Alpen. Beide verhalten sich zu einander wie die praktische, nüchtern-berechnende Neuzeit zu dem kräftigen, wilden Mittelalter. Denn in der That ragt der Alpen-Urwald als ein Stück vorzeitlichen Lebens in unsere Tage herüber und mancher der mehrhundertjährigen

Bäume war einst Zeuge der Großthaten, welche heute die Sage verherrlichet.

Die Bezeichnung „Urwald" hat durch Reisebeschreibungen fremder Gegenden eine so ausgeprägte Begriffsgränze bekommen, daß unsere Phantasie unwillkürlich einen Gedankensprung über den Ocean macht. Es läßt sich aber ein Vergleich mit dem amerikanischen Urwalde nur insofern aufstellen, als man damit den jungfräulichen Urzustand des von der menschlichen Kulturhand noch unberührten Alpenwaldes bezeichnen will; dieser ist das einzige, beiden eigenthümliche, charakteristische Merkmal. In allen anderen Beziehungen beruhen sie auf den entschiedensten Gegensätzen.

Der tropische Urwald zeigt einen unermeßlichen Reichthum von Pflanzenformen in den feurigsten und prangendsten Farben, eine so unerschöpfliche Individuenzahl, daß der Bodenraum von geringem Umfang dem Naturforscher Ausbeute, Beschäftigung und Studienstoff für lange Zeiten bietet. — Der Alpen-Urwald dagegen ist einförmig, anspruchslos; verhältnißmäßig nur wenige Charakterpflanzen bilden die Elemente seiner Zusammensetzung. Aber auch diese bieten in ihren normalen Körperformen wiederum nichts Auffallendes, Fremdartiges dar. Noch weniger prangt der Alpenwald in anziehendem Farbenschmucke; dunkeles, ernstes Kolorit ist allenthalben über ihn ausgegossen. — Vergleicht man dann vollends das biologische Moment beider, so giebt uns der amerikanische Urwald ein vollendetes Bild des üppigsten, unverwüstlichsten, siegreichen Lebens, eine Verherrlichung der vegetabilischen Wiedergeburt; er ist ein ununterbrochener Jubel der Auferstehung, das immerwährende Osterfest im Pflanzenreiche; überall verbirgt sich der Akt der Auflösung unter der reichen, überwuchernden Blätterfülle des jungen, schimmernden Nachwuchses, und die Seligkeit ewiger Jugend scheint hier zu herrschen. Der Alpen-Urwald ist ein stiller Todtenacker, eine jener trüben, finsteren Verwesungsstätten der Natur, wo Leben und Zerstörung in materieller

Wechselwirkung unmittelbar in einander übergreifen. In düsterer Schwermuth umstehen zähe, dunkelgrüne Arven und schlanke Weiß- oder Roth-Tannen die modernden Leichen ihrer Vorfahren, — parasitisch saugt und trinkt der wuchernde Schwamm Lebenskraft und Leibesnahrung aus dem Zellengerippe abgestorbener Stämme. Und endlich gar das Thierleben, das kreischende, flatternde, schreiende, brüllende Thierleben des amerikanischen Waldes gegen die öde, schaurige Stille des alpinen Gebirgsforstes! Welch grelle Gegensätze! Dort tumultuarischer Lärm zankender Papageien, akkompagnirt vom schrillen Geschrei raufender, bösartiger Affen, widerliche Mißtöne in der ergreifenden Harmonie der Cicaden, die das großartigste Conzert in den brasilianischen Urwäldern aufführen; dazwischen das wimmelnde Leben unzähliger Libellen und metallblanker Fliegen, die wie blitzende Juwelen die Luft durchsummen, das unheimliche Huschen fliehender großer Echsen, das Rascheln ringelnder Vipern und Schlangen und die schauerweckenden, heulenden Klagetöne einer Menge ungesehener Thiere aus dem Innern des ungeheuerlichen Pflanzenlabyrinths, — während der Alpen-Hochwald höchstens vom hohlen, hämmernden Takte der Spechte widertönt, oder aus hoher Luft der pfeifende, gezogene Ruf eines Adlers oder Geiers die lautlose Stille unterbricht. Nur bisweilen rafft die todte Natur sich auf und stimmt Donnerakkorde an, wenn die Elemente im Streit liegen, die Waldbäche schäumend austreten und über Felsentrümmer ihre Sturzwellen peitschen, oder Lauinen in die Tiefe herniederwettern und der Sturm brausend durch die Wipfel fegt.

So arm und finster, so verschlossen und rauh der Alpenurwald seinem Milchbruder jenseit des Weltmeeres nachzustehen scheint, — so wunderbar geheimnißvolle Eigenthümlichkeiten und seltsame, wilde Reize birgt seine schauerliche Tiefe.

Nicht jeder Bannwald ist ein Urwald. Der letzteren giebt es eigentlich wenige mehr. Nur in den schwach bevölkerten und stark

bewaldeten, großen Hochalpenkantonen Graubünden und Wallis trifft man sie noch an, und auch hier nur in den Territorien derjenigen Gemeinden, welche Holzüberfluß haben, oder deren Wälder zum Theil so tief, versteckt und unzugänglich im Gebirge liegen, daß die Transportkosten des Herausschaffens beim Abholzen den üblichen Marktwerth des Holzes aufzehren würden. Dies ist namentlich der Fall in den umfangreichen uralten Waldungen Unterengadins: im Val Sampuoir (der Gemeinde Schleins), im Schergenthal unterm Piz-Mondin, im Lischana-Tobel am Piz St. Jon, in mehren Seitenpartieen des Scarlthales, im Val Zeznina, in der Waldung Sursa salm des Uinna-Thales, und zum Theil noch in dem großen Dubenwalde des Turtman-Thales im Wallis *).

Bannwälder dagegen hat jedes Hochgebirgsdorf, das von jäh ansteigenden Thalwänden eingeschlossen und deshalb von Lauinen, Steinschlägen oder Erdrutschen bedroht ist. Der Bannwald ist eine durch die Umstände gebotene Vorsichtsmaßregel, nicht eine durch Holzüberfluß herbeigeführte Vernachlässigung des Forstbetrie-

*) Nach einer Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Goeppert zu Breslau in der naturwissenschaftl. Sektion der schlesischen Gesellschaft für vaterländ. Kultur befinden sich im Böhmerwalde auf den Herrschaftsgütern des Fürsten v. Schwarzenberg, vorzugsweise im Ursprungsgebiet der Moldau, Urwälder, deren Gesammt-Areal auf 74000 preuß. Morgen geschätzt wird. In völlig primitivem Zustande ist vorzugsweise ein auf dem sich bis zu 4298 Fuß erhebenden Kubany befindlicher Urwald von 7200 Morgen Umfang, der nach einer Verordnung des Hrn. Fürsten möglichst konservirt werden soll. In diesen Wäldern erreicht die Weißtanne die größten Dimensionen; Stämme von 120 bis 150 Fuß Höhe und 4—6 Fuß Umfang sind gewöhnlich, — solche von 200 Fuß Höhe mit 6—8 Fuß Stamm-Durchmesser nicht selten. Die stärkste bis jetzt beobachtete, von Hochstetter noch in ihren Ruinen gesehene Weißtanne maß 30 Fuß Umfang bei 200 Fuß Höhe. Rothbuchen (Fagus sylvatica), obschon von geringerer Stärke, doch in einzelnen Exemplaren von 14 Fuß Umfang, wetteifern im Höhenwachsthum und erreichen nicht selten die bedeutende Höhe von 100—130 Fuß bei 80 bis 90 Fuß hoher Kronbelaubung. Dort erwies es sich, daß bei 2000—3200 Fuß Höhe üb. M. auf einem preuß. Morgen gegen 160 Klaftern Holzmasse standen, von der etwa $^5/_8$ auf lebende und die übrigen $^3/_8$ auf abgestorbene, stehende oder liegende Stämme (Ronen genannt) kamen.

bes. Es giebt Gemeinden, die, in Folge schlechter Forstwirthschaft entschiedenen Mangel an Brennmaterial haben, dasselbe kaufen, stundenweit aus anderen Gemeindewaldungen herbeifahren müssen, und dennoch nahe über ihren Häupten große Bannwaldungen stehen haben, die sie nicht abholzen dürfen. Ein Beispiel dieser Art giebt das Dorf Andermatt im Urserenthale (an der Gothard-Straße) mit dem darüberliegenden St. Anna-Walde.

Der Bannwald hat die Aufgabe, durch die Summe seiner hochaufstehenden, starken Baumstämme, das Losbrechen und Herabrutschen der während des Winters sich anhäufenden Schneemassen, also die Bildung von Grundlauinen zu verhindern, nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Lauinen, die bereits in Gang gekommen sind, wie ein Damm aufzuhalten. Gegen letztere würde ein solcher Wald nur wenig Jahre Widerstand leisten; in jedem Frühjahr würden die oberen Waldesränder durch den jähen Anprall der Lauinen (die, wie später erzählt werden wird, ihre regelmäßigen Abzugskanäle oder „Lauinen-Züge" haben) stark beschädigt und die jeweilig vordersten Baumreihen wie Strohhalme umgeknickt werden; nach wenigen Jahrzehnten möchte ein wüster Holz- und Steintrümmerhaufen statt des schützenden Bannwaldes zu erblicken sein. Diese Vorkehrungsnothwendigkeit sahen die Alpenbewohner schon vor Jahrhunderten ein und schonten deshalb die geeigneten Waldungen, legten sie „in Bann", d. h. erklärten sie durch Gemeindebeschluß als unantastbar. Und wie in früheren Zeiten gar oft die Strafe für die Ueberschreitung eines Gesetzes in ungeheuerliche, mystische, mit dem Volksaberglauben in engster Beziehung stehende Wunderakte gekleidet wurde, welche unsichtbare Mächte über den Verbrecher verhängen, so galten auch die Bäume des Bannwaldes als geheiligte Gegenstände. Schiller hat diesen Volksglauben in seinen Wilhelm Tell (3. Akt, 3. Scene) eingewebt. Der Knabe Walther fragt:

„Vater, iſts wahr, daß auf dem Berge dort
„Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
„Drauf führte mit der Axt —

Tell: Wer ſagt das, Knabe?

Walther: Der Meiſter Hirt erzählts — die Bäume ſeien
Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Tell: Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
— Siehſt Du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Walther: Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern
Und uns die Schlaglawinen niederſenden.

Tell: So iſts, und die Lawinen hätten längſt
Den Flecken Altdorf unter ihrer Laſt
Verſchüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Der Glaube, daß es blutende Bäume gebe, war im Mittelalter weit verbreitet. Die Blutlinde auf Burg Frauenſtein bei Wiesbaden ſoll ihren Namen daher haben; die heilige Eiche zu Romove blutete, als die preußiſchen Ordensritter ſie fällten; ebenſo der berüchtigte Holzbirnbaum im Walde bei Lupfig (Kant. Aargau), und nordiſche Mährchen berichten viele ähnliche Geſchichten (vgl. Rochholz, Schweizerſagen).

Die Forſtkultur, welche bis in die jüngſte Zeit gerade in den Hochalpenkantonen der Schweiz beinahe gar nicht exiſtirte, konnte ſich ſomit auch nicht auf eine rationelle Behandlung der Bannwälder erſtrecken. Dieſe waren und ſind zum Theil noch Prototype des ſinnloſeſten, ſchädlichſten Konſervatismus. In der Meinung, daß durchaus kein Stamm gefällt werden dürfe, wurden die mehrhundertjährigen Bäume abſtändig, ſtürzten um und beſchädigten durch ihren Fall nicht nur die nebenſtehenden, jüngeren, kräftigen Bäume, ſondern zerſtörten auch dadurch, daß der Stock ſammt Wurzeln und Ballen aus der Erde riß, die meiſt dünn auf den Felſen liegende Bodenſchicht der Dammerde. Oder wo der Windbruch ein Stück Wald warf, da nahmen die Gemeindeangehörigen gerade eben das Holz heraus, was ihnen momentan dienlich war, und ließen das übrige

liegen, wodurch begreiflich die Regeneration, der junge, kräftige Nachwuchs sehr gehindert wurde. Darum sehen viele Bannwälder, namentlich in den Urkantonen der Schweiz, im Tessin, Wallis und Graubünden entsetzlich wild und zerstört aus. Eine Wanderung durch einen solchen wird uns näher vertraut mit seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten machen.

Alle Bannwälder bestehen fast nur aus Nadelholz, besonders aus Arven oder Zirbelkiefern (Pinus Cembra) und Lärchen (Pinus Larix), die vorherrschend in den östlichen Alpen, namentlich in der rhätischen Plateaubildung als geschlossene Massen bis über 6000 pariſ. Fuß üb. Meer ansteigen, — und aus Rothtannen oder Fichten (Pinus abies L.) und Kiefern (Pinus sylvestris), auch „Dähle" genannt, die mehr in den westlichen Alpen die Waldbestände bilden und deren sammethafte Vegetationsgränze meist schon bei 5500 Fuß aufhört. — Das Holz der Alpenbäume ist, weil es unter dem hindernden klimatischen Einflusse langdauernder Winter viel langsamer wächst, auch viel derber, zäher, fester, härter, engere Jahresringe absetzend, als das des tiefliegenden, in fetter Dammerde wurzelnden, rasch wachsenden Waldes der Hügelregion oder des Flachlandes. Darum hat der Baum des Alpenwaldes nicht nur bei einem Alter, wo er drunten, als schlagfähig und ausgewachsen angesehen wird, ein noch viel unausgebildeteres Aussehen, sondern sein Wuchs wird auch gedrungener, trotziger, widerstandsfähiger, ohne deshalb, wenn er nach Jahrhunderten seine möglichste Größe erlangt hat, niedriger zu sein als die Tanne, Lärche und Kiefer des Tieflandes. Laubholz kommt in den alpinen Hochwäldern äußerst wenig vor; die einzigen Laubbäume, welche hin und wieder einige Verbreitung haben, sind der Berg-Ahorn (Acer pseudoplatanus L.) und die weißstämmige Birke (Betula alba), die bis über 5000 Fuß ansteigen. Weiter hinauf, über die hier angegebenen Gränzen hinaus, hört die Waldform auf, die Bäume bilden keine geschlossenen

Bestände mehr, stehen zerstreut umher und gehen endlich in Zwergformen oder s. g. Knieholz über.

Am Bedeutendsten ist das Leben der kleinsten und niedlichsten Pflanzenorganismen, der Laub- und Lebermoose und der Flechten in diesen Wäldern entwickelt. Ganz besonders reiche Fundgruben erschließen sich dem Bryologen auf den granitischen Centralknoten und Wasserscheiden der Alpenkette. Von der wuchernden Fülle der oft mehr als Fuß hoch schwellenden Polster, welche die Moose am Boden große Strecken weit bilden, macht man sich kaum einen wahren Begriff. Alles überkleiden, umranken, bespinnen sie mit ihren reizenden, unendlich mannigfaltigen Formen; sie sind gewissermaßen das mildernde, verwischende, aussöhnende Element der Pflanzenwelt in diesen Baumlabyrinthen, unter deren weichen Umarmungen die Trümmer allmählich dem Blicke entzogen werden und versinken. Was der heißdampfende, Schlangen und gefährliches Gewürm bergende Blätterboden für die tropischen Urwälder ist, das sind die dichten Mooskissen für die Alpenwälder. Nistet in ihnen nun gleich nicht jene den Naturforscher bedrohende Natternbrut, so sind sie doch für den, welcher einen alten Bannwald durchklettern will, nicht minder gefährlich, weil in diesen unheimlich elastischen Massen kein sicherer Tritt zu finden ist und der Fuß, zwischen verborgene Steine tretend, leicht umknicken und durch eine Bänderluxation beschädigt werden kann.

Das ausgedehnteste Kontingent stellen die Astmoose oder Hypnaceen, von denen Hypnum triquetrum und splendens als die, auch in den Wäldern Deutschlands verbreitetsten, am Bekanntesten sind. Außer diesen beiden Arten füllen die Alpenwälder noch Hypnum molluscum, die lebhaft grün leuchtenden H. denticulatum und sylvaticum, das gelbbräunliche H. tamariscinum, das saftige, feuchte, lange Ranken treibende H. purum und das wunderschöne H. striatum mit seinen zarten, grünen Fühlfäden und den auf haardünnen Stengeln neugierig die Sammetfläche

überschauenden, kümmelkornähnlichen Saamenkapseln. Fast ebenso massig treten die Gabelmoose auf, ganz besonders der reiserstengelige Gabelzahn (Dicranum scoparium), leuchtend saftgrüne, atlasglänzende, mollige Polster webend und das, weit umfangreicher sich verästelnde wellenförmige Gabelmoos (D. undulatum). Dazwischen schmarotzen eine Menge Flechten, unter denen Cetraria Islandica, das isländische Moos und C. cucullata, die Tartschenflechte ihren korallenartigen Astbau am Bemerkbarsten hervorschieben.

Aus dieser dichten Moosdecke ragen die knorrigen, rissiggrauen Arven, die harzspendenden, luftiggenadelten, schlanken Lärchen und zottige Tannen wie aus einem großen, warmhaltenden Winterpelze hervor. Nur an etwas lichteren Stellen und Waldblößen haben dunkelgrüne Heidelbeersträuche (Vaccinium Myrtillus), das Herrgottssüppli oder Sauerklee (Oxalis acetosella), der gemeine Kellerhals (Daphne Mezereum), die kugelköpfige Klettendistel (Carduus personata), die wollköpfige Kratzdistel (Cirsium eriophorum), der kriechende, schlangenähnliche Bärlapp (Lycopodium annotinum), die keck aufstrebenden Zirkelgruppen von Farrenkräutern, namentlich Aspidium lonchitis, lobatum, Polystichum dilatatum und Oreopteris, Asplenium filix, und Polypodium alpestre, der weiße Germer (Veratrum album), und wo es noch luftiger und freier wird: das niedrige Gestrüpp des Zwergwachholders (Juniperus nana), das Berg-Johanniskraut (Hypericum montanum), das Weidenröschen (Epilobium montanum, trigonum und angustifolium) mit seinen karminglühenden Kronen, die heideartige, reizende Azalea procumbens mit ihren lederartigen Blättern und viele andere Alpenpflanzen sich emporgekämpft und dominiren über die Moose.

Wir verlassen aber den Bannwald noch lange nicht; wir dringen erst recht in seine stillen, geheimnißvollen Verstecke ein. Der Weg bergauf, durch das die Füße immer mehr umstrickende

Moos, in welches man bis in die Kniee einsinkt, wird immer beschwerlicher. Bald versperrt ein entwurzelter, bleich vermodernder Stamm das Fortkommen. Er muß überstiegen werden. Es folgen noch ein zweiter, dritter und weiter hinauf ein ganzes Verhau, eine förmliche Naturbarrikade. Gleich zerstreuten Schwefelhölzern liegen die entschalten, grau-vermodernden Todtenknochen des Waldes umher; —

In dunkler Nacht, wenn Stern' und Mond nicht glänzen,
Umquillt phosphorisch Licht den morschen Baum.
Traun ihn umwallt von seinen todten Lenzen
Ein leuchtender und schöner Grabestraum. (A. Grün.)

Es ist das Schlachtfeld einer Lawine, die der Frühling als donnernden Morgengruß seinen Kindern herabsandte. Daneben liegt die Bahn, die sie durchfahren; die alten, bleichen, morschen Stämme, die ihre Umarmung tödtete, bezeichnen den Weg, an dem die Schleppe ihres Schneekleides hinstreifte. — Welch ein Bild der Zerstörung! Welch groteske, abenteuerliche Gruppirungen von zersplitterten Bäumen, übereinander gewälzten Gesteinstrümmern, hochaufgeworfenen Schuttwällen, durchwühlten Erdhaufen und Gestrüpp-Faschinen! Und wie geschäftig umklettern Flechten, Pilze und Moose die Gefallenen und saugen ihnen gierig die letzten Lebenstropfen aus. Orthotrichum speciosum, dieses lebhaft-gelbgrüne Moos, das auch die alten Obstbäume des Flachlandes nicht unverschont läßt, überzieht in Gemeinschaft einer Unmasse von grauen und fahlen Flechten das abgestorbene Tannengezweige gänzlich. Die Stämme umkriecht in gewundenen Ranken die Georgia mnemosynum; in den Spalten und Rißwunden haben Astmoose, namentlich Hypnum pulchellum und serpens sich angesiedelt, äußerst zarte, lebhaft-purpurrothe Fruchtstielchen treibend; an manchen Stellen breiten sich Knotenmoose wie Bryum longicollum und capillare als dicht gedrängte Schöpfe gelbgrünglänzend, große Flächen in Beschlag nehmend, aus. Dies sind nur

einige der form- und farbeschönen Parasiten, die durch die Zierlichkeit ihres Baues und ihren leuchtenden Glanz das Auge entzücken. Dazwischen aber drängen sich Legionen unschöner Flechten hervor, wie die grau-grüne **Biatora icmadophila** mit den fleischfarbenen Apothecien, die ungemein große, hellbraune **Sticta pulmonacia**, die schmutzig-zinnoberrothe **Lepra cinnabarina** und die schwefelgelbe, staubige **L. sulphurea** u. a.

In diesen mikrokosmischen Ansiedelungen der Pflanzenwelt lebt und webt nun eine Insekten-Bevölkerung von Raubspinnen und Ameisen, Tausendfüßlern und Milben, Käfern, Fliegen und Würmern in beständigem Kriege, gräbt sich Höhlen in der korkig-schwammigen Textur des verfaulenden Holzes, spinnt sich Nester zwischen den Mooszweigen, verschanzt sich unter dem Thallus der Flechten, liegt im Hinterhalt auf dem Sprunge, oder besorgt mit ängstlicher Geschäftigkeit die häuslichen Bedürfnisse der kleinen Oekonomie. Welch eine unendlich reiche Welt im Kleinen erschließt sich hier in Mitte der großen, scheinbar erstorbenen Waldeseinsamkeit? Welch ein unabsehbares Feld für die Forschungen des Naturfreundes umfaßt ein einziger vermodernder Baumstrunk mit seinen sichtbaren und verborgenen Bewohnern? Ein ganzes Menschenalter würde nicht ausreichen, um den Lebensprozeß und die Lebensaufgabe eines jeden dieser unscheinbaren, minutiösen Thierchen, sein Entstehen und Vergehen, den Organismus seines Körpers und die Funktionen der einzelnen Glieder, sein Schlafen und Wachen, sein Genießen und Ertragen, seine Neigungen, Bedürfnisse und Kämpfe, seine Lebensdauer und seine Abhängigkeit vom großen allgemeinen Schöpfungsgesetze, und wiederum die Beziehung und das gegenseitige Verhältniß aller untereinander ergründen zu können. Die Gränzen unserer Forschung sind beschränkt." Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Gränze des Begreiflichen zu halten." (Goethe.) —

Durch dieſen improviſirten Natur-Plänterſchlag weiter vorzubringen iſt faſt unmöglich; zu Hunderten liegen die entwurzelten, zerſpällten, gebrochenen Stämme umher, durch- und übereinander geworfen und wehren mit den hinausſtarrenden, nackten Aſtarmen und den gen die Wolken gekehrten Wurzelknochen jeder Annäherung. Dazwiſchen aber und ſogar aus den Rumpfen der abgeknickten Waldrieſen ſproßt nicht nur junges ſtrammes Tännicht auf, ſondern derbe, ausgewachſene Bäume wurzeln in den vermodernden „Stocken" ihrer Vorfahren. Und gerade dies iſt eines der charakteriſtiſchen Merkmale des deutſchen oder alpinen Urwaldes gegenüber desjenigen der Tropen. Dieſe wunderbare Entwickelung der Gegenwarts-Bäume auf abgebrochen ſtehenden Stämmen einer vergangenen Generation führt zuletzt bei der allmählichen Zerſetzung und dem morſchen Zerfallen des Mutterſtamm-Stockes einen faſt ſtelzenartigen Stand der Wurzeln des neuen Baumes herbei, der an die Pandaneen Afrika's und Auſtraliens erinnert. — Einige hundert Schritte ſeitwärts tieft ſich ein Tobel ab, — der Gletſcherbach rauſcht dumpf herauf, — dort wird etwas beſſer fortzukommen ſein.

„Tobel" heißen in den Schweizer Alpen jene unangebauten, menſchenleeren, kleinen Seitenthäler, oder zwiſchen hohe, bewaldete, felſenriſſige Berge eingeſchnittene Schluchten, deren Tiefe ein Flußbett ausfüllt, ſo daß die Thalſohle für den Verkehr unpraktikabel iſt. Die Wände fallen gewöhnlich ſehr ſteil ab und das Ganze endet in einer wilden unbetretenen Waldung oder in einer jäh gegen den Gebirgskamm anſteigenden, öden, aller Vegetation entblößten, trümmerbedeckten Rüſe oder Runſe. Es iſt ein uralt deutſches Wort, das ſchon in Notkers Pſalmen vorkommt. Im Kant. Bern nennt mans „Krachen", in den franzöſiſchen Bergen „Gorge". In dieſe wüſten, unheimlichen Tobel verlegt der Volksglaube den Aufenthalt böſer Geiſter und geſpenſtiſcher Unholde. Die Bewohner der Umgegend von Bellinzona laſſen im Sementina-Tobel

die Seelen der Geizhälse, ungerechten Vormünder und Wucherer schmachten; der Leuker schreibt die Schlamm-Ergüsse und Verheerungen, welche aus der Illgraben-Schlucht hervorbrechen, dorthin verbannten Verfluchten zu; vom Skalära-Tobel weiß der Stadt-Churer viel ungeheuerliche Sagen von polternden Dämonen, „Heerdmandli und Mooswybli" zu erzählen, — und das s. g. Enziloch unterm aussichtreichen Napf im Entlibuch gilt ausschließlich als die Heimath abgeschiedener reicher Blutsauger und Arme-Leute-Bedrücker; gemeiniglich werden letztere nur die „Thalherren" genannt, und wenn Nachts der Sturm die Schlucht durchheult, daß die Tannen krachen und Felsenblöcke prasselnd in die Tiefe stürzen, so sagt das Volk: „es zieht ein neuer Thalherr ein!" — An solchen Tobeln sind alle großen Alpenthäler sehr reich, ganz besonders aber die Graubündner Thalschaften Prätigau, Davos, Schanfigg, Unterengadin und Vorder-Rheinthal — das Wallis und Tessin. Gewöhnlich läuft der dieselben durchziehende Fußweg (wenn ein solcher vorhanden ist), in großen Krümmungen, der Grund-Disposition des Tobels folgend, auf halber Höhe hin, buchtet häufig weit zur Seite ein, sekundäre, tobelähnliche Mündungen umgehend, und senkt sich nur dann in steilem, holperigem, von kahlgelegten Wurzeln durchflochtenem Pfade zur Schluchtentiefe nieder, wenn er das Tobel durchschneiden muß.

Auch hier hat die Einsamkeit, aber wieder in ganz anderer Weise, ihre Stätte aufgeschlagen. Es ist hochromantische Wildniß, schauerig und doch anheimelnd, — auch ein Schauplatz der unablässig am Gebirgskörper nagenden Zerstörung, aber ganz anderer Art als alle übrigen. Bunte Gruppirungen in ungemeiner Formen-Mannigfaltigkeit von herabgewälzten Granitblöcken, glattgeschliffenen Kalksteintafeln und kleineren Geschiebe-Ablagerungen bauen sich im Bachbett auf, — ornamentale Phantasiespiele der Natur, über welche das krystallene oder leuchtend hellgrüne Waldwasser in Kaskadellen herabplätschert.

Die Pygmäen der Pflanzenwelt, die Moose, Flechten und Saxifragen haben auch hier, auf den Felsen, sich wieder angesiedelt. Mit haardünnen Wurzelfingerchen klammern sie sich in den Gesteinsporen fest, bohren immer tiefer hinein, durchflechten dieselben aufs Emsigste und umschlingen jede kleine Erhabenheit so innig, daß es oft Mühe kostet, solch einen kleinen Eigensinn von seiner Scholle abzulösen. Die Flechten saugen sich noch viel fester ein, — sie erscheinen gleichsam wie aus dem Felsen herausgewachsene mineralische Blüthen. Alle aber sind wieder andere Arten als jene auf den vermodernden Bäumen vorkommenden. Zunächst ist es das weitverbreitete Mohrenmoos (Andreaea rupestris) und das alpine Steinmoos (A. alpina), das mit seinem bronzeschwarzen und schmutziggrünen Rasen die Felsen bekleidet; — dann das gezackte Sternmoos (Mnium serratum) mit den purpurroth gefärbten Blatträndern und Rippen und das krummgespitzte Perlmoos (Weisia curvirostris) u. a. m. Die zähe Lebenskraft dieser Felsenpflanzen ist außerordentlich groß; in heißen Sommern, wo die prallende Sonnenhitze die Steinblöcke in diesen tiefen, eingeschlossenen Tobeln aufs Heftigste erhitzt, bekommen diese Steinmoose mitunter wochenlang keinen Tropfen Wasser als Nahrung; lediglich an der nächtlichen Kühle müssen sie neue Lebenskraft schöpfen. Dort, wo das Bachwasser die Wände bespritzt und immer feucht hält, kommen das bleiche Knotenmoos (Bryum pallens), ferner Angstroemia virens, Blindia crispula, Bartramia ithyphylla und Oederi, schattige Felsen haushoch überziehend, in Masse vor. Und wo endlich die Wände vom herabrinnenden Wasser eigentlich triefen, da mästet das kupferbraune Astmoos (Hypnum rufescens) seine dicken, derben Blätterschweife.

Der überschattete Pfad steigt längs des Tobels bergan. Wir versuchen eine zweite Waldexcursion und dringen wieder in die Säulenhallen ein. Diesmal ists kein moosiger Grund, auf dem

wir emporklettern; hundertjährige Schichten von Tannen-Nadeln liegen übereinander, zu einem elastischen Boden ineinandergefilzt. Das eng verästelte Dach ist so dicht geflochten, daß nur spärliche Lichtblitze von Oben in die tiefe Waldnacht eindringen können;

„Im Labyrinthe fließt in kargen Tropfen
„Durchs Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum!"

Lenau.

darum gedeiht auch das Moos nicht. Aber eine neue, höchst abenteuerliche Erscheinung überrascht uns; — in langen zottigen Schöpfen hängt die graugrünliche Bartflechte (Usnea barbata) von den halbverdorrten Aesten herab. Nicht ein Fädchen dieser müssigen Zottelpflanzen bewegt sich in der windstillen Mittagswärme; aber durchzieht nur ein leiser Lufthauch den Wald, dann schwankt und schweift es unheimlich durch die tiefe Dämmerung, alle bestimmten Umrisse verschwinden, der ganze Einblick geräth in flirrende, huschende Bewegung und die „Alten vom Berge" scheinen Leben zu gewinnen. In den Engadiner Arvenwäldern kommt eine Varietät vor, Usnea longissima, die mehre Ellen lange dünne Striemen spinnt. An den Lärchen dagegen wuchert vorzüglich die ochergelbe Bandflechte (Evernia divaricata) und gemischt unter diesen der mähnenartige Moosbart (Bryopogon jubatus), auch schwarze Bartflechte (Alectoria jubata) genannt, weil ihre äußerst feinen, mehr als spannenlangen Haare tiefbraune Färbung haben.

Der Empormarsch wird beschwerlich, weil immer steiler und glatter auf dem Genadel. Herabgerollte Felsenbrocken, Druiden-Altären gleich, zeigen sich hie und da. Ihre Summe wächst, der Wald lichtet sich, je höher, desto mehr, und bald stehen wir vor einem malerischen, mit schwerfaltigen Moosteppichen überhangenen Trümmer-Chaos, halb Forst, halb Bergsturz. Wir stoßen auf die zweite Aufgabe des Bannwaldes: Schutzmittel gegen die s. g. Steinschläge zu sein. Auf und an den kahlen, verwitternden

Gebirgsgrathen geschichteter Formationen sammeln sich die losgesprengten, abgeschüttelten Fluhscherben an, das gleiche Trümmer-Material, welches auf den Gletschern die Moränen komponirt, und bedecken weit hinauf die Halden. Ein Theil derselben rutscht oder rollt beim Niedersturz weit hinab der Tiefe zu und dies sind die Steinschläge. Mancher sehr frequente Weg im Gebirge würde nur mit Lebensgefahr passirbar, mancher Ort unbewohnbar sein, wenn er gegen diesen niederschmetternden Steinregen nicht durch einen Bannwald gesichert wäre. So häuft sich das Gesteins-Material in der Höhe am Waldesrande an und bildet dort einen durch die Zeit von selbst sich aufbauenden schützenden Damm. Ein in malerischer und botanischer Beziehung prachtvoll mit Felsentrümmern eines Bergsturzes dicht durchwürfelter, ernster Wald dieser Art ist der Wasener Wald an der Gotthardsstraße.

Eine dritte Aufgabe der Bannwälder ist endlich auch noch: gegen Erdrutsche zu schützen. Das tief eindringende Wurzelwerk, welches durch die meist dünnen Schichten der aufgelagerten Dammerde in die Felsenritzen sich einkeilt, verhindert, daß bei heftigen und andauernden Regengüssen die aufgeweichte Erde abrutscht. Kahlschläge an solchen Stellen und Ausstocken des Wurzelwerkes haben schon zu den traurigsten Ereignissen geführt. Das Dorf Tschappina am Heinzenberge im Domleschger Thal (Graubünden) ist gegenwärtig im Rutschen begriffen. Alljährlich verändert sich die Lage und Größe der Grundstücke, so daß die Besitzungen der Gemeinde-Bürger trotz Vermessung und Gränzstein nie mehr festzustellen sind. Ob je eine drastische Katastrophe eintreten werde, ist nicht zu berechnen; vorläufig bewohnt das Volk die alte Scholle und rutscht allmählich dem Thale zu. — Aehnlich ging es dem theilweise untergegangenen Dorfe Buserein oberhalb Schiers im Prätigau. Auch dort fing das Land an, in Folge der Ausrottung eines großen Waldes, zu wandern, der Rasen schob sich faltig übereinander, Bäume versanken spurlos, und am 18. März 1805 endete

die Erscheinung mit dem Ein- und Absturz des halben Dorfes. Alle Alpenthäler haben schon mehr oder minder unter den Erdrutschen zu leiden gehabt, sowohl solche, die in der Schweiz liegen, wo die, überall in diesem Lande herrschende Selbstständigkeit der Gemeinden in der staatlichen Oberaufsicht über das Forstwesen eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit erblickt, — als solche in monarchischen Ländern, die z. B. in Südtyrol, in Savoyen und im vielregierten Frankreich. — Die Bundesgewalt der Eidgenossenschaft ließ vor beinahe 10 Jahren durch eine Experten-Commission die gesammten Alpenkantone der Schweiz bereisen, die Bericht über den Zustand der Wälder erstatten mußte; — sie hat dadurch einen großen Schritt zur Anbahnung eines rationellen Verfahrens für den Schutz der Alpenwälder gethan.

So siehts im Alpen-Bannwalde aus. Steigen wir über ihn hinaus.

Die Wettertanne.

— — ein schattiger Baum,
Der fächernd kühle Zweige bewegt,
Wenn dicht um ihn die Sonne den Raum
Mit glühenden Strahlenbüscheln durchfegt,
Und dessen gastlich breites Dach
Bedrängte ladet in sicheres Fach.
(Waldau).

Licht! Luft! wir treten ins Freie. Der obere Waldgürtel liegt hinter uns. Er schließt zwischen 5000 und 5500 Fuß über dem Meere ab. Weiter bergwärts steigen nur kurzkräuterige, dichtbewachsene, frischgrüne Alptriften an, hie und da unterbrochen von vereinzelt ausgestreuten, kleinen Holzbeständen und einzelnen Tannen, Arven und Lärchen.

„— — Vorposten grüner Jäger
„Ihren Heeren vor sich wagend." (A. Grün.)

Wie eine Tirailleurkette bringen sie gegen die Schneeregion vor, gleichsam die Rechte der Pflanzenwelt gegen den alten Urfeind alles Lebenden zu schirmen. Zu diesen kühnen Plänklern des Waldes gehört ganz besonders die Wettertanne.

Man spricht von Charakterbäumen, welche der Landschaft einen ihr eigenthümlichen Ausdruck, ein physiognomisches Gepräge geben; — die Wettertanne ist ein solcher; aber auch ein Baum-

charakter, gewissermaßen eine persönliche Größe, ein aus der Menge bedeutsam hervortretendes Individuum. Ebenso wie der einzelne Bürger in seinem schlichten Wirkungskreise nur einen kleinen Theil des großen Ganzen, des Staates ausmacht und in der Bevölkerung verschwindet, ebenso geht der einzelne Baum im Walde auf; er zählt nur in der Summe der Stämme mit und verschwimmt bei geringer Entfernung in dem großen grünen Blätter- oder Nadeln-Gewölbe, in der sich durchflechtenden und umzweigenden Veräftelung.

Anders die einzeln stehende, den Wald überragende Wettertanne; sie gleicht jenen Auserwählten, die durch Geist und Kraft, durch kühnes Werk und freie That aus der Summe ihrer Zeitgenossen bedeutsam heraustreten, und was der Dichter von den wahrhaft großen Fürsten singt:

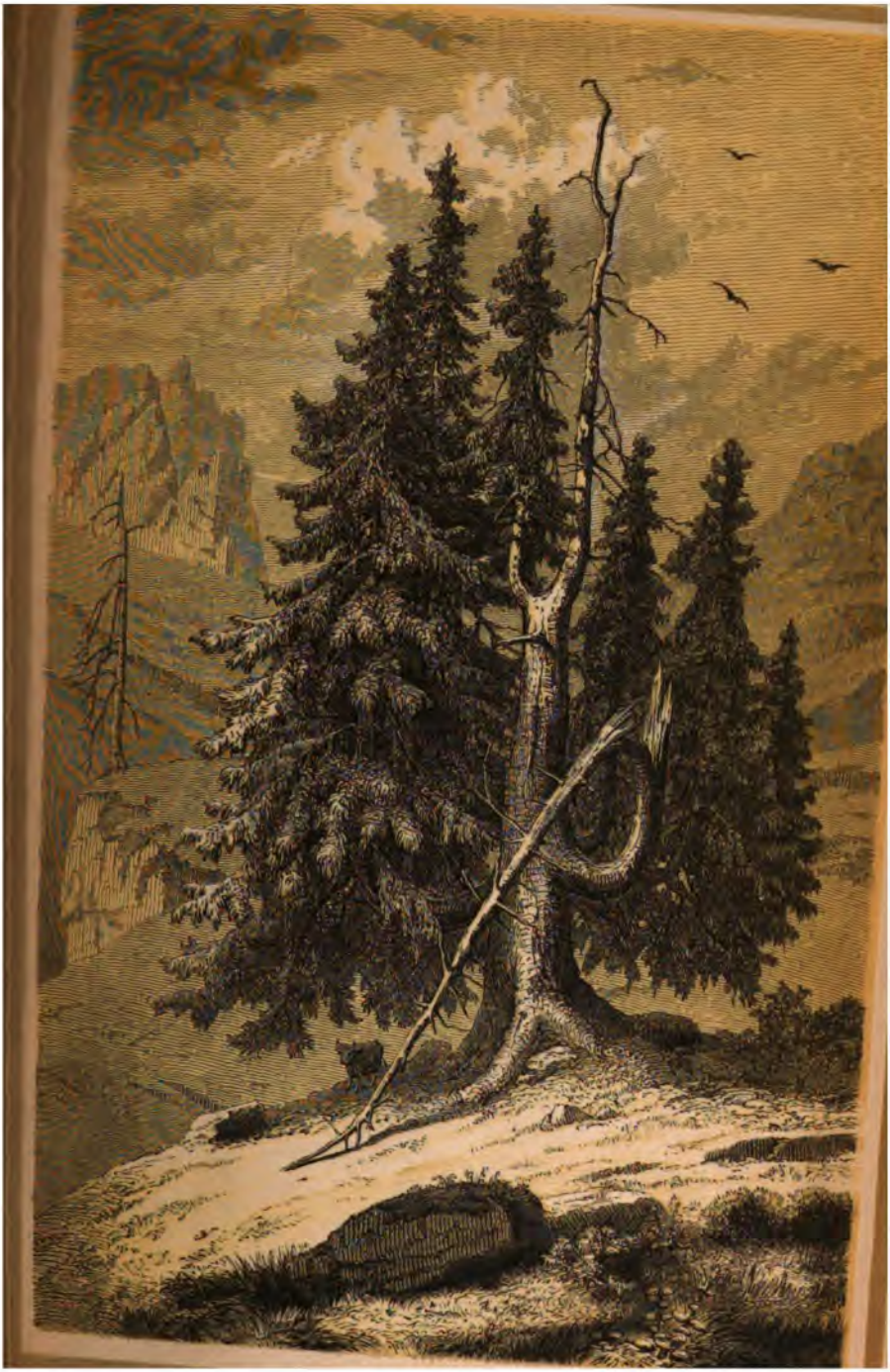
Völker verrauschen, —
Namen verklingen, —
Finstere Vergessenheit
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus. —
Aber der Fürsten einsame Häupter
Glänzen erhellet,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt — (Schiller.)

das darf man theilweise auch auf die Wettertanne anwenden.

Es giebt wenig andere Bäume, die so frischen, freien Muth an der Stirn tragen, in so stolzer, strammer Eigenwilligkeit, in so freudigem Selbstvertrauen dastehen, wie diese sturmzerzausten, verwitterten Hochlandstannen. Erinnert die Eiche an jene eisenfesten Nordlandsrecken, von denen die Nibelungen und die Sänger des Mittelalters uns Wunderdinge erzählen, so mahnt die derbe trotzige Haltung der „Schirmtanne" an die Kämpen von Morgarten, Sempach und der Malserhaide. Es ist eben ein Gebirgsbaum von der äußersten Wurzelfaser bis zur letzten Kronsprosse.

Schon mancher tüchtige Forstbotaniker und Pflanzenphysiolog, der daheim in seinen wellenförmig gehügelten, prächtigen Staatswäldern wacker bewandert war, stand, wenn er ein Neuling in die Alpen kam, im ersten Augenblicke verlegen und wußte nicht, wohin er diesen Sonderling rubriciren sollte. Denn der eigentliche Tannentypus ist an ihm oft ganz verwischt, wenn sichs so kronleuchterähnlich mit aufwärts gebogenen Zweigen emporgipfelt, als wärs der Bastard von einer Fichte und einer amerikanischen Agave. Und doch zirkulirt kein Tropfen solch heißländischen Gluthsaftes in seinen Adern, sondern reines, unverfälschtes, harziges Tannenblut, urgesund, „genährt vom ewigen Schnee"; — diese „Schermtaxe" (wie sie in den österreichischen Alpen genannt wird) ist nicht mehr und nicht weniger als eine schlichte, ächte Rothtanne, wie deren jährlich Millionen von den Holzknechten drunten für Bau- und Brennmaterial gefällt und zu Markte gefahren werden. Aber eine andere Schule des Lebens hat die Wettertanne durchmachen müssen als die verzogenen Weichlinge, die schlanken jungfräulich-aufgeschossenen Nadelschafte der Tieflands-Wälder, — sie hat sich ihr Emporkommen erkämpfen müssen, Zoll für Zoll, — und daher ihr oft abnormer Wuchs, davon die Narben in Holz und Borke.

Die Wettertanne, die isolirt auf den Alpweiden bis 6000 F. und in Graubünden sogar bis gegen 7000 par. F. emporsteigt, ist kein ausgespartes Ueberbleibsel einstiger Baum-Armeen dieser äußersten Baum-Vegetations-Zone; — sie ist ein im Selbstständigkeitstriebe erwachsener Einsiedler. Vor Jahrhunderten hat es da droben wohl große Wälder gegeben. Mächtige Wurzelstorren und versunkene Stämme deuten auf verschwundene Forste hin. Fast allenthalben im Hochgebirge begegnet man solchen Baumgespenstern einer vergangenen Waldgeneration, solchen Ruinen des Pflanzenreiches, die von ihrer Zeit berichten, in welcher es noch herrliche Hochforste gab, bevor der souveräne Unverstand und die merkantile Spekulation ihre barbarischen Streifzüge in die stille Alpenwelt



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

unternahmen. Diese sturmgebrochenen, silbergrauen Denksäulen sind ausschließliches Eigenthum der Hochgebirgs-Welt, und zwar der freien Gebirgswelt, in welche die (bei der Thalwaldung nöthige) Censurscheere des Forstmannes, das Paragraphenthum und die Verordnungen des modernen Staates noch nicht hindrangen. Die rationelle Waldwirthschaft dürfte solch ehrwürdige Reliquien im wohlgeordneten Forsthaushalte nicht dulden, sie wären reglementswidrig. Drunten im Prinzipienlande muß die Natur produziren nach Artikel und Vorschrift, nach Berechnung und Maß, nach Ziel und Zeit, wie es der materielle Nutzen der Menschen verlangt. Hier oben im Gebirge waltet noch der ungehemmte volle, freie Ausstrom der unerschöpflichen Schöpfungskraft, und diesem verdanken auch die Grenzposten der Wettertanne ihre Existenz.

Eine Wettertanne (im Romanischen „Pin oder Sapin", im Waatlande „Gogant" genannt) ist also ein vereinzelt auf der Alpweide stehender Baum, der, wie schon aus seinem Namen hervorgeht, ein ingründlich verwettertes Aussehen hat. Meist ists eine Tanne, deren schwere, weit ausreichende Astarme schon wenige Fuß über dem Boden beginnen und normal, in verjüngtem Maße bis zur Krone sich wiederholend, ein dicht verfilztes Schutzdach gestalten; — oft aber auch ists eine Baumfigur, die alle Gesetze des Tannenwuchses zu verspotten scheint. Unsere Abbildung zeigt das gänzlich Abnorme des Astbaues einer solchen. Während die freistehende Tieflandstanne an ihrem schlanken Säulenschaft ringsum in pyramidaler Symmetrie die horizontal abstehenden Aeste architektonisch gegliedert aufstuft, und ein jeder derselben in seiner elastischen Haltung, in der so formschön, leicht nach oben gekrümmten flachen Bogenlinie wieder ein Muster eleganten Wuchses zu nennen ist, zeigt diese Wettertanne in Aufgipfelung und Aststellung ein völlig fremdes, neues Bild. Das scheint nicht ein Baum, nein! das scheinen sechs bis acht Bäume an einem Mutterstamm, eine ganze Tannenfamilie zu sein. Hier ist der kokett-geradlinige

Schaft in eine derbe, knorrige Walze, von gedrungenem, breitspurigem Wuchse umgewandelt. Man erkennt zwar das ehrliche Bestreben des senkrechten Emporwuchses noch; aber da hat die Ungunst äußerer Verhältnisse, da haben Stürme, Lauinen und Gewitter ohne Zahl so an ihr herumgezwackt und verstümmelt und amputirt, daß sie über und über voll Risse und schwer vernarbter Wunden, voll Knoten und Mißgestaltungen geworden ist. Man könnte die Wettertanne einen Märtyrer der Baumwelt nennen, wenn mehr passives Element in ihr läge. Aber dieser Baum ist ein so widerspenstiger Gesell, wie man keinen zweiten findet, — der allen und jeden Hemmnissen zum Trotz doch seinen Kopf durchsetzt und, — wenngleich hundertmal am innersten Lebensnerv empfindlich, fast tödtlich getroffen, dennoch mit unverwüstlicher Lebenskraft aufs Neue sich emporarbeitet. Ein köstlicher Bursch, so durch und durch voll Energie, so männlich unbeugsam, — wie gesagt ein Baumcharakter, an dem jeder rechte Mann seine Freude haben muß.

Und nun der Astbau! ja, das ist ganz das gleiche aktive Wesen, das nämliche „Durchsetzen à tout prix" wie beim Stamm. Da will jeder kleine Zweig sein Selbstständigkeits-Recht behaupten und auf eigene Faust ein Stück Baum werden. Es ist eine Randzeichnung zu dem Sprüchwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." — Ganz entgegen dem horizontalen Astwuchsbestreben der Tieflandstanne, hebt hier der Ast, nach kurzer, wagerechter Lage sich plötzlich wie ein Schwanenhals und steigt nun senkrecht, gleich einer in der Luft wurzelnden kleinen Tanne empor. Aber diese Aeste sind nicht rund um den Baum gleichmäßig vertheilt, sondern auf der einen Seite, wo der Blitz ihn gestreift und heruntergeschmettert oder der Sturm durchwühlt hat, fehlts, — während auf der anderen Seite nur um so dichtere, intensivere Zweig- und Nadelfülle erwächst. Hin und wieder ragen dann auch verdorrte, völlig abgestorbene Aststacken dazwischen hervor und hel-

sen, mit den daran hangenden Bartflechten, den Eindruck des Gesammtbildes nur noch um so wilder stimmen. Die Ursache dieser merkwürdigen Astbildung ist in vielen Umständen zu suchen. Entweder tritt die sogenannte „Trocniß", eine Baumkrankheit, ein, welche die eigentliche Astspitze ausdörrt, so daß dann die Haupttriebkraft in die Seitenäste tritt und einer derselben sich so entwickelt, daß er die anderen überholt und, lokal durch seine Nachbarn behindert, kerzengerade emporstrebt; — oder das weidende Vieh, namentlich Ziegen, in ihrer leidenschaftlichen Naschbegierde, nagen, soweit sie an der jungen Tanne hinaufreichen können, die äußersten Schößlinge ab, und der Baum, in seiner natürlichen Entwickelungsaufgabe gehemmt, sucht einen anderen Ausweg nach Oben; — oder Schnee und Sturm drücken die Endzacke des Zweiges ab, oder der Blitz schlägt sie weg, — genug, Beraubung, Verstümmelung sind die Veranlassung, nicht nur des abnormen Astbaues, sondern auch der buschigen, dichtstruppigen Nadelbelaubung. Weiter unten im geschützten Walde trifft man keine so verwitterte ausgeartete Tannen.

Ein kolossales Exemplar, dreigipfelig wie eine zum Schwur aufgehobene Hand, steht in den Valzeiner Alpen (einem Seitenthale des Prätigau, Graubünden), dessen Stamm in Stockhöhe ($4^1/_2$ Fuß über der Erde) sieben Fuß im Durchmesser hat.

Das Alter der meisten ist schwer zu bestimmen, indem die eigentlichen Veteranen oft kernfaul werden und somit die Zahl der Jahresringe nicht zu bestimmen ist. Ueberdies werden höchst selten Wettertannen absichtlich gefällt, da sie für die Alpenwirthschaft sehr nützlich und ein treffliches Mittel gegen Lauinenbildung sind. Bedenkt man, wie auffallend langsam die Bäume in der Gebirgshöhe, selbst bei geschützter Lage wachsen, so kann man sicher annehmen, daß es viele 300jährige Wettertannen giebt.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, ob Pflänzlinge sorgsam gepflegter Forst-Baumschulen, namentlich solcher, die aus

dem Samen geschlossener, also geschützter Waldmassen des Flachlandes gezogen wurden, sich zu so hartlebigen Trutztannen hier oben in der Nähe des permanenten Winters ausbilden, überhaupt in diesen sturmumbrausten Höhen sich akklimatisiren könnten. Die Alpen-Forstmänner bezweifeln es; sie halten den im Flachlande gewonnenen Waldsamen für zu verweichlicht. Es geht der Pflanze wie dem Menschen; im Fleisch und Blut muß sie beim Volke stecken, die Spartaner-Natur, durch Generationen hindurch muß sie sich selbsthelfend gestählt haben, wenn sie nicht zum leidigen Gerngroß herabsinken soll. — Bezüglich des Samens benutzt man dagegen sehr gern den von den Hochlandstannen für Forstsaaten im Tieflande, sowie ja auch die Getreidearten, welche in hoher Lage wuchsen, sehr gern zum Saatkorn für tiefere Gegenden benutzt werden.

So borstig und brummig solch eine Wettertanne nun auch drein schaut, als ob sie mit allen anderen Bäumen in Haß und Hader lebte und deshalb in diese Einsamkeit sich zurückgezogen habe, — so sehr sie das leibhafte Ebenbild eines alten, zerhauenen, narbenbedeckten Kriegers ist, der hundertmal mit dem Tode auf der Mensur, doch immer wieder sich frei kämpfte, — ein so zuthunlicher, gastfreundschaftlicher Baum ist sie. Gerade wie man unter den alten Haudegen die gemüthreichsten und herzlichsten Kumpane findet, so auch bei diesen unter tausend Gefahren und Nöthen grau gewordenen Bauminvaliden. Sie ist ein Obdach und Asyl gewährendes, von der Natur errichtetes Hospitium, unter dessen Schutz sich das weidende Vieh flüchtet, wenn plötzlich schwarze Unwetter daherbrausen, Regenwolken strömend sich entleeren oder Hagelladungen in dichten Massen herniederschmettern. Freilich fielen dann schon oft die schönsten Häupter einer Alpenheerde unter solch einem Baume dem Gewitter zum Opfer, wenn der Blitz einschlug. Aber auch im sengenden Hochsommer, wenn die Sonne beinahe im Zenith steht und auf der ganzen großen Alpweide kein

schirmendes Plätzchen zu finden ist, sucht das Vieh instinktmäßig die Wettertannen auf und lagert behaglich im kühlen, erfrischenden Schatten derselben. Diesem Doppeldienst, bei gutem und schlimmem Wetter, verdankt sie wahrscheinlich ihren Namen ebenso sehr als ihrem Aussehen.

Steht nun ein solcher Bergveteran droben auf der Paßhöhe oder auf dem Scheitel einer Alpstaffel, oder dort, wo sich die Pfade kreuzen, als weithin sichtbares Wegzeichen, dann trifft sichs schon, daß sie zur zweiten Arche Noah wird; hochaufathmende Wanderer mit großen Alpenstöcken, schwitzende Lastträger, naturschwelgende Touristinnen mit großen Strohhüten und aufgelöstem Lockenhaar, bepackte Saumrosse und deren Führer rasten, allen Unterschied der Stände vergessend, mitten unter der hier Siesta haltenden Kuhheerde, — ein uridyllisches Genrebild. Ja, wenns rundum so brennend sonnengelb auf der ausgebreiteten, herrlichen Landschaft lagert und die Gebirgsprospecte mit bläulich schimmerndem Duftschleier überzogen sind, wenn Mücken, Käfer, Bienen und anderes fliegende kleine Gesindel in belästigender Zudringlichkeit wonnetrunken umherfurrt und die vor Hitze zitternde Luft kein leiser Windhauch bewegt, dann liegt sichs paradiesisch wohlig im Schatten der gastlichen Wettertanne; —

— — des dichten Mooses
Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhlich.
Möge hier mich holder Schlummer beschleichen,
Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen
Und die Waffen entwenden, meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach Außen vergessend
Sich in ihre Tiefen hinein erinnere. (Lenau.)

B'hüt euch Gott ihr braven, tapferen Wettertannen.

Legföhren.

Wie stehn auf hoher Alpenfluh
So klein die Bäume da!
Sie werden niedrer immerzu,
Je mehr dem Himmel nah.
Sie legen ab der Krone Stolz,
Des Wipfels rauschend Laub,
Den schlanken Stamm, das volle Holz,
Und beugen sich zum Staub.
(Stoeber.)

Jede Pflanze hat ihre Vegetationsregion, ihre horizontalen und vertikalen Existenzbezirke, innerhalb welcher sie mit Erfolg leben, gedeihen und sich fortpflanzen kann; über diese Gränzen hinaus fehlen ihr die bedingenden Elemente zum Bestehen, sie verkümmert, siecht, wird zur Krüppelform oder stirbt gänzlich ab. Diese Erscheinung zeigt sich tausendfältig; sie ist die Grundlage der Pflanzen-Geographie. Die Palmen, Cacteen, Sycomoren, Drachen- und Gummibäume, die Baumwoll- und Kaffeestaude und andere Pflanzen tropischer Klimate fristen als Kabinetsstücke ihr Leben bei uns nur durch sorgsame Pflege in der künstlich erzeugten Wärme der Gewächshäuser, während dagegen unsere, an frischere, kältere, nördlichere Temperatur gebundenen Laubwälder, unsere herrlichen Eichen und Buchen, unsere früchtegesegneten Aepfel- und

Birnenbäume das heiße, trockene Klima der sandigen Tropen nicht zu ertragen vermögen. Diese Bedingungen der flächenhaften Verbreitung berührt uns bei dem Pflanzenbilde, welches wir auf den nächsten Seiten betrachten wollen, nicht; wir haben es mit der Verbreitungsfähigkeit der Pflanze, nach der Höhe der Bodenlage, zu thun.

Es ist bekannt, daß die Weinrebe in Mittel-Europa über 2300 Fuß ihre Trauben, selbst in sonniger Lage, nicht mehr reifen kann, — daß der Nußbaum bis zu circa 3000 Fuß, das Kernobst nur bis etwa 3500 Fuß zu steigen vermag, und daß die Garten- und Getreidefrüchte des Flachlandes in den rauhen Alpen über drei bis viertausend Fuß nicht mehr gedeihlich fortkommen; kleine, durch lokale Umstände begünstigte Experimente können hier nicht in Betracht gezogen werden. Dieses Einhalten gewisser Höhengränzen zeigt sich auch beim Waldbaum, sowohl bei den Laub- als den Nadelhölzern. Letztere steigen (wie schon S 71 gesagt) als waldige Gesammtmasse in den Alpen bis zu circa 5500 F. über dem Meere an. Aber die vertikale Erhebung nimmt gegen den Nordpol hin bedeutend ab. So steigt die gemeine Kiefer (Pynus sylvestris) unterm 46. und 47. Grad nördl. Breite (in den Alpen) fröhlich, in normaler Baumform, bis zu 6000 F. über dem Meere an, während sie im skandinavischen Dovre-Gebirge unterm 62. Grad n. Br. nur bis 2800 F. und in Jemtsland (Norwegen), an den Kjölen unterm 63. Grad, sich nur bis 1500 F. zu erheben vermag. Ueber diese Höhengränze hinaus verliert sie ihre baumförmige Haltung, sinkt zur Zwergform, zur verkrüppelten, beinahe strauchartigen Gestalt herab und heißt dann im Riesengebirge „Krumm- oder Knieholz", in den Tyroler Alpen „Sprutföhre oder Reischten", im Welschtyrol „Müghi" (woher auch der von Scopoli eingeführte botanische Name: Pinus mughus), im deutschredenden Rhätien „Arle" (daher der Name „Arlberg", Vorarlberg), in den Salzburger Bergen „Lätschen", in Oesterreich „Lägken, Löcken

(d. h. Gelegtes), im romanischen Graubünden „Zuondra oder Zundern" und in der deutschen Schweiz am bezeichnendsten „Legföhre." Schon aus der Reichhaltigkeit dieser Nomenklatur läßt sich erkennen, daß die „Zwergkiefer" durch die ganzen Alpen verbreitet ist. Mit der Alpenerle oder Droosle (Betula alnus viridis), ebenfalls einer Krüppelform der eigentlichen Erle, beschließt sie den Holzwuchs im Gebirge. Beide Krüppelformen sind selbstständige Arten ohne Uebergänge.

Der Totaleindruck der Legföhre, der ganze Habitus derselben ist ein überraschender, höchst origineller; er giebt so recht ein, dem Charakter des Hochgebirges entsprechendes, vegetabilisches Attribut ab. Betrachtet man nur Holz und Astwerk, wie das sich krümmt und rankt, und abenteuerliche phantastische Gestalten formt. Bietet der Astbau mancher anderer Bäume schon hin und wieder wunderliche Figuren dar, so tritt doch bei ihnen immer mehr oder minder das Innehalten einer kennzeichnenden Architektur, das Walten bestimmter, die Individuen und ihre Sippschaft kennzeichnender Gesetze, wenn auch oft in freier Anwendung, in der Stamm-, Ast- und Zweigbildung hervor. Dies Alles verschwindet bei der Legföhre. Allenthalben trägt sie das Gepräge des Unsymmetrischen, Beschränkten, Gehemmten, Unterdrückten. Nur sklavisch windet sie sich, wurmartig, unheimlich schlangenhaft, am Boden hin; seufzend, aber dennoch mit unendlicher Zähigkeit, scheint sie ihr Leben zu durchschleichen. Sie ist unter den Coniferen der vollendete Gegensatz zu der, allen gewaltsamen Druck überwindenden, siegreich triumphirenden Wettertanne. Der Widerstand der Zwergkiefer ist nur ein heimlicher, passiver, der blos an den gegen oben sich krümmenden Wipfelenden zum Durchbruch, zur Geltendmachung seiner Rechte kommt. Trotz dieser leidenden Haltung haben die meist glatten, braunen Stämme etwas Mastiges, Fettes, während die Rinde der gewöhnlichen Föhre rauh, mager, zerrissen ist und trocken aussieht. Sehr lange bleiben die Blattnarben sichtbar.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Je nachdem der Stamm mehr in gestreckter Linie mit hoch und kräftig sich emporrichtender Krone, — oder gewunden, knorrig-verdreht, mit nur kurzen, dicht struppigen Gipfelausläufern am Boden hinkriecht, unterscheidet man die Legföhre in die schlankere Pinus pumilio als die, mehr in tieferer Lage vorkommende, und in die sehr verkrüppelte Pinus mughus, welche bis fast gegen die Schneegränze hinansteigt und den Kalkboden dem der granitischen Gesteine vorzieht. Da die ursprüngliche Aststellung der Kiefer büschelförmig ist, so durchflechten, umranken und verweben sich auch die Aeste und Zweige der Legföhre in ihrem engen, beschränkten Raume auf eine so unlösbare Weise, wie es in der Schlingpflanzenwelt nicht bunter durcheinander vorkommen kann. Solch einen Weichselzopf von Legföhrenästen zu entwirren, dürfte den herkulischen Aufgaben beizuzählen sein. Dieser niedergedrückte, horizontale Wuchs wird zunächst dadurch veranlaßt, daß hier oben sieben bis acht Monate lang ein strenger Winter herrscht, der mit enormen Schneelasten tyrannisch seinen Fuß auf den Nacken dieser Pflanze setzt und sie nur in der kurzen Sommerpause aufathmen läßt. Die außerordentliche Geschmeidigkeit und Elastizität der schlanken, höchstens 2 bis 3 Zoll im Durchmesser erreichenden Stämme, bequemt diese dem bedeutenden Drucke leicht an. Dazu kommt die Abschüssigkeit des Terrains, auf welchem die Legföhren am liebsten wachsen. Je steiler dasselbe ist, desto gepreßter liegt die Krummholzkiefer. Da, wo der Boden minder geneigt ist, richten sich die Stämme leichter auf und erreichen bisweilen eine vertikale Höhe von 15 Fuß.

Am seltsamsten gestalten sich die Stämme, wo sie über hervorragende, nach Innen sich abwölbende Felsenstirnen hinauswachsen. Da machen sie dann von der erlangten Souveränetät in wahrhaft seltsamen Formen Gebrauch, bohren in Spiralwindungen allerhand Arabesken in die Lüfte freiragend hinaus und hängen weitarmig, als schwebende Bäume, über gräulichen Abgründen.

Tollkühne Geißbuben, die ihre zottige Heerde oberhalb solcher schroffen, viele hundert Fuß sich abtiefenden Fluhwände weiden, wagen sich dann wohl zum Zeitvertreib, alle Gefahr verachtend, auf diese schreckerregenden Naturschaukeln hinaus und üben da, völlig schwindelfrei, herztief auffjauchzend, allerlei akrobatische Künste. Ein solcher verwegener Hirtenbub im Muottathale, von dem Pfarrer seiner Gemeinde darüber ernstlich zurechtgewiesen und mit den Worten gewarnt: „Diesmal hat dich dein heiliger Schutzengel im Arm gehalten, sonst wärst du herabgestürzt und todtgefallen!" erwiderte keck: „Herr Pfarr, so wyt wi—n—i ussä goh, goht der Schutzengel nöd!" — d. h. Herr Pfarrer! so weit wie ich hinausgehe (d. h. mich hinaus wage) geht der Schutzengel nicht."

Die Nadeln der Legföhre sitzen, wie bei der Kiefer, je zu zwei oder drei in einer Scheide und gruppiren sich büschelförmig, wodurch der Zweig das Ansehen eines dichten, borstigen Pinsels erhält. In ihrer Reproduktionskraft ist die Legföhre sehr schwach. Da sie nicht ausschlagsfähig ist, so bewerkstelligt sie ihre Fortpflanzung lediglich durch Samen.

Auch selbst in den Früchten der Legföhre bethätigt sich das Ungewöhnliche, dem Charakter der rauhen Gebirgsnatur Entsprechende. Während nämlich die gewöhnliche Kiefer ihre länglichen, konisch gestalteten Zapfen jährlich abstößt, behält die Legföhre dieselben, nachdem sie im September fruchtreif geworden sind, den Winter über, sammt den darin eingeschlossenen Samenkörpern am Zweig und läßt letzteren erst im Spätfrühling, wenn der Boden schneefrei geworden ist, ausfliegen. Der gesprungene, nun flach sphärisch auseinander spreizende, kupferbraune Kieferzapfen bleibt dann aber noch einige Jahre am Büschel sitzen, bis er silbergrau verwittert, eine ehrwürdige Antiquität, endlich abfällt. So kommts, daß man an einem und demselben Busche zu Anfang Juli männliche und weibliche orangengelbe, karminroth-punktirte Blüthenkätzchen und die abgestorbenen, verwitterten Samenbehälter des dritt-

letzten Jahres unweit von einander erblicken kann, eine Erscheinung, die in der Pflanzenwelt wenig vorkommt.

Die Legföhre ist ferner eine der bescheidensten Pflanzen, die es giebt. Da, wo keine andere Holzkultur, höchstens nur Moose oder Saxifragen existiren könnten, bekleidet sie mit ihren dichten, tiefgrünen Büschelkolonien große, kahle, trockene Kalkwände, besonders an den südseitigen Abhängen in der Höhe von 5000 bis 7000 Fuß, dicht verfilzte Decken bildend, oft so kompakt und fest ineinander gedrängt, daß man im buchstäblichsten Sinne auf den Zweigen und Wipfeln gehen könnte. Dies ist aber immer wegen der außerordentlichen Elastizität der Masse ein mißliches Unternehmen und läßt sich wohl bergabwärts, unmöglich aber bergan ausführen, obgleich die biegsamen Zweige so zu sagen dem Kletterer die Hand reichen. Darum vermeidet der Aelpler sie auch und macht lieber einen Umweg über Gletscher und auf losem Geröll, als durch diese fußumstrickenden Fanggarne. Auf Glimmerschiefer trifft man das Krummholz auch in feuchten, sumpfigen Mulden an, und einzelne Exemplare hat man sogar in der Tiefe von nur 2500 Fuß über dem Meere gefunden. Wasserfluthen, Lawinen, oder der Wind mögen Samen dahinab getragen haben. Ja, sogar in den umfangreichen Moorbrüchen zwischen Augsburg und München, im s. g. Haspelmoor, hat man sie bei 1600 Fuß über dem Meere getroffen und deshalb „Sumpfföhre" (Pinus uliginosa) genannt. Selten wachsen im dichten Gestrüpp der Gebirgs-Legföhre andere Pflanzen. Selbst auf der glatten Rinde des Stammes zeigt sich nicht einmal irgend eine Schmarotzerpflanze; höchstens trifft man die goldgelbe Cetraria juniperina, eine Flechte des Hochgebirges und Verwandte des Isländischen Mooses, hie und da an.

Flieht nun der Mensch dieses stille undurchdringliche Dickicht, so dient es um so mehr dem Alpenwild als willkommener Schlupfwinkel, um sich den Verfolgungen des Jägers zu entziehen. Vor allen anderen halten sich Bären gern darin auf, wenn man ihnen

nachsetzt, und haben sie dieses Asyl erreicht, so sind sie ziemlich sicher vor jedem Angriff. Darum wird das Legföhren-Gestrüpp auf Davos (Graubünden) auch „Bärenkries" genannt. — Temporär halten sich Bergfüchse (deren eigentlicher Bau am liebsten unter Felsen) darin auf, um Beute zu erhaschen; der Marder geht dort auf die Jagd und der Alpen-Hase (Lepus variabilis) flüchtet sich hinein. Im Spätherbst ists der Lieblingsaufenthalt des Spielhahns (Tetrao tetrix L.) und an der nahen Schneegränze nistet das Weißhuhn oder Alpenschneehuhn (Tetrao lagopus) unter dem Schutz der kleinen mageren Krummholz-Gesträuche. Die ständige Bewohnerin derselben aber ist die Ringamsel (Turdus torquatus Lin.) welche jährlich zweimal in diesem Versteck brütet, — der vorübergehenden Bewohner, wie Kernbeißer, Kreuzschnäbel u. s. w., nicht zu gedenken.

So sehr nun dieser Föhrenhag den Jäger freut, weil er in der Regel Wild darin findet, — einen so peinlichen, düsteren, ja fast schauerigen Eindruck macht er auf den Alpen-Naturfreund. Unbeschreibliche Einförmigkeit trotz der bizarren Astvariationen, trübe, träumerische Melancholie lagert über solchen finsteren Gehängen, das Gefühl des Unheimlichen, des Verlassenseins beschleicht den Wanderer, wo der Pfad lange durch Legföhrenhorste führt. Es ist, als ob die Natur hier eingeschlafen wäre, und unwillkürlich wird man an Grimms Mährchen vom Dornröschen erinnert. Das Knieholz ist im Gebirge etwa das, was in der Fläche die Haide ist. Pascher und Schleichhändler an der Gränze wählen es gern zu Rast- und Ablösungsplätzen, und mancher Kampf zwischen diesen und den Gränzjägern ist schon in solchem Gestrüpp vorgefallen. Sehr massenhaft ist die Legföhre an der Stütz beim „Wolfgang" auf Davos (Graubünden), auf der Lenzer Haide mit der gemeinen Föhre gemischt und am Ofenberg (Unter-Engadin) bis hinab zur Alp Stabl-dschod entwickelt; auch an den Abhängen des Scarl-Thales kommt sie in mächtigen Strecken vor. Kleinere

Beſtände trifft man allenthalben in den Kalkalpen bei einer Höhe von 5000 Fuß und darüber.

Die Legföhre iſt endlich durchaus kein ſchlechtes Strauchwerk oder forſtwirthſchaftliches Unkraut; ſie iſt eine höchſt nützliche, konſervirende Schutzpflanze, ein kerniger Damm gegen die deſtruirenden Tendenzen der Alpverwilderung. Was der Menſch durch Bannwälder und ähnliche Defenſivmittel zu erſtreben bemüht iſt, beſorgt ſie naturgemäß von ſich aus. Ohne Legföhren exiſtirte manche kräftige, ſaftreiche, kräuterüppige Alpmatte nicht mehr; losgebröckeltes Steingeröll und Bergſchutt hätten ſchon manche Alp zerſtört. Ihr zähes Flechtwerk nimmt im Herbſte die erſten aus der Atmoſphäre niederfallenden Schneeladungen in ſeine Geſträuchsmaſchen auf und bindet dadurch allen ſpäter fallenden Schnee an die geneigte Fläche; ſo verhindert ſie poſitiv das Anbrechen von Grundlauinen und aller durch dieſe herbeigeführten Verheerungen. Ebenſo vereitelt ſie energiſch die Bildung von Rüfen und Steinſchlägen, und fängt als natürlicher Faſchinenverhau alle niederrollenden Felsablöſungen auf. Sie läßt ferner den wildeſten Schlagregen, die furchtbarſten Gewittergüſſe nur wie ein regulirendes Filtrum durch und trägt dadurch außerordentlich zur Vermehrung guter, anhaltender Quellen und zur Erhaltung tieferliegender Raſenhalden bei. Und endlich begünſtigt ſie unter ſicherem Schutz die Humusbildung durch das abgefallene Genadel in hohem Grade.

Bis in die jüngſte Zeit achtete man die Legföhre lediglich um dieſes indirekten Nutzens willen; — höchſtens daß der Aelpler ſich für ſeine Sennhütte etwas Brennmaterial aus derſelben verſchaffte. Neuerdings haben aber Holzmangel und rationelle Waldwirthſchaft den Werth dieſes Waldwuchſes geſteigert, und jetzt durchforſtet man dieſelben ebenſo wie eigentliche Wälder. Die Brennkraft des Holzes kommt dem der Buche faſt gleich, und die daraus gewonnenen Kohlen werden ſehr geſchätzt.

NEW YORK
CIRCULATING
LIBRARY

Die Alpenrose.

Du bist, o Alpenrose,
Der Blumen Kron' und Preis,
Die einz'ge Dornenlose
In Deiner Schwestern Kreis;
Du wohnst als Königinne
So recht auf höchstem Thron,
Und blühst in reiner Minne
Dem freien Alpensohn.

M. Klotz.

Hinter Oberhausen am Thunersee erhebt sich eine jähe, spitze Felsenfluh, so unzugänglich, daß selbst Gemsen sie zu erklimmen scheuen. Kein Wildheuer steigt hinauf, um das dort wachsende Futtergras mit Lebensgefahr zu mähen, kein Wurzelgräber sucht an diesen Wänden seinen kümmerlichen Erwerb. Und doch wachsen da droben die schönsten und seltensten Alpenpflanzen, wie man sie weit umher nicht in so prangenden, tiefleuchtenden Blüthen findet, besonders die purpurrothen „Fluhblüemli" oder „Badönickli" (Primula viscosa), — eine Zierde der „Schwebelhüetli", wie sie die Oberländerinnen an sommerlichen Festtagen tragen.

In altersgrauer Zeit lebte zu Oberhausen ein sehr reicher Bauer mit seinem einzigen Töchterlein. Es war das schönste „Meitschi" am ganzen See. So viel Freier sie hatte, so wenig

schien ihr einer derselben vornehm genug, um ihm die Hand für Lebenszeit zu reichen. Unter diesen war auch Einer mit treuem, redlichem Herzen in unendlicher Liebe ihr zugethan; aber Eisi (Elisabeth) verwarf ihn wie die anderen und ließ ihn nur am Narrenseile trotten. Einstmals, am Aelplersonntage Abends, als der Bursch das Mädchen mit Wein regalirte, schien sie seinen Betheuerungen Gehör schenken zu wollen und sagte, sie sei entschlossen sein Weib zu werden, wenn er ihr von jener berüchtigten Felsenspitze Fluhblüemli holen wolle. Statt zurückzuschrecken, ging Johannes freudig auf den Vorschlag ein, denn er war ein verwegener Kletterer. Schon mit dem nächsten Morgengrauen eilte er durch die Alment am Geribach zur wilden Fluh hinauf. Wie ein Eichkätzchen „chräsmete" er an den glatten Wänden umher; — die schmalste Ritze, der unbedeutendste Vorsprung mußte ihm dienen, krampfhaft mit Zehen und Fingern sich einzuklammern. Schon war das schwere Werk fast gelungen, schon sieht er die Spitze nah ob seinem Haupte, und Triumph! schon hat er die erste, — die zweite, — die dritte Preisblume gepflückt, da bröckelt ein Stein los, er verliert das Gleichgewicht und, — in der nächsten Minute liegt der arme Tropf grausam zerfallen, zu Tode gestürzt am Fuße der Fluhwand. Wenige Stunden später geht Eisi fröhlich singend am Felsen vorüber. — Ein Blick! ein Schrei! — und ohnmächtig zusammengesunken liegt sie neben Dem, den ihr Hochmuth in jähen Tod getrieben. Die errungenen Blumen hielt der treue Bursch noch in seiner Hand. Gram und Irrsinn brachen Elsi's Herz.

U—n—a der Flueh, wo Hans isch g'lege,
Wachst us sym Bluet e Blueme—n—uf;
D'Alprose, wie 're d'Lüt jetz säge.
Ihr Meitleni get Achtig druf!
Die Bluemi dra sy roth wie Bluet
U stah im dunkle Laub gar guet.

Also die Volkssage von der Entstehung der Alpenrose. —

472675

Keine Blume des Hochgebirges ist von Dichtern so gefeiert worden, keine so poetisch in das Leben der Bergbewohner eingedrungen wie die Alpenrose; aber auch keine erweckt in der Vorstellung des Gebirgsunkundigen so unklare und unrichtige Bilder, wie eben diese. An den Namen „Rose" sich haltend, hätte er ein Recht, diesen auf eine alpine Verwandte der vielgefeierten Blumenkönigin zu übertragen, und das Hochgebirge würde ihn nicht einmal Lügen strafen. Im Gegentheil haben die Alpen der Rose einen neuen, poetischen Glanz verliehen: denn gerade sie sind es, wo die „Rose (fast) ohne Dornen" glüht, und somit das Sprüchwort seine Wahrheit verliert. Das ist die wirkliche „Rose der Berge", die reizende Rosa montana, die nicht selten in den lichten Hochwaldungen der montanen und subalpinen Region vorkommt und bis zur Gränze der Weinrebe hinabsteigt. Sie bildet Sträuche und blüht im Juni und Juli. — Dennoch wird nicht sie gemeint, wenn im Gebirge von „Alpenrosen" die Rede ist, ebensowenig wie man an wirkliche Veilchen denken darf, wenn das Alpenveilchen (Cyclamen Europaeum) genannt wird. Der poetische Sinn des Volkes hat Alpenrose diejenige Pflanze genannt, die in der Botanik „Rhododendron", also zu deutsch „Rosenbaum" heißt. Indessen giebt auch diese Bezeichnung keine richtige Vorstellung von der Wirklichkeit. Im Gegentheil verbindet sich damit eine neue Verwechslung; denn ursprünglich kam dieser poetische Name dem Oleander zu, und Linné war es, der ihn von diesem Prachtstrauche des Südens willkürlich auf unseren Alpenstrauch übertrug. (K. Müller.) — Im Volksmunde hört man die Bezeichnung „Alpenrose" eigentlich wenig; fast jede Thalschaft hat ihren eigenen Namen dafür. So nennt man sie im Berner Oberlande „Bärenblust", im Entlibuch und Unterwaldnerlande „Hühnerblume", im Averser Thal „Hühnerstude" (weil die Berghühner sich darin aufhalten), in Uri und in den deutschredenden Thälern von Graubünden „Juupe" vom Rhätischen „Giop" (womit indessen auch der Zwerg-

Wachholder bezeichnet wird), im Glarner Thal „Rafauslen", im Aargau „Herznägeli", im Tyroler Zillerthal „Zundern", im Tessin „Dros" (im Rhätischen heißt Drosa die Alpen-Erle) u. s. w. Das Geschlecht der Rhododendren gehört zu der natürlichen Verwandtschaft der Haidekräuter oder Ericineen und zwar zu den noch näher stehenden Heidelbeergesträuchen oder Vaccineen. Es giebt keine andere Strauchpflanze, mit welcher die Europäische Alpenrose sich besser vergleichen ließe, als mit dem Gebüsch der Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) oder der Rauschbeere (Vaccinium uliginosum) und der Preisselsbeere (V. Vitis Idaea), die in den Alpen ebenfalls bis zu 7000 Fuß Höhe vorkommen. Mit weithin sich verzweigendem, niederem Gestrüpp, erinnern die Alpenrosen auch einigermaßen an den Buchsbaum, namentlich durch ihr Laub; sonst aber haben sie mit demselben durchaus nichts gemein. Sie bilden eine eigene kleine Familie, welche man Rhodoraceen genannt hat, und umfassen die drei Gattungen: 1) der in den nördlichen Niederungen und Torfweiden wachsenden Porste (Ledum), 2) der Azaleen, die in den Alpen blos als zierliches, immergrünes, liegendes (A. procumbens), rosaroth blühendes Zwerggesträuch häufig zwischen 5000 und 7500 F. vorkommen, und 3) die Rhododendra. Alle drei haben den Umstand gemeinschaftlich, daß ihre Blatt- und Blüthenknospen von großen Hüllschuppen bedeckt sind, weshalb sie zapfenförmig aus den Zweigen hervorbrechen. Diesen Entwickelungsmoment können wir freilich in der Regel nicht beobachten, weil er fast immer unterm Schnee sich vorbereitet. So wie der Frühling in den Höhen von 4000 bis 6500 F. allmählich Schritt um Schritt emporrückt, und die deckende Schneehülle mit weichem Odem hinweghaucht, ist auch der lichtbraune, hornartige Knospenpanzer schon geplatzt, und Blätter und Blüthenknöpfchen stecken neugierig ihr junges, frisches Grün hervor, um sich die Pracht ihrer Mutter, der erhabenen großen Alpenwelt, zu betrachten. Der Wanderfreund sieht diese Phasen alle nicht; er tritt erst im Juli

und August in den reichgeschmückten Alpengarten, wenn schon der ganze Rhododendren-Flor in vollen feuerigen Flammen steht, und die rubinglühenden Glockensträußchen ihre Sternkelche erschlossen haben. „Mit welcher Wonne begrüßt dann der müde, keuchende Wanderer den ersten Alpenrosenstrauch und eilt trotz aller Erschöpfung im Fluge zu dem Felsen empor, von dem die Röschen ihm die lächelnden Grüße der Alpennatur zuwinken; wie oft begleiten sie ihn mit ihrer ewigen Anmuth mitleidig durch lange Felsenlabyrinthe und verkünden ihm Leben und volles Genüge in einer öden Welt von grausenhaften Steintrümmern. Ueberall gleich reizend dekorirt die Alpenrose tausendfältig das tausendfältig wechselnde Land ihrer Heimath und glüht bald als einzelne Rosenflamme über dem zischenden Sturz des Eisbaches, bald überzieht sie die ganze Fläche des Berges, der sich mit seinem Purpurteppich im Spiegel des Alpsees malt, oder streut ihre Blüthen gesellig in den vielfarbigen Flor der Alpen." (Tschudi.)

In den Alpen giebt es nur zwei Species*). Die verbreitetste und bis zu den Höhen von 6500 Fuß über dem Meere ansteigende ist die rostfarbene (Rhod. ferrugineum, — romanisch Flur bella), deshalb so genannt, weil die länglich lanzettförmigen, dunkelgrünglänzenden, lederartig derben Laubblätter auf der unteren Seite dicht mit einzeln kaum erkennbaren, rostbraunen Drüsenpünktchen übersäet sind, die derselben ein in der Jugend tief ockerfarbenes, sogar im Alter kaffeebraunes Ansehen verleihen. Letztere sind die vorjährigen, also überwinterten Blätter, welche an der Kehrseite so gebräunt erscheinen; die jungen heurigen, weichen Blättchen lachen leuchtend an den Zweigspitzen im jubelndsten Maigrün und kon-

*) Manche botanische Systematiker unterscheiden noch eine dritte Mittelform: Rhod. intermedium Taschh. welche in sich selbst wieder mehre Varianten (z. B. Rhod. Heerii am Lukmanier) vereinigt. — Rhod. Chamaecistus der östl. Alpen, wird jetzt nach Reichenbachs Entscheidung zu einer besonderen Gattung „Rhodothamnus Chamaecistus" erhoben.

traſtiren durch dieſe Farbenfriſche bis zur Sommerneige ungemein hebend gegen den geſetzten Ernſt der älteren. Erſt im Herbſt ſchwindet das brauſend-jugendliche Anſehen, und die Rückſeite überzieht ein lichter, goldiger Anflug. — Die andere Form, der gefranzte Alpenbalſam (Rhododendron hirsutum), hat gewimperte, d. h. am Rande mit oft langen, weißen Härchen beſetzte, mehr eirund geformte Laubblätter, die meiſt oben und unten gleich grün ſind, doch auch bisweilen an der Kehrſeite mit hellbraunen Drüſenpünktchen luftig und dünn überſtreut ſich zeigen. Sie kommt mehr in den tieferen, beſchatteten, felſigen Bergen, beſonders der öſtlichen Alpen vor, ſteigt nie über 6000 Fuß empor und wird hin und wieder ſchon bei 2000 Fuß überm Meere gefunden. Aus dieſem Blätterfond quillt nun im Juni und Juli die brennendrothe Blüthen-Dolde, je aus 6 bis 10 prangenden fünfzackigen Blüthenkelchen zuſammengeſetzt. Das zierlich geformte Glöckchen ſchimmert, im Innern durchſichtig ſammetweich, faſt wie ein molliges Camellien-Blatt; aber an der äußeren Fläche iſt es mit hellen, beſtimmt hervortretenden, goldgelben Pünktchen geſprenkelt, die demſelben ein widerſtandsfähiges, abgehärtetes, robuſtes Anſehen geben. Nach dem Feuer ihrer Blüthen variiren die Alpenroſen ungemein, vom zarteſten, duftigſten Roſa bis hinauf ins glühendſte Karminroth. Im Allgemeinen will man wahrnehmen, daß die Tiefe und Gluth der Färbung mit dem höheren Standort der Pflanze auch zunimmt. Die gewimperte Alpenroſe iſt gewöhnlich die blaſſere, hellere, zuweilen mit leichtem Hinüberſpielen in eine kaum angedeutete violette Tendenz. Zu den abſoluten Seltenheiten gehört das weißblühende Rhododendron im Maderanerthal (bei Amſtäg an der Gotthardsſtraße), in einigen Walliſer Seitenthälern, in vielen Alpen Graubündens, aber immer vereinzelt und faſt immer der Art Rhod. ferrugineum angehörend; auch auf der Hundwyler Höhe (Kanton Appenzell), im Tyroler Paznaun und im Pinzgau ſollen ſie zu Zeiten vorkommen.

Wo große Halden mit blühenden Alpenrosen überzogen sind, wie z. B. auf Itrammen-Alp (wenn man von Grindelwald gegen die Wengern-Alp ansteigt), oder an der östlichen Abdachung des Alpsiegels (unweit vom Weißbad, Kanton Appenzell), in der Churwalder Alp am Dreibündenberg (Stetzerhorn) oder an den lichten Waldungen von Zermatt gen den Riffel hinauf, oder im Ober-Engadiner Fex-Thal und um das Kurhaus von St. Moritz (Engadin), — da strahlt, weithin sichtbar, eine Farbenpracht im brennendsten Rubinfeuer, die in der Ausdehnung ihres Eindruckes etwa nur dem Blüthenmeere eines Obstwaldes im Mai zu vergleichen ist. Wie bei diesem ists ein frühlings-brünstiges Knospen und Drängen und Kosen dicht neben einander, ein großes kollegialisches Blühen, das jauchzende Genießen einer gemeinsamen Jugend, man möchte fast sagen ein millionenfältiges, rosarothes Farben-Konzert. Und dabei hat die Alpenrose noch eine wesentliche Aehnlichkeit mit der Baumblüthe; wie das Karmin-Glöckchen seine volle Lebensfreude genossen hat und die Stunde des Scheidens naht, da welkt es nicht, langsam am Stengel absterbend, verkommend und Bedauern erregend, oder seine schöne Gluthfarbe verlierend und kläglich zusammenschrumpfend wie viele der schönsten Blumen, — nein, mit fröhlichem Entschlusse, wirft es noch einen sehnsüchtigen vollen Blick auf alle seine lieben Genossen, auf die weißen glänzenden Firnhäupter, auf die ganze schöne Alpenwelt, drückt dem Nebenglöckchen noch einen brennendheißen Abschiedskuß auf die Lippen und springt dann mit einem Satze leicht in den vorüberrauschenden Waldbach oder den zu Schaum aufgelösten Gebirgsstrom, und kein sterbliches Auge bekommt es wieder zu sehen.

Unser Alpenröschen ist ein eigensinniges Pflänzchen; es läßt sich nicht willig in die Tieflandsgärten und herrschaftlichen Parke versetzen, um nach des blumistischen Künstlers Gutfinden unter allerlei servilem Pflanzentande sklavisch die Rabatten zu schmücken, es ist kein „feiles Röschen", das zu Jedermanns Belieben und

Gebot steht; ein freies Kind freier Berge, blüht es nur dort, wo seine Heimath ist, wo es dem Himmel näher als die Menschen, auch in vollen Zügen die reineren Aetherlüfte trinkt.

Sie grämts und härmts im Herzen,
Verpflanzt sie eine Hand;
Sie stirbt an Heimwehschmerzen
In jedem fremden Land.

Und zugleich ists dabei das reizende Symbol jungfräulicher Reinheit und Unschuld; im großen Pflanzenreiche giebts kaum noch eine Blüthe, die, gebrochen, so rasch die Schönheit und das Feuer ihrer Farbe verliert und zu Tode getroffen dahinsiecht, wie die Alpenrose. Wetter und Sturm, Hitze und Frost, Regen und Schnee, — alle Unbilden der Natur erträgt sie heiter und muthvoll, und strahlt nur um so lebensfröhlicher, wenn ein freundlicher Sonnenblick aufs Neue sie beglückt. Nur vor der Menschenhand schreckt sie zurück, erzittert bebend und entfärbt sich, — denn sie bringt ihr den Tod. Auffallend rasch verändert sie das lautere, transparente Purpurgold in bläuliche Mißfarbe, und nur derjenige hat Alpenrosen in ihrer ganzen Prachtfülle gesehen, wer sie am Felsenhange blühend erblickte.

In die Alpen hinein, in das liebe Land,
Vorüber an dunkelschattiger Wand!
In die Berge hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Waldbach tos't in wilder Flucht!
Hinauf zu der Matten warmduftigem Grün,
Wo sie blühn
Die rothen Alpenrosen.

(K. Morell.)

Südliche Alpenthäler.

Noch gestern unter Schnee und kahlen Tannen!
Heut bei Oliven und Orangenbäumen!
Ich sah mein Glück und mein' es nur zu trämen,
Und das Geträumte liebend zu umspannen.
J. G. Müller.

Italien ist das Land der Sehnsucht, der Jugendträume und lieblichsten Ideale. Jeder Gymnasiast, wenn er mit voller Lust seinen Virgil, Horaz, Ovid oder Tibull durchschwelgt, macht einen Gedankensprung nach Süden ins klassische Römerland und freut sich der Stunde, wo er seinen Lieblingsdichtern auf Schritt und Tritt nachwandeln kann. Wird dann in späteren Jahren endlich der langgenährte Wunsch befriedigt, eilt der beflügelte Schritt zum Römerzug über die Alpen hinab in die lombardische Ebene, hat der Verlangende den Sabinischen Himmel über sich erblauen sehen, in den Grotten und an den Kaskaden Tivolis das ewig nachklingende „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet" — sinnend wiederholt, dann begegnet es wohl, daß er etwas kühler gestimmt zurückkehrt.

Woher diese bei italienischen Reisen oft wiederkehrende Erscheinung? — diese vermeintliche Enttäuschung? —

Ein Umstand ists, der manche Erwartung überspannt und zugleich die späteren Effekte merklich abschwächt; — das ist die Introduktion zur italienischen Reise, es ist der erste Tag jenseit der

Alpen. Die Steigerung der landschaftlichen Schönheit ist eine so stürmisch-wachsende, Augen und Sinne so völlig übernehmende, wenn man vom Gotthard, Bernhardin, Splügen oder Bernina hinabkommt, daß nach dem Wonnerausch dieser Ouverture man begreiflich immer ein noch lebhafteres Crescendo, ein Wachsen der Fülle landschaftlicher Pracht und Herrlichkeit erwartet. Aber dies, — ist man über das paradiesische Gebiet der piemontesischen und lombardischen Seen hinaus, — tritt nicht nur nicht in dem erwarteten Maaße ein, sondern im Gegentheil, vorläufig sogar ein bedeutendes Abfallen, eine Verminderung aller dieser gewaltigen Effekte.

Unstreitig gehört das Hinabsteigen von bedeutenden Alpenhöhen in die oft verschwenderisch-reich von der Natur ausgestatteten transalpinen Thäler zu den größten Reisegenüssen, die sich überhaupt darbieten können. Man würde, um die ausgesuchtesten Eindrücke vorzubereiten, die Scenerie der meisten großen Alpenstraßen nicht raffinirter zusammenstellen können, als es im Alpenbau bereits der Fall ist. Schon diesseit der Berge beginnt das Herabstimmen, das Zurückdrängen der bangenden Seele in ihre innersten Tiefen. Hier gähnt vor'm Gotthard die wilde, leblose, trümmer-übersäete Schöllenen-Schlucht und endet erst droben, wo bei der Teufelsbrücke die Gneisschroffen eng zusammentreten. Nur für wenig Augenblicke gestattet das idyllische Urseren-Thal ein Freiaufathmen, eine kurze Friedenskraft. — Als ganz gleiche Schreckenspforten verschließen die Via mala und Roffla-Schlucht die beiden östlichen großen italienischen Kommerzialstraßen über den Bernhardin und Splügen, — oder als Defilé de Marengo den Paß über den Großen St. Bernhard. Nun hebt bei allen diesen Pässen das eigentliche Steigen erst an, zu den baumlosen, halberstorbenen Höhen, immer im Zickzack, immer einförmiger und kahler.

Fortwährend mahnen Gallerien und Zufluchtshäuser bei Schritt und Tritt daran, daß in der schlimmen Jahreszeit der Tod auf

den Wanderer lauert, um mit einem Löwensprung als Lauine oder im wüthenden Wirbel als Schneesturm seine Beute zu packen. —

Ist nun die Freude an der farbigen, blühenden, lebensvollen Natur fast auf den Gefrierpunkt herabgesunken, hat uns die heitere Welt der Organismen fast ganz verlassen, sind wir auf der öden Paßhöhe von 6500 Fuß angelangt, dann erschließt sich, erst eng und begränzt, dann immer mehr sich erweiternd ein neuer Niederblick auf neues Leben. Die erste Stunde bietet noch wenig; doch grüßen schon hie und da die fröhlichen, rothen, nelkenartigen Silenen und die bescheidenen Androsacaeen mit ihren blendendweißen Vergißmeinnicht-Aeuglein, immer gesellschaftsweise versammelt. Noch etwas weiter hinab kommen dann schon Anemonen und Veroniken, holzstengelige Strauchpflänzchen, und drüben an den Felsenwänden kriechen als Vorboten der Baumregion die Lazzaroni der Alpen, die Legföhren (S. 97) herab. Mit welchem Jubel wird die erste Lärche oder Rothtanne begrüßt! wie lieben alten Bekannten schwingen wir ihnen den Hut entgegen.

Nun wächst es mit jeder neuen Krümmung des Weges. Die einzelnstehenden Bäume schaaren sich schon gruppenweis zusammen und gehen in kleine Waldflecken über, die an den Seitenhängen emporklimmen. Rundliche Laubholzkuppeln mischen sich darunter, weißschalige Birken leuchten von Weitem vereinzelt daraus hervor. Die ganze Pflanzendecke schwillt wieder an und gewinnt an Kraft, Höhe und Leben. Noch um eine Straßenecke herum, — und plötzlich öffnet sich ein tiefausgedehnter Niederblick in das zu Füßen liegende Hauptthal. Die Bergkouliſſen schieben von beiden Seiten gleichmäßig sich vor, immer matter nach dem Hintergrund zu erblauend. Dörfer, Weiler, schlanke Kirchthürme winken herauf, und wie ein großer Faden verbindet sie die lange, schmale Linie der Kunststraße. Da hinab also gehts in das ersehnte Land der Jugendträume. — Bald ist der erste Ort erreicht. Die dicken Steinmauern und die kleinen Fensteröffnungen erzählen, daß hier der Winter noch lange und

ſtrenge ſein Recht geltend mache, während es doch ſo fröhlich ſommerlich, ſo freundlich warm und lebensdurſtig gegen die öden Paßhöhen ausſieht. Die Leute unterm Splügen, auf der Südſeite, haben darum eine ſolche Thalſtrecke „Campo dolcino", das liebliche Feld, genannt, während es Demjenigen, der aus Italien heraufſteigt, ſchon recht unfreundlich und indolcino vorkommt. Was aber iſts gegen die nächſte Thalſtrecke? wie ſchwillt und quillt da die Vegetation, wie treibts da in jeder Pflanze, — wie wird Alles ſo maſſig, behäbig und voll! — Das iſt eben ein in unverhältnißmäßigen Progreſſionen wachſendes Naturleben, das uns hellauf aus jedem Strauch, jedem Baum, jeder Gruppe anlacht. Droben waren unſere Augen arme, dürftige Hungerleider, Schmalköſtlinge geworden; nun ſie nur etwas beſcheidene Nahrung bekommen, ſchwelgen ſie ſchon luſtig und voll Freude. Gehts doch dem armen Mann im Leben eben ſo, der nur an Entbehrung und Sorgen gewöhnt, ſich plötzlich zu einem Kröſus gehoben wähnt, wenn er einmal ein Goldſtück als Eigenthum in ſeiner Hand hält. — Aber nur Geduld, wir ſollen noch an den Tiſch des reichen Mannes, an die luxuriös beſetzte Tafel des Verſchwenders geführt werden.

Denn weiter ſtets mit jedem Schritte
Taucht eine neue Welt hervor:
Ein andres Volk und andre Sitte,
Ein Gartenland mit reichem Flor.
Als wärs ein Vorbot des Sirocco,
Weht heiß der Mittagswind herauf,
Und überm Thale von Miſocco
Geht ſchon Italiens Himmel auf. (Ad. Stoeber.)

Wie erſt die Thalſperren la Cluſe am Großen Bernhard und von Dazio Grande am Gotthard, oder der Ruinen-Riegel von Miſox unterm Bernhardin und die Thalſtufe von Stozzo am Splügen überwunden ſind — (allenthalben natürliche Gränzen der von Süden her bergwärts emporbringenden warmländiſchen Vegetation), da erſchließen ſich neue, ungeahnte, landſchaftliche Bilder. Es ſind ſchon noch die von hohen, felſigen Bergen begrenzten Thäler, —

aber die wildkühne Schönheit, die trotzig herausfordernde Haltung ist gebändigt. Jener einheitliche, großartige Schnitt, der breite volle Wurf, die feste bestimmte Zeichnung, welche die nördlichen Alpenthäler so unverkennbar charakterisirt, ist verschwunden; gleichsam tändelnd hat die Natur aus ihrem unerschöpflich reichen Schatze die Gegend verschwenderisch mit allerlei Schmuck überhangen und geziert. Es liegt entschieden etwas Weibliches in ihnen gegenüber der ruhigen, männlichen Größe und dem stoischen Ernst derer am Nordhang. Ueppige, sinnliche Lebensfreude athmet die ganze Gegend, und tausend kleine kokette Gruppen fesseln hier den Blick.

Neue Pflanzenformen nehmen die Aufmerksamkeit in Anspruch, — oder wo es alt-bekannte, längst befreundete sind, geben sie sich in eleganterem Schwung. Zunächst sind es die strotzend-saftigen, mannshohen Maisstengel mit den breit überhängenden, leuchtendgrünen, schilfartigen Blättern, Urbilder schwelgender Lebensfülle, die weithin die Felder der Thalsohle bedecken. Das Türkenkorn (Zea, Melgone im Tessiner Italienisch) muß fast die Hälfte der Getreidefrüchte hier ersetzen. Weizen und Roggen (Biava), während er in Deutschland erst in das ersterbende, abbleichende Graugelb übergeht, steht hier schon schnittreif, leuchtend goldig. Das Nadelholz ist aus dem Thal verdrängt; hinauf an die Bergwände hat es flüchten müssen, — drunten pflegt sich nur rundgewipfeltes Laubholz. Der Nußbaum, die Weißeller (Betula incana) und die finstere Ulme zeigen sich in Menge. Letztere aber kann mit ihrer Schwermuth die heitere Sorglosigkeit der Landschaft nicht verstimmen. Ein übermüthiger Wildfang umspinnt sie mit seinem Blätternetz und rankt voll Humor an dem düsteren Murrkopf hinauf. Es ist die fröhliche Weinrebe, die in sorglosem Leichtsinn emporturnt, und lustige, flatternde Guirlanden von Baum zu Baum schwingt. Hui! ist das ein geniales Sichgehenlassen, ein graziöser Muthwille gegenüber der bevormundeten, vom Winzer ängstlich un-

ter Zaum und Zügel gehaltenen Pfahlrebe unserer Kultur-Weinberge! — Hier zeigt sie ihr wahres Naturell, da lebt und strebt in ihr der Feuergeist, den sie durch die Traube als sprudelnden Lebensquell zollt; und wo man den losen Stürmer einfing, wo der praktische Eigennutz seinem brausenden Wildwuchs Gränzen zu setzen suchte, da ließ man ihm dennoch immer Freiheit genug, in niederen Laubgängen rankend mit den Gespielen seiner Jugend sich zu umarmen.

Weiter begegnen wir dem Maulbeerbaum, dessen Blätter-Ernte für die Seidenraupenzucht bestimmt ist, — der unschönen Feige mit der dünnen Belaubung, — und noch einem Baume, der uns durch seinen imposanten Wuchs, durch glänzende Blätterfülle, überhaupt durch markvolles Aussehen vor allen anderen auffällt. Es ist die Edel-Kastanie, der südlichen Thäler größte Zierde. Jeder einzelnstehende Baum derselben, mit einem übermooften Felsenblock oder einem Hüttchen darunten, dann dicht dahinter

Mit verwegenem Sprung bergunterstürzend
Und über die Felsen den Weg sich kürzend,
Schneeweißen Schaum verspritzend,
Im Sonnenlicht blitzend,

der ungefüge, fesselos einherjagende, durchsichtiggrüne Bergstrom und die immer weichere, violett angehauchte Färbung der Berge in des Thales Perspektive, — jede solche Gruppe ist ein malerisches Bild, eine Calame'sche Studie.

Kastanienwald.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, — komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag.
Lenau.

Ein südliches Vegetationsbild voll Leben, Anmuth und drängender Fülle, in festen markigen Formen, baut sich der Kastanienwald an den Böschungen der kleinen Seitenthäler auf, welche in die südlichen Abhänge der Alpen einschneiden. Lebhaft erinnert er, als hoher, hehrer Laubwald, an die prachtvollen Buchenhaine Deutschlands und Dänemarks; aber unter dem mächtig wirkenden Einflusse des wärmeren Klimas und der zauberhaften Verklärung südlicher Beleuchtung übertrifft er jene an Ueppigkeit und Farbenglanz.

Drüben, jenseit der Berge, im schwarzen, tiefsinnigen Bannwalde (S. 65), der vergangenen Zeiten nachträumt, beschleichen unheimliche Gefühle den Eintretenden; Schwermuth überschleiert seine Einsamkeit, und der Alpengeist weht in kalter Größe an ihm vorüber. Hier, im Kastanienwalde, ist Alles genießende Gegenwart, frisches drängendes Streben, — hier frohlockt die Seele und schweift in

EDELKASTANIE.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

trunkener Begeisterung den holdesten Phantasieen nach. Er liegt freilich auch in einer viel tieferen Vegetationszone als jener. Denn während der alpine Nadelhochwald sich hauptsächlich in der Region von 3000 bis 5500 Fuß ausbreitet, erreicht der alpine Kastanienwald schon mit 2700 Fuß seine mittlere Gränze und kommt ausnahmsweise bei Soglio im Bergell noch in der Höhe von 3500 Fuß vor. — Die schönsten Wälder dieser Art an den Alpen besitzen Piemont und Welsch-Tyrol. Außerdem ist die Kastanie durchs ganze südliche Europa verbreitet, deckt im nördlichen Griechenland große Flächen der Ebene und steigt im mittleren Hellas hoch ins Gebirge hinauf. In Spanien und Portugal überzieht sie in großen Beständen die höheren Berge oder bildet einen abschließenden Gürtel unterhalb kahler Spitzen und zeigt sich als massenhafter Waldbaum in den Cevennen und im Limousin. Deutschland kennt sie als kleine Bestände nur in der Pfalz, namentlich am Hambacher Schloßberge, dann bei Heidelberg und im Taunus; sonst fast nur vereinzelt als Zierde der Parkanlagen.

Die Edelkastanie oder der Marronenbaum (Fagus castanea L. oder Castanea vesca) ist ein ächter Gebirgsbaum des Südens und nicht zu verwechseln mit der wilden oder Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum L.), welche ihrer fächerförmigen Aufstellung der Blätter und daherigen dichten Belaubung halber oft zu Anlagen von Alleen benutzt wird. Wuchs und Holz, Blüthen, Laub und Früchte sind gänzlich verschieden von jener. — Aber je nach ihrem Standorte ändert auch die Edelkastanie den physiognomischen Ausdruck ihrer Stammform und Beastung, so daß man sie als einzelnstehenden Baum oft beinahe nicht wiedererkennt, wenn man sie zuvor nur in Waldmasse sah.

Hier (im Walde) wächst der walzenförmige Schaft in männlicher Kühnheit und Frische den Wolken entgegen; Fülle und nachhaltige Kraft schauen aus jeder Faser. In vermittelnder Verwandtschaft steht er zwischen der straffen, kernigen Stammform der

glattrindigen Buche und dem nervigen Habitus der rauh-rissigen Sommereiche. Um und um ist Race und selbstständiger Halt in der Erscheinung. So lange er jung ist, wird der Stamm von einem saftigen, drall-anschließenden Rindenkleide umschlossen, dessen olivengrünes Zellengewebe durchschimmert; durchaus ist dasselbe mit weißen, linsengroßen Punkten (Lenticellen) übersäet, die ihm ein jugendfrohes, heiteres Ansehen verleihen. Hat er dann die zwölf ersten Jahre seiner Kindheit zurückgelegt und eine Höhe von etwa 20 Fuß erreicht, dann bekommt er einen buntgesprenkelten Ueberwurf; grünlich-grau ist der Grundton des Rindengewandes, auf dem sich helle Flecken silberfarben abheben, — täuschend ähnlich wie bei der deutschen Weißbuche. Bei beiden rührt diese Farbenveränderung von Flechtenbildungen (Verrucaria epidermidis und analepta) her, welche in reicher Verbreitung den Stamm überziehen. Nach abermals einem Jahresdutzend tritt der Baum ins Mannesalter; die Rinde vertrocknet und mit dem Absterben der unterliegenden Safthaut-Schichten ändert sich die Farbe nochmals. Jetzt dehnt sich die Holzfülle in die Höhe und Breite, der Stammumfang nimmt bedeutend zu, die Borke reißt und Furchen durchziehen den nun dunkelgebräunten Stammpanzer.

Die Ast- und Zweig-Entfaltung beginnt bei der im Walde stehenden Kastanie erst ziemlich hoch oben und greift in starken, sperrigen Linien weit umher energisch aus, so daß die Nachbarbäume in einander überragend, bei reicher Belaubung, zu dichtem Blätterdach sich wölben. Dämmerig wie in unseren kompakten Nadelforsten, gewährt der Kastanienwald in den drückend heißen Sommermonaten eine heimlich kühle Zufluchtsstätte. Man bedarf solcher in den kleinen südlichen Alpthälern. Die Sohle derselben ist oft überraschend schmal; nur der holperige, allen gegebenen Windungen sich sklavisch anschmiegende Weg und der krystallklare, wellenhüpfende Bergbach haben Raum nebeneinander, dann gehts auf beiden Seiten ziemlich steil in die Höhe. In diese schluchtartigen

Einschnitte lagert sich die volle Wucht der Sonnenstrahlen und erhitzt die Felsenwände oft in hohem Grade. Kein Dorf, kein Weiler, kein Hof liegt unten im Thale, alle droben an den prächtig grünen Berghängen. Dort komponirt sich, namentlich an der Abdachung der Monte-Rosa-Gruppe, jede einzelne Ortschaft aus einer Menge kleiner zerstreuter Gemeinden (cantoni), die aus großen respektabelen Steinhäusern im italienischen Styl, je mit einer Kapelle, bestehen. Aber man kann viele derselben kaum sehen, weil sie in den Wipfelwald der Kastanien verhüllt sind. Ein reizend-idyllisches Bild dieser Art stellt z. B. das Dorf Rossa im Sesia-Thale dar, wo der vielleicht prächtigste Kastanienwald der ganzen südlichen Alpen-Abdachung steht. Diese Hochlage der Dörfer giebt den Monte-Rosa-Thälern in Piemont ein durchaus von dem Charakter der nördlichen Alpthäler abweichendes Ansehen. Bei dem Schmuck, den ihnen die diamantklaren, mit leicht grünlichem Anhauch gleichsam schillernden Bergbäche und die durch dieselben gebildeten krystallhellen Wasserbecken verleihen, würden diese Thäler die schönsten der ganzen Alpenwelt sein, wenn ihre Berge nach der Höhe zu farbiger und formenreicher wären. Aber nicht selten gehen sie in eine fast trostlose Monotonie über, die ganz besonders in den Grajischen Alpen vorherrscht.

Nicht allenthalben stehen die Bäume so dicht. Früher z. B. bedeckte den Monte Cenere, über welchen die sehr frequente Landstraße von Bellinzona nach Lugano führt, ein dichter Kastanienwald; da sich aber viel Raubgesindel und Wegelagerer in demselben aufhielt, so lichtete man ihn bedeutend. Hierdurch gewannen die Bäume an Licht und Raum und dehnen jetzt ihre Astkuppeln ungemein wohlig aus.

Ganz anders präsentirt sich der frei und einzelnstehende Baum. Beim ersten Blicke gleicht er in dem übermüthigen, trotzigen Umsichzacken der Prinzipal-Aeste, in der breitspurigen, knotig-positiven Konstitution des kurzen, vierschrötigen Stammklotzes, in der warzig-

vernarbten Rinde, kurz im ganzen Holzaufbau, der deutschen Wintereiche wie ein Spiegelbild. Eben so wie bei dieser giebt es Stämme von gewaltigem Umfang. Solche von 20 bis 30 Fuß Umfang sind nicht selten; im Val Misocco steht einer, der 3 Fuß ob dem Boden 32 Fuß mißt. Der berühmteste Baum ist bekanntlich jener am Aetna, „Castagno di cento cavalli“ genannt, dessen Umfang 180 Fuß beträgt. Da aber seine Höhe in durchaus keinem Verhältniß zu seiner Breiten-Wölbung steht, so erscheint er in einiger Entfernung eher wie ein riesenhafter Busch. In der That zeigt er auch nicht einen massiven Stamm, sondern eine Gruppe von fünf Ast-Kolossen, die aus einem jetzt unter der Erde verborgenen Stamm-Fundamente ausgehen.

Die Edel-Kastanie ist in ihrer Ausschlagsfähigkeit und Reproduktionskraft außerordentlich; sie gehört zu den zäh-lebigsten Bäumen. Stämme, hohl wie die gespenstiger, alter Weiden, in denen einige Männer bequem wie in einem Pavillon Platz haben würden (improvisirte Schilderhäuser der Landschaft), — ja sogar solche, in denen der caprajo (Ziegenhirt) sein Feuer anzuzünden pflegt, um ein armselig Gericht Polenta darüber zu bereiten, — Stämme, deren innere Wandflächen schwarz verkohlt sind, — grünen frisch und fröhlich in den Laubkronen. Ein oft nur wenige Fuß breiter Rindestreifen mit seinen Splintzellen, der sich an dem fast völlig entrindeten Stamm emporzieht, bringt dem Gipfel hinreichende Nahrung zu.

In ebenmäßiger Uebereinstimmung mit der edlen, männlichen Haltung des Stammes, seiner formstolzen Kuppelbildung und dem ausgedehnten Astumfange steht auch die charakteristische Zeichnung des Laubes. Die länglich-lanzettförmigen Blätter strotzen von Eigenwillen und selbstherrlichem Ausdruck. Lebhaft würden sie an das antike Attribut des Sänger-Preises, an das edelgeformte Lorbeerblatt erinnern, wenn sie zu den harmlosen, friedlichen Laubgestalten gehörten; aber als Kinder ihres stolzen, hochaufstrebenden Vaters

strömt auch dessen ritterliches Blut in ihren Adern. Rundum am Rande strecken sie, als Enden der Blattrippen, scharfe, leichtgekrümmte Stachelspitzen hinaus, die jedes Blatt keck waffnen und ihm ein durch und durch energisches Ansehen verleihen. Fest und dauerkräftig, zäh und solid ist das ganze derbe Zellengewebe, glatt und glänzend die frische tiefgrüne Oberfläche jedes Blattes. Darf sich der Baum in seinem ganzen zuversichtlichen Wesen, in seiner heroischen Architektur, dreist mit dem Urbilde der Kraft und Stärke, mit der deutschen Eiche, auf gleiche Linie stellen, so darf es nicht weniger das Blatt in seiner freien Naturwüchsigkeit.

Eben so eigenförmig wie Stamm und Belaubung sind endlich auch die Früchte und ihre Hülle. Unter unseren europäischen Pflanzen giebt es keine, welche ihre Samen in solche dicht, mit langen, ungemein spitzen Nadeln bewaffnete Hülsen einschließt. Die Frucht der wilden oder Roß-Kastanie hat auch eine ähnliche, mit scharfen Dornen besetzte, äußere Schale, aber die Dornen sind kurz, stehen weit auseinander und erinnern höchstens an die Gestalt der mittelalterlichen Morgenstern-Waffe. Die Hülle der Marrone oder eßbaren Kastanie, (die im October reift), ist ein zu Schutz und Trutz gewaffnetes Noli me tangere, eine unantastbare Stachelkugel, das vollendet ähnliche Miniatur-Ebenbild eines zusammengerollten Igels oder afrikanischen Stachelschweines. Würde dieselbe beim Ausreifen nicht von selbst in drei Theile zerplatzen, ähnlich wie die Becher der Buchnüßchen, so möchte es schwer halten, die Kastanie aus ihrer dornumpanzerten Veste zu gewinnen. Bekanntlich bildet sie bei den niederen Volksklassen des südlichen Europa während der Wintermonate ein Hauptnahrungsmittel, das die Stelle des Brodes vertreten muß; seit der immer mehr in Aufnahme kommenden Kultur der Kartoffel scheint indessen der Werth der Kastanie abzunehmeu. In Italien ist „Chatigna", ein mit Salzwasser aus dem Mehl der Marrone bereiteter Brei, noch in vielen Gegenden tägliches Tischgericht; — in Tessin ißt man die

Frucht sowohl gesotten, „Farud“ als auch auf dem Rost gebraten, „Brasch.“ Vorsichtig gedörrt kann man sie beinahe ein ganzes Jahr lang aufheben. Ein großer tragkräftiger Baum mag in günstigen Jahren fünf Centner Früchte liefern. Die Ernte der Insel Korsika allein wird jährlich auf hunderttausend Kronen geschätzt. — Im Bergell, wo bei Soglio und weiter draußen auf der Schuttfläche des durch den Bergsturz von 1618 begrabenen Dorfes Plurs ganze Waldungen stehen, hat man ein Sprüchwort: „Quantas moscas, tantas castanies“, welches sagen soll, so viel Fliegen ein feuchtheißer Sommer bringt, eben so viel Kastanien liefert die gleiche Jahresernte.

Der soeben erwähnte Standort bei Soglio ist um deswillen besonders interessant, weil hier die, an das kalte, schneeluftige Klima der eigentlichen Alpenregion gebundene Arve (Pinus cembra) ihre Zapfen mit den süßen eßbaren Zirbelnüßchen fast unmittelbar neben der Kastanie reift.

Aber auch nach ihrem Tode, nachdem sie aufgehört hat, als schönster Laubbaum des Südens die Landschaft festlich und lebensvoll zu schmücken und durch ihre Früchte zu ernähren, zeigt sich die Kastanie im Werthe ihres Holzes noch als edle, hervorragende Pflanze. Denn dieses steht an Festigkeit, Ausdauer und Solidität dem der Eiche unmittelbar zur Seite, und würde, da seine Jahresringe durch weitwandige Gränzröhren wie bei der Eiche auffallend von einander geschieden sind, selbst in seinen physikalischen Eigenschaften dem Eichenholze völlig gleichstehen, wenn ihm nicht die charakteristischen, großen Markstrahlen gänzlich fehlten. — Die Meer-gebietende Dogenstadt Venedig, das reiche lachende Genua, die gewaltigen Werfte Englands bauten ihre riesigen Dreimaster, ihre gewaltigen Kauffahrtei- und Kriegsschiffe aus Kastanienholz, weil es von Würmern und den zerstörenden Bohrmuscheln (Pholaden) nicht angegriffen wird. Die mächtigen Balkengerüste der prächtigen Westminster-Halle in London, welche der verschwende-

rische Richard II. von England gegen das Ende des 14. Jahrhunderts erbauen ließ, — die Dachgebälke vieler der herrlichsten gothischen Kathedralen Frankreichs und Spaniens bestehen aus dem Holze unseres vortrefflichen Baumes, und sind noch heute so tragkräftig und unversehrt als vor 500 Jahren. — Schon vom lebenden Baume wird behauptet, daß er weder dem Insektenfraß noch sonst irgend einer Krankheit ausgesetzt sei, als dem Hohlwerden im Alter. Aber ein gefürchtetes Thier birgt sich vorzugsweise gern unter seinen Wurzeln, nämlich der gemeine Skorpion (Scorpio europaeus). Die Italiener, welche mit dem s. g. Skorpionöl (das gegen den Stich giftiger Fliegen, Wespen und Bienen gut sein soll) noch bisweilen im Lande umherziehen, fangen die zur Bereitung dieses Oeles nöthigen Skorpionen durch Ausgraben der Erde unter Kastanienwurzeln. — Aus den jungen Zweigen werden sehr dauerhafte, spannscharfe Faßreife gefertiget, wie denn auch Fässer, deren Dauben aus Kästenholz gespalten wurden, beinahe unverwüstlich sein und den Wein trefflich konserviren sollen. Als Brennholz dagegen hat die Edel-Kastanie durchaus keinen Werth; die Scheite glimmen nur, ohne besondere Hitzkraft.

So wächst und schmückt, so nutzt und vergeht des südlichen Alplandes schönster Laub-Baum.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hört' ich Kunde wehn,
Daß alles Sterben und Vergehn
Nur heimlich-still vergnügtes Tauschen.

Eine Nebel-Novelle.

Aus dem reizendsten Winkel des Genfer-Sees bei Montreux und Chillon führen zwei Wege übers Gebirge in den Kanton Bern und ins Saane-Thal. Der eine derselben, la Tinière, ist steinig, unwegsam und minder begangen, während der Pfad über den „Jaman" bequem, ziemlich belebt und leicht zu finden ist. Man glaube indessen nicht, daß diese beiden Gebirgswege eigentliche Pässe" seien, wie sie in den Hochalpen-Kantonen Glarus, Uri, Graubünden und Wallis vorkommen, oder wie sie im Chamouny über die bekannten „Cols" führen; ihre Scheitelhöhe erreicht nirgends 4700 Fuß über dem Meeresspiegel, und der Weg über den Jaman bietet mindestens jede halbe Stunde eine menschliche Wohnung.

Bei heiterem Wetter gewährt dieser Bergübergang unvergleichlich schöne Rückblicke auf den See und seine reiche, malerische Uferscenerie; überraschen den Wanderer jedoch Nebel und Nacht auf diesen Höhen, dann sind Weg und Steg ungeheuerlich wie überall im Gebirge, und wehe dem, der keinen Führer hat oder vom rechten Wege abirrt.

Bei drückender Mittagswärme hatte ich am 15. September 1852 Vevey verlassen und schlenderte unentschlossen längs dem See die Straße hinab. Schon oft hatte mich die einsamstehende Felszacke der Dent de Jaman von Weitem freundlich winkend zu einem Besuche eingeladen, aber so oft ich auf dem Dampfschiff an ihr vorüberfuhr, lag sie außerhalb meiner Reiseroute. Heute kam mir die „Dent“ in meinem „Wohin-Zweifel“ ganz gelegen, und vor Clarens links vom Wege abbiegend, vor mir die hohe Nahe, stieg ich zwischen Weinbergen gegen Chailly und Chernex empor. Immer freier und prachtvoller entfaltet sich die große, umfassende Rundschau, je höher man steigt. Es ist ein Bild, das in seinem Reichthum an hoher Majestät und idyllischer Einfachheit, an Farbenpracht und Formenfülle bei völliger Harmonie der Gegensätze seines Gleichen im ganzen, weiten Alpenlande sucht.

Der Himmel hatte allgemach eine mißliche Färbung angenommen; bleigrau und eintönig dehnte er sich über die prachtvolle Landschaft aus und die Sonne schien mattgelb und schläfrig hinein. Ein deutscher Professor, der mit seinen Zöglingen über den Col de Jaman herabkam, empfahl mir das Bergwirthshaus „En avant“ bei Mr. Dufour, und sein wie ein Lastpferd mit Taschen, Nachtsäcken, Tornistern und Botanisirbüchsen bepackter Führer meinte: „da hätte ich die beste Gelegenheit, den Regen abzuwarten.“ —

Verdrießlich überrascht sah ich dem halb lachend, halb keuchend forttrabenden Lastträger nach, und ein fragender Blick hinauf zur Sonne, die gläsern, fast strahlenlos hinter der, von wässerigen Dünsten erfüllten Atmosphäre stand, so wie unheimliches, schmutziggraues Gewölk an der Dent du Midi schienen mir leider die unerwartete Wahrheit des Wetterpropheten zu bestätigen. Umkehren war von jeher meine Passion nicht; darum galt es jetzt einen Schritt zuzulegen. Rascher, als ich gehofft, kam ich zu der freundlichen Hüttenkolonie. Die Bauern von Montreux, denen die um-

liegenden fetten Bergwiesen gehören, waren hier oben, um ihr Oehmd (Grummet, zweites Heu) einzuheimsen. Da geht es denn bei Mr. Dufour lebendiger her als sonst, besonders am Abend.

Kaum hatte ich bei einer Flasche trefflichen Waadtländer Weines eine halbe Stunde gerastet, als einer der Bergbauern mit der tröstlichen Nachricht eintrat: „y pliau“ (es regnet). Also der Professoren-Führer hatte doch recht gehabt. Dieser Pliau verdichtete sich aber zusehends, und mit dem raschen Eintritt der Dämmerung schienen alle Schleusen der himmlischen Bäche gezogen zu sein. — Abendbrod, — Gute Nacht, — zu Bett! — war das einzige Rettungsmittel gegen den im Anmarsch begriffenen Unmuth. Morgen kanns ja besser sein.

Gegen Morgen, als ich erwachte: O weh! Fortsetzung vom vorigen Abend. — Das Rieseln der Wasserfäden über die gesättigten, glänzenden Dachziegel in die erklingende Blechrinne, und das plätschernde Abtröpfeln der Traufe aufs Pflaster hat gleich jedem anderen monotonen Geräusch eine magnetische einschläfernde Kraft. — Auch ich erlag ihren Einwirkungen. Nach 9 Uhr erwachte ich zum zweiten Mal. Ein Blick durchs Fenster, — Nebel und dichter Regen! Von der Gegend waren nur die näher gelegenen Partieen sichtbar! Drunten, nach dem See zu, der sonst so reizende Einblick, war dicht verschleiert durch graue, tiefhängende Wolken. Die Tagesparole: Hierbleiben und in Geduld Abwarten! diktirte sich von selbst.

Ich hatte tausend Prozent vor jedem ähnlichen Unfall, wenn er mir zum Beispiel in einer, von aller Welt abgeschnittenen, einsamen Alpenhütte begegnet wäre, voraus; denn Mr. Dufours Wohnung war ein ganz ordentliches Häuschen, das genugsam gegen die Unbilden der Witterung schützte, und das Bett in meinem weißgetünchten Kämmerlein, obwohl hart, war immerhin besser als ein feuchtes Alp-Heulager.

Ueberall, wo man sich gegenseitig durch das Mittel der Sprache verständigen kann, findet der nach Unterhaltung sich sehnende Reisende selbst beim einseitigsten und trockensten Gesellschafter irgend ein Hinterpförtchen, um ihn aus der Verschanzung des nüchternen Ja und Nein hinaus auf das Feld der Gedanken-Aeußerung zu drängen, und dort läßt sich von einem Jeden, und wäre es der ungebildetste Bauer, immer noch Etwas lernen. Aber auch dieses bescheidene Mittel hört auf, wenn man sich nicht gegenseitig verständigen kann. So ging's auch mir. In meinen Schuljahren waren mir die Stunden des französischen Sprachunterrichts immer die langweiligsten, und ich wäre hier gänzlich trostlos daran gewesen, wenn mich in späteren Jahren nicht die Nothwendigkeit gezwungen hätte, das in der Jugend Versäumte nachzuholen. Jetzt sprach ich nun zwar Französisch, und die Wirthin, so wie einige der anwesenden Bauern, verstanden mich wohl, — aber ich verstand ihr verschwimmend romanisch-französisches Patois nur unzusammenhängend, meist halb errathend. Dieses Hinderniß mußte überwunden werden; mit einer wahren Sündfluth von „comment s'appele cela?" und „qu'est cela"? begann ich mir ein Vokabularium anzulegen. Das führte denn zu einem höchst komischen Vorfall. Zur Erlustigung sämmtlicher Gäste, die ebenfalls wie ich an der Langeweile litten, begann ich nämlich Schule zu halten, aber in umgekehrtem Verhältniß, das heißt so, daß ich, der ich einziger Schüler war und acht oder zehn trinkende und rauchende Lehrer um mich sitzen hatte, diesen meine Fragen vorlegte und Alle, wie aus einem Munde, mich beantwortend unterrichteten. Da gabs denn tüchtig zu lachen. Ein paar Maß des schon erwähnten Yverner Weines, der hier spottbillig ist, unterstützten meine wißbegierigen Bestrebungen, und in meinem Tagebuche füllte sich Seite um Seite. Dieser Spaß vertrieb uns einige Stunden Zeit, dann verlor er nach und nach seine Spannkraft und draußen lief, nach wie vor, das nasse Einerlei vom Him-

mel hernieder. Wie begonnen, so endete der Tag, und auch die zweite Nacht. Der dritte Morgen brachte abermals Nebel und Regen in Strömen. Jetzt fing die Geschichte an ernstlich langweilig zu werden.

Abermals war Mittag vorüber. Während ich, mit den Fingern am Fenster trommelnd, gedankenlos in die große Generalwäsche der Natur hinausschaue, kommen zwei junge, kräftige Männer, der eine bedeutend größer und breitschulteriger als der andere, gegen das Wirthshaus heraufgewandert, — so gründlich und vollständig durchnäßt, daß sie nicht nasser werden konnten. Die Hüttenkolonisten, meine Freunde und Lehrer von gestern, kannte ich sämmtlich; — dies waren neue Gesichter, — Grund genug, mein Interesse an ihrer Person, ihrem Erscheinen zu erhöhen. Woher? Wohin? Hierbleiben oder Weiterwandern? Fremd oder Einheimisch? fragte ich mich selbst mit Neugierde, denn ein Kommen unter solchen Umständen war ein Ereigniß, mußte irgend einen triftigen Grund bei diesem triefenden Regen haben. Der Eine, Größere, ging geraden Schrittes auf den vor dem Hause stehenden Brunnentrog und seine immerwährend laufende Röhre zu, begann Stock und Schirm abzulegen, überhaupt zu irgend einem Geschäft sich anzuschicken. Was? auch noch waschen? bei dieser exemplarischen Durchnässung, wo der ganze Körper schon einem unfreiwilligen Vollbade seit geraumer Zeit ausgesetzt sein mußte? Das schien mir Luxus zu sein. Jetzt zog er seine dicken, schweren, rindsledernen Schuhe aus, hielt dieselben unter den laufenden Wasserstrahl und schwenkte sie zwei, drei Mal aus, wie man ein unreines Glas säubert; er hatte Sand und kleine Kiesel drin gehabt. Diese Abhülfe war mir ein wenig allzu radikal, so konnte nur ein Naturmensch handeln, der mit Wind und Wetter auf Du und Du steht.

Wie Beide eingetreten waren, hörte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß sie über den Paß Plan de Jaman wollten.

„Bei diesem Wetter?" fragte ich überrascht. — „Warum nicht?" war die Antwort. — „Oho!?" strammte sich das Ehrgefühl in mir an, „was Ihr könnt, ist auch mir möglich. Also im Ernst über Plan de Jaman?" — „Ja, Herr! nach Montbovon!" war die deutsche Antwort des Großen, eines Berner Oberländer Burschen aus dem Simmenthal, dem die Wirthin gesagt, daß ich ein Reisender aus der deutschen Schweiz sei. „Wollt ihr mein Führer sein?" — „Gern, Herr!" entgegnete er freundlich, während seine großen treuen Augen mein Vertrauen in ihn bestärkten; „geben Sie mir nur Eueren Reisesack, ich will ihn schon tragen, hab' schon oft mit fremden Herren über die Berge gehen müssen!" — Topp! Abgemacht. Zeche bezahlt, Alles in die noch friedlich-trockene Seehundfell-Tasche wohl verwahrt gepackt, auch mein Portefeuille mit Paß und Papiergeld; den Alpstock zur Hand, und nun „B'hüt di Gott, Herr Wirth, Frau Wirthin, liebe Nachbarn!" — Fort, hinaus! in Nebel und strömenden Regen.

In den ersten zehn Minuten war ich hinsichtlich des Durchnäßtseins meinen beiden Begleitern völlig ebenbürtig. Durch Wald gings bergauf. Durch die Runsen, in den Hohlwegen und wo sonst nur irgend eine Einsenkung an der Abdachung des Berges war, kam das Wildwasser herabgeschossen mit jagender Hast, in überstürzender Eile. Alle paar hundert Schritte mußten wir durch diese improvisirten Bäche schreiten, einige Male auf Schußlänge in denselben marschiren. Es währte nicht lange, so hätte auch ich Mr. Dufours Brunnen brauchen können, um meine Schuhe von lästigem Sande zu säubern, den das strömende Wasser mir hineingespült hatte. Alles das, was mich im trockenen, schützenden Wirthsstübchen als so außerordentlich überrascht hatte, machte ich jetzt selbst ganz resignirt, — oder nicht einmal resignirt, sondern in freudiger Stimmung mit.

Nach ungefähr dreiviertelstündigem Steigen waren wir auf der Höhe des Col; uns zur Rechten der verwitterte Felszahn des

Jaman, schwarzgrau und geisterhaft aus dem schweren Nebelmantel hervorschauend. Hier, wo sonst bei hellem Wetter jene bezaubernd schöne Aussicht sich entfaltet, die als die prächtigste am ganzen Leman gilt, standen wir in kalter Zugluft, im überströmenden Regen, eingehüllt in ein trübes, unheimliches Dunstmeer, das nur da und dort sich massiger, schwerer zusammenballte, während an anderen Stellen die Nebel vom Winde zerrissen, in gestreckten, phantastischen Formen und Gebilden, wie Nachzügler des wilden Heeres, vorüberjagten. — Der kurze Alpenrasen war durch den Regen ungemein glatt und schlüpfrig geworden, so daß auf ihm, wo der Weg sich senkte, nicht wohl mit festem und sicherm Tritt zu gehen war. Von eigentlichen Wegen kann indeß, wie überall auf einer Alpweide, nicht füglich die Rede sein; da laufen Hunderte scheinbarer Pfade, d. h. langer Linien, welche die Rasen- und Pflanzendecke des Bodens durchschneiden, und wo entweder das nackte Gestein zu Tage tritt, oder geröllähnliches Steingebröckel den Weg zu bilden scheint, — hunderte solcher Pfade laufen nebeneinander her, durchkreuzen sich, brechen ab und gestalten, zumal im Nebel, ein Labyrinth, das Jeden, der mit der Gegend nicht ganz wohl bekannt und sicher vertraut ist, leicht irre führen kann.

Mein Simmenthaler Führer ließ eine lange Reihe heller, jubelnder Jauchzer ertönen, trotz Nässe der Kleider und Ungunst des Wetters. Das ist ächt sennenmäßig. Seine „Juchzger" wurden beantwortet von mehren Seiten her, — aber von wem? konnten wir nicht sehen; aus dem Nebel kamen die Antworten.

Raschen Schrittes gings bergab; mitunter im beflügelten Balancirschritt, mitunter halbgleitend, so daß der Alpstock fast dieselben Dienste leisten mußte, wie wenn man über ein flachabschüssiges Firnfeld hinabgleitet. Es währte nicht lange, so kamen wir bei einer großen reinlichen Alphütte an. Wir waren auf Freiburger Gebiet. Hier schied unser Drittmann von uns, und dies gab Veranlassung in die Sennerei einzukehren, um ein Wenig zu rasten.

Diese hier versäumte halbe Stunde am erwärmenden, helllodernden Feuer wurde Ursache eines Abenteuers, das selbst in der Rückerinnerung mir jedesmal neue Schrecken bereitet.

Als wir nämlich die Hütte selbander verließen, hatte der Nebel sich so gewaltig verdichtet, daß wir buchstäblich uns kaum erkennen konnten, wenn wir nicht unmittelbar Schulter an Schulter standen; auf doppelte Schrittlänge waren selbst nicht einmal die Umrisse einer menschlichen Gestalt zu erkennen. Dieser Umstand bedingt es, die gespannteste Aufmerksamkeit dem zu verfolgenden Pfade zu widmen und die Sorge um den rechten Weg, so wie der ungewöhnliche Kraftaufwand, um nicht auszugleiten, versetzte uns trotz der schneidend kalten, regenerfüllten Luft in solche Transpiration, daß wir Beide nicht weniger schwitzten, als wie man in der Mittagssonnengluth eines heißen, schwülen Julitages beim Bergansteigen zu schwitzen pflegt. Mehrmals zeigte es sich, daß wir nicht ganz genau die rechte Richtung inne gehabt hatten, als es galt, Häge und trennende Einfriedigungen zu übersteigen, wie sie allenthalben in den untern Staffeln, Maiensäßen oder Heubergen der Alpen vorkommen. Ein paar Dutzend Schritte rechts oder links, — und wir hatten immer den rechten Pfad wiedergefunden, der durch ein Gatterthor lief oder, wie dies noch öfter vorkommt, durch große treppenförmig gelegte Steine bezeichnet ist, welche es ermöglichen, das Knüppelflechtwerk rittlings zu übersteigen. So gings eine geraume Zeit fort. Wir hatten das Wirthshaus En allières nicht betreten, in Rücksicht der früheinbrechenden Nacht, denn schon begann es entschieden zu dunkeln. Jetzt galt es, wieder über einen ziemlich hohen Hag zu steigen, und unserer bisher als zweckmäßig sich erwiesenen Praxis gemäß, gingen wir längs desselben, um den Durchschnittspunkt zu entdecken; rechts ging es sanft geneigt bergab, links stieg es. Wir suchten, aber vergebens. Es handelte sich hier weniger darum, bequem über den Zaun zu kommen, als durch Auffindung des gewöhnlichen Ueberganges uns des rechten Weges

zu versichern, welcher, nach der wiederholten Aussage meines Führers, dann gar nicht mehr zu verfehlen sei, wenn wir ungefähr noch zehn Minuten hinter uns hätten. Durch das wiederholte Hin- und Hergehen an dem Hag hatten wir auch den Punkt verloren, wo wir zuerst angelangt waren, und die Nacht rückte immer entschiedener heran, je mehr Zeit wir mit suchen versäumten. Nochmals eine tüchtige Strecke links bergan! aber keine Spur dessen, was wir suchten; wiederum rechts bergab durch den dunkelgrauen Nebel, und zwar im beeilten Avancirschritt, aber eben so vergeblich; noch weiter hinab, — es fing an steil und sehr abschüssig zu werden, — immer nichts. Mein Führer, dem das Ding selbst nicht gleichgültig war, entsandte einige Hilfssignale in Form langangehaltener helljohlender Jauchzer; — aber keine Antwort. Er wiederholte seine Anstrengungen aus einer anderen Tonart, mit einem Aufwand aller seiner jodelnden Liebenswürdigkeit, so alpin, als ob er in der übermüthigsten allerheitersten Seelenstimmung sei, aber eben so vergeblich als vorher. Trotzdem, daß mir unsere Lage selbst einige Besorgniß zu erwecken anfing, konnte ich dennoch das Lachen nicht unterdrücken über diese von der Verlegenheit und Angst erpreßte, gezwungene Heiterkeit. — Was nun thun?

„Bergab müssen wir noch, nicht wahr?" — „Ja wohl, Herr! nach meiner Berechnung ists keine Viertelstunde mehr bis zum Hongrinbach, über den eine Brücke führt, und da ists ein breiter durch den Wald führender Weg!" — „Gut! also nicht lange besonnen! wir durchbrechen den Hag, halten uns, indem wir bergab steigen, weder allzu links, noch allzu rechts, und wenn wir am Hongrinbache ankommen, folgen wir dem Laufe desselben so lange, bis er uns zum Brückli führt! Meinet Ihr nicht auch?" — Nach einiger Zögerung willigte mein Führer in diesen Vorschlag, als das unter den obwaltenden Umständen einzige Mittel, um zum Ziele zu gelangen. — Gesagt, gethan! — Immer abschüssiger wurde unser Terrain, immer schwarzgrauer wurden Nebel und Nacht, im-

mer unbehaglicher unsere Stimmung in der warmdunstenden, am Körper enganschließenden, nassen Kleidung; — und Regen floß, — ach! fortwährend in überreichlichem Maße.

Wir mochten wohl wieder eine Viertelstunde oder auch nicht so lange gerutscht, geklettert, überhaupt weiter gekommen sein, als wir durch ein brausendes Geräusch wahrzunehmen glaubten, am Hongrinbache angelangt zu sein. Aber da gings steil wie über ein Kirchendach hinunter. Mehre Versuche zeigten, daß wir uns besser rechts halten mußten. Also wieder in dieser Richtung vorwärts. Der Nebel hatte sich ein wenig gehoben, so daß wir, so weit es die Nacht zuließ, die Gegenstände in unserer näheren Umgebung unterscheiden konnten. Noch ein paar Dutzend Schritte, und hell leuchtete der weiße Schaum des jagenden Gewässers durch die Dunkelheit zu uns herauf. Jetzt galt es, längs des Gebirgsbaches so lange fortzuklettern, bis wir zur Hongrinbrücke gelangen würden. Unter außergewöhnlichen Anstrengungen, durch wildes Gestrüpp und dorniges Gesträuch, das die Haut blutig ritzte und die Kleider zerfetzte, arbeiteten wir uns mühsam durch. Oft war das Terrain so jäh, daß wir bei jedem Schritt fürchten mußten, in den Strom zu stürzen oder den Hals zu brechen. Darum sondirte mein Führer stets vorher mit dem Stock, wie weit wir trauen durften, denn sehen konnten wir kaum, wohin wir traten. Nach einer unter solchen Hindernissen zurückgelegten tüchtigen Strecke war uns plötzlich das Weiterkommen aufs Neue abgeschnitten; denn links herab, in einer Runse, schäumte ein Wildwasser, meiner Berechnung nach 6 bis 8 Schritt breit, welches sich in den Hongrinbach ergoß. Wollten wir nicht wieder den eben unter unsäglichen Mühen überwundenen Abhang hinaufklimmen, um droben nicht um ein Haarbreit weiter oder besser daran zu sein als hier, so blieb uns nichts Anderes übrig, als das schießende Wasser zu durchwaten. Deß wurden wir einig. Ich faßte meinen Führer fest in den Arm, Beide stemmten wir unsere Stöcke gegen die

reißenden Schaumwellen, und so traten wir unsere Wanderung an. Das Wasser ging uns bis an die Kniee, und unter den Füßen rollten uns die großen Kiesel hinweg, daß es galt, den Fuß zu jedem neuen Schritt recht fest zu setzen. Rechts mußte ein Wasserfall oder Aehnliches sein, denn da tobte es mit ohrenbetäubendem Geräusch hinab, — sehen konnten wir die Ursache nicht.

Weiß der Himmel, welch unseliger Einfall, oder welcher Umstand plötzlich meinen Führer veranlassen mochte, sich aus meinem Arm loszumachen (er ging mir zur Rechten) — genug, eine Bewegung, ein Fehltritt, — ein Schrei, — und verschwunden war er. Wie ich vollends hinübergekommen bin, kann ich nicht mehr sagen. War es der Schrecken, das Entsetzen, was mir ungewöhnliche Kraft und Sicherheit des Schrittes gab, — war es Glück, oder war die Stelle, welche ich noch zu durchwaten gehabt, minder gefährlich, — ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß ich drüben am anderen Ufer an nacktem Wurzelwerk, an Baum-Aesten, durch verworrenes Gesträuch mich aus dem Wasser mit drängender Hast herausarbeitete und in peinlicher Seelenangst längs demselben, schreiend, mit dem langen Alpenstocke in das Wasser hineintastend, fortkletterte. Wie ich vermuthet, so bestätigte es sich; ein 6 bis 8 Fuß hoher Wasserfall war es, über welchen mein Führer hinabstürzte. Meine Lage war in der That quälend. Ziemlich ermattet, durch und durch naß, sehr hungernd, eine ganze, lange, rabenschwarze Nacht im strömenden Regen, in völlig unbekannter Gegend vor mir und — ein Menschenleben — entweder verloren oder in größter Gefahr umzukommen! Ueberdies hatte der verunglückte Führer meine Tasche auf dem Rücken, in welcher, nebst Wäsche und anderem Nothbedarf, meine Papiere und Gelder sich befanden. Ich rief, ich schrie aufs Neue in das donnernde Gepolter hinein, ich stieß mit dem Alpenstock in die wildschäumende Fluth, kurz ich versuchte Alles, was mir die augenblickliche Verzweiflung eingab, — aber vergeblich! —

Schon wollte ich, abgespannt und heiser, meine Rettungsversuche aufgeben, als ich plötzlich meinen Stock am Ende erfaßt fühle. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es mich; ich rufe aufs Neue, ziehe — und siehe da! vor mir taucht aus der Tiefe eine menschliche Gestalt auf, — mein Führer, der besinnungslos, dem Tode des Ertrinkens nahe, wie es scheint durch irgend einen im Bett dieser Runse liegenden Felsenblock aufgehalten, minutenlang (ob ganz unter dem Wasser oder mit dem Kopfe über demselben, wußte er selbst nicht) dagelegen und durch mein Schreien und Stoßen zur Besinnung geweckt worden war. Zwei leibliche Brüder, die nach Jahre langer Trennung sich wiederfinden, können einander nicht herzlicher umarmen, als mein Führer mich und ich ihn. Er blutete stark am Hinterkopfe und vermochte nicht fest aufzutreten, weil er sich einen Fuß bös verstaucht hatte. Nachdem wir sitzend gerastet und berathschlagt hatten, was nun zu thun sei, (später als Abends 7 Uhr konnte es unmöglich sein) stolperten und hinkten wir mit halb zerrissenen Kleidern, sehr ermattet und wolfsartig hungernd weiter, mit dem festen Vorsatz, die erste Hütte, die wir finden würden, zu unserem Nachtlager zu erobern — mit oder ohne Zustimmung des Besitzers — gleichviel.

Und siehe, das Geschick war uns günstig. Es währte nicht lange, so tauchte in der Dunkelheit der Nacht der Giebel irgend eines Gebäudes vor uns auf, und um die Ecke desselben biegend, leuchteten uns plötzlich zwei helle Fenster entgegen. Hurrah! Land! Licht! Menschen!

Zu solchen Abenteuern kann dem Wanderer im Gebirge der Nebel verhelfen.

Nebelbilder.

— — —

Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr:
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld. Schiller.

Ein ſo heimtückiſcher und boshafter Schleicher der Nebel auch im Gebirge iſt, der ſchon manchen trittfeſten Aelpler auf den Todespfad führte und fröhlichen, nach Ausſicht verlangenden Bergwanderern die mühſam erklommenen Höhenpunkte mit hämiſcher Schadenfreude plötzlich ſo verſchleierte, daß ſie unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, — ſo neckiſche und joviale Komödien führt er auf, wenn der Berggeiſt juſt guter Laune iſt, oder wenn er aus ſeinen luftigen Höhen herabſteigt, um die Thalleute auch einmal ingründlich zu ärgern. In letzterem Falle lagert ſich dann der Nebel breit und ungeſchlacht über Felder und Wälder, auf Märkte und Gaſſen, und nur der, welcher im Berglande wohnt, vermag ſeinen athemerſchwerenden Dünſten zu entfliehen. Denn droben auf freien Bergesgipfeln ſteht der Naturfreund dann im hellen, goldigen Sonnenſchein und ſieht auf ein wogendes Milchmeer hinab, aus dem nur verwandte Höhepunkte Eilanden gleich emporſteigen; oder wenn die geballten Maſſen ſich ſehr tief ſenken,

begegnets auch, daß das goldene Kreuz eines im Thale liegenden hohen Kirchthurmes glänzend hervorragt, einsam, symbolisch, überwindend. — Drunten aber in der unsichtbaren, verhüllten Tiefe kreischt und hallt und dröhnt viel lauter und schallender das Getriebe der Menschen als sonst; denn der Nebel ist ein trefflicher Resonanzleiter nach Oben, während er in umgekehrtem Verhältniß dämpft. — Indessen diese Erscheinung kann man auch in jedem Berglande finden, sie ist nicht eine bezeichnende Eigenschaft der Alpen.

Ueberraschender, ungewöhnlicher, ein ächtes Phänomen des entschiedener gehobenen Gebirgslandes ist jene magische Luft-Erscheinung, welche im mitteldeutschen Harz unter dem Namen des „Brockengespenstes" bekannt ist und auf vielen Höhepunkten der Alpen sich nicht selten zeigt. Sie besteht in der Schattenspiegelung von Gegenständen und Personen auf der Fläche einer aus der Tiefe aufsteigenden, freischwebenden Nebelwolke, bei sonst völlig heiterem Horizont. Am häufigsten begegnet man dieser physikalischen Phantasmagorie auf solchen Höhen, die entweder von Binnen-Seen oder sumpfigen Thalsohlen umgeben sind, welche bei entsprechenden atmosphärischen Zuständen leicht Dünste entbinden, die in Nebelform aufsteigen. Als solche Punkte sind bekannt der Rigi, der neuester Zeit durch seine bequemen Straßenzugänge und die Erbauung gemüthlicher und eleganter Berggasthöfe viel erstiegene Pilatus, die große Mythe im Kanton Schwyz, das Brienzer Rothhorn u. A.

Unter außergewöhnlichen Umständen beobachtete der Kantonsforst-Inspektor Herr Coaz aus Chur (erster Besteiger der Bernina-Spitze) eine solche Erscheinung auf dem Gipfel des Piz Curvêr (zwischen dem Schamser und Oberhalbsteiner Thal in Graubünden). Es hatte Ende Juni 1843 plötzlich heftig geschneit; der Winter versuchte einen Ausfall gegen den lachenden Sommer und schlug für wenig Tage seine weißen Zelte weit und breit über die Gebirgshöhen der Rhätischen Alpen auf.

Bei völliger Windstille und glockenreiner Atmosphäre hatten Herr Coaz, der ihn begleitende Ingenieur und der Führer den 9158 par. F. über dem Meere erhabenen Gipfel erstiegen und die beabsichtigten Beobachtungen für trigonometrische Messungen bald beendet. Da zog ein vom Fuße des Piz Curvêr gegen das Oberhalbstein abfallendes, wildes Gebirgsthälchen besonders die Aufmerksamkeit der Berggäste auf sich. Da drunten rauschte und donnerte es fast ununterbrochen; eine Lauine weckte die andere und stürzte von den schroffen, felsigen Seitenwänden in die Tiefe des Thales, wo oft mehre vereint in einem breiten, gewaltigen Silberstrome sich langsam zur Ruhe wälzten. „So Schlag auf Schlag, so voll Leben, so glänzend," sagt Herr Coaz, „war mir noch auf keiner meiner Gebirgsfahrten dieses großartige Schauspiel zu sehen vergönnt. Noch folgte mein Auge einer der letzten Lauinen, die allmählich in immer größeren Zwischenzeiten stürzten, als ich über derselben einen schwachen Nebel sich bilden sah. Auch den Felsen, an denen sich die feuchtgewordene Atmosphäre abkühlte, entquollen Nebelhaufen, zogen schleichend einander entgegen und zerflossen in kurzer Zeit in einen wallenden, grauen Nebelsee, der die Tiefe des Thales verhüllte. Aus unsichtbaren Quellen genährt, wogte dieser See immer höher herauf, schwoll bis zu meinen Füßen heran und trat endlich als dunkler Nebelschleier empor. Und in diesem ineinandertreibenden Gewölke bildeten sich, anfänglich schwach und zerfließend, aber immer wieder und immer kräftiger erscheinend, die Farben des Regenbogens. Sie vereinten sich endlich zu einem brillanten, kreisrunden Bande; ein zweites umsäumte in etwas schwächerem Glanze ersteres und fand sich bald selbst koncentrisch von einem noch lichteren dritten umfangen. Der innerste Ring erschien in einem Durchmesser von circa 3 Fuß bei einer Entfernung von ungefähr 30 bis 40 Fuß. Entzückt von dieser Erscheinung sprang ich auf, ward aber eben so plötzlich zur Säule; denn siehe! mitten im Regenbogen sprang mit gleicher Hast eine dunkle Gestalt auf

und blieb jetzt eben so erstarrt stehen. Ich schwang meinen Hut, machte tiefe Bücklinge, und das Gespenst zeigte sich eben so erfreut und höflich. Die Erscheinung hielt mehre Minuten an und verschwand alsdann mit dem Regenbogen im grauen Nebel, der von einem leichten Windhauch weiter getragen bald zerstob. Es war vier Uhr Nachmittags." —

Zu leichterer Erklärung möge beigefügt werden, daß das Thälchen, aus welchem der Nebel aufstieg, gegen Ost sich öffnete. Als daher die Sonne nach dem westlichen Horizont sank, trat dasselbe streckenweis allmählich in Schatten, wodurch die Temperatur ziemlich rasch fiel und die durch die häufigen Lauinenstürze und die hohe Temperatur während des Mittages entwickelten Wasserdämpfe zu Nebel kondensirte, die mit den, noch von der Sonne beschienenen, wärmeren und leichteren, höheren Luftschichten in Berührung tretend sich wieder auflösten.

Von einem gleichen, in den hauptsächlichsten Thatsachen gänzlich übereinstimmenden Nebelbilde berichtet, im Fremdenbuche des Appenzeller Weißbades, Herr E. Kuhn aus Dresden, welches er am 24. September 1855 auf Ebenalp nach starkem Regenwetter beobachtete. Scharfkantig schwebte in dem Nebelbilde der Schatten seines Kopfes mit dem Hute, wenig über Lebensgröße, von weißem Licht umflossen; darum ein dunkler Ring, dann ein Kranz der hellsten Regenbogenfarben, etwa 4 Ellen im Durchmesser. Auch der übrige Körper sammt dem Alpenstocke war, aufrecht stehend in der Farbenscheibe, deutlich abgespiegelt, jedoch nach unten etwas langgezogen. Neben dieser Silhouette stand der dunkele Schatten seines Führers; ging letzterer etliche Schritte seitwärts, so sah ein Jeder sein Schattenbild allein ohne das des Nebenmannes. Wackelten sie mit den Köpfen, so wackelte der ganze Regenbogenkreis mit. Hier dauerte das ganze Schauspiel wohl eine Viertelstunde.

Wetterschießen.

Es dröhnet zwischen den Bergen an schwülem Sommertag
Ein wildes Schießen und Lärmen wie ferner Donnerschlag.
Der Schall dringt weit in die Lande auf Riesenschwingen hinein,
Schreckt auf die Vögel vom Baume, das Wild im sicheren Hain.
Sie sagen, das seien die alten, die düsteren Jägersleut,
Verbannt in die grausige Wildniß seit alter, verschollener Zeit.

F. Otte.

In der Tiefe des Lauterbrunner-Thales, da wo es gen Südwest umbiegend den Namen Ammerten-Thal annimmt, liegt hoch droben, am Fuße der Jungfrau, zwischen dieser und der Ebnefluh, ein wild-vergletschertes, stundenlanges Thal, das Rotthal. Von unten gesehen entzieht es sich den Blicken gänzlich; man hält es für kaum glaublich, daß da, wo man an dem Riesenkörper der Jungfrau kaum ein Felsenband unterscheiden kann, sich ein umfangreiches Thal bergen sollte. Es ist in der That wohl einer der furchtbarsten und grausigsten Schreckenswinkel nicht nur der Alpen, sondern des ganzen Europäischen Kontinentes. Von herabdrängenden Gletschern sind die Granit- und Alpenkalk-Wände, welche den Schauerkessel einschließen, so schrundig zerrissen und zu einem Trümmer-erfüllten Tobel ausgefressen, daß die verwitterten, noch hangenden Massen den Wanderer, der sich hier heraufwagt, mit Furcht und Schreck erfüllen.

So unerreichbar diese Firn-Terrasse (von unten gesehen) scheint, so ziemlich leicht ist sie vom geübten Berggänger über die stufenförmig sich aufbauenden Wechselschichten der Gesteine zu erreichen. Beim Eingang in das Thal, etwa 8700 Fuß über dem Meere (oder 4500 F. über der Sohle des Ammerten-Thales) ist der Firn, welcher die ganze Schlucht füllt, keine tausend Schritte breit. Kahle, schroff aufsteigende Granitbänke engen ihn wie Schleusen ein, über die er aus seinem stillen Bett sich hinausdrängt und seine Massen dann wohl zweitausend Fuß tief über schwindelnde Abstürze, bald in hängenden Bogen, bald in zerrissenen, aufgetriebenen Gletscherbrüchen auf die Stuffsteinalp hinabdrängt. Man hat die Gletscherstürzmassen schon oft mit momentan erstarrten Wasserfällen verglichen; hier reicht diese ohnehin etwas hinkende Vergleichung nicht aus. Das Chaos der zerborstenen, übereinandergestürzten und ineinandergekeilten Eisriffe, das Wirrsal der dazwischen klaffenden, nach allen Richtungen hinabgähnenden Schlünde und hineinhangenden Fluhbrocken ist so außerordentlich, daß man Stellen so grausiger Wildniß nicht viel in den Alpen findet. Will man indeß das Gleichniß beibehalten, so erscheint das Rotthal als ein von himmelhohen Felsenwänden eingeschlossenes Meer, das im wildesten Emporschäumen plötzlich erstarrt, seine Massen nun über die Ufer hinausschiebt und bald in wirr-zerscherbten Splittern hoch aufthürmt, bald dieselben ihr Gleichgewicht verlieren und grause Lasten losreißen läßt, die im Schmetterstürze zerstäubend wie Ströme zu Thal fließen. — Da kein Kräutchen, selbst nicht das dürrste Grashälmchen hier wächst, so verirren sich auch fast nie Gemsen hierher, und weil solche Thiere hier nicht zu suchen sind, so kommts, daß auch keine Gemsenjäger sich hierher versteigen. Nur vom Schafbuben der oberen Stuffsteinalp wird jener Schauerort von Zeit zu Zeit vielleicht einmal aus Langeweile erklommen.

Nach der im Berner Oberlande allgemein kursirenden Sage sollen im Mittelalter und noch nach den Zeiten der Reformation

Poltergeister und böse Dämonen, welche die Wohnungen der Menschen vermeintlich beunruhigten, von Hexenmeistern, fahrenden Schülern und Teufelsbeschwörern in verschlossene Gefäße gebannt und in dieses abgelegene Thal getragen worden sein. So kam das Rotthal, das außerdem keines ehrlichen Christen Fuß betrat, in Verruf und galt als der Aufenthalt böser Geister. Ganz besonders sollen auch die alten Thalherren von Lauterbrunn hierher verwünscht worden sein und daselbst noch ihr Wesen treiben.

Diese Sage nun steht in Beziehung zu einer seltsamen Naturerscheinung. Es ist nämlich im schweizerischen Mittellande der Kantone Freiburg, Bern, Solothurn und Aargau eine im Hochsommer, um die Erntezeit, nicht seltene Erscheinung, daß man bei völlig wolkenlosem Firmament, am Tage oder auch Abends und Nachts in der Luft ein dumpfes, der Kanonade ähnliches Geräusch, ein seltsames Tosen und Knallen hört. Nach des Volkes Meinung soll es von einem geisterartigen Spuk, von einer „wilden Jagd" herrühren, mit welcher die verfluchten Herren vom Rotthale hoch durch die Lüfte ziehen; nach dem Volksglauben der westlichen Solothurner Bauern sollen es jedoch die Geister der in der Schlacht bei Murten erschlagenen Burgunder sein, welche mit Heerestroß und Alarm ihren luftigen Umzug halten. In Bernerisch-Röthenbach (Amtes Signau im Emmenthal) sagt man: „Die Rotthaler exerciren, es giebt anderes Wetter." — Der einsichtige, vorurtheilsfreie Bewohner schreibt die sonderbare Erscheinung jedoch natürlichen Veranlassungen zu, und glaubt diese in wirklich vorgefallenen entfernten militairischen Uebungen, oder in bedeutenden Gletscher-Lauinenstürzen, oder Gewittern suchen zu sollen, deren Resonanz durch geeignete Luftströmung bis zu dem Ohre des Hörers getragen werde. Nun aber haben vielfache und ausgedehnte Nachforschungen herausgestellt, daß nirgendwo im weiten Umkreise um die angegebene Zeit militairisches Pelotonfeuer oder Kanonaden, noch Gewitterentladungen stattgefunden haben. Das Gepolter von Gletscher-

stürzen aber, so furchtbar dieselben auch im Gebirge widerhallen, ist in einer Entfernung von 18 Stunden nicht zu hören. Doch angenommen, man könnte bei günstiger Windrichtung und sehr reiner Luft der Gletscher Donner so weit hören, so stürzen doch nicht so enorm viele Lauinen nacheinander, daß man das davon herrührende Getöse mit wenig Unterbrechungen stundenlang hören könnte. Ueberdies nimmt die Erscheinung, jemehr man sich den Alpen nähert, ab, und findet häufig bei Nordwestwind statt. Der Meteorolog Hugi in Solothurn, welcher dem Phänomen viel Aufmerksamkeit widmete und es oft beobachtete, sagt, daß der Schall keineswegs von den Alpen herzukommen scheine, sondern vielmehr von Westen, also aus dem Jura, wo es aber bekanntlich keine Gletscher und sommerlichen Lauinen giebt.

Thatsache ist, daß nach diesem, vom Volke „Wetterschießen" genannten atmosphärischen Phänomen, in der Regel sanfter, anhaltender, nie starker, von elektrischen Erscheinungen begleiteter Regen einzutreten pflegt und der Barometer in unruhigem Fallen begriffen ist.

Die eigentliche Ursache der Erscheinung ist noch nicht ergründet. Sonderbarerweise hat sich mit derselben außer Prof. Hugi wie es scheint kein Physiker weiter befaßt. Dieser nimmt an, daß das dumpfe Wetterschießen zunächst „eine Wirkung des Ueberganges atmosphärischer, luftiger Formen in dichtere, dunstige, wässerige Formen, oder die Wirkung von Luftzersetzung sei; daher, wie bei allen heftigen Zersetzungen, Getöse. Es wäre demnach das Wetterschießen gerade die entgegengesetzte Procedur wie das sogenannte „Wetterleuchten", bei welchem gesättigte Dünste der Atmosphäre durch Entladung der Elektricität wieder in reinere, dünnere Luftformen übergehen. Auffallend ist es, daß die Erscheinung eben nur in dem genannten Landstriche vernommen wird, — sonst nirgends im Alpen-Vorlande.

Hoch-Gewitter.

Donnernd hallt des Todes Waidruf
Ringsum in Gebirg und Thalen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeschoßnen Strahlen.
Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Lenau.

Jedes Gewitter, wo man demselben auch begegnen mag, — sei es auf der gedehnten Ebene des Getreidelandes und der unwirthlichen Haide oder auf offnem Meere oder im zerklüfteten Gebirge, — überall ist es ein furchtbar-erhabenes Schauspiel, allenthalben der gleiche, Entsetzen-erweckende Aufruhr der Elemente, die gleiche erschütternde Riesensprache des Donners, der die Seele erzittern macht. Die Natur-Scenerie aber und der landschaftliche Aufbau der Gegend, über welcher ein Gewitter sich entladet, gestalten dasselbe in seiner charakteristischen Erscheinung, in seinem unmittelbaren Total-Eindrucke dennoch wesentlich anders. Dies ist namentlich beim Gewitter im Gebirge der Fall.

Während bekanntermaßen Berg und Wald die Bildung der Wolken sehr begünstigen, erscheinen letztere dennoch in den Alpen

selten als jene, meilengroße Flächen zugleich überdeckende, elektrisch-geladene Dunst-Meere, wie sie allsommerlich das flache Land bedrohen; die hochaufragenden Gebirgszüge werden zu trennenden Keilen, welche die Gewitter in viele Special-Wolkenladungen zerschneiden und dadurch veranlassen, daß sie gemeiniglich nur von kurzer Dauer sind und auch quantitativ nicht so heftig sich entladen als im Flachlande oder auf offenem Meere. Die durch raschen Temperaturwechsel eben so rasch abgekühlten Luftschichten und die Ausgleichungsbestrebungen derselben mittelst der als natürliche Luft-Ventile der Thäler anzusehenden Windströmungen, tragen die Gewitter-gesättigten Wolken gewöhnlich ziemlich schnell durch eine Gebirgsgegend hindurch, so daß die Summe der nur sehr kurze Zeit dauernden elektrischen Entladungen im Gebirge mindestens dreimal so groß ist als die der mit Andauer und Gemächlichkeit sich austobenden Wetter. Dies ist das normale Verhältniß, welches indessen keineswegs ausschließt, daß es einzelne Koryphäen von Gewittern geben kann, welche über große Theile des Alpenlandes zu gleicher Zeit ihre verderbenbergende Wolkendecke ausbreiten. Der eklatanteste Fall aus neuester Zeit ist das berühmte Gewitter vom 24. Juni 1859, welches bekanntlich die Schlacht von Solferino (Lombardei) unterbrach und um die gleiche Stunde in allen Gauen der Schweizer und Savoyer Alpen mit unerhörter Wildheit toste. Nicht minder denkwürdig ist jenes ältere vom 27. August 1834, welches von Südwest aufziehend, fast den ganzen Kanton Graubünden und viele benachbarte Länder, also mindestens eine Fläche von einigen hundert Quadratmeilen verheerend heimsuchte.

Dagegen sind die Gebirgsgewitter als individuelle meteorische Erscheinungen weit großartiger, imposanter, und in ihren Schlag- und Knall-Effekten drastischer als im Tieflande. Schon die Introduktion, mit welcher ein solches aufzieht, ist weit dramatischer, die Erwartungen steigernder als in der Ebene. Dort (in der Ebene) bereitet sich das Gewitter oft stundenlang mit klassischem Ernst und

entsetzlicher Ruhe vor und läßt bei dem umfassenden Horizont, dem aufmerksamen Naturfreunde hinlänglich Zeit, das allmähliche Formiren und Konglomeriren der, zuletzt zu einer massigen schwarzen Wand sich vereinigenden, verschiedenen Wolken-Kontingente zu beobachten; es ist dort ein still-majestätisches Auftreten voll furchtbarer Hoheit. Hier, im Gebirge, wo die Aussicht vom Thale oder von einer unbedeutend hohen Voralp aus meist sehr beschränkt ist, zieht der geheimnißvolle Gast gewöhnlich schon ziemlich fix und fertig aus der Tiefe dunkel herauf und rückt mit Sturmschritten vor. Jetzt beginnt auch die Gegend sich prachtvoll-unheimlich zu dekoriren. Die Nadelwälder versinken in schwarze Nacht, kein Gipfel tritt mehr selbstständig hervor; die Felsengruppen verlieren ihre trennenden Profil-Konturen und verschmelzen zu gespenstergrauen unförmlichen Massen, über welche der Wasserfall in seltsamer Geschäftigkeit, wie verwirrt herabeilt; der See liegt stumm, todt, ohne Glanz, einer erstarrten indifferenten Fläche gleich. Was dort an Beleuchtung schwindet, das häuft sich grell, fast augentödtend, an anderen Stellen; die Matten und Wiesen des Vordergrundes schwellen brennend-grün, als wollten sie gewaltsam ihre innerste Lebenskraft mit Einemmale ausströmen; die Wege und Straßenlinien der Thalsohle treten in nie gesehener Schärfe blaßgelb hervor, und über Allem leuchten schreiend-weiß die Firnen herab, erschreckende Gegensätze in dem tiefgeheimnißvoll-düsteren Bilde. Alle Farbenharmonie ist aus der Landschaft verschwunden; sie sieht aus wie ein von krankhaft erhitzter Phantasie geschaffenes, alle natürliche Auffassung höhnendes Gemälde. — Mit dieser entsetzlichen Scenerie kontrastirt in angsterfüllendem Maße die fieberhafte Aufregung, welche Menschen und Thiere überfällt. Die liegenden Heu-Schwaden der Wiese werden eilends gemandelt; schreiend, tobend treibt der Senn sein Vieh zusammen; Jodelruf und Jauchzer sind verstummt, — nur drängende Geschäftigkeit ist der sich kundgebende Lebensausdruck. In der Höhe droben umschwärmen Bergdohlen kreischend ihre Felsennester, Spyr

und Mauerschwalbe sind verschwunden, der Gesang der Waldvögel verstummt, nur der Fink schreit unaufhörlich nach Regen.

Jetzt stößt der Vorbote des hereinbrechenden Gewitters, der Wind, seine ersten Athemzüge aus, wirbelt den Staub schrägkreiselnd auf und schüttelt die Wälder mit starker Faust. Der See erwacht; ein fröstelnder Schauer läuft über sein Antlitz. Die Hochspitzen und vergletscherten Riesenhäupter des Gebirges umhüllen dichte Nebelkappen, — immer tiefer sinken die Wolkenballen und ziehen, wie die wilde Jagd, mit zunehmender Hast durchs Thal. Mehr und mehr umnachtets die Gegend, — die grelle Färbung mattet ab, — Alles wird schwarz. Da durchzuckt der erste blaue Blitz die Nacht. — Immer ungestümer wird die atmosphärische Thätigkeit:

Brausend fliegt des Todes Jagdhund
„Sturm," bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.

Lenau.

Die Wälder ächzen unterm drängenden Sturmdruck, abgerissenes Laub durchflattert die Lüfte, und allgemeines, schweres Rauschen ertönt ringsum. Jetzt rollt auch der Donner tiefbrummend drein. Aber dieses Vorspiel währt nicht lange. Energisch, wie die Alpenwelt in allen ihren Erscheinungen und Lebensbethätigungen ist, stürmt auch hier die Entwickelung in überstürzenden Progressionen vor. Nach wenig Minuten ist das Unwetter in seiner ganzen furchtbar-wilden Größe losgebrochen.

Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgestein
Der Himmel sich zerschmettern.

Zickzackblitze, weit mehr, als man im Flachlande sieht, anscheinend rascher, weniger als eine Tausendstel Sekunde beanspruchend, fahren um der Berge Lenden, oft zusammengefaßt, aus einem Knoten vielfach nach allen Enden herausziſchend, wie die aus Jovis

Hand geschleuderten Blitzbündel. Jedes Donners Rollen, das sein Resonanz-Maaß schon genügend in den Wolkenkammern findet, brüllt außerdem, im hunderstimmigen Echo aus allen Felsenklüften und Thaltiefen zurückgeworfen, wieder hervor und bildet gleichsam in seiner nicht enden wollenden Permanenz eine Grund-Fermate, auf welcher sich die neuen, accentuirten Solo-Schläge wie die vorwärtsschreitende Melodie der imposanten Gewitter-Symphonie ablösen. Es ist ein Akt der Natur-Souveränetät, dessen Eindruck völlig zerschmetternd auf den Zeugen derselben wirkt. Schlägts dann vollends gar in eine Wettertanne oder eine einzeln stehende Alphütte ein, dann kracht die Salve, als ob ringsum das Felsengebäude schier in Milliarden Stücken zerspritzen sollte.

Das ist in schwachen Umrissen das Bild eines hochgehenden Wetters. Sie steigen in den Alpen bis über 14000 Fuß; denn de Saussure sah sie an der Dôme de Gouté unterm Montblanc-Gipfel, und die Bewohner von Zermatt beobachteten solche, die noch über die Spitze des Matterhornes sich entluden. — Im Westen von Mexiko sah Alex. v. Humboldt Gewitterspuren an der höchsten Spitze des Toluca-Hauptgipfels bei 14720 Fuß Höhe; in den peruanischen Cordilleren überfiel die Reisenden Bouguer und la Condamine auf dem Pichincha ein Gewitter in der Höhe von 15500 Fuß, und viele glaubwürdige Berichte erzählen von solchen, die in den Pyrenäen bei 10000 Fuß und darüber tobten.

Die meisten Gewitter streichen aber im Gebirge tiefer; zwei- bis dreitausend Fuß über der Thalsohle mag die aërische Region derselben sein. Daß sie indessen noch viel tiefer sinken können, bestätigen tausendfache Aussagen der Alpenbewohner. Ja, es ist sogar ein Fall konstatirt, daß bei dem Gewitter, welches am 26. Aug. 1827 zwei Geistliche während der Vesper im Kloster Admont in Oesterreich erschlug, das Kreuz des 114 Fuß hohen Klosterthurmes noch über die Wolken herausragte und das Gewitter selbst etwa nur 90 Fuß vom Erdboden entfernt war. Dieser Tiefgang

eines Gewitters giebt dann in anderer Weise Gelegenheit zu einem majestätischen Schauspiel, bei dessen Anblick man sich über die Scheidegränze irdischer Hinfälligkeit und menschlicher Ohnmacht hinausträumt; es ist die Entladung eines Gewitters im Thale, wenn man, erhaben über demselben, sich in der Alpenregion befindet. Wie auf des Olympos heiligen Höhen steht der Wanderer gleich einem Jupiter tonans; unter ihm lagert, ein schwarzgraues Ungeheuer, das Verderben drohende Wolkenmeer; einer Riesenschlange gleich, umkriecht die elektrisch geladene Masse das Gebirge. Keine Hütte, kein Haus erblickt man in den Tiefen; denn versunken in schauerliche Nacht ist Alles, was an die Wohnstätten der Lebenden erinnert. Weiter hinaus kann man dann wieder große Gebirgszüge frei in ihrem ganzen Relief übersehen; das Gewitter bildet gleichsam eine Brücke hinüber zu den anderen Bergen. Da zuckts zu unseren Füßen; matt rosafarben fahren die entfesselten Feuernattern der Blitze in eigenwillig gegen sich selbst revoltirenden Bahnen durch den Schreckensschleier, der über der Landschaft schwebt. Jetzt kracht es von unten herauf, gewaltig aber dumpf, und mit hundertfältigem Echo hallen es die Thäler grollend nach, bis die Schreckenstöne matt ersterben. Immer wiederholt sich das schrecklich schöne Schauspiel, immer und immer leckt es aufs Neue mit feurigen Zungen aus den Tiefen herauf, und abermals ertönt des Donners tausendstimmiger Zorn. Der Wanderer aber steht in lichter Höhe, erhaben wie ein Gott, über der Zerstörungswuth der Elemente. Ihn umgiebt Frieden und liebliche Ruhe, über seinem Haupte wölbt sich in durchsichtiger Klarheit des Himmels unerreichbarer Bau, und ein Triumph des Lichtes über die Finsterniß strahlt in ewiger Reinheit, Wärme und Leben spendend, die Sonne herab. Noch viel erhabener ist dieses Schauspiel des Nachts. Die Fremden, welche vom 27. zum 28. Juni 1860 auf dem Pilatus übernachteten, finden keine Worte, um die unaussprechliche Pracht des furchtbaren Gewitters zu schildern, welches sich Morgens zwischen 2 bis 3

[illegible] ihren Füßen mit einem wahren Feuergarbenmeer entlud, [illegible] ob ihren Häupten das Sternenzelt rein und hehr am [illegible] Himmel in stiller Größe prangte. — Daß die Blitze [illegible] von Unten nach Oben aufzacken und einschlagen, be- [illegible] alle Bergbewohner. Diesen Elektro-Meteoren schreibt man [illegible] die eigenthümliche Verglasung mancher Felsen zu, welche man [illegible] Dôme de Goûté, an der Spitze des Kaerpfstockes (Glarus) [illegible] Ortler (Tyrol), Venediger Spitz (Salzburg), Ankogl (Kärnthen) [illegible] u. s. w. trifft. Man hat solche Blitz-Glasuren auch an dem Pic du Midi und am Mont Perdu (Pyrenäen) gefunden. Daß aber emporschlagende Blitze auch Menschen tödten können, beweist ein Fall aus Steyermark. Auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges steht die Kirche St. Ursula. Am 1. Mai 1700 lag dieses Gotteshaus im vollsten Sonnenglanze, während an halber Berghöhe ein dickes Gewitter tobte. Von den in der Kirche versammelten Betern wurden sieben an der Seite des Berichterstatters, Dr. Werloschnigg, erschlagen.

Am 21. Juni 1865 erstieg Lord Arbuthnot mit seiner jungen Gattin Lady Alice, Tochter des Lord Rivers, die Höhen hinter Mürren im Berner Oberlande mit Führern, um von da aus den Gipfel des 9127 Fuß hohen Schilthornes zu erreichen. Als sie im Engithal angelangt waren fühlte die Dame sich zu schwach das Schneefeld zu überschreiten und blieb zurück. Kaum waren jedoch der Lord und seine Führer die Hälfte der Firnhöhe hinangestiegen als in wenig Minuten einige Wolken sich verdichteten und zu einer dicken Gewitterwolke zusammenballten aus der sofort ein Blitzstrahl zuckte und die Lady leblos zur Erde streckte. Jetzt steht ein Denkstein in dieser einsamen Höhe.

Gerade da, wo die Gefahr vermeintlich am Größten sein sollte, in der Gewitterwolke selbst, scheint sie am Mindesten, oder doch nicht mehr als anderswo zu sein. Physiker, Ingenieure und Reisende, welche von Gewitterwolken unversehens eingehüllt wurden,

bevor sie Zeit hatten, dem scheinbar-entsetzlichen, blitzbewaffneten Mysterium zu entfliehen, sind stets ohne Beschädigung daraus hervorgegangen. So die französischen Kapitäne Peytier und Hossard, welche dreizehnmal in den Jahren 1816 und 1825 bis 1827 auf den Gebirgen Troumouse, Pic d'Anie, Pic Lestibète und Pic de Baletouse, in Höhen von 5—10000 Fuß stundenlang in furchtbaren Gewittern, unmittelbar am Heerde derselben verweilten, wurden nie im Mindesten verletzt, während man drunten im Thale sie für verloren hielt. Sie berichten nur, daß ihre Haare und die Quasten ihrer Kopfbedeckung sich emporrichteten. Abbé Richard, welcher zum Zweck des Studiums sich absichtlich in die Mitte wetternder, Blitze entsendender Wolken begab, hörte die furchtbaren Schläge des Donners nicht mehr, sondern nur ein Geräusch, als ob man beständig mit Nüssen rassele. Dem entgegen berichtet der 1869 verstorbene, tüchtige Geolog Prof. Theobald in Chur, welcher sich während des schon erwähnten Solferino-Gewitters (24. Juni 1859) zwischen der Tschiertscher- und Urden-Alp in den elektrischen Wolken befand, daß die Schläge kurz, wie Kanonenschüsse, aber von hellerem, mehr krachendem Tone gewesen seien und man das Rollen des Donners erst weiterhin gehört habe. Die Folgen der Gewitter in den Alpen wollen wir in der Beschreibung der „Rüfenen" zusammenfassen.

Uhr zu ihren Füßen mit einem wahren Feuergarbenmeer entlud, während ob ihren Häupten das Sternenzelt rein und hehr am nächtlichen Himmel in stiller Größe prangte. — Daß die Blitze nicht selten von Unten nach Oben aufzacken und einschlagen, bestätigen alle Bergbewohner. Diesen Elektro-Meteoren schreibt man auch die eigenthümliche Verglasung mancher Felsen zu, welche man am Dôme de Gouté, an der Spitze des Kaerpfstockes (Glarus) am Ortler (Tyrol), Venediger Spitz (Salzburg), Ankogl (Kärnthen) u. s. w. trifft. Man hat solche Blitz-Glasuren auch an dem Pic du Midi und am Mont Perdu (Pyrenäen) gefunden. Daß aber emporschlagende Blitze auch Menschen tödten können, beweist ein Fall aus Stehermark. Auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges steht die Kirche St. Ursula. Am 1. Mai 1700 lag dieses Gotteshaus im vollsten Sonnenglanze, während an halber Berghöhe ein dickes Gewitter tobte. Von den in der Kirche versammelten Betern wurden sieben an der Seite des Berichterstatters, Dr. Werloschnigg, erschlagen.

Am 21. Juni 1865 erstieg Lord Arbuthnot mit seiner jungen Gattin Lady Alice, Tochter des Lord Rivers, die Höhen hinter Mürren im Berner Oberlande mit Führern, um von da aus den Gipfel des 9127 Fuß hohen Schilthornes zu erreichen. Als sie im Engithal angelangt waren fühlte die Dame sich zu schwach das Schneefeld zu überschreiten und blieb zurück. Kaum waren jedoch der Lord und seine Führer die Hälfte der Firnhöhe hinangestiegen als in wenig Minuten einige Wolken sich verdichteten und zu einer dicken Gewitterwolke zusammenballten aus der sofort ein Blitzstrahl zuckte und die Lady leblos zur Erde streckte. Jetzt steht ein Denkstein in dieser einsamen Höhe.

Gerade da, wo die Gefahr vermeintlich am Größten sein sollte, in der Gewitterwolke selbst, scheint sie am Mindesten, oder doch nicht mehr als anderswo zu sein. Physiker, Ingenieure und Reisende, welche von Gewitterwolken unversehens eingehüllt wurden,

bevor sie Zeit hatten, dem scheinbar-entsetzlichen, blitzbewaffneten Mysterium zu entfliehen, sind stets ohne Beschädigung daraus hervorgegangen. So die französischen Kapitäne Peytier und Hossard, welche dreizehnmal in den Jahren 1816 und 1825 bis 1827 auf den Gebirgen Troumouse, Pic d'Anie, Pic Lestibète und Pic de Baletouse, in Höhen von 5—10000 Fuß stundenlang in furchtbaren Gewittern, unmittelbar am Heerde derselben verweilten, wurden nie im Mindesten verletzt, während man drunten im Thale sie für verloren hielt. Sie berichten nur, daß ihre Haare und die Quasten ihrer Kopfbedeckung sich emporrichteten. Abbé Richard, welcher zum Zweck des Studiums sich absichtlich in die Mitte wetternder, Blitze entsendender Wolken begab, hörte die furchtbaren Schläge des Donners nicht mehr, sondern nur ein Geräusch, als ob man beständig mit Nüssen rassele. Dem entgegen berichtet der 1869 verstorbene, tüchtige Geolog Prof. Theobald in Chur, welcher sich während des schon erwähnten Solferino-Gewitters (24. Juni 1859) zwischen der Tschiertscher- und Urden-Alp in den elektrischen Wolken befand, daß die Schläge kurz, wie Kanonenschüsse, aber von hellerem, mehr krachendem Tone gewesen seien und man das Rollen des Donners erst weiterhin gehört habe. Die Folgen der Gewitter in den Alpen wollen wir in der Beschreibung der „Rüfenen" zusammenfassen.

Der Wasserfall.

Wie, wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Mastbaums
Vielgeschlängelt, im wechselnden Schwung der Wimpel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Geringel
Fallend und wieder gehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs;
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt schillernd empor und flattert am Himmel: —
Also schwebt in der wehenden Luft der ätherische Gießbach
Mannichfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochab wallend, gefangen im Fall, nun hierhin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem fluthigen Schweif zu berühren.
Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst sich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets und droht, in dem Hersturz
Alles mit reißender Fluth zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wuth, und er netzt, staubregnend, das Hüglein,
Daß auch die zartesten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblühn.

Baggesen.

Der Staubbach-Fall im Lauterbrunnen-Thale des Berner Oberlandes, schon hundertmal beschrieben und gezeichnet, in Gedichten besungen und gepriesen, in jedem gedrängten Handbuche der Geographie genannt, so daß jedes Schulkind seinen Namen kennt, ist neben dem Schleierfall bei Wildbad-Gastein der vornehmste Repräsentant jener weitverbreiteten Gattung von Wasser-

fällen, die in Folge ihrer außerordentlichen Sturzhöhe sich fast ganz zu verflüchtigen scheinen, bis sie die Sohle ihres neuen Strombettes erreichen. Durch diesen Umstand wird der Staubbach aber zugleich zum Proteus wie wenig andere und bietet in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten so wunderbare Metamorphosen dar, daß er fortwährend ein anderer zu sein scheint und darum die verschiedenartigsten und entgegengesetzten Kritiken über sich ergehen lassen mußte.

Auch er unterliegt, wie jeder andere Wasserfall, den bedingenden Einwirkungen derjenigen Naturereignisse, welche seine Wassermenge bereichern, vergrößern und somit seinem Sturz mehr Körper verleihen, oder im Gegentheil dieselbe vermindern, schwächen und das Schauspiel des Falles bei der außerordentlichen Höhe von mehr als achthundert Fuß fast in Nichts auflösen. Nach lange andauerndem Regenwetter, nach heftigen Gewittern und im Frühsommer, wenn der Schnee von den Alpen geht, ist der Staubbach und alle seine in den Alpen vielfach zerstreuten Form-Genossen eine imposante, mitunter sogar schrecklich-schöne Erscheinung, die auf jeden Besucher tiefen Eindruck machen wird. Ists jedoch im Hochsommer nach wochenlanger Trockenheit, so begegnet es schon, daß man statt des berühmten Staubbach-Falles nur die hohe nasse Gebirgswand zu sehen bekommt, über welche sonst die schöne Wassergarbe herabzuschießen pflegt, — vom eigentlichen Wasserfall aber keine Spur entdeckt. — Nächst diesen Umständen, welche also überhaupt die Existenz des Wasserfalles bedingen, sind es noch andere, welchen Rechnung getragen werden muß. Selbst beim Vorhandensein genügender Wasserfülle ist es nicht gleichgültig, um welche Tageszeit man den Staubbach besucht. Liegt er im Schatten, ists Nachmittags, dann wird er bei Weitem nicht so voll und reich erscheinen, als am Vormittage, wenn die Sonnenstrahlen jeden Wassertropfen durchglänzen und die Milliarden der zu Wasserstaub aufgelösten, blinkenden Körperchen in einer Brillanz und funkelnden Pracht

erscheinen lassen, die außerordentlich in ihrer Art sind. Wieder einen anderen und doch verwandten Zauber übt das bleiche, weiche Vollmondlicht auf den, gleich einem Schleier, von der Fluhwand herniederschwebenden Fall aus.

Endlich kommt auch noch viel darauf an, mit welchen Erwartungen, in welcher Stimmung der Reisende zum Staubbach kommt. Wer kurz zuvor die donnernden Katarakte des Rheinfalles bei Schaffhausen, des Aarfalles an der Handeck, des Tosa-Falles im Formazza-Thale und anderer, in großen geschlossenen Massen und im engbegränzten, landschaftlichen Raume daherbrausenden Gebirgsströme sah und von ihrer Wirkung noch erschüttert, nun ins Lauterbrunnen-Thal tritt und dort Aehnliches erwartet, der wird freilich sehr enttäuscht werden. Der Staubbach ist mit wenig Ausnahme-Momenten eine Erscheinung zarter, elegischer Natur, die weit mehr empfunden als angestaunt und bewundert sein will.

In einer Höhe von fast 900 Fuß springen zwei Strom-Arme über die senkrecht abfallende Felsenwand hinaus, und vereinigen sich rasch zu einer beweglichen Wassersäule, von der nur ein kleiner Theil an einer Klippe zerschellt, alles Uebrige aber in freier Luft sich in Millionen Perlen auflöst und zuletzt in schimmernden Regenstaub verdünnt, der theils auf beträchtliche Weite die Matten umher mit immerwährendem Thau benetzt, theils sich in einem tiefen Wasserbecken wieder sammelt, in welchem leuchtende Regenbogen durcheinander weben. Der Staubbach ist nicht groß durch einen unaufhaltsam wilden Strom, der an malerisch zerklüfteten Felsenmassen schäumend und mannigfaltig sich bricht oder durch den Donner seines Falles die Lüfte erschüttert und die Ausrufe des Erstaunens verschlingt; — aber er ist erhaben durch seinen himmelhohen Fall, durch die Wassermassen, welche sich weiß und weich wie Milch in unaufhörlicher Folge aus der Höhe hinabdrängen, — durch sein allmähliches Hinschwinden in Nebel und durch das Feuer seiner Regenbogen (am Vormittag), — besonders aber auch

durch sein, mit der Sanftheit des Ganzen so wundervoll harmonirendes, leises und zartes Geräusch, das nicht von einer einzelnen Stelle herkommt, sondern den Zuschauer allenthalben wie Geisterstimmen zu umgeben scheint. Hieraus ergiebt sich, was Künstler gegen diese Naturschönheit einwenden; der gerade Fall bietet ihnen zu wenig Anhaltepunkte für malerische Unterbrechungen, — die Weichheit in der successiven Bewegung der Massen verwandelt sich auf der Leinwand in steifen Stillstand, und weder das Glanzlicht des Wassers noch die Zauberschimmer der Regenbogen lassen sich im Gemälde so wiedergeben, daß sie ästhetisch schön und durchsichtig erscheinen.

Die erste Bedingung zum Vollgenuß seiner Schönheit ist Sonnenglanz; dieser währt an den längsten Sommertagen von ungefähr 7 Uhr Morgens bis Mittags, weil er von demjenigen Berge selbst dem Bach entzogen wird, über dessen unterste Stufen er sich hinabwirft. Nicht nur die Regenbogen im Kessel, wo die zerstobenen Wasser sich sammeln, — auch die fliegenden Wasserflocken in der Luft bedürfen des Sonnenscheines. Jedes Stäubchen wird bemerkbar durch seine Vermittelung, und der Inhalt der Nebelsäule scheint doppelt so groß, wenn die Gunst der Tageskönigin ihr unverkümmert strahlt. Zugleich ergötzt in hohem Grade der Schatten des Baches an der Felswand; er scheint ein zweites, stygisch-geschwärztes, mit wetteifernder Schnelle herabschwebendes Gewässer zu sein.

Man schreitet gewöhnlich zuerst nach der Stelle, wo der Bach zu Boden regnet, als wollte man ihn erst fühlen, bevor man ihn ruhig betrachtet. Es ist ein Kessel, wo die Schaulustigen zu stehen pflegen. Man erklettert den Hügel von Felstrümmern, den sich der Bach seitwärts von seinem Niedersturze gebildet hat, und schaut hinab in ein weites Becken, das unablässig von tausendfachem Schaumgekräusel wimmelt. Auch jenseits liegen Schutthaufen, die von Oben heruntergeworfen wurden, — und zwischen diesen beiden

Bollwerken rieselt in freiem Durchgang der gesammelte Bach davon. Unverkennbar rührt die Tiefe seines Beckens und diese Oeffnung nach der Lütschine von der Gewalt der Wassermasse her, die nach Gewittern und bei großer Schneeschmelze hier im Mittelpunkte des Falles Raum geschafft, ohne doch die Hügel rechts und links zu vermindern; denn diese haben sich aus allerlei Steinen emporgeschichtet, um mit trotziger Kraft den Anfang des Bachbettes einzudämmen.

Auf der rechten Seite kann man leicht in den Kesselcirkus hinabgelangen. Alsbald wird man von einem doppelten Regenbogen umringt, der, einem Nimbus gleich, so genau mit uns verschmilzt, daß er Schritt um Schritt, so lange wir im Sonnenglanz und im Thaunebel bleiben, bald vorrückt, bald zurückweicht, wo wir gehen und stehen. Die Wassertropfen hängen sich an die Kleider und glühen einzeln wieder in unvergleichlicher Pracht. Aber die Nässe gestattet nicht, sich dieses Feengewandes lange zu freuen; ein fröstelndes Gefühl treibt um so eher aus der Tiefe wieder ans Ufer, da die Gefahr vorhanden ist, von irgend einem zufällig herabgeflözten Steine plötzlich und selbst tödtlich verletzt zu werden.

In einiger Entfernung lagert es sich dann auf Wiesenhalden wonnig und sicher; sorglos genießt der Wanderer, was ihm bisher entgangen war. Mit unermüdetem Staunen erhebt sich das Auge nach der hohen, im Blau des Himmels scharf gezeichneten, dunkelgrauen Kante, wo die Najade zweitheilig ihr fliegendes Gewand in die Lüfte hängt. — Eine Hälfte des Baches, nur unmerkbar von der anderen getrennt, fällt beinahe senkrecht herab und würde effektlos an der Felswand niedergleiten, wenn diese nicht von Oben bis unter die Mitte der Höhe sich unmerklich zurückzöge und nun der Wassersäule freieres Fortschweben gestattete. Die untere Hälfte der Bergwand tritt aber wieder entschieden hervor, und nun zersplittert die Masse in jenen Gischt und Staub, der so duftig und ätherisch niederschwebt und an den Bachsturz in den salzburgischen

Alpen erinnert, welchen das Landvolk bezeichnend mit dem Namen des Schleierfalles taufte. Die innere Partie des Staubbaches fällt abwärts der Mitte ihres Weges, als wollte sie versuchen sich anzuhalten, auf eine schräg vorstehende Bank der Fluh, und rieselt von da in tausend blendenden Schaumstrahlen vollends an dem dunkeln Gestein nach dem Kessel hinab, während die äußere durch Schnelligkeit und Schwere die Luft unter sich pressend in Millionen Schaumbläschen immer mehr zerschellt und weit herum einen immerwährenden Thau zur Erde spritzt.

Es ist unterhaltend, das Wasser von seinem Ausströmen an der hohen Felsrinne bis zu seinem Zerstieben mit dem Blicke zu verfolgen. Erst bricht es so wüthend hervor, daß man vor dem furchtbaren Sturze erschrickt, — aber kaum hundert Fuß gefallen, breitet sichs reichlich aus; die zusammengedrängte Säule zerfließt in einzelne schneeweiße Wölkchen, die man Wasser-Raketen nennen möchte, weil sie, forteilend gleich jenen flammenden Feuerköpfen, einen Schweif zurücklassen, der eine halbe Sekunde lang ihre Bahn bezeichnet, bis sie, völlig in Wasserfunken auseinandersprühend, sich zur Unsichtbarkeit verlieren.

Lieblich ist im Staubbach das mannigfaltige Spiel des Windes. Das Wasser erregt durch sich selbst und seinen Fall beständigen Luftzug; doch diese Bewegung trägt allein die feinen Thautropfen ins Weite und kann nicht den Bach im Ganzen ergreifen. Sobald aber ein Windstoß den Gießen*) überfällt, so zeigen sich überraschende, seltsame Erscheinungen. Oft geschiehts, wenn der Föhnwind mit heftiger Gewalt gegen die Mündung des Baches stößt, daß dadurch das Wasser ganz zurückgetrieben wird und zuweilen eine Minute lang fast kein Tropfen über den Berg herabfällt. Zu anderen Zeiten führt der Luftzug ganze Schaaren

*) Gießen, Lauffen oder auch Tschur bezeichnet im schweizerischen Volksmunde einen Wasserfall.

durchsichtiger Wölkchen aus dem schwebenden Dunstnebel davon und bietet höchst ergötzliche Schauspiele dar. Am Lustigsten aber ist's, wenn ein kräftiger Sturm den gesammten Bach droben in der Höhe erfaßt und entweder thaleinwärts oder thalauswärts so gänzlich aus seinem luftigen Gleis nach einer Seite verweht, daß unten der Runs ohne Wasserschwall bleibt, — der kleine Vorrath im Kessel versiegend nach der Lütschine (in welche der Bach sich ergießt) entschwindet, und die erschrockenen zahlreichen Fischchen in ihren Spielen übereilt, nur kümmerlich in einzelnen Bachgrübchen das Naß ihrer Existensbedingung übrig finden. Dann eilen in solchen Augenblicken jubelnde Kinderschaaren nach dem Strombette und fangen in froher Emsigkeit die wehrlosen Forellen aus den Vertiefungen, wo sie plätschern, in herbeigetragene Kübel und Näpfe. Aber mitten in der lustigen Freibeuterei läßt der Windstoß droben nach, der Bach gewinnt unverweilt sein altes Bett, und die geängsteten Fische schlüpfen pfeilschnell unter den Händen der Kinder davon, während die muthwilligen Fischer, naß bis über die Knöchel, in Hast an die beiderseitigen Ufer entspringen, eine abermalige Repetition der Ebbe abwartend.

Dies sind die Metamorphosen des Staubbaches im Sommer und bei guter Witterung. Ganz andere, nicht minder sehenswerthe bietet der Winter, der Frühling und die Zeit zerstörender Anschwellung nach einem Platzregen dar.

Im Winter, wenn Schnee ins Thal fällt, hängen sich die Flocken an dem unteren Felsensatz der Staubbachwand an, gefrieren bei zunehmender Kälte und durch das darüberfließende Wasser gesättiget zu Eis, das nun launenhaft modellirt, allerlei größere oder kleinere Zapfen bildet. Prächtiger Glanz, der im Sonnenschein völlig blendet, erfüllt das staunende Auge, und der Berg scheint transparent-hellbläulich glasirt zu sein. Tritt dann gelinderes Wetter ein, oder löst warmer Föhnwind die winterlichen Eisbande, dann stürzen große Stücken dieser unförmlichen Zapfen unter krachen-

dem Getöse in die Tiefe. Unten aber im Kessel häuft sich die Eistrümmer-Masse, thürmt sich zu einem Splitterhügel empor und gestaltet durch die darüber spritzenden, während der kalten Nächte schnell anfrierenden Wassertropfen einen Miniatur-Gletscher mit allen seinen Konfigurationen. Ja, die Wassertropfen vereisen oft schon im Sturze, wenn es recht bitter kalt ist, fallen rasch zu Boden und experimentiren augenscheinlich die Bildung des Hagels vor unseren Augen. Zunächst an der Fluh, droben beim Ausfall des getheilten Baches, erwachsen allmählich zwei ungeheuere Eissäulen wie nach den Gesetzen der im Feenreiche geltenden Baukunst, die in die freien Lüfte hinaus ihre Säulen und Schlösser konstruirt. Reißen dann beide, durch die Schwere des eigenen Gewichtes gedrängt, oder durch laue Südwinde in ihrer stützenden Basis untergraben, urplötzlich ab, so krachen sie mit solcher Vehemenz auf den Gletscher im Kessel, daß Alles rundum erzittert und ein Erdbeben hereinzubrechen scheint. Von größter Wirkung ists, wenn beide Säulen zugleich einstürzen, und ergötzlich ist die immerwährende Regenerirung dieser Atlas-Pilaster, sobald neue Fröste eintreten. Wie aber im Frühling, besonders im Mai, die warmen Lüfte mächtiger werden, schmilzt auch der Eishügel im Kessel mit sichtbarer Eile zusammen und löst sich — wie bei den Gletschern — zuerst an der Felsenwand ab, so daß sich zwischen den Eismassen und dem Gestein eine furchtbare Kluft öffnet, deren Tiefe schon oft gegen 70 Fuß maß. Noch bis in die Hälfte des Monats Juni hinein erhalten sich Reste dieser winterlichen Erstarrung. Oft entsteht ein wunderschönes, azurfarbenes Portal, durch welches das geschmolzene Wasser abfließt, ganz wie bei den Gletschern, oder das herabstürzende Wasser bohrt sich zugleich vermöge seines größeren Wärmegehaltes einen vertikalen Schlot, der in den Eisschacht ausmündet. Auch hier erzeugt die hineinscheinende Sonne wieder Farbengaukeleien, die unvergleichlich in ihrer Art sind.

Diesem heiteren und ungefährlichen Anblicke steht die Wuth

des Baches am Tage hereinbrechender und über die Höhen des Pletschberges sich ausgießender Gewitter furchtbar gegenüber.

Brüllend, mächtig angeschwollen und vom Schlamm der aufgelösten Erde schwarz gefärbt, schießt dann der Strom in zwei dichten Armen, wie aus ungeheueren Brunnenröhren, von der Zinne der hohen, jetzt das grollende Gewölk unmittelbar berührenden Felsenwand in die Lüfte heraus. Eine Last von Steinen, — viele davon über einen Centner schwer, führt der entfesselt einherbrausende Strom mit sich und schleudert sie wie gigantischen, schwarzen Hagel hinab ins Thal. Von den Vorsprüngen der Felsenwand abprallend, wiederholen sie ihre Bogensprünge, bis sie zuletzt in schmetterndem Sturze den Schuttkessel erreichen. Die wechselseitige Friktion, der Anprall der Steine erhitzt diese so, daß schwefeliger Brandgeruch ringsum sich verbreitet. Dann kommen auch Baumstämme, entwurzelte Tannenbäume in dem heulenden Wasserschwalle herab, und je nach Größe oder Gewicht fliegen einige, von Windstößen entführt, gleich verirrten Schindeln eines abgedeckten Hauses um sich selber wirbelnd, langsam durch die Lüfte hernieder, während andere wie Riesenpfeile von der Höhe daherschmettern und unten tief in das Erdreich sich einbohren. Die sonst silberhelle, sanft schwebende Wassergarbe gleicht einer unermeßlichen, verkehrten, dunkelbraunen Rauchsäule, deren Wallen und Wogen desto ausgedehnter wird, je näher sie dem Boden sinkt. Oft von einer Windsbraut fortgerafft, fällt sie, thalauf oder thalab von der lothrechten Bahn ihres Schwerpunktes weit verschlagen, in die Tiefe, oder sie stäubt über die ganze Breite des Thales nach der gegenüberstehenden Mauer der hohen Schiltwaldfluh hinaus. Ja, es begegnet dann sogar, daß der dicke Schlammschwall, gleich wirbelndem Rauch in die Höhe gejagt, rückwärts überschlagend, an den Ort seines Ursprunges zurückgetrieben, von Neuem den sausenden Sturz beginnt, und in sekundenlanger schauerlicher Blöße die Felsenwand und den fortwährenden Steinhagel als selbstständiges Schreckensbild sehen

läßt. Schwarze, lastschwer hereinhängende Wolkendecken die den schmalen Streifen des, über die hohen Felsenwände des engen Thales hereinschauenden Himmels verbergen, — das gelbe Feuer der im Grunde der Landschaft oder an den Höhen der Felsenwände hinzischenden Blitze und das fürchterlich-prasselnde, Alles erschütternde Rollen des Donners dienen dann dem wüthenden Gewässer als schreckliche, aber auch furchtbar erhabene Begleitung. Eine Scene aus dem Final-Drama des Weltgerichtes scheint verwirklichet zu werden, wenn ein ähnliches Wetter wie das eben beschriebene*) über das Thal hereinbricht, und es bedarf jener Besonnenheit und stoischen Ruhe, die der Gebirgsbewohner aus seinem täglichen Kampfe mit den Elementen gewinnt, um hier nicht die Geistesgegenwart zu verlieren und auf jeden Angriff gefaßt zu sein, der dem Thale durch Ueberschwemmung droht.

Schließen wir diese ausführliche Schilderung eines alpinen Wasserfalles, der unerschöpflichen Stoff darbietet, mit dem beruhigenden, mild ansprechenden Bilde seiner Erscheinung im blassen Lichte des Mondenscheines.

Verliert sich die Sonne hinter die Berge, so werden durch die verschieden gezackten Erhöhungen der Felsenwand lange Striche von dunkelen Schatten hervorgebracht, welche die Wassersäule in einzelne Parzellen zu zerschneiden scheinen und den in der Beschattung liegenden Theil des Falles fast gänzlich unsichtbar machen. Wenn endlich das helle Sonnenlicht in der Luft durchaus verschwunden ist, so breitet sich allmählich todte Blässe über die ganze Fluh aus, der Reichthum des Wassers scheint völlig zu versiegen und nur noch

*) Nach Prof. Rud. Wyß vortrefflicher Schilderung eines Gewitters, welches sich am 29. Juli 1814 über Lauterbrunnen entlud. Die Folgen desselben waren für das Thal unbedeutend. Dagegen verheerte ein durch furchtbare Gewitter-Entladungen herbeigeführtes Anschwellen des Staubbaches am 7. August 1791 die Güter des Lauterbrunnen-Thales in erschreckender Weise; die Lütschine bahnte sich ein neues Flußbett, riß das Wirthshaus hinweg und überdeckte weit umher die Wiesen und das bebaute Land mit Schutt und Steinen.

ein kleines unbedeutendes Bächlein über die Felsen hinabzuschleichen. Mit Einbruch der Nacht verliert sich das Einzelne des majestätischen Sturzes und seiner Bewegungen je mehr und mehr. Nur eine weiße Riesengestalt, ein geisterbleiches Nebelbild, das in langfaltigem, starr herabhängendem Mantel unverwandt an der Felsenmauer lehnt, überragt hoch die schweigend im Dunkel gelagerten, braunen Friedenshütten der Menschen. Aber nicht lange währt diese unheimliche Uebergangsperiode; bald kehrt wieder Leben in die Gestalt. Ueber den ewigen Firnzinken der Jungfrau steigt der „blasse Freund der Noth und der Nacht, der magische Prospektenmaler der künftigen Welt, für die wir brennen und weinen", — der stille Vollmond herauf und gießt sein mysteriöses Licht über die Alpen aus. Nun schimmert nicht nur die Schaumsäule selbst im reinen Silberglanze, sondern auch die Wasserstrahlen am untersten Absatze der Staubbachfluh wandeln sich zu einem weißfunkelnden Brillantregen um, der in halb erblaßtem Farbenspiel den gaukelnden Zauber des Tages durch regenbogenähnliche Verschlingungen nachzuahmen sich bemüht; geisterhaft umweben die Diamant-Funken den Träumer, welcher in so einsamer Nachtstunde sich hierher begiebt.

Hin durch die Fluren flüsterts heimlich sacht,
Daß liebeglühend alle Blumen beben.
Aufstöhnt der Wind! Im dunklen Schoß der Nacht
Entfaltet sich ein tausendfältig Leben!

Rittershaus.

Ganz ein anderes Bild gestaltet der volle, wassermächtige Bergstrom wenn er in seinem Bett durch Felsentreppen oder hohe, fast vertikale Schichten-Abstürze unterbrochen, plötzlich zum verzweifelten Sprung in die Tiefe genöthigt wird. Dies ist der eigentliche Wasserfall im engeren und präciseren Sinne. Was dort bei den sanft herabsinkenden, halb vom Winde getragenen, leicht verwehten Staubfällen zur Idylle sich verkörpert, und als ein zartes Adagio seine ewigen, geisterhaft-flüsternden Weisen rauscht, das wird beim großen körperreichen Stromsturze zur energischen Kraft-

äußerung, zur gewaltigen, tragischen Katastrophe, zum donnernden Furioso. Jene sind zarte weibliche Erscheinungen, die aus ohnmächtigem Hingeben an das Unvermeidliche entstehen, — diese gleichen thatkräftigen Akten entschlossenen männlichen Dranges, verwandt dem entbrannten Muthe eines zur äußersten verzweifelten Gegenwehr getriebenen, seine Selbstständigkeit und Zusammengehörigkeit vertheidigenden Volkes.

In dieser kernigen, kräftigen Haltung sind solche Wasserfälle begreiflich auch nach ihrem landschaftlichen Effekte viel malerischer, lebendig-bewegter und an Formen mannichfaltiger, je nachdem die Felsenarchitektur, über welche die Wassermassen herabstürzen, sich gestaltet. Es hängt viel von der Verwitterungsfähigkeit des Gesteines und dessen Bruchfiguren ab. Da, wo granitische oder überhaupt krystallinische Felsarten die Basis der Sturzwände bilden, wo also die Konsistenz und Dauerkräftigkeit bedeutend ist, zeigt sich der Wasserfall auch als großartiges, einheitlich-massenhaftes Schauspiel. Dennoch variiren auch diese außerordentlich. Der Buffalora im Val Misocco (Graubünden), welcher über eine fast lothrechte Wand herabkommt, schießt droben in vollster Vehemenz als geschlossene, kompakte Säule, wie ein krystallener Kanonenschuß, weit über den Felsenrand hinaus und fährt als runder konsistenter Körper zur Tiefe nieder, ohne direkt die Gneisfront, über die er herabstürzt, zu berühren. Er unterliegt also, bezüglich seiner Sturzverhältnisse, den gleichen Bedingungen wie der Staubbach im Lauterbrunnen-Thale, nur daß er, vermöge seines größeren Wasservolumens und seines minder hohen Falles halber, sich nicht verflüchtigend auflöst wie jener, sondern eben so kompakt unten ankommt, wie er droben sein Bett verließ. Er ist der kühne männliche Pendant zum schmachtend-weiblichen Staubbach. —

Dieser gleichen Kategorie gehören die ricochetirenden Fälle an. Der Piumegna bei Faido kommt über die Alpenterrassen von Pian del Lago, welche die westliche Thalwand des Tessiner Val Leven-

tina bilden, in Cascadellen als munterer, kräftig-genährter Bergbach herab, und sieht sich plötzlich in dem Fall, kein Flußbett mehr zu haben, sondern einen Satz auf gut Glück ins Unbestimmte über eine vertikale Glimmerwand wagen zu müssen. Er thuts, staucht unten aber, statt in einen seine Schaumwellen sammelnden Kessel zu fallen, auf eine Felsenplatte, so daß er in bildlichem Aufschrei, wie eine Fächer-Fontäne wieder emporspritzt und einen Bogensatz hinaus ins Freie macht, der einer schönen Maraboutfeder gleicht. Aehnlich verhält sichs mit der Cascade des Pélerins, die 150 Fuß hoch, als Abfluß des gleichnamigen Gletschers im Chamouny-Thale herabstürzt und mit Federkraft wieder emporschnellend sich einen Ausweg sucht.

Wesentlich anders verhält sich's mit jenen, die eigentlich ihr Flußbett nicht verlassen, sondern innerhalb desselben über mehr oder minder hohe Stufen hinunterspringen müssen. Der imposanteste Repräsentant dieser Gattung ist der berühmte Tosa-Fall im Piemontesischen Val Formazza. Als der Wasser-reichste (der nur dem Rheinfall bei Schaffhausen nachsteht) verursacht er in seinem Granit-Gehäuse auch den ärgsten Spektakel. Mehr denn 80 Fuß breit und in einer Gesammthöhe von etwa 400 Fuß stürzt die Toccia, nach unten sich erweiternd, über drei Absätze und löst ihre Wassermassen in siedend brandende Schaumwolken auf, denen dicke Wasserstaub-Nebel fortwährend entsteigen. Ihm zur Seite, wenn auch nicht so wassermächtig, aber noch wilder in der Umgebung steht der Aare-Fall an der Handeck im Hasli-Thale (Berner Oberland). Er stürzt in eine mehr als 200 Fuß tiefe, umnachtete Granitkluft hinab, Anfangs bis zur Hälfte des Kataraktes in gebundener, strahlend-glatter Masse; dann aber zerschellt dieselbe an aufragenden Felszacken, die unzerstörbar scheinen, so furchtbar daß Alles in weiße, schneeartig aussehende, zerstiebende Wasserballen sich auflöst und in diesem Zustande von Treppe zu Treppe in unerkennbare Tiefe hinabkocht; denn die untersten Partien dieses schwarzen

Schlundes werden, selbst wenn sie von der oben über den Strom führenden Brücke aus sichtbar wären, fortwährend durch dichte, vom Luftzuge umhergejagte Wasserstaub-Wolken eingehüllt. Unmittelbar daneben, seine blendend-weißen Fluthen im Niedersturz mit denen der grünlichen Aare vermischend, tobt der Aerlenbach herab. — Noch großartiger, was die Umgebung und Felsen-Dekoration anbelangt, ist der Bérard- oder Poyaz-Fall bei Valorcine an der Tête noire (Uebergang von Martigny im Wallis zum Chamouny-Thal). Der Zugang zu diesem bereitet schon auf Außerordentliches vor. Am Eingange einer Felsenschlucht spannt sich eine etwa 30 Fuß lange Holzbrücke über Tiefen, aus denen von Ferne unbestimmtes Brausen hervortönt. An himmelhohe Felsenwände angelehnt, liegen kolossale Granitblöcke wild durch einander geworfen und bilden, dicht an einander gedrängt, natürliche Tunnel. Auf gut angebrachten steinernen Treppen gehts dann bald auf- bald abwärts, in zwei aufeinander folgende Souterains, dann auf etwas flachen, mit Fichten bewachsenen Boden, wo noch Alpenrosen das Auge erfreuen, darauf in einen dritten, längeren, ganz dunkeln Granit-Gang von vielleicht 50 Schritt Tiefe, und endlich über eine solide Holzbrücke ans Tageslicht. Und siehe, der Wanderer steht plötzlich unter dem herrlichen, grandiosen Wasserfalle, der sich größtentheils über eine gewaltige flache Granitplatte, die wohl 50 Fuß über den Zuschauer hervorragt, in eine schauerliche Tiefe von etwa 250 Fuß mit furchtbarem Getöse hinunterstürzt. Ein kleiner Wasserarm windet zur Rechten der Granitplatte sich durch und vereiniget, etwas tiefer, sich mit der großen Wassermasse, so daß der Anblick einige Aehnlichkeit mit dem ebenerwähnten Handeckfall hat, wo sich der Aerlenbach in den Arm der brausenden Aar wirft. Das ganz Eigenthümliche dieses Wasserfalles ist die absolute Abgeschiedenheit und die grandiose Einrahmung in dunkle, stygische Felsenmassen, deren Enden so scharf vom Zahne der Zeit ausgekehlt, zugespitzt und modellirt sind, als ob die tüchtigsten Steinmetzen hier ihre

Meisterarbeit zusammengestellt hätten, um irgend ein großartiges gothisches Bauwerk auszuschmücken. Man möchte diesen Fall seiner Einrahmung wegen einen gothischen Wasserfall nennen, indem die Hunderte von anstrebenden Säulchen und Pilastern ganz den Charakter und die Zeichnung herrlicher, mittelalterlicher Dome haben. Weder die Glommen- und Bramen-Fälle im hohen Norwegen, noch die effektreichen Trollhäta-Fälle in Schweden, noch jene an der steierschen Gränze, in Tyrol und der Schweiz haben irgend ein Seitenstück zu diesem in seiner Art einzigen Schauspiel.

Es ließe sich nun von hier an abwärts eine vollständige Formen-Skala von Alpen-Wasserfällen aus dem Gebiete der granitischen Gesteine aufstellen; wir erwähnen indessen deren nur noch zwei als geeignete Repräsentanten der verschiedenen Abstufungen. Der eine ist der Fall des Hinterrheines in der Roffla (zwischen der Viamala und dem Dorfe Splügen in Graubünden) dessen Sturzfundament steil-treppenförmig absinkt und daher vielleicht das entsprechendste Beispiel einer „Jäh-Kaskade" im Flußbett ist; der andere ist der prachtvolle Fall der Reuß unter der Teufelsbrücke auf der Gotthardsstraße, der mehr die flach geneigte Kaskadenform repräsentirt. Als Muster eines konstanten, treppenförmig ebenmäßigen Kaskadellen-Falles kann der Fressinone beim Ausgang der Gondo-Galerie auf dem Simplon gelten.

Zwischen allen diesen mitten inne liegen die „garnirten Wasserfälle." Der vornehmste derselben in den Alpen ist der Pissevache im unteren Rhône-Thale. Die zackig-zersprengte, terrassenförmig-ausgestufte Struktur des Felsenkörpers, über den die glänzende Sallenche in wollig-runder Masse sich herniederwälzt, und die accompagnirenden Nebenkaskaden, welche in unzähligen Strahlen plätschernd, hüpfend oder in zerstauchender Hast herniederbrausend die Hauptmasse umgeben, schaffen ein so vielseitig bewegtes Bild, daß — hätte der Pissevache die reiche, buntgeschmückte Umgebung eines Gießbaches am Brienzer See, er der bunteste Wasser-

fall der Alpen wäre. Zur gleichen Gruppe, der Anordnung nach gehörig, und doch wieder außerordentlich verschieden von dem eben beschriebenen sind die Fälle des Schmadribaches in der äußersten Tiefe des Ammerten-Thales. In der Mitte, voll und hoch aufschäumend, braust der Kern des Gletscherbaches, ein eigentlicher Wasserfall über eine schwarze zerspaltene Felsenmasse herab, kahl und schauerlich wüst, unmittelbar darüber die gewaltigen Eispyramiden des Breithornes, Groß- und Tschingelhornes. Diesem Hauptstrahl rechts und links zur Seite hüpfen und plätschern eine Menge schmaler Wasserfaden von den Granit-Treppen hernieder, bald in langer, schmächtiger Form, bald gebrochen und im Winkel verstaucht, daß man von dem drängenden Getümmel, in welchem der stäubende, brausende Wirrwarr die milchweißen, dunstigen Wasserflocken auseinanderspritzt, um sie im nächsten Augenblicke wieder zu vereinen, ganz irre wird. Nach unten zu, wie bei der Achse eines ausgespreizten Fächers, sammeln sich die zerstreueten Wasserstrahlen in einem ausgewaschenen Trümmerbecken, und kaum vereint, jagen sie mit überstürzender Eile schräg hinab, zwischen Felsenthoren hindurch, um abermals in neuen kleineren Fällen dem Uebermuthe ihrer Jugendkraft die Zügel schießen zu lassen *).

Das Kaskaden-System wiederholt sich in großem Zuschnitt bei den Wasserfällen der Jurakalk-Alpen. Dort veranlassen Schichtenwechsel, verschiedenartig geneigte Hebung der Sedimente und Ausstufung der Schichtenköpfe, eine natürliche Treppenanlage in den Flußbetten der Voralpen, welche sich am bedeutsamsten in den vierzehn Kaskaden-Etagen des weltberühmt gewordenen Gießbaches am Brienzer See (gegenüber von Brienz) ausprägen. Er ist dadurch, daß er ungemein bequem liegt, ein Gasthof nahe an einen seiner

*) Abbildung aller bisher genannten Wasserfälle, mit Ausnahme des erst vor wenig Jahren zugänglich gemachten Bérard-Falles, findet man in meinem, bei J. J. Weber in Leipzig 1854, ohne meinen Namen erschienenen: „Illustrirten Alpenführer." — Berlepsch.

Sturzfälle gebaut wurde, und während des Sommers wöchentlich mehrmals neben seinen Schaumwellen bei Nacht bengalische Flammen angezündet werden, welche die Wassermassen in transparent glühende Feuerströme umwandeln, das Wanderziel vieler Touristen geworden. — In noch größeren Cäsuren treten die Reichenbach-Fälle, zwischen Meyringen und Rosenlaui auf; sie vereinigen eine Musterkarte aller bisher beschriebenen Formen, freilich ohne allenthalben deren erschütternde Großartigkeit zu besitzen.

Es erübriget endlich noch, einer Gattung von Wasserfällen zu gedenken, die in großem Maßstabe, minder im Gebirge als vielmehr am Fuße desselben vorkommen; diese sind die Lauffen oder Stromschnellen. Schon die Bezeichnung sagt deutlich, daß sie weniger eigentliche Fälle, als beschleunigte, schräg-abjagende Flußmassen sind, gewissermaßen von der Natur gebaute, gigantische Wehre. Der renommirteste Lauffen ist der weltbekannte Rheinfall bei Schaffhausen, der schon zu oft beschrieben und abgebildet wurde, und somit eine nochmalige Schilderung überflüssig macht. In kleinerem Maßstabe finden sich ähnliche bei anderen Alpenflüssen, so z. B. der Fall des Inn bei seinem Ausflusse aus dem St. Moritzer See im Ober-Engadin. — Eigentliche Stromschnellen im engeren Sinne, also Stellen, an denen der Strom in Folge starker Neigung seines Flußbettes einen beschleunigteren Lauf annimmt und schräg über flache Platten hinabschießt, hat fast jeder Gebirgsstrom, sobald er in die Zonen der sedimentären Bildungen hinaustritt. Solche Stromschnellen sind Ursache, daß mancher bedeutende Fluß nicht schiffbar benutzt werden kann.

Bei Laufenburg an der schweizerisch-badenschen Gränze, durchsetzt fester Alpen-Gneis in Form eines Felsendammes das Klippen-Bett des Rheines und nöthiget diesen, zwischen gewaltigen Blöcken hindurch, über stark geneigte Schichtenlagen des krystallinischen Gesteines mit reißender Vehemenz hinabzujagen. Da der Massensturz ungeachtet seines brüllenden Lärmens und stellenweise schäu-

menden Wesens doch ganz und gar den Charakter des eigentlichen Wasserfalles verliert, weil die Oberfläche des Stromes, stark wellenförmig fluthend, doch ziemlich glatt bleibt, so haben Wagehälse, offenbares Va-banque-Spiel mit ihrem Leben treibend, es schon oft versucht mit kleinen geeigneten Nachen über diese wilden Stromschnellen hinabzufahren. Einigen gelang das mehr als tollkühne Unternehmen, — andere kamen dabei um. Zu letzteren gehörte der junge Lord Montagne, der wunderbarerweise am gleichen Tage auf diese Weise sein Leben einbüßte, an welchem sein Stammschloß in England abbrannte. Der Schiffer, welcher ihn fuhr vermochte sich zu retten*). Erfahrene Schiffer pflegen ohne Schaden ihre Fahrzeuge hinabzulassen. — Noch präciser formt sich die „Stromschnelle" beim s. g. kleinen Lauffen unweit Koblenz am Rhein, einige Stunden oberhalb Laufenburg.

Der Bergstrom und seine Wasserfälle sind eine der stolzesten Zierden des Alpenlandes, und mit begeisterten Worten besingt F. L. von Stollberg das erhabene Schauspiel:

Unsterblicher Jüngling,
Du strömest hervor aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah die Wiege des Starken!
Es hörte kein Ohr das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell!
Wie bist du so schön in silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar im Donner der hallenden Felsen umher!
O eile nicht so zum grünlichen See!
Jüngling! noch bist du stark wie ein Gott!
Frei wie ein Gott!

*) Noch im Frühsommer 1869 versuchten es zwei Schottländer mit ihren selbst gebauten Fahrzeugen über die hochgehenden Strom-Schnellen bei Laufenburg hinabzufahren, wurden aber vom Strome verschlungen und retteten nur auf höchst wunderbare Weise ihr Leben.

Der Schneesturm im Gebirge.

— — Tatsache ist
Der Mensch des Menschen,
Wenn ein Gott ihn zürnt.
Stollberg.

Zu den [illegible] Naturerscheinungen des Hochgebirges gehören die Schneestürme. Von ihrer [illegible], Gewalt und der quantitativen Dichtheit der Schneemenge, welche durch die Lüfte getragen die Möglichkeit zuläßt, daß binnen wenig Minuten kurz vorher noch sicht- und passirbare Wege gänzlich vergraben und rundum überdeckt werden, kann nur derjenige sich einen lebhaften Begriff machen, der die wilden Kraftäußerungen der Elemente im Gebirge schon in anderer Weise kennen lernte. Der Schneesturm in den Alpen ist gleichsam der entgegengesetzte Pol einer anderen, eben so furchtbaren, atmosphärischen Erscheinung, nämlich des Samum der Wüste. Wie dort der rasend einherbrausende Flügelschlag des Wüstenwindes unberechenbare Milliarden glühendheißer Sandkörnchen emporhebt und in jagender Flucht durch die Lüfte trägt, tiefe Mulden hier aufwühlt, um neue, vorher nicht dagewesene, haushohe Hügel dort abzuladen, — so erfüllt der Schneesturm die Luft auf große Entfernungen hin mit dichten, ringsumher Alles verfinsternden Wolken kleiner feiner Schneekrystalle, die Alles durchdringen, an Alles sich einbohren

und mit der Atmosphäre eine völlig verschmolzene Masse zu sein scheinen. Die Verwandtschaft der mechanischen Thätigkeit dieser beiden schrecklichen Lufterscheinungen ist frappant und bietet selbst bis in die kleinsten Einzelheiten Parallelen dar, freilich eben immer unter den Bedingungen der äußersten Temperatur-Gegensätze.

Der Schnee des Hochgebirges ist, sowohl nach Gestalt und Umfang, als nach Dichtheit und specifischer Schwere seiner einzelnen Körpertheilchen, in der Regel wesentlich verschieden vom Schnee der Tiefebene und des Hügellandes. Wenn er auch unter gleichen Bedingungen entstehen mag, so ist doch höchst wahrscheinlich sein Bildungsproceß ein viel einfacherer; ja, es fragt sich, ob er nicht unmittelbar aus jenen Elementarkörperchen besteht, aus deren, nach organischer Anordnung erfolgender Konglomeration sich die Schneeflocke, wie man sie drunten im Lande allgemein kennt, erst konstruirt. Denn in die Geheimnisse der Schneekrystallisation sind die Naturwissenschaften bis jetzt wenig erst eingedrungen; nur Vermuthungen und Wahrscheinlichkeitsgründe konnten sie darüber aufstellen: in welcher Region und unter welchen meteorologischen Einflüssen die erste Schneebildung beginnt, — und es ist noch eine schwebende Frage, ob der, stets nach dem Gesetz der drei- oder sechskantigen oder sechsstrahligen Form sich darstellende, symmetrisch-schöne Schneestern durch das Anschließen kleiner, unendlich feiner, aber schon vorhandener Eisnädelchen entstehe, — oder ob er durch Anhängen (Adhäsion) der dunstförmig im Aether schwebenden Wasserbläschen und deren Gefrieren seine allmähliche Bildung vom Centrum aus herbeiführe. — Die beiden Schneearten, nämlich der Hochschnee und der Flockenschnee, verhalten sich etwa zu einander wie der chemische Gehalt und das specifische Gewicht der schweren, mit vielen Stoff-Atomen gesättigten Luft tiefliegender Regionen, gegenüber jener feinen, leichten, reinen Bergluft, die, je höher man in den Dunstkreis emporbringt, um so mehr sich verdünnt oder gleichsam verflüchtiget.

Die große, breite, fette Flocke des Tieflandes ist eine Vereinigung vieler, mehr oder minder vollständig ausgebildeter, flächenhaft-krystallisirter Eissterne, die deshalb, weil die Schwere der darin enthaltenen, gefrorenen Wassertheilchen nach ihrem räumlichen Umfange in keinem Verhältniß zu der zu durchschneidenden Luft steht, langsam wie ein von den Windwellen getragenes Fallschirmchen aus der Höhe niederschwebt, und nur dann eine beschleunigtere Geschwindigkeit annimmt, wenn sie in Temperaturschichten herabsinkt, welche vermöge größerer Wärmemenge die im Frost gebundenen Wasseratome theilweise lösen und die ganze Wolke durchfeuchten.

Ganz anders verhält sichs mit dem Hochschnee. Der erste Blick schon zeigt ein ganz anderes Gebilde. Er ist viel feiner, mehliger oder eigentlich sand-ähnlich, trockener und darum selbstständig beweglicher. Theils zeigt er unterm Mikroskop blos prismenförmige Nädelchen, oder unendlich kleine, aber kompakte keilförmige, sechskantige Pyramiden, theils aber stellt er sich auch in einer mehr der sphärischen Gestalt annähernden Weise dar, und zwar so, daß er einen kugelförmigen centralen Körper zeigt, an dem, ähnlich der mittelalterlichen Waffe des Morgensternes, kleine Spitzen nach allen Radien hin ausstrahlen. Daß solch ein, seinem Umfange nach kleinerer, wahrscheinlich auch dichterer und darum schwererer Körper in ganz anderem Geschwindigkeitsmaße die Luft durchschneiden kann und darum bewegungsfähiger ist, wenn der Wind ihn treibt, als die netzförmig breite, viel mehr Raum einnehmende Schneeflocke, ist begreiflich.

Vermöge seiner Feinheit profilirt der Hochlandsschnee aber auch die Gegenstände, auf die er fällt, viel feiner, zeichnet deren Konturen viel detaillirter, und schließt den kleinsten Formgebilden sich ungemein schmiegsam, — gleichsam nur bestaubend an, wo die volle, flaumige Schneeflocke des Tieflandes in großen behäbigen Linien, oft ziemlich schwerfällig, die beschneiten Gegenstände nur

deckt. Diese subtilen Kandirungen kann man indessen nur im Herbste, namentlich an Kräutern, verdorrten Samen-Dolden und an den kleinen zierlichen Alpenpflanzen wahrnehmen, wenn die Atmosphäre ihre Anfangsversuche im Bestauben mit gleichsam gefrorenem Nebel macht. Dieses leichte Beschneien ist nicht zu verwechseln mit der, auch im Hügel- und Flachlande vorkommenden verwandten Erscheinung des s. g. „Duft" oder „Pick", welcher Pflanzen, Steine und andere Dinge krystallisirend überkleidet, wenn dichter Nebel bei tiefer, unterm Gefrierpunkte stehender Temperatur über einer Landschaft lagert.

Es soll nun keinesweges behauptet werden, daß unter allen Umständen die Bildung von Flockenschnee in den Hochalpen unmöglich sei. Vielmehr versichern verschiedene glaubwürdige, bekannte Bergsteiger, in Höhen von 10,000 Fuß und darüber, und bei einer Temperatur von einigen Graden Wärme in dichte Schneegestöber des dichsten, schwersten Flockenschnees gekommen zu sein.

Bei der ungemeinen Feinheit der einzelnen Körperchen des Hochschnees ist es aber auch vornehmlich deren große Trockenheit, welche sie auszeichnet. Diese ist Folge der in den oberen Regionen während des ganzen Jahres fast ununterbrochen herrschenden niederen Temperatur. Im normalen Zustande ist der Hochschnee so spröde, so abgeschlossen eigenkörperig, daß er ohne kräftige Wärme-Einwirkung sich eben so wenig zusammenballen läßt, wie eine Handvoll trockenen feinen Sandes.

Mit diesem Material treibt nun der Wind auf den Höhen und in den Einsattelungen des Gebirges, welche 5000 Fuß übersteigen, sein mehr als übermüthiges Spiel, packt plötzlich einige Hunderttausend Kubikklaftern dieses feinen Eisstaubes, wirbelt ihn spielend hoch, hoch in die Lüfte empor, und überläßt es der dort herrschenden Windrichtung, ihn wieder in Form des dichtesten Schneefalles, oder zerstreut als glitzernden Eisnadel-Regen abzuschütteln, wo es ihm beliebt. „Le Montblanc fume sa pipe" sagen

die Thalleute von Chamouny, wenn's von der Schneekuppel dieses höchsten europäischen Berges bei hellem, tiefblauem Himmel wie Dämpfe aufsteigt und leise verweht wird. — Oder der Wind, in seinem radikalen Fegen über die alten Firnwüsten, hebt irgend eine, ihm nicht am rechten Platze liegende Ladung solch trockenen Hochschnees auf und schleudert ihn unversehens in tiefere Bergbecken oder Uebergangs-Punkte, während wenig Minuten Schneebatterien und Querdämme aufbauend oder mühsam ausgeschaufelte Hohlwege nivellirend, wozu eine Arbeiter-Kompagnie tagelange Zeit bedurft haben würde. Darum läßt sich auch zwischen diesen bösartigen Neckereien des Windes und dem Fall der eigentlichen „Staublauinen" oft keine bestimmte Gränze ziehen, weil die Wirkungen des Einen fast jenen der Anderen gleichkommen.

Aber alle diese tollen Luftmanöver sind nichts weniger als eigentliche Schneestürme; der Charakter dieser fürchterlich tobenden Erscheinung ist weit wilder, zorniger, feindseliger. Wehe dem armen Wanderer oder Roßtreiber, der in eine heftige „Tormenta" — wie der Tessiner den Schneesturm bezeichnend nennt — geräth, — und doppelt Wehe über ihn, wenn er nicht ein von den Unbilden des Wetters längst abgehärteter Mann, — wenn er ein Fremdling aus milderen Klimaten ist, der dem jähen Anprall und der nachhaltig-einbohrenden Wuth der Elemente nicht Entschlossenheit, stählernen Muth, stramme Kraft, zähe Ausdauer entgegen zu setzen vermag. Er ist, wenn nicht Wunder ihn retten, ein Kind des Todes. Schon Tausende fielen dem Ungethüm als Opfer, wenn sie mit den Vorboten eines Schneesturmes unbekannt waren oder wohlgemeinten Warnungen nicht folgend, ihren Weg fortsetzten. Denn erfahrungsgemäß toben die „Guxeten" am Bösartigsten in jenen Alpeneinschnitten, durch welche Bergstraßen und Pässe hindurchführen, und zwar sonderbarer Weise beim Nordwinde an der südlichen Abdachung und beim Südwinde an der nördlichen am Heftigsten. Berüchtiget sind in dieser Beziehung ganz besonders

der Große St. Bernhard im Wallis, der Gotthard im Kanton Uri, der Bernhardin und der Panixer Paß in Graubünden. Auf letzterem ward ein großer Theil des russischen Heeres unter Suwarow, bei der Retirade im October 1799, eine Beute der Schneestürme. Nach mündlichen Versicherungen der Berhardiner Mönche ist in den letzten zehn Jahren nicht ein einziger Mensch am Großen St. Bernhard durch einen Schneesturm mehr ums Leben gekommen.

Der Aelpler kennt die Zeichen genau, welche den bösen Gast anmelden. Die sonst matte, indifferent gräulich-weiße Färbung des Horizontes, von der die Schneehülle der Berge kaum merklich im Farbentone sich ablöst, wird bestimmter, dicker, gesättigter, man sieht ihr gleichsam den größeren Stoffgehalt an; entfernte Gebirgszüge, deren nackte Felsenknochen deutlich erkennbar heraustraten, werden erst leicht, dann aber immer trüber und dichter verschleiert, bis sie zuletzt ganz verschwinden. Die Luft ist ruhig, starr, kalt, ohne jene kräftige säuerliche Winterfrische, welche an heiteren Januarmorgen im Flachlande die vom langen Stubensitzen verdumpften Sinne völlig neu zu beleben vermag; — trockene, frostige, harte Luft füllt die Atmosphäre. Dazu lagert ringsumher unbeschreiblich-lautlose Stille über der erstorbenen Einöde. Das sprungfertige Volk der Gemsen, welches im Sommer diese Höhen belebt, wohnt jetzt in tieferliegenden Forsten, — das pfeifende Murmelthier liegt im Winterschlafe erstarrt in seiner Höhle, und selbst die, im Winter kreischend die zerspaltenen Granitzinnen umkreisende Bergdohle hat sich in ihr Kluftennest geflüchtet; kein dürres Laub raschelt an den Aesten, denn in diesen Höhen hat der Baumwuchs aufgehört, und die melancholische Legföhre und das Alpenrosen-Gebüsch schlummern tief unterm Schnee, — kein Windhauch rieselt Schneekörner über die jähen Fluhsätze, — allenthalben herrscht jene bange Stille, welche an schwülen Sommertagen dem Ausbruche eines heftigen Gewitters voranzugehen pflegt. Die einzigen Laute, welche der

Wanderer vernimmt, sind sein eigenes tiefes Athmen, das Schnauben der Rosse (wenn er mit dem Schlitten das Gebirge passirt) und vielleicht das knitternde Aechzen des getretenen Schnees.

Nähert sich nun die Katastrophe, dann hüllen massige, graue Wolken auch die näherliegenden Bergspitzen ein und lasten so dick und schwer auf ihnen, als wollten sie für eine Ewigkeit hier Posto fassen. Noch immer ist's Zeit, die schützende Cantoniera (Refuge, Zufluchtshaus) oder das gastliche Hospitium zu erreichen, wenn es nicht allzufern ist, — aber auch immer dämmeriger wirds, — der Abend scheint den Mittag übersprungen zu haben. Plötzlich erschreckt den besorglich-eilenden, schon halb ermüdeten Reisenden ein heftiger, scharfer Windstoß, der ihm eine Handvoll emporgerafften Schnee entgegenwirft; dann ists wieder ruhig, — still rundum, wie vorher. Diese intermittirenden Vorläufer wiederholen ihre Mahnung noch einigemal, gewöhnlich nach immer kürzer aufeinander folgenden Pausen. Es sind die äußersten und letzten Erinnerungszeichen zur Flucht. Denn nun beginnt ein seltsames, unheimliches Tönen in den Felsenkammern und Steinschluchten, erst leise und seufzend, dem wimmernde Antwort von der entgegengesetzten Seite folgt, dann vernehmlicher, näher, stärker, aber rasch weit und weiter verklingend in anderen Gebirgsrevieren; es ist, als ob ferne verwehte Stimmen um Hilfe riefen. Diese durch die Luft streichenden Klagen tönen jetzt aus einer dritten und vierten Ecke hervor, aber so getragen, so einförmig und hohl, so ganz anders als im Lande drunten, wenn um die Zeit des Aequinoktiums der Wind durch Kamin und Thürspalten seine jammernden Melodieen heult. — Das Roß vorm Schlitten haut fester mit den Hufen in den unsicheren, lockeren Pfad, und schnaubt öfter und unwillig, — sein Instinkt verräth ihm die nahende Gefahr; unaufgefordert strengt es seine Kräfte in erhöhtem Maße an, rascher fortzukommen — und keuchend folgt ihm sein Treiber. Dem winselnden Unisono gesellt sich jetzt ein tiefer Grundton zu; die dazwischen liegenden Stimmen mehren

sich, die Disharmonieen werden voller, und mit ihnen schwillt das Getöse immer wilder, immer mächtiger, immer lauter an und durchheult die Lüfte. Noch wenig Augenblicke und nun entladen auch die Schneewolken ihren Inhalt und senden einen Hagel feiner, nadelspitzer Eispfeile mit solch unbändiger Gewalt hernieder, daß alle entblößten Theile des Körpers auf das Schmerzhafteste von ihnen getroffen werden. Der fast erschöpfte Wanderer kehrt der Seite, von welcher die Massen am Tollsten herabwüthen, den Rücken zu; — aber was hilfts? Die jagenden Fluthen der Eisnadeln schlagen gleich den brandenden Meereswellen um ihn zusammen, und so wie diese, zu Schaum zerspritzt, dem Orkane sich wieder entgegenwerfen, so ändern auch die, seine Schultern bestreichenden Schneestaubwolken ihre Fluchtbahn und greifen in kreiselndem Wirbel den Betäubten von vorn an. Er kann Nichts sehen und deckt wechselsweise mit Arm und Hand und Tuch die Augen, die Wangen, das ganze Angesicht, welches von der schneidenden Kälte und den brennenden Stichen aufzuschwellen beginnt, — er kann nicht athmen, denn die zu Eis verkörperte Luft fährt wie ätzendes Gift durch die Respirations-Organe in die Lunge und bohrt sich bei jedem Athemzuge wie mit tausend Spitzen fest. Er ist hereingebrochen, der furchtbare Schneesturm des Gebirges mit all seinem Entsetzen, seiner gräßlichen Wildheit, und umwüthet Alles, was in seinem Bereiche liegt. Das ist ein Hetzen und Peitschen durch die Lüfte, das tobt und stöhnt und pfeift und braust um die starren Felsenhörner, als ob die Atmosphäre wahnwitzig geworden wäre und die Introduktion zum letzten Gericht beginnen sollte. Und in Mitte dieses Aufruhrs steht der Mensch, der Herr des Erdballes, der mit Eisen und Dampf die Materie sich dienstbar gemacht und die Elemente seinem Willen unterjocht zu haben wähnt, — er steht da, ein armes, ohnmächtiges, verlassenes Geschöpf in grausenhafter Schneewüste, eine sichere Beute des Todes, wenn die Sinne ihm schwinden, wenn die letzte Kraft ihn verläßt.

Denn, tritt auch eine kurze Pause in dem entsetzlichen Aufruhr ein, kann der Ueberfallene für wenige Sekunden die Augen öffnen, so sieht er keine Spur des zu verfolgenden Weges mehr. So tief wie er, oft bis an die Knie, im frischgefallenen und ab den Bergen zusammengewehten Schnee steht, eben so tief und stellenweise noch tiefer liegt derselbe überall. Darum hat die Vorsicht der Thalbewohner diesseits und jenseits vielbegangener Päße schon seit alter Zeit die Einrichtung getroffen, 20 bis 30 Fuß hohe Schneestangen vor Wintersanfang, längs des ganzen Paßweges ins feste Gestein zu setzen, die bei verwehetem Pfade als Alignement dienen. In ergiebigen Wintern ists indessen schon vorgekommen, daß an manchen Stellen auch diese Stangen unter dem von allen Seiten zusammengewehten Schnee verschwanden. Denn in der oberen Alpenregion, d. h. in der absoluten Höhe zwischen 5500 und 7000 Fuß über dem Meeresspiegel, und in der subnivalen oder unteren Schneeregion zwischen 7000 und 8500 Fuß, fällt der Schnee in ganz anderer Menge als in der Ebene, wo nicht nur das Quantum des auf Einmal gefallenen Schnees weit unbedeutender als im Gebirge ist, sondern wo auch steter Temperaturwechsel mehrmals in einem Winter die ganze Schneedecke wieder hinwegrollt.

Müdewerden, Schläfrigkeit, Hinsinken vor Ermattung, allmähliches Schwinden der Besinnung und endliches Erstarren vor Kälte sind die Progressiv-Stadien des herbeischleichenden Todes. Jedes Jahr fordert seine Opfer. Die Erinnerung an traurige Ereignisse dieser Art lebt traditionell im Munde des Volkes, das am Fuße solcher Bergübergänge wohnt, lebhaft und in Menge fort. Von den vielen Beispielen mögen nur einige hier Platz finden.

Im Jahre 1817 hatten fünf Hannoveraner einen Pferdetransport in die Lombardei gebracht und befanden sich auf dem Heimwege. Alle waren kräftige, gesunde Männer, die daheim schon manche Unbilden des Wetters erfahren und mit leichter Mühe über-

wunden hatten. Im Dorfe Bernardino, $1^1/_4$ Stunde südlich unter dem gleichnamigen Bergübergange im Kanton Graubünden (auf dem Wege von Chur nach Bellinzona), wo sie einkehrten, warnte man sie dringend, ihren Weg fortzusetzen, weil ein Schneesturm im Anzuge und deshalb die Passage lebensgefährlich sei. Allein angefeuert durch starken Veltliner Wein und im Bewußtsein des Vollbesitzes ihrer ungeschwächten physischen Kräfte gaben sie allen Vorstellungen kein Gehör und rüsteten zur verhängnißvollen Reise. Damals bestand die gegenwärtige Kunststraße noch nicht, und das jetzt, oberhalb der Victor Emanuels-Brücke, am kleinen Moësola-See stehende sturmestrotzige, feste steinerne Berghaus auf der Uebergangshöhe existirte eben so wenig. Es war somit vom Dorfe Bernardino bis nach Hinterrhein im Rheinwaldthal ein ununterbrochener Marsch von $3^1/_2$ Stunden Entfernung, zu welchem aber bei dem, durch die gefallene Schneemenge, erschwerten Fortkommen, mindestens 5 Stunden Zeit nöthig wurden. Die Unbesonnenheit der Fremden konnte ein anwesender Landmann aus dem Dorf Hinterrhein nicht mit ansehen, und Er, der sich selbst nicht getraut hatte, den Heimweg anzutreten, schloß sich nun, als alle Gegenreden fruchtlos blieben, den Tollkühnen an, um ihnen mindestens als Führer zu dienen. Das Unwetter brach in seiner ganzen Furchtbarkeit los, als die Wanderer ungefähr die Höhe des Passes erreicht hatten. Anfangs unter leichtsinnigen Scherzen, dann mit ernstlichem Aufwand aller Kräfte, endlich mit Verzweiflung, kämpften sie wie Männer gegen den übermächtigen Feind an, allein vergebens. So sehr der wackere Rheinwäldler Alles aufbot, um die Unglücklichen zu retten, so sank dennoch Einer nach dem Anderen, zum Sterben ermattet und bei vollem Bewußtsein resignirend, dem Tode in die Arme. Lange bestrebte sich der opferfähige Gebirgsbauer mindestens den Letzten zu retten; aber auch hier erkannte er nur zu bald, daß er selbst unterliegen müsse, wenn er seinen Vorsatz nicht aufgebe und den geringen Rest der ihm übrig gebliebenen

Kräfte auf seine eigene Rettung verwende. Er erreichte zwar lebend seinen Geburtsort, — aber mit gänzlich erfrorenen Händen und Füßen; Finger und Fußzehen mußten amputirt werden. Er ward zum Dank für seine Menschenfreundlichkeit ein Krüppel.

Ein anderer tragischer Fall ereignete sich auf der Gotthardsstraße in der Nacht vom 9. zum 10. April 1848. Die italienische Post, welche am Nachmittage den Berg in der Richtung von Andermatt nach Airolo überschreiten sollte, hatte, durch enorme Schneemassen aufgehalten, sich bedeutend verspätet. Mit Pferden und Schlitten die Straße zu passiren war unmöglich, und Kondukteur Simen entschloß sich deshalb die Postfelleisen mit den Brieftaschen und Paqueten durch Träger über den Gotthard zu befördern. Unter diesen Trägern befand sich auch Joh. Jos. Regli, Steinhauer von Profession. Als die Karavane Urseren verließ, stürmte es zwar wild und warf Schneemassen in dichter Menge nieder; indessen die muthigen Berggänger glaubten dennoch dem Wetter trotzen zu dürfen und drangen tapfer vorwärts. Als sie jedoch etwas über das zweite Drittel des Weges zurückgelegt hatten, brach ein Schneesturm über die Lucendro-Alp mit solch vehementer Gewalt herein und verwehte die Straße dermaßen, daß Alle die Richtung verloren. Rundum war es vollendet finstere Nacht. Der Sturm peitschte wie mit Skorpionen-Geißeln die seiner Vernichtungs-Wuth preisgegebenen pflichtgetreuen Männer. Noch immer hielten sie Stand und suchten trotz alles Ungemaches ihr Ziel zu erreichen. Endlich als sie ziemlich auf der Höhe des Passes, in der Gegend von San Carlo beim s. g. „Wasserloch" (Valeggia) angelangt waren, vermochte Regli nicht weiter zu kommen. Die Kameraden, obgleich selbst schwer bepackt, versuchten es dennoch, ihren Schicksalsgenossen durch den mehr als 3 Fuß hohen weichen Schnee mit fortzuschleppen; aber auch sie verließ allmählich die Kraft und sie erkannten das Gräßliche ihrer Lage, den sicher drohenden Tod, wenn sie nicht den ermatteten Freund aufgeben und zurücklassen würden.

Man packte ihn deshalb dicht in Mäntel und wollene Decken, brachte ihn unter eine schützende Felsenwand und ließ sämmtliche Felleisen und Transportgegenstände bei ihm zurück, um möglichst rasch das Hospiz zu erreichen und Hilfe von dort zu requiriren. Es war nur noch zehn Minuten entfernt und doch brauchten die Männer fast eine und eine halbe Stunde, bis sie das rettende Asyl erreichten. Sofort brach der Direktor dieses Samariterhauses, Herr Lombardi, mit Hilfsmannschaft, Geräthen und Laternen auf, den Unglücklichen zu retten. Er kam zu spät. Regli, ganz überschneit, daß man ihn kaum finden konnte, war erfroren.

Noch ungleich tragischer ist das Schicksal eines jungen Mädchens, welches Ende September 1862 ein Opfer ihrer Eltern- und Geschwister-Liebe wurde. — Unmittelbar hinter Chur (der Hauptstadt Graubündens) öffnet sich ein von der Plessus durchrauschtes, enges Thal, das Schanfigg genannt; in diesem liegt das Dorf St. Peter. Beinahe parallel mit diesem läuft nördlich, das heitere, etwa sechsmal so stark bevölkerte Thal Prätigau (Pratigovia, d. h. Wiesen-Gau), von Ersterem durch die, bis zu 7500 Fuß ansteigende Hochwangkette und deren Ausläufer getrennt. Einsame Alpenpfade geleiten in 6 bis 7 Stunden aus dem einen ins andere Thal. — Meister Meng in St. Peter hatte eine Tochter in Schiers (im Prätigau) untergebracht, damit sie dort das Kleidermachen und überhaupt den Schneiderei-Beruf erlernen sollte. Diese hatte brieflich mit zwei jüngeren Schwestern zu einer Zusammenkunft (wahrscheinlich auf halbem Wege) sich verständigt. Am verabredeten Tage brachen von beiden Seiten die Geschwister auf, verfehlten sich aber, weil die einen den etwas weiteren Weg über die Fideriser Maiensäße (Alpweiden, die schon im Frühsommer mit dem Vieh betrieben werden) genommen hatten, während die Schneiderin einen näheren Weg ging. So kam's, daß letztere am Nachmittag im elterlichen Hause zu St. Peter ankam, ohne ihre Geschwister gesehen zu haben, während diese zum Schneidermeister in Schiers

kamen. Die Schneiderlehrtochter kehrte sofort am nächsten Morgen auf dem ziemlich beschwerlichen Wege zurück und traf nun ihre beiden jüngeren Schwestern wohlbehalten in Schiers an, behielt sie freudigen Herzens noch einige Tage bei sich und entließ sie dann zur Rückreise ins elterliche Haus in Begleitung einer Frau und deren Tochter, die nahezu den gleichen Weg gingen. Glücklich und bei gutem Wetter erreichten die Wanderer die Fideriser Heuberge. Da aber zeigten sich Nebel (Brente) und nicht lange währte es, so kamen die ängstigenden Vorboten eines Schneesturmes. Die Reisenden fanden frühe genug Zuflucht in einer Heuhütte, um gegen die bereits geschilderten Schreckniſse einigermaßen gesichert zu sein. Aber die jüngste der rückkehrenden Schwestern, ein 14jähriges Kind, hatte in ihrem Thale drunten nie Gelegenheit gehabt, die Gefahren eines Hochgebirgs-Sturmes kennen zu lernen und aufs äußerste geängstiget durch das gräßlich-wilde Schauspiel verlor sie alle Ruhe, ließ sich nicht halten und brach auf, als das Ungeheuer mit seinem Toben ein wenig nachgelaſſen hatte, um die Heimath zu erreichen. Alle Vorstellungen der Anderen halfen nichts, so daß auch diese, um das Kind nicht den größten Gefahren preiszugeben, mit aufbrachen und der athemlos Voraneilenden kaum zu folgen vermochten. In fürchterlichem Wetter kamen sie auf die Höhe des Fürkli (kleine Furca), wo schon des Berges genau kundige, feste Männer sich verirrt hatten; hier, uneinig über die zu verfolgende Richtung, kamen sie vom rechten Wege ab und geriethen an ein Tobel der Alp Fanin, wo sie wegen Uebermüdung nicht weiter konnten und im wildesten Wetter, ohne Nahrungsmittel, die lange Nacht ohne Schutz und Obdach zubringen mußten. Dies brach vollends die nur noch geringen Kräfte des jüngsten Mädchens. Delirium trat bei ihr ein, und als endlich der nächste Tag unter keineswegs günstigeren Aussichten angebrochen war, erlag das 14jährige Kind der Ueberanstrengung und verschied gegen Mittag in den Armen ihrer Schwester. Die Lage der drei Uebriggebliebenen war gräßlich;

in dichtem Nebel, ohne Aussicht auf Errettung, hoch ob der Waldregion, in einer wilden Alp, durchnäßt, von Frost geschüttelt und vom nagenden Hunger gepeiniget, ergaben sie sich bereits in ihr Schicksal. Da hellte sich der Himmel am 2. Tage Abends zwar etwas auf; aber die Rathlosigkeit der Unglücklichen hatte jene Höhe erreicht, die auch die letzte Spur von Energie verwischt. Der Mond ging hell auf und leuchtete kalt auf das erstarrte, blasse Opfer der entfesselten Elemente herab. Endlich brach der Morgen des 3. Tages an; die Sonne ging auf und erwärmte ein wenig die fast ganz erstarrten Glieder der armen Verirrten. Da tönt das Bellen eines Jagdhundes an ihr Ohr, sie sehen in nicht allzugroßer Entfernung einen Jäger, — aber die Kraft mangelt ihnen zum Rufen und die wenigen schwachen Töne verweht der Morgenwind in entgegengesetzter Richtung. Der Jäger verschwindet wieder und mit ihm die letzte, die allerletzte Hoffnung. Alle drei bereiten sich zum Tode vor und nehmen Abschied von einander als abermals, und zwar in größerer Nähe, ein Mensch sich ihnen zeigt, dem sie sich bemerklich machen können und im letzten Augenblicke ihrer Lebensfähigkeit von dem wackeren Geschworenen P. Michel nach 48stündigen Leiden noch errettet werden können. — Der Leichnam des erlegenen Kindes wurde unter Trauergefolge des ganzen Dorfes auf dem Friedhofe zu St. Peter beigesetzt.

Rother Schnee.

Reiche Fülle der Natur!
Labyrinth zu neuem Leben!
Kürzen tausend Wege tausendfach,
Ueberall belebend, allbelebt.

Herder.

Auf Hochgebirgswanderungen begegnet man zuweilen ziemlich ausgedehnten Schneeflecken, die schon von ferne durch ihre unverkennbar rothe oder gelbröthliche Färbung den Blick auf sich ziehen und in der Nähe aussehen, als ob rother Wein in ungemessener Menge über den Firn ausgeschüttet worden sei. Der Volksglaube, dessen geflügelte Phantasie in jede außergewöhnliche, dem Alltagsverstande nicht sofort entzifferbare Erscheinung das Mysteriöse, Geisterhafte hineinträgt, sah auch in diesem fremdartigen Naturprodukte die körperhafte Kundgebung schauerlich-geheimnißvoller Mächte; es waren Fußstapfen der rächenden Nemesis, sichtbare Zeichen der Vergeltung, der göttlichen Strafe, für einst begangene ungerechte Thaten, und der Aelpler registrirte den rothen Schnee in das Archiv seiner Sagenwelt. Ungetreue Säumer, die mit ihren Saumrossen feuerige italienische Weine, namentlich den dunkelrothen Pulsstürmer aus dem Veltlin, über die Alpen transportiren, hätten hier (so glaubte man) von Trunksucht übermannt,

die Legel (Fäßchen) geöffnet und von dem ihnen auf Treu und Glauben anvertrauten Gute sündlich gezecht; dafür seien nun ihre durstigen Diebesseelen verdammt, an den Firn gebunden, und müßten, der Nachwelt zur Warnung, so lange hier in Eis und Kälte schmachten, bis irgend eine mitleidige lebende Seele sie erlöse. Die Erlösungsform ist aber eine höchst gemüthliche, an die antike Ovation erinnernde. Jeder Tropfen des neubelebenden, muskelspannenden, mutherhöhenden Veltliners ist in der Einöde der Hochgebirgswelt, wenn die Kräfte schwinden wollen, ein Arkanum von unbezahlbarem Werth; der besonnene Berggänger geizt mit der kleinen Neige seiner Feldflasche wie ein Harpagon und spart dieselbe für den letzten und äußersten Nothfall vorsichtig auf. An dieses Kleinod appellirt nun der Volksglaube; wer aus freiem Antrieb seinen letzten kostbaren Schluck mit den armen Seelen theilt und einige Tropfen auf den rothen Schnee ausgießt, der sühnt die strafende Gerechtigkeit und erlöst die Verdammten aus dem „kalten Fegefeuer".

Dieses, unter Umständen, schweren Opfers ist der Alpenwanderer unserer Tage, — Dank den Forschungen der Naturwissenschaften! — überhoben; die gebannten Geister sind durch den „Höllenzwang" des Mikroskops sammt und sonders erlöst, und der Feuertropfen muß nicht mehr zur „rettenden That" die Mesalliance mit dem ertödtend kalten Schnee eingehen.

Ein ganz anderes, ungeahntes Leben, als das stumme Seufzen und die Marterqual gespenstiger Trunkenbolde, strömt durch diese Schichten der scheinbar organischen Erstarrung; eine Welt des undenkbar Kleinen wächst und schafft und regenerirt hier. — Der geistvolle Horaz Benedict de Saussure war der Erste, der, auf seinen Chamouny-Reisen 1760, den rothen Schnee untersuchte und in dem geschmolzenen Wasser rothe Kügelchen fand, die das färbende Element abgaben. Da sie leblos dalagen, so hielt er, und nach ihm viele andere Naturforscher, diese Substanzen für Pflanzen-

bläschen, Blüthenstaub, Gallert-Algen, schleimige Haut- oder Ader-moose, und man nannte sie Protococcus nivalis oder Schnee-Schleipe. Der Kanonikus Lamon vom großen St. Bernhardskloster forschte der Erscheinung weiter nach und äußerte in der Versammlung schweizerischer Naturforscher zu Lausanne 1828 zuerst die Vermuthung, daß die rothen Kügelchen Thiere, Infusorien sein möchten. Der gute spekulative Bernhardinermönch mußte gehässige Anfeindungen und spottende Erwiederungen genug ertragen; denn seine Hypothesen fanden wenig Glauben, und Hugi, in seiner Alpenreise, wies „mit dem höchsten Unwillen" diese neuesten Entdeckungen zurück, indem er nochmals den ganzen vegetabilischen Aufbau dieser im Eis wurzelnden vermeintlichen Pflänzchen sammt Aesten, Zweigen und arterienartig verlaufenden Fäserchen genau beschrieb. Aber der Mönch hatte dennoch recht. Es lebt eine vielgestaltige, wunderbar organisirte Fauna von Infusorien in den Krystallpaläst en des Firnschnees von 7000 bis 9000 Fuß überm Meere, die dort sich herumtummelt und ganz besonders geschäftige Thätigkeit entwickelt, wenn durch Einwirkung der Sonnenwärme ein Theil der zu Eis gebundenen Wassertheilchen schmilzt und den Firn heftig durchfeuchtet. Nie erscheinen sie im Gletscher und nie im frisch gefallenen sandig-trockenen Schnee, sondern stets im Firn und am liebsten an jenen sonnigen Abhängen, wo frischer Schnee sich rasch in Firn (körniger, grisselicher Eisschnee) verwandelt. Eine Generation mag vielleicht einige Monate in voller Aktivität leben, während welcher sie in brennendem Hochroth, einem Mittelton zwischen Karmin und Zinnober, den Firn bis gegen zwei Zoll tief durchdringt, aber durch die vorherrschend weiße Farbe des Firnschnees in ihrem Farben-Effekt geschwächt, nur rosaroth erscheint. Nach Vollendung ihrer Lebensfrist und unbekannten Lebensaufgabe geht sie in bräunlichen und zuletzt schwarzen Moder über, der nach und nach versinkt oder den Firn strichweise durchfurcht.

Der Engländer Shuttleworth, mit hinlänglichen für wissen-

schaftliche Untersuchungen konstruirten Apparaten ausgerüstet, unternahm nun eine Entdeckungsreise ins Reich dieser kleinsten Eisthierchen und förderte auffallende Resultate zu Tage. Die schweizerischen Naturforscher Desor und Karl Vogt setzten die Forschungen, mit vergleichenden Untersuchungen über verwandte Infusorien am Neuenburger See, fort und so ist heute durch die Erkenntnisse der exakten Wissenschaften jener Zauber der Alpengeister und verbannten Säumer-Seelen endgültig für alle Zeiten gelöst.

Die Hauptmasse des rothen Schnees wird von einem Infusorien-Geschlechte (Disceraea nivalis) gebildet, welches sich durch einen rundlichen oder eiförmigen Kieselpanzer auszeichnet, der nur wenig vom Thiere absteht, aber hell und durchsichtig ist; mitunter schließt er jedoch auch so enge an, daß seine Gegenwart durchaus nicht zu erkennen ist, besonders wenn das Thier sich bewegt. An dem spitzeren Ende des minutiösen Thierchens unterscheidet man bei hinreichender Vergrößerung zwei orangegelbe Lippen, von denen zwei lange fadenähnliche Rüssel ausgehen, die wohl die doppelte Körperlänge haben mögen. Während das Thierchen sich bewegt, sind sie in fortwährender Vibration und scheinen also seine rudernden Arme zu sein, da es keine Wimperorgane um den Mund hat, wie die meisten anderen Infusorien. Hält es in seiner Ruder-Promenade inne, so zieht es die beiden Rüssel mit einer ruckenden Bewegung ein, und bei völlig ruhenden Thieren sind sie gar nicht wahrzunehmen. Die erwachsenen Thiere sind meist gänzlich undurchsichtig.

Eben so merkwürdig wie die körperliche Organisation und Lebensweise dieses, nur in einer Kältetemperatur von mindestens Null-Grad existenzfähigen, unendlich kleinen Geschöpfchens ist, eben so wunderbar ist die Art seiner Vermehrung. Dieselbe erfolgt nach noch unbekannten Gesetzen und Bedingungen bald durch Theilung, so daß das Thier sich in 2, 3, 4, 6 oder 8 Stückchen spaltet, von denen jedes nun ein eigenes selbstständiges Individuum

wird, wächst, und endlich, wenn es ihm und seinen Geschwistern zu eng im umgebenden Elternhause wird, den gemeinsamen Kieselpanzer sprengen, um nun auf eigene Faust zu leben und zu rudern in dem kleinen Weltall, das unserem Auge fast wie ein Nichts erscheint, — oder sie pflanzen sich durch Absenker fort, die als wasserhelle Bläschen wie minutiöse Schweißtropfen am Originalpanzer heraustreten, wachsen, sich ablösen, strohgelb, dann roth werden, bis sie dem Mutterthiere gleich sind.

Die Beobachter nehmen endlich noch eine dritte Fortpflanzungs-Art, nämlich durch Eier, an, erklären jedoch ihre dahin bezüglichen Wahrnehmungen für sehr ungenügend, um mit einiger Zuverlässigkeit eine Behauptung aufstellen zu können. Thatsache ist es, daß man in allem rothen Schnee kleine Kügelchen von rother Farbe findet, die oft unter den stärksten Vergrößerungen nur wie Punkte erscheinen, und neben denen sich alle Stufen der wachsenden Größe bis zu derjenigen der vollkommenen Disceräen erkennen lassen, — eben so wie die Uebergänge von der runden Kugelform zu der Eiform.

Außer diesen Infusorien zeigt sich in allen Arten des rothen Schnees noch ein zweites Produkt, das aus einer dunkelrothen, in's Blaue oder Braune spielenden Kugel besteht, um welche eine Menge heller, durchsichtiger, konischer oder pyramidal-zugespitzter Körper angesetzt sich zeigen, die der Erscheinung das Ansehen eines rosettirt-geschliffenen Steines, oder eines mit kleinen Diamanten besetzten Rubins geben. Das Verhältniß der inneren, rothen Kugel zu den aufgesetzten, wie Krystalle glänzenden Stückchen ist sehr verschieden, und da diese räthselhaften Organismen sich nicht bewegen, so wissen die Beobachter nicht, ob sie dieselben ins Pflanzenreich zu den Protococcus-Arten, oder zu den Infusions-Thierchen zählen sollen.

Ein drittes, noch weniger beobachtetes Individuum, welches nach allen Untersuchungen nie im rothen Schnee fehlt, aber gleich-

falls leblos zu sein scheint, ist ein bräunlich, gelblich oder grünliches Wesen, das niemals roth, wie längliche Bläschen sich zeigt. Auch von diesem können die Naturforscher noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es eine Alge (also Pflanze), oder ob es ein Thierchen sei.

So schafft und wirkt der unendliche große Gottesgeist der Natur in einem Elemente, dessen Sein und Wesen uns gemeiniglich gleichbedeutend mit dem Tode ist, und eröffnet uns die Perspective in eine neue, ungeahnte Welt voll lebender Wesen, von deren Existenz und Entstehung wir uns kaum einen Begriff machen können.

Die Rüfe.

Stolzen Haupts im Sonnenſtrahle
Stehn die Rieſen unbeſiegt
Während etwas Staub im Thale
Ihnen von den Sohlen fliegt.
Anaſt. Grün.

Alle großen Alpenthäler, die in den Formationen der Schiefer-, Kalk- und Flyſch-Gebilde liegen und von ſtarren Seitenwänden eingeſchloſſen werden, zeigen ſtreckenweiſe zwei landſchaftliche Erſcheinungen, die ſelbſt dem oberflächlichſten Beobachter auffallen müſſen. Ganz beſonders laſſen ſich dieſelben im romantiſchen Rheinthale wahrnehmen. Auf der Eiſenbahn, welche von den Ufern des Bodenſees nach Graubündens Hauptſtadt Chur führt, erblickt man von den Stationen Haag, Werdenberg und Sevelen aus, am jenſeitigen Rheinufer im Fürſtenthume Lichtenſtein unter den fünftauſend Fuß hohen Felſenfronten der „Drei Schweſtern", gleichmäßig in einer Böſchung von etwa zwanzig Grad, vom Rhein gegen die Berge anſteigende, theils mit Wald und Wieſe, theils mit Weingärten überwachſene Halden, die ſtellenweiſe von breiten, grauen, vegetationsloſen Steinſchutt-Linien, ähnlich dem trockenliegenden Bett bedeutender Flüſſe, unterbrochen werden. Auffallender und ausgedehnter zeigen ſich dieſe ſchiefen Ebenen tiefer im Thale, hinter

Ragaz, zwischen den Stationen Meyenfeld und Landquart, am Fuße des malerischen, gezackten, 8000 Fuß hohen Falknis, — und am bedeutendsten, wenn man die Landquart passirt hat, bis Chur, immer auf der gleichen östlichen Seite, unter den originellen pyramidal-zugespitzten Hörnern der Hochwang- und Montaline-Kette. Alle sind Resultate der allmählichen Gebirgsverwitterung, der immerwährenden Herabschwemmung losbröckelnden Gesteines, also der fortdauernden Alluvion, wie sie schon Seite 47 erwähnt wurde; freilich wohl das Resultat von Jahrtausenden. Denn viele Ortschaften Graubündens, im Tyrol und Wallis, die schon im frühen Mittelalter genannt werden, liegen auf solchen Anschwemmungs- und Schutt-Hügeln. Diese breitgedehnte, stetig-ansteigende, schiefe Ebene, durch nahe liegende, hohe Felsen-Prospekte geschlossen, wird, wie gesagt, von breiten Schuttrinnen durchschnitten, die wie durch einen Trichter geschüttet, oben am Bergabhange schmal, nach unten, gegen den Rhein zu, im Thale breit sich ausdehnen. Das sind die schrecklichen, von den Anwohnenden gefürchteten Rüfen, in Tyrol „Muhren", in Wallis „Züge" genannt, die Abzugskanäle der im Gebirge sich entladenden Donner- und Hagel-Wetter, der plötzlich in Strömen herniederbrausenden Platzregen und der Schneeschmelze, — die während des größten Theiles vom Jahre trocken und indifferent daliegen, aber, — wenn sie zu thun bekommen und rasch in Aktivität gerathen, dann um so Schrecken-erregender arbeiten. Ein Spaziergang in eine dieser unheimlichen Werkstätten wird uns näher mit deren Detail-Anordnung, deren durchaus eigenthümlichen Eindrücken bekannt machen. Wählen wir dazu die Rüfe, welche aus dem verrufenen, wenig besuchten, von keinem Gespenster-Gläubigen betretenen Skalära-Tobel zwischen Chur und Trimmis herabkommt, par excellence „die große Rüfe" genannt, und steigen wir aus dem breiten versandeten Rheinthale bergwärts auf.

Drunten decken magere, mit kurz-rispigen Gräsern dicht bewachsene Almend-Weiden, im heißen Sommer dürr, kränkelnd und

verbrannt, die emporsteigende Ebene. Sie haben etwas Sammetartiges, Anheimelndes im Frühjahr und nach lebenverjüngenden Regenperioden; denn gerade die niedrigen Seggen-Arten, diese freundlichen, bescheidenen Gräser-Zwerge, welche den pflanzlichen Grundton dieser Wildwiesen angeben, besonders Carex alba mit den feinen schlanken Stengelchen und den darum gruppirten hellgrünen Frucht-Knötchen, dann Carex pulicaris, deren niedliche, kaum fingerlange Samen-Lanzen mit den schwärzlich verkohlten Körnerhülsen so neugierig in die Welt hinausschauen, und die dichtrasigen Koelerien mit den pfriem-ähnlichen, dünnen, kurzen Grashälmchen, geben dem wellenförmigen Boden ein so einladendweiches Ansehen, wie die kurzen gedrängten Kräuter der höheren Regionen den Alpweiden. Wirklich erinnert manch anderes Pflänzchen an die schwellenden Polster unserer natürlichen Alpen-Divans, wo es sich so biogeneisch-genügsam und seelenheiter ruhen und ins erblauende, tief drunten liegende Menschenland hinabsinnen läßt. Dennoch ist so eine Bündner Almend-Wiese vor und zwischen den Rüfen etwas ganz Anderes als eine gewöhnliche Almend- oder Alp-Weide. Kurzes, strammes Tannengesträuch, dicht gedrungen ineinander genadelt, mitunter etwas legföhrenartig, schon recht alpin-gnomenhaft, und zerstreute Fichten mit darunter gebetteten Steinblöcken, treten sporadisch darin auf. Nach und nach geht die Weide in aschgraue, von Geschieben und Schwemmland bedeckte, sandige Wüsten über. Hier ist mit Einemmal der botanische Charakter ein total veränderter. Mannshohes Buschwerk fristet, bei abwechselndem Ueberfluß an Feuchtigkeit und intermittirender brennender Trockenheit, seine Existenz; es sind lauter zählebige Sträucher: der gemeine Sanddorn (Hippophaë rhamnoides), der Essigdorn oder Weinschöttling (Berberis vulgaris) mit den violett bethauten, rothleuchtenden Beeren-Trauben und den scharf genadelten, lederartigen Blättern, die dem Sevenbaum ähnelnde, rosigblühende, deutsche Tamariske (Tamarix germanica), viele Weiden-

arten, namentlich auch die Rosmarin-Weide und eine kleinblätterige Gattung der Salix purpurea von ungemeiner Schönheit und Eleganz der feinen nobelen Blätterform. Am Boden steht hin und wieder der stark nach bitteren Mandeln riechende, weiße Steinklee (Trifolium officinale) und überraschender Weise Fremdlinge, die wir hier im Thale zu sehen nicht gewohnt sind, weil ihre Heimath einige Tausend Fuß höher liegt; es sind vom Wetter herabgeschwemmte Alpenpflanzen, Auswanderer, die sich hier unten angesiedelt haben und wirklich sich zu akklimatisiren scheinen. Dort winkt freundlich die kleine, blaßblaue Alpenglocke (Campanula pusilla), und neben ihr die Berglinse (Phaca astragalina) ziemlich behaart mit den weißen, blauzugespitzten Blümchen; dann der Berg-Spitzkeil (Oxitropis montana), — und im Sande kriecht etwas unbehaglich und desorientirt, die sonst in der Höhe so freundlich grüßende, wolfsmilchblätterige Saxifraga aizoides mit den safrangelben, fünfblätterigen Blümchen und korpulenten Fruchtknoten. Es drängt uns, dies unliebsame Strand-Boskett zu verlassen, welches durch breitgewipfelte, einigermaßen an die Pinie des Südens erinnernde Fichten noch melancholischer gestimmt wird.

Die hellgrau, mitunter silberschimmernd glänzenden Schieferscherben mit den reichlich dazwischen gestreuten weißen Feldspath-Brocken nehmen zu, die Partie wird verwüsteter, zerrissener, der Boden brennt von der rückstrahlenden Sonnengluth, er ist ganz vegetationsentblößt; wir stehen am Rande der Rüfe, wo sie in ungehemmter Bequemlichkeit Jahrhunderte lang sich ausdehnte und alles Nutzland ringsum mit ihrem spröden, zu sandartigem Staub verwitternden Gebirgsunrathe verwüstete. Die Eisenbahn mußte gegen solche alt eingewurzelte Ungezogenheiten vorkommenden Falles sich verwahren; sie bannte den unbändigen Raufbold, legte ihm eine technische Zwangsjacke in Form eines, aus seinem eigenen Gesteinsmaterial gepflasterten, tief ausgehöhlten Kanales an, und diesen Weg muß jetzt bei jeder Rüfe das schmutzige schwarzgraue,

hetzende Wildwasser hinab in den Rhein nehmen, wenn anders der wilde Alpengeist nicht über kurz oder lang auf den neckenden Einfall kommt, den Leuten zu zeigen, daß all ihre Weisheit und Vorsicht ohnmächtig und nutzlos ist, so bald er von der Gewalt des Stärkeren Gebrauch machen will. Denn wenn das Wetter losgeht, weiß man nie mit Sicherheit, wo eine Rüfe anbricht. Darum, wenn im Frühjahr der Föhn andauernd heftig in der Höhe weht und der Hochschnee eilends schmilzt, oder wenn ein Gewitter losbricht, müssen die Anwohner dieser zur Landesplage gewordenen Kanäle Tag und Nacht auf der Wache stehn und schon am Fuße der Gebirge, dort wo die schlammgesättigten Ströme aus den Schluchten hervorbrechen, Acht haben, daß sich das normale Bett nicht verstopfe; wird dies verfehlt, so bohrt das mit rasendem Ungestüm einherbrausende Wildwasser sich neue Bahnen, bricht in die Güter ein und zerstört Alles, was ihm im Wege liegt. Daher kommts, daß Weinberge, die sonst sehr bedroht waren, jetzt, wo die Rüfe ein anderes Bett sich gewühlt hat, nun völlig geschützt im Frieden ihre köstlichen Trauben reifen können. Manchmal fällt im Dorfe Trimmis kein Tropfen Regen und im eine Viertelstunde entfernten Maschänzer und Skalära-Tobel hängt ein Gewitter, das in sündfluthlichen Strömen sich entladet. Bald geht beim Hochwetter die eine, bald die andere Rüfe, während eine von beiden trocken liegt; und doch sind beide kaum viertausend Fuß (in horizontaler Projektion) von einander durch einen Gebirgskeil getrennt. Man weiß darum nie, von welcher Seite das Unglück hereinbricht.

Verlassen wie für eine kurze Strecke den Rüfen-Kanal, um auf anmuthigerem Wege hinauf in die oberen, wilderen Partieen zu steigen. Der Pfad führt durch fette, im gaukelndsten Blumenflor prangende Kultur-Wiesen, auf denen, neben den allgemein bekannten Wiesenkräutern, besonders viele hell-lilla-blühende Scabiosen (Scabiosa columbaria), der gelbe Sichel-Klee (Medicago falcata) und die prangend blauen Kerzen der Wiesen-Salbey (Salvia

pratensis) im Juni und Juli als charakteristisch-kolorirende Pflanzen auftreten. O! so ein Schlenderweg in einem dieser paradiesischen Alpenwinkel bei goldig-sonniger Beleuchtung, wo ein wogender Blumen-Ocean die Stätten wilder Zerstörung zu überwuchern sich bestrebt, wo weitarmig-ausgreifende Nußbäume ihren hohen Blätterfrieden wölben und der süßduftende Hollunder, dieses ewig an Kleists Käthchen erinnernde Attribut mittelalterlicher Burgen-Romantik, seine schweren Blüthendolden in zuvor kaum gesehener Menge ausstreut, — wo der Fernblick in ein Berg- und Thal-Panorama versinkt, bei dessen Ansicht die Seele hellaufjauchzend, sich in die Natur ergießen möchte, — so ein Schlenderweg, nicht allenthalben zu finden, ist für Jeden, der offenen Sinn und herzliche Freude an Gottes großer, herrlicher Alpenwelt hat, ein unschätzbares Kleinod.

Weiter! — Wie sichs die Bündner Bauern zu Nutz machen und das Nützliche mit dem Nützlichen verbinden, das sieht man hier; — wo Andere an der Gränze ihrer Grundstücke Holzhage aufführen, die sie alljährlich korrigiren und ausbessern müssen, da liest der Bewohner des Hochgerichts der fünf Dörfer (so heißt die Gegend zwischen Chur und der Landquart) die herabgeschwemmten, sein Nutzland verderbenden Steine auf und baut brusthohe Mauern daraus. Das trifft man übrigens in anderen Thälern auch. Auf diesen Mauern und aus den Spalten derselben quellen in dichter Fülle der saftige weißblühende Mauerpfeffer (Sedum album), seiner dicken körnerartigen Blätter halber auch „Steinweizen" genannt, — und daneben sein Zunft-Kumpan, der blendend-goldgelb-blühende Mauerpfeffer (Sedum acre), ein fröhlich wucherndes fettes Felsenpflänzchen mit tropischem Habitus. Darunter in ernsterer Färbung die fast petersilienartig aussehende gemeine Mauerraute (Asplenium ruta muraria) und eines der nettesten Farrenkräuter, die es giebt, das reizende, kleine, schmale Palmenzweiglein darstellende Asplenium trichomanes, die beide ihre Samen auf den Rückseiten der Blätter tragen.

Der Weinbau ist auf diesen Felsenschutt-Terrassen, namentlich drunten bei Jenins und Malans, vortrefflich im Schwunge. Hier wird ein feuriger, dunkelrother, sehr schwerer Wein gebaut, der nach agrikultur-chemischen Untersuchungen seinen bedeutenden Gerbstoffgehalt hauptsächlich von dem Feldspath bekommen soll, der dem Boden in Menge beigemischt ist. Ueberall glimmerts und glitzerts, blendendweiß, lecker und appetitlich, wie Marzipan von diesen Feldspathstückchen. Unser Weg geht noch weiter hinauf, in den Wald. Ein Anflug junger Tannen, dazwischen dornumstarrte Steinhalden, nimmt uns auf. Der Weg ist sand-wüst, aber eine Wildniß wuchernder Waldkräuter umgiebt uns.

Hinein! in den sonndurchflimmerten Tann!
Das ist eine Lust im grünen Hag,
Es blüht, was immer nur blühen mag.
Blauglöcklein schwingen die vollen Becher
Und gravitätisch entfaltet den Fächer
Die Duenna der Blumen, das Farrenkraut.
Erdbeeren breiten die süßen Rubine
Zur Schau aufs Moos, und mit Kennermiene
Die ernste Aglei den Kram beschaut
Und nickt verneinend, will nicht ganz glauben
Dem funkelnden Schein, doch die Blüthentrauben
Der Berberis lachen sie heimlich aus.

Corrodi.

Durch solches Tändelspiel unterhalten, sind wir unvermerkt im dichten, immer dunkler werdenden Walde hinaufgestiegen. Da lichtet sich's; noch wenig Schritte und wir stehen an der Uferwand der wilden Rüfe. Das ist kein Waldbachbett, nicht das Rinnsaal eines versiegten Bergstromes; das ist ein leibhaftiger Steintrümmer-Gletscher, der mitten durch den stolzen Forst in beträchtlicher Breite sich Bahn gebrochen hat. Wie eine ungeheuere Schlange windet das graue, grausenhafte Chaos sich hinab, — wir können das Ende desselben nicht erblicken. Nichts als scharfkantige Schieferlinge und Felsenscherben im tollen Durcheinander, — Brocken in allen Kalibern, faustgroß bis zu solchen, die an Umfang einem hoch-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

geladenen Erntewagen gleichkommen. Dazwiſchen ſtarren abgeknickte, faſerig zerſplitternde Baumrumpfe, mächtige Wurzelſtocken, die ihre knorrigen Arme in die Lüfte ſtrecken, und andere Waldtrudera hervor, die in das Getrümmer geklemmt, hier auf Erlöſung harren, bis die nächſte herabraſende Sturmfluth neues Material aus den Bergen bringt und das im Bette liegende weiter vor ſich herſchiebend, wieder in Bewegung ſetzt. Zu beiden Seiten hat die beſorgte Menſchenhand rieſige Seitendämme von regelloſen Bruchquadern aufgeführt, die mit den Moränen der Gletſcher einige Verwandtſchaft haben. — Es giebt viele Stätten gräulicher Zerſtörung im Gebirge; die Rüfen gehören zu den erſchreckendſten.

Je weiter hinauf, deſto ebener wird das Bett; nur kleineres Geſtein, oft nur grauer, zerriebener, feingeſchlemmter Sand, füllen daſſelbe; eine ſeichte Rinne lauwarmen, grau-trüben Bergwaſſers murmelt leiſe hinab. Dies Rieſeln und das einförmige Streichen der Luft durch die Wipfel des Tannenwaldes zu beiden Seiten ſind die einzigen Naturlaute in dieſer öden, ureinſamen Gegend. Geradeaus, in der aufſteigenden Perſpektive der Rüfe, liegt das eigentliche Skalära-Tobel. Es iſt keines jener ſchauerigſchönen, forſtumnachteten, tiefgeheimnißvollen Waldtobel mit dem phosphoreſcirenden Moosgrün im feuchten Grunde und dem naiven, maleriſch-gelegenen Knüppelſteg über den plätſchernden, friſchen Bergbach, — es iſt eine offene, baumloſe Schlucht, in welche die Sonne unbehindert hineinſcheint, von kahlen, zerfreſſenen, abgeſchieferten, bröckeligen Felſenwänden, einige tauſend Fuß hoch, eingeſchloſſen, an denen man die bänderartig-gebogene, wellenförmig-geknickte Schichten-Struktur der granulirten, grau-ſandigen Schiefer ſtudiren kann. In eigentlicher Pyramidenform, wachſen die ſpitz im Dreieck auslaufenden Felſenkouliſſen hintereinander auf, die tieferen immer die vorderen überragend, und an den Kanten verſuchen magere Tannen linienweiſe den Gänſemarſch zur Spitze hinauf; hinten ſchließt die Schlucht im Kernſtocke des Montaline mit einer Maſſe

zerfurchter, in steilster Abdachung eingefressener Schutt-Rinnen. Also an und für sich siehts bei Tage gar nicht so grausig hier aus. Was ists auch, das uns so mit unheimlichen Gefühlen beim Anblick dieser romantischen Wildniß erfüllt? Es ist das Bewußtsein, an einer Zerstörungsstätte zu weilen, wo unsichtbare, gleichsam dämonisch-waltende Kräfte ihren Sitz haben und vom Fundamentalbau des Gebirges fort und fort Theile absprengen, um damit den Fleiß und das Kulturbestreben der Sterblichen zu höhnen; — es ist die unheimliche Thätigkeit, die geisterhaft hier waltet und zu allerlei Phantasmen verleitet; — es ist die Mahnung an den Gespensterglauben des Volkes, welcher die unreinen Seelen berüchtigter Verstorbener (wie in Plato's Phädon) um ihre Gräber irren läßt und den Aufenthalt derselben hierher verlegt. Hier ist nach der Sage der Eingang ins Schattenreich, hier wandelt, an einem Lieblingsplätzchen, der höllische Proteus in allerlei Gestalten und erschreckt die Neugierigen. Fürwahr, für Macbethische Hexen-Sabathe oder Faustische Mephisto-Beschwörungen giebts wohl wenige geeignetere Lokale als das verrufene Skalära-Tobel. He! es wäre doch lustig wenn drüben aus dem dichten Erlengebüsch plötzlich eine Erscheinung wie die des Kakodämon im Byron'schen Manfred, so eine Samiels-Gestalt im grünen Jägerwams mit spanischem Filzhut, hakenförmiger Adlernase und glühend-schwarzen Augen hervorträte! Ob wir wohl erschrecken würden? — „hihihihihi" lachts gellend, satanisch, dicht hinter uns aus lauschigem Waldesdunkel hervor. Herr des Himmels! was ist das? es kann doch Niemand unsere Gedanken belauscht haben und neckend, auf unsere provocirenden Wünsche einen Trumpf ausspielen wollen? Wie? Oder hätte die Rockenphilosophie recht, die von allerlei Spuk und dem „Hereinragen einer mystischen Geisterwelt in die unsere" docirt? — „hihihihihi!" gellts zum zweiten Mal hell, hoch herab. Ein Steinwurf nach dem Fichtengipfel jagt einen Buntspecht auf, der lachend

davon fliegt. Hoho! wenn das Teufelaustreiben so rasch geht, dann ist's eine billige Kunst.

Für den, der im Gebirgswandern nicht schon etwas Takt erlangt hat, ist's unrathsam, gegen die Tiefe des Skalära-Tobels aufwärts klimmend, ohne Führer vorzudringen. Im Sommer 1859 botanisirte ein norddeutscher Apotheker in dieser Wildniß, verstieg sich, so daß er weder vorwärts noch zurück konnte, und mußte eine ganze lange Nacht auf schmalem Rasenband an jäher Felsenfluh zubringen, bis man ihn am andern Morgen fand und sehr ermattet nach Chur brachte.

Und nun der Losbruch einer Rüfe selbst, d. h. die plötzlich eintretende Entladung eines Gewitters, eines Wolkenbruches und, in Folge dessen, die aus dem Hintergrunde eines solchen Tobels hereinbrechenden, von allen Jähhängen, aus allen Berg- und Schlucht-Runsen zusammengeronnen, unten im Bett der Rüfe sich vereinigenden Wildwasser! Es ist eine Thätigkeit entfesselter Gewalten in der Natur, die an furchtbarer Großartigkeit und Zerstörungskraft der schrecklichen Lauine gleichsteht. Das ist nicht jenes schäumende, in tausend Kaskaden herabfluthende, immer wilde Schauspiel eines angeschwollenen Bergstromes, — das ist eine dicke schwarze Schlammsuppe, die mit schwerfälliger Geschwindigkeit, mit roher, plumper Hast sich bewegt. Ihr fehlt das dem Wasser, selbst in der wildesten Aufregung, immer eigenthümlich Graziöse der Bewegung, die Leichtigkeit der galoppirenden, übermüthig-jagenden, brandenden, sich überschlagenden oder zerberstenden und schaumaufspritzenden Wellen; hier ist Alles bestialisch, brutal, dämonisch. — Der angeschwollene Bergstrom ist einem scheugewordenen, muthigedlen Rosse zu vergleichen, das ventre-à-terre durchgeht, aber dennoch bei seiner entfesselten, jagenden Wildheit immer die Straßenlinie nicht aus den Augen verliert, auf der es fortstürmt; — die brüllende Rüfe dagegen ist ein rasend gewordener Stier, der in blinder Wuth keinen Weg sieht, mit zu Boden gesenktem Haupt in

die Erde hineinwühlt, eine Welt auf seine Hörner nehmen würde und dem Abgrund zutobt, in dem er sein Grab findet.

Die Rüfe beginnt nicht mit Vorboten kleiner Wassersendungen, mit irgend einigen introducirenden Symptomen; man hört sie höchstens von Weitem tobend anrücken, oft (wenn das Wetter, welches sie erzeugte, lange andauert) verschwommen mit dem heillosen Aufruhr in den Lüften, so daß man nicht unterscheiden kann, was zurückgeworfener Wiederhall des Donners aus den Klüften ist und was vom Stürzen der, von der Rüfe in Gang gebrachten Steine herrührt. Plötzlich bricht sie hervor, ein stürmendes Ungeheuer, ein brüllendes, steinerfülltes Meer, ein Produkt der rasendsten Gewalt. Wie schon erwähnt, fließt oder strömt sie nicht eigentlich, sondern der wässerig-dünne Schlammfluß wälzt oder stößt Getrümmerhaufen, Etagen-hoch vor sich her, in beständigem Sturzfall und doch sofort ergänztem Wiederaufbau, eine wandernde, lebendig gewordene Felsen-Ruinen-Wand. Bei einigen Rüfen gehts indessen gar nicht so schnell: oft lacht schon wieder heiterer Himmel überm Thal und die Sonne leuchtet warm drein, bis der gräßliche Unhold aus seinem Hinterhalte hervorbricht. Dies ist namentlich bei der Skalära-Rüfe der Fall, die dafür aber quantitativ das Meiste liefert. Es ist ein unbeschreiblich hohles, Alles übertönendes Gepolter, — in der Summe des tobenden Lärmes etwa einer Kanonade beim Sturm-Geheul zu vergleichen, wo der ganze Skandal, sich zu einem großen, runden, brausenden, krachenden Tonballen ineinander verwebt, der stundenweit hörbar ist.

Nun gilt es nur, das Ungethüm im Gange zu erhalten. Baut sie einmal einen Querdamm aus ihren zentnerschweren Steinkolossen auf, häuft sich hinter demselben einmal die andrängende Masse, können die am Ufer mit großen Haken und Stangen beschäftigten, schreienden Anwohner nicht irgendwo eine Bresche öffnen, — dann bricht sie sonstwo anders am Ufer durch, wühlt sich ein neues Bett, reißt Bäume, ganze Waldlinien um, und der

Zerstörung tiefer liegender, werthvoller Gelände sind alle Thore geöffnet.

Die furchtbaren Katastrophen im schweizerischen Kanton Tessin und überhaupt am Süd-Abhange der Alpen von denen die Zeitungen im Herbst 1868 so traurige Berichte brachten und die Wohlthätigkeit von ganz Central-Europa anriefen, gehören in das Kapitel der Rüfen. Auch jene Zerstörungen neuesten Datums denen der Reisende bei seiner Brünig-Tour (auf dem Wege vom Vierwaldstätter-See ins Hasli-Thal des Berner Oberlandes) bei Lungern begegnet, sind Folgen von Rüfe-Anbrüchen aus den benachbarten Bergen.

In neuester Zeit ist viel Zweckmäßiges geschehen, um diese Unholde in ihrer Kraft zu schwächen. Man hat drinnen, wo der Herd der Zerstörung ist, wo das Zusammenrotten der Schuttmassen beginnt, die Rüfen mit Thalsperren verbaut. So im Summa-Prada-Bach im Domleschg, im Medelser-Thal, in Rheinwald und Puschlav. Die großartigste, nächst der sehenswerthen bei Mollis (im Kanton Glarus, wohl eine der ersten), ist jene im Graubündner Münsterthale.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Die Lauine.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erſt der Schnee zu Thal.
Euch ſtellt, Ihr Alpenſöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eiſes Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Uhland.

Jede maſſenhafte, ſtürzende Bewegung bereits zu Boden gefallenen, angehäuften Schnees wird in den Alpen, je nach den ortsüblichen Abweichungen „Laue, Lauwe, Lauine," im Tyrol „Lähne", in den rhätoromaniſchen Bergen „Lavigna" genannt. Die in der hochdeutſchen Schriftſprache eingebürgerte Schreibweiſe „Lawine" kommt im Munde des Gebirgsvolkes kaum vor. Wurzelwortjäger haben auch der Entſtehung und Grundbedeutung dieſes Wortes ſchon weidlich nachgeſetzt und wunderbares Wild aus dem düſtern Walde ihrer Vermuthungen aufgetrieben; die Einen holen das Latein herbei und weiſen unfehlbar nach, daß es nur vom Verbum labor, lapsus sum, labi (d. h. fallen, ſinken) herkommen könne, während Andere ſich in Metaphern verſteigen und meinen, die „Löwin" habe bei dem Worte zu Gevatter geſtanden, weil der

Schneesturz mit der gleichen Wuth und Kraft jenes wilden Thieres über die Felsenwände ins Thal hinabsetze. Hält man den einfachen Volksausdruck fest, so hat man wohl auch das Wurzelwort „lau" rasch gefunden; mit der Bezeichnung „Laue" oder „Lauine" wollte der sprach-ökonomische Bergbewohner kurz die ganze Erscheinung zusammenfassen und benennen, die sich ihm bei der Wiederkehr der „lauen" Lüfte in jedem Frühjahre zeigt.

Die Lauine ist die Milchschwester der Rüfe, gleichsam das winterliche Ebenbild dieses im Sommer so ungeberdig tobend aus den Höhen hereinbrechenden Unholdes. Wie bei jener ist es ein Abschüttelungs-Proceß des Uebermaßes dessen, was die Höhen nicht zu bergen vermögen, — wie jene, tritt auch die Lauine schreckenerregend in dräuender Wildheit, donnernd und weithin durch die Thäler wiederhallend einher, — wie jene, hat sie ihre trümmerbedeckten Sturzbahnen, über welche sie furchtbar herniederrauscht, — wie jene, richtet sie im bewohnten Kulturlande alljährlich viel Unheil an und ist der gefürchtetste Gast jedes Alpthales.

Aber sie ist ungleich mannigfaltiger als die Rüfe, weil sie viel öfter und fast allenthalben im Hochgebirge wiederkehrt. Kaum mag es einen bedeutenden Gebirgszug geben, der nicht seine alljährlich regelmäßigen Lauinenstürze hat. Hier hängts dann begreiflich von der Figuration der Berge und Felsenwände, von ihrer mehr oder minder dem Schneefall, der Schneeanhäufung ausgesetzten Lage ab, wie groß, stark und heftig die Lauine wird — und je nach ihrem früheren oder späteren Auftreten, der Dichtheit ihres Materials, der Ursache ihrer Entstehung und dem Effekt ihrer Wirkung unterscheidet der Aelpler verschiedene Arten.

Es ist eine, im Nicht-Alpenlande beinahe stereotyp gewordene Meinung, daß irgend eine unbedeutende, äußere Veranlassung, z. B. das Schneekörnchen, welches der Fittigschlag eines Vogels in rollende Bewegung setzt, die Lufterschütterung, welche durch Geräusch, durch das Knallen einer Peitsche, das Klingeln einer Saumroß-

Glocke, ja selbst durch Husten und Sprechen entstehe, — hinreichend oder vielmehr nöthig sei, um den Sturz einer Lawine herbeizuführen. So wenig es sich in Abrede stellen läßt, daß solche Veranlassungen unter Umständen allerdings Ursache von Schneestürzen werden können,*) ebensowenig sind sie jedoch Bedingung derselben; im Gegentheil die massenhaftesten, furchtbarsten, gefährlichsten und regelmäßigsten Lawinen werden durch ganz andere Faktoren hervorgerufen.

Man kann sie zunächst füglich in Winter- und Sommer-Lawinen eintheilen. Den ersteren gehören die schrecklichen, gefürchteten, unregelmäßig hereinbrechenden Staub-Lawinen an. Sie sind gewissermaßen die stärkste Form der Schneestürme. Entweder packt ein um die Gipfel brausender Hochsturm unberechenbare Lasten jenes feinen, sandähnlichen, kurz vorher gefallenen Schnees, hebt

*) Vom Timblsjoch in den Oezthaler Alpen erzählt ein zuverlässiger und erfahrener Beobachter der Gebirgs-Phänomen, Herr Curat Trientl zu Gries (im 2. Bande der Mittheilungen des österr. Alpenvereines): daß dort eine Stelle sei, bei der die Lawinen-Gefahr an den geringfügigsten Ursachen hänge. „So kam ein Mann aus Gurgl (im Oezthal) vom Passeier her, seiner Wohnung schon fast auf eine Stunde nahe, durfte es aber ohne die gewisse Gefahr eine tödtliche Lawine loszulassen nicht wagen, eine ganz kleine Strecke zu überschreiten, sondern mußte umkehren und den weiten Weg durch Vintschgau einschlagen (beiläufig ca. 30 deutsche Meilen) um in seine Heimath zu gelangen. — Eine Gesellschaft von mehren Leuten kam an dieselbe Stelle als sie gerade wieder recht mit Schnee beladen war und sie wagten es deshalb nicht darüber wegzugehen. Ein Mann der Gesellschaft hatte einen großen Hund bei sich. Man kaufte ihm denselben ab und jagte ihn hinüber. Die Lawine löste sich richtig ab, der Hund war verloren, aber die Leute konnten nun ungefährdet passiren." — Im Weiteren erzählt er, daß an solchen lawinengefährlichen Stellen es mitunter von einem einzigen zu weit rechts oder links hinausgethanem Schritt abhänge einen Schneesturz in Bewegung zu setzen. „So trat auf einem Winterwege, fast ganz in der Ebene, ein Pferd aus dem gebahnten Wege; der Schnee war mäßig hoch aber von der Kälte sehr salzig (d. h. ungebunden, trocken); plötzlich brummte es und in der Breite von einer halben Stunde fing der Schnee an abzulaufen bis zu den höchsten Spitzen des Königsthales. Es geschah zwar kein Unglück, keine Lawine ging auch nur an den Weg (denn die Stelle ist gar nicht dazu geeignet), aber man sieht daraus wie leicht es ist, im Hochgebirge eine Lawine loszulassen."

denſelben auf und läßt ihn als undurchdringliche Staubwolke da fallen, wo plötzlich die tragende Kraft des Windes gebrochen wird, — oder es iſt neuer Schnee, der auf ſehr glatter Unterlage alten, obenher vereiſten Firnes liegt, durch einen Windſtoß ins Gleiten geräth, durch wachſende Maſſe auch an Gewicht, Druck und Schnelligkeit der Bewegung wächſt, und ſo über irgend eine Wand herabfährt. Die hierdurch herbeigeführte Wirkung iſt eine doppelte. Einerſeits hüllt der niederſtürzende Schnee-Ocean in ſekundenkurzer Zeit Gegenden, Häuſer, Perſonen, Vieh ſo vollſtändig ein, daß in vielen Fällen dieſelben tief, tief vergraben liegen und nur eiligſte Hilfe Rettung ermöglicht, — andererſeits aber iſt die, durch den raſchen Sturz veranlaßte Compreſſion der Luft ſo gewaltig, daß, wie bei Exploſionen von Pulverthürmen, lediglich durch den Luftdruck, große Felſenblöcke, Häuſer, Viehſtälle, kurzum Gegenſtände jeder Art, welche die Lawine mit ihrem Schneekitt nicht einmal erreichte, zur Seite geſchoben, emporgeſchnellt, über Abgründe durch die Luft getragen, kurz und gut in kapriciöſeſter Weiſe dislocirt werden. Weil der Wind zunächſt Urſache des Entſtehens derſelben iſt, ſo werden ſie auch Wind-Lawinen genannt; indeſſen können gerade bei dieſen fliegenden Schnee-Schmetterwolken auch andere Hebel Bewegung-hervorrufend wirken. Bei dieſem auf geneigter glatter Fläche ruhenden Staubſchnee genügt irgend ein gegebener Anſtoß, um viele Juchart große Schneefelder ins Rutſchen zu bringen, und hier iſt die Entſtehung der vulgären, in den Sprachgebrauch übergegangenen paraboliſchen Redensart von dem: „Lawinen-ähnlichen Anwachſen" zu ſuchen.

Die denkwürdigſten Unglücksfälle in den Alpen ſind durch den Ausbruch ſolcher Staub-Lawinen entſtanden. Im Jahre 1719 am 14. Januar zerſtörte eine ſolche das Dorf Leukerbad in Wallis bis auf wenig Hütten, und ſchüttete eine ſolche unerhörte Schneelaſt auf die Häuſer, daß nur ein geringer Theil der in ihren Wohnungen lebendig Begrabenen ſich wieder ans Tageslicht arbeiten

konnte. Ein Knabe, Stephan Roth, war volle acht Tage lang ohne Speise und Trank in einem Winkel des Kellers eingebannt und vermochte mit seinen geringen Kräften nicht den eisigen Kerker zu zerstören. Laut sang er zum Lobe Gottes Psalmen und Kirchenlieder, und wurde dadurch bei den energischen Nachgrabungen gehört, befreit und aus seiner Nacht hervorgezogen. Ungeachtet aller Pflege starb er in der nächsten Woche; 55 Menschen-Opfer hatte das Ungeheuer verschlungen. — Im darauf folgenden Jahre begaben sich, bei außergewöhnlich starkem Schneefall, auch enorm viele Lawinen-Unfälle; im Dorfe Obergestelen (in Wallis, 1868 total abgebrannt) wurden im Februar 120 Häuser und Ställe mit 84 Menschen und über 400 Stück Vieh von einer Lawine erschlagen, und eine andere verschüttete zu Fettan im Unterengadin im gleichen Jahre 61 Menschen. In der Gegend von Brieg in Wallis kamen 40 Menschen ums Leben, ungerechnet der vielen einzelnen Fälle am großen St. Bernhard, im Viescher-Thale u. a. O. Anno 1749 wurde beinahe das ganze Dorf Ruäras im Tavetsch (Graubünden) von einer solchen Lawine, die an dem 2 Stunden entfernten Crispalt herniederbrauste, mit fortgerissen und über 100 Menschen in derselben begraben. Da die Lawine in der Nacht niederging, während einer Zeit, wo alle Bewohner des Unglücksdorfes fest schliefen, so erfuhren viele, deren Häuser nicht zertrümmert wurden, Anfangs gar nichts von dem entsetzlichen Vorfall und wunderten sich beim Erwachen nur darüber, daß die Nacht so lange dauere, bis sie endlich sich überzeugten, daß sie in einer Schnee-Bastille eingemauert seien. Durch eigene und fremde Hilfe wurden etwa 60 Menschen gerettet. — Das bedeutendste Staub-Lawinen-Unglück aus neuerer Zeit ist jenes, welches 1827 das Walliser Dorf Biel ereilte und 40 Menschen als Opfer verschlang. Indessen sind außerordentlich viele Beispiele von wunderbaren, ja sogar komischen Rettungen bekannt. So z. B. wurde im December 1836 im Averser-Thale (in Graubünden) ein Haus, in welchem 12 spielende Kinder ver-

sammelt waren, von einer Lawine ergriffen, horizontal fortgeschoben und total mit feinem Schnee zugedeckt, so daß selbst der First nicht hervorschaute. Die Eltern der Kleinen, gelähmt vom Schrecken, eilten mit Schaufeln und Spaten jener Gegend zu, in welcher sie das Haus verschüttet glaubten; aber noch ehe sie beginnen konnten ernstlich zu arbeiten, kamen die Kinder, eins nach dem andern, wohlbehalten aus dem Schnee hervorgekrochen. Noch drolliger ist jener Vorfall, welchen Bilibaldus Pirckheimerus in seinem Bellum Helveticum Maximiliani I. aus der Zeit des Schwabenkrieges von 1498 erzählt; damals waren in Engadin 400 kaiserliche Landsknechte von einer Staub-Lawine verschlungen und über eine Anhöhe hinabgeworfen worden; — aber o Wunder! bald lebte die ganze Schneemasse wie ein Ameisen-Haufen, und unter dem schallendsten Gelächter ihrer unberührt gebliebenen Kriegskameraden, krochen Alle ohne Ausnahme wieder hervor, Einige wohl beschädigt, aber Keiner tödtlich verletzt.

Von der Schnellkraft des erzeugten Luftdruckes kann man, ohne Beispiele, sich kaum eine richtige Vorstellung machen. Im Graubündner St. Antönien-Thal, durch welches ein Paßweg aus dem Prätigau über die Rhätikon-Kette ins Gargellen- und Montafuner-Thal führt) sah ein Knecht weit droben an der Bergwand, vielleicht $1^1/_2$ Stunde von seinem Standpunkte, eine Lawine anbrechen und eilte, einen Stall zu erreichen, der ziemlich gesichert stand. Obgleich dieser etwa nur 14 Schritte entfernt war, so vermochte er denselben doch nicht zu erreichen, sondern wurde vom vorausjagenden Windstoß ergriffen, über das Dalfazzer Tobel hinübergeschleudert und dort von der mit Blitzesschnelle nachfolgenden Lawine begraben. — Anno 1754 wetterte von Piz Muraun eine Staub-Lawi über St. Placis-Thal herab, füllte das ganze Thal von der Landstraße bis Caprau, schleuderte einen aus Granit gehauenen Tränktrog von Falcaridas bis Brulf eine Viertelstunde weit hinüber, und lediglich der Seitenwind dieser Lawi warf noch

die Kuppel des östlichen Klosterthurmes von Disentis herunter, obgleich derselbe eine halbe Stunde vom eigentlichen Strich entfernt war. Daß die Lawine Wälder-Parcellen von einigen Tausend Stämmen radikal durch den Luftdruck entwurzelt, oder im Schafte wie Schwefelhölzchen abknickt und weitumher ausstreut, gehört gar nicht zu den Seltenheiten; jedes Hochalpthal liefert jährlich Beispiele mehr als wünschenswerth.

In der Regel ist es der Fall, daß eine angebrochene Lawine durch die energische Luftströmung und das donnernde, Luftschwingungen erzeugende Geräusch den Fall von anderen sekundären Lawinen veranlaßt, und hieraus läßt sich jene Mittheilung wohl erklären, welche aus dem Lauterbrunnen-Thale berichtet, daß im vorigen Jahrhundert die Stuffen-Lawi 24 Stunden lang gestürzt sei. Ein Fall aus allerjüngster Zeit bestätiget Aehnliches. Im Frühjahr 1854 fand ein so anhaltender Lawinen-Sturz an der Schattenseite des Realper Thales statt, daß in der Ausdehnung von mehr als Stunden-Länge eine Schneemasse nach der anderen durch Luftdruck und Erschütterung in Bewegung gesetzt wurde. Wege und Straße waren mit festem, kompaktem Schnee 25 bis 30 Fuß hoch bedeckt, so daß man, um die Kommunikation zu öffnen, Tunnel durch die improvisirten Schneefelsen treiben mußte. Lawinen waren an Stellen herniedergekommen, wo seit Menschengedenken keine solchen gefallen waren.

> Greif' an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen.
> Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.

Dieser Spruch in Schillers Wilhelm Tell ist eine der Lebenspraxis des Gebirgsvolkes abgelauschte große Wahrheit. Sie bewährt sich in so hohem Grade kaum irgendwo mehr als in den Alpen. Während Lässigkeit oder vielmehr ein gewisses gemächliches „Ansichkommen-Lassen" einen der unvertilgbaren Grundzüge im Charakter aller Hirtenvölker bildet, und ihr von Hause aus kontemplatives Wesen, ihre im langsamsten Takte vorschreitende Bedäch-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

tigkeit jeden raschen Entschluß, jede wenig überlegte Handlung zurückhält, so ist die Hilfsfreudigkeit, der aufopfernde Muth und die ans Herkulische gränzende Ausdauer bei Unglücksfällen, die durch Natureignisse herbeigeführt wurden, wahrhaft großartig und läßt das Rein-Menschliche im herrlichsten Lichte erscheinen.*) „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt." — Es sind Stunden fieberhaft-emsigen Schaffens in bangster Erwartung, um das Leben lieber Angehörigen, Freunde, Gemeinde-Genossen oder völlig fremder unbekannter Menschen zu retten. Wo sind die rechten Stellen, an denen Vergrabene, dem Erstickungs- oder Erstarrungs-Tode nahe, mit dem gnadenlosen Feinde alles Lebenden kämpfen? Häuft nicht vielleicht jeder Spatenstich, jede Schaufel voll zur Seite geworfenen Schnees den Grabhügel nur um so höher über dem Gesuchten? Denn wunderbarerweise hören die droben Arbeitenden in der Regel kaum etwas von dem Hilferuf und dem Angstgeschrei der Verschütteten, während umgekehrt Errettete vielfach und übereinstimmend erzählten, jedes Wort der über ihnen Suchenden verstanden, ja die Stimmen von Bekannten genau unterschieden zu haben. Nun versetze man sich in die peinigende, schon durch die umgebende Kälte gräßliche Lage armer Lawinen-Opfer, und denke sich das gräßliche Bewußtwerden hinzu, daß Hilfe von Freundeshand wenige Schritte weiter auf falscher Fährte sich bis zur Erschöpfung abmüht. — Da, wo dann Menschen-Weisheit am Ende

*) Als im Januar 1863 viele der Einwohner von Soglio im Bergell bei dem seit Menschengedenken unerhörten Schneefall droben in den Bergställen so eingeschneit waren, daß sie ohne Hilfe sammt dem Vieh eines elenden Hungertodes hätten sterben müssen, machte sich das ganze Dorf, unterstützt von den Bewohnern des Weilers Coltura auf und arbeitete mit Riesenkraft drei Tage ununterbrochen bis Alle gerettet waren. Alte Frauen trug man herab. — Ganz das gleiche Kraft-Manöver führten 150 Mann aus dem Valle Maggia im gleichen Monate aus, um 22 Personen mit 130 Stück Vieh aus dem Dorfe Someo, die auf dem Salabino von einem Schneesturme überfallen worden waren, zu retten. Von 4 Personen, die eine Lawine mit fortgerissen hatte, konnten 3 gerettet werden.

ist, beginnt der feine Instinkt des Thieres, und wie der Prairie-Hund stundenweit die Fährte seines Herrn oder des verirrten Kindes verfolgt und endlich die Gesuchten findet, so ist's auch hier der treue Haus-Genosse des Aelplers, dessen feiner Geruch die Lagerstelle Vergrabener entdeckt und zur rechten Spur leitet. Der Werth der Hospiz-Hunde vom großen St. Bernhard, Simplon und Gotthard ist zu sprüchwörtlich geworden, und in Tschudi's herrlichem „Thierleben der Alpenwelt" so umfassend und treu geschildert, als daß hier ausführlicher von ihnen die Rede sein könnte.

Außerordentlich verschieden in Ursache der Entstehung, in Charakter und Wirkung, von jenen, aus lockerzusammenhängendem Schnee bestehenden, meist im Winter fallenden Staub-Lawinen, sind die Schloß-, Schlag- oder Grund-Lawinen. Diese sind ein Phänomen des Frühjahrs, wenn die Natur ihr Auferstehungsfest feiert, und das Hochgebirge die winterlichen Träume aus den Erinnerungsfalten schüttelt. Hier ists schon ganz anderes Material, — nicht jener sandähnlich trockene, feine Schnee, der, ein Spiel der Lüfte, von den Winden umhergeschleudert wird, bahn- und ziellos, — hier ists alter „ferniger" Schnee, welcher den Winter über an und auf den Abhängen lag, sich verdichtete, „Firn" wurde, also eine viel kompaktere, körperfestere Gestalt annahm.

Nicht der Wind, der den Schnee wolkendick emporwirbelt, nicht die kleinen Ursachen, welche unbedeutende Parcellen in Gang setzen, nicht bloße Luft-Erschütterung allein, vermögen die Grund-Lawine zum Fall zu bringen; ihren furchtbaren Sturz bereiten die „lauen" Lüfte, die einziehende Wärme vor. Diese durchdringen die kleinen hohlen Räumchen in den unabsehbar-großen Schneehängen, lösen leckend Kryställchen, die dem Rasen, dem Felsen, zunächst aufliegen, in flüssiges Wasser auf, das den Boden schlüpfrig macht und den unmittelbaren Zusammenhang beider vernichtet. Also langsam vorbereitet, der natürlichen Stütze oder Unterlage theilweise beraubt, vermag die Kohäsion der einzelnen Schnee-

partikelchen das ganze, große, untenher gehöhlte Schneefeld nicht mehr zu halten; das Gesetz der nach Unten strebenden Schwere macht seine Rechte geltend, die Masse löst sich ab und rutscht, je nach der mehr oder minder starken Neigung des Berges, von Sekunde zu Sekunde an Beschleunigung gewinnend, der Tiefe zu. Alles, was ihr im Wege liegt oder steht, wird in die Verderben drohende Sturzmasse hineingewickelt und zu Thal geführt. Die Berner Oberländer nennen sie „Schmelz-Lauinen." Gegen den Anbruch dieser Grund-Lauinen zu wirken, sind zunächst die Bannwälder (vgl. S. 69) bestimmt.*) Aber noch kleinere Pflanzenkörper vermögen viel, um den Schnee besser an den Boden zu fesseln, gleichsam mit ihm zu verflechten und das Abstürzen zu verhindern, namentlich die auf den Planggen und steil abschüssigen Hochhalden wachsenden Wildgräser und Kräuter, — das Material, aus dem der arme Wildheuer seine Kuh oder seine Ziegen mit Winterfutter versorgt. Dort, wo es im Sommer abgemäht wird, zeigen sich im folgenden Frühjahr fast überall Rutsch- und Schlag-Lauinen, während die stehengebliebenen, im Herbst abgestorbenen Grashalme ein na-

*) Der S. 69 erwähnte St. Anna-Wald (oder auch Urseren-Wald genannt) schützte am 23. März 1861 das ganze Dorf Andermatt (an der Gotthards-Straße) vor dem Schicksal des Lebendigbegraben-werdens. Nach mehrtägigem Schneefall entlud sich Nachmittags 1 Uhr eine furchtbare Riesenlauine zwischen Hospenthal und Andermatt vom Berge Gurschen, welche in der Thalebene sich weit über die Straße bis in die Reuß mit Ungestüm und furchtbarem Getöse fortwälzte. Drei Wegeknechte, Balthas. Müller v. Hospenthal, Adelbert Russi von Andermatt und Jos. Renner von Realp, die auf der Straße mit Schneeschaufeln beschäftigt waren, fanden durch diesen Schneesturz ihren Tod. Die aus Italien kommende Post, elf Schlitten stark, unter Führung des Kondukteurs Jul. Russi, gelangte eben ins Dorf Andermatt als die Lauine losbrach; der letzte Schlitten wurde noch durch den gewaltigen Luftdruck leicht zur Seite geworfen, ohne daß die darin sitzenden Personen Schaden litten. Zwei Minuten Verspätung hätte den ganzen Postzug unrettbar dem Verderben preis gegeben. Diese, wie noch nie gesehene Riesen-Lauine war über eine halbe Stunde breit und dehnte sich vom Felsenthal bis zum Gurschenthal aus. Wäre nicht der Bannwald oberhalb Andermatt gewesen, so existirte heute dieser Ort nicht mehr.

türliches, zähes Bindemittel zwischen dem Boden und dem Schnee bilden.

Die meisten Grund-Lawinen haben ihre regelmäßigen Passagen, ihre ausgefegten, von Weitem kenntlichen Schurfrinnen, „Lawinenzüge" genannt, durch welche sie allfrühjährlich herniederrasen. Sie stehen in einiger Verwandtschaft mit den Betten der Rüfen, nur sind sie minder trümmererfüllt, sondern zeigen mehr glatt ausgehobelte, breite Felsenrinnen (bis 100 Fuß Durchmesser), in denen allerdings immer etwas Gebirgsschutt zurückbleibt. Die Bewohner des Tavetsch schneiden im Spätsommer droben in den Regionen, wo der stammförmige Baumwuchs bereits aufgehört hat, das Buschwerk der Alpen-Erle an minder geneigten Halden ab, binden Faschinen daraus und legen diese in die Lawinenzüge, um die Fallkraft der zum Sturz geneigten Schneemassen in ihrem zerstörenden Effekt zu schwächen. Die auf solche Weise von der Lawine mit zu Thal hinabgerissenen Bündel braucht der Aelpler nicht herabzutragen oder zu schlitten; er nimmt sie, wenn der Sturzschnee im Hochsommer vollends drunten zergangen ist, als Brennreisig aus dem wüsten Schutthaufen,

Wo gehüllt in graue Laken
Schlafend die Lawinen liegen, —

heraus, und weiß dergestalt sogar die ihm feindliche Kraft-Aeußerung sich dienstbar zu machen. Eine Sturzbahn der Lawine durch Menschenhand vorzeichnen zu wollen, würde ein ohnmächtiges Bestreben sein.

Da man also die Verwüstungs-Züge kennt (welche meist rechtwinkelig zur Thalsohle einmünden), — da der Aelpler an der Form und Richtung der Wolken, an der Durchsichtigkeit der Atmosphäre, aus dem Abbröckeln der kleinen Schneegarnituren von den oberen vertikal-ausgekehlten Felsgesimsen die Lufttemperatur in der Höhe und deren ungefähren Wärmegehalt vom Thale aus beurtheilen kann, so fällt es ihm, gestützt auf Erfahrungs-Normen,

auch nicht schwer, die Zeit zu berechnen, binnen welcher die Grund-Lawinen anbrechen müssen; hiernach kann er seine Vorsichtsmaßregeln einrichten. Denn gar viele Lawinenzüge durchkreuzen stark begangene Thalwege und machen die Passage in den Frühjahrsmonaten höchst gefährlich; so z. B. in den bewohnten Walliser und Urner Seitenthälern, alle jene Stellen auf den Kunststraßen der Alpen, wo Gallerien angebracht sind, — auch einzelne Stellen in frequenten Thälern, durch welche Poststraßen führen, wie z. B. im Graubündner Oberhalbstein, im Engadin, in vielen Thälern Savoyens u. s. w. Außerordentlich übelberüchtiget in dieser Beziehung ist eine Thalstrecke in Davos (Graubünden) zwischen Glaris und Wiesen, vorzugsweise und die Eigenschaft zum Eigennamen erhebend „in der Züga" genannt. — Wo Häuser und Ställe in solchen ungeheuerlichen Gegenden erbaut werden mußten, stellte die Vorsicht der Thalbewohner dieselben immer auf Vorsprünge der Berg-Gehänge, über welche Schneestürze voraussichtlich nicht hereinbrechen können. Alle permanenten Lauinenzüge haben selbstständige Namen erhalten; so z. B. im Haslithal die Golper-, Schütz-, Mäder- und Loch-Lawi, — am Mettenberg ob Grindelwald die Breit- und Schmal-, die Steg-, Doldis-, Brunnhorn- und Hochthurm-Lauine u. s. w. Mitunter aber scheint ein Berg wie auseinanderfallend sich in lauter kleine Lauinen auflösen zu wollen, und dann reichen keine Namen mehr hin, die Zahl der Schneestürze vollständig anzuzeigen.

Eben so irrthümlich wie vielseitig das Entstehen der Lauinen aufgefaßt wird, eben so unrichtig ist oft das Bild, welches die Phantasie sich von der äußeren Erscheinung des Phänomens während des Sturzes entwirft. Es ist kein kugelnder Ballen, wie man wohl glaubt, der oben in der Bildungsheimath klein wie ein Kohlkopf, nun durchs Herabrollen und durch das massenhafte Anhängen der Schneetheilchen immer größer wird, und endlich einem Globus von kolossalem Durchmesser gleicht, der unten erst, wie eine Bombe

zerplatzend, seine Schneeladungen ausstreut; ein solch progressives, sphärisches Formen, — wie man es vor Eintritt des Thauwetters im Tieflandswinter wohl spielweise von Knaben ausführen sieht, wenn sie einen Schneemann bauen wollen — würde mindestens eine gleichmäßig geneigte, von keinen Felsentreppen und Fluhwänden unterbrochene, also der Hügelformation ähnliche Abdachung eines Berges voraussetzen. Der Sturz einer Lawine, jeder Gattung, gleicht fast immer mehr oder minder dem Bilde eines in völligsten Schaum aufgelösten Wasserfalles. Gewöhnlich hört man den Sturz früher, als man ihn sieht. Durch den donnernden Schall plötzlich aufgeschreckt, richtet der Blick des mit der außerordentlichen Erscheinung nicht vertrauten Fremdlings sich gewöhnlich in die Höhe und sucht am Firmamente die Gewitterwolken, welche die gewaltig tönenden Schwingungen hervorrufen; aber droben im tiefen blauen Aether lagert lichte Ruhe, — kein Wölkchen schwimmt im Luft-Oceane. Schon rollt das Getöse nachhallend durch die Thäler und erneuert jetzt abermals, stärker anschwellend, die erschütternden Tonwellen, als das Auge niedersinkend drüben am Silber-Mantel des Berges rauchendes, von den Lüften verwehtes, stäubendes Gewölk und unmittelbar darunter eine gleitende, niederwallende Bewegung an den kaum zuvor noch in starrer Todesruhe daliegenden Firnhängen wahrnimmt. Scheinbar langsam, im stolzen getragenen Zeitmaß, schwebt die Schnee-Kaskade wie breite Atlasbänder über die Felsenwände herab, staucht tiefer an hervortretenden Fluhsätzen auf, zerstiebt in wollig-runde Schaumbogen und zerflatternde Wolken-Wimpel, wie die Intervallen eines Strom-Kataraktes, oder verliert sich sekundenlang in verborgene Schluchten und sinkt, das Schauspiel von Stufe zu Stufe wiederholend, hinunter, bis sie auf flach auslaufenden Alpmatten oder im tiefen Trümmer-Becken zur Ruhe kommt. Mit dem Verschwinden des vermeintlichen Stromes, verhallen auch die, den Fall begleitenden, grollenden Donner, und der Wanderer überzeugt sich

staunend, daß beide Thätigkeiten in unmittelbarer Wechselbeziehung zu einander standen. Dort aber, wo der scheinbare Staubbach herniederwallte, zeigt eine schmutzige, fahlfarbene Linie in Mitte des blendenden Firnes, daß hier mehr als blos Schnee, daß Erde und Gesteinschutt mit herabgekommen sein muß, von denen Spuren zurückblieben. —

Dies ist das Bild einer sommerlichen Grund-Lawine von entferntem, gesichertem Standpunkte ruhig und gemächlich betrachtet. Könnte man mit bedeutend vergrößerndem, scharf-specialisirendem Tubus die stürzende Lawine dem Auge näher rücken, wie ganz anders würde diese sich gestalten, wie würde sie, gleich den ungeahnten Zellgeweben der Organismen unterm Mikroskop, sich plötzlich zu unermeßlichen Schneewolken ausweiten, in deren Umhüllung Felsenquadern, Eismarren und Rasenfetzen ihren Schmetterflug pfeifend und heulend zurücklegen. Was dem freien Auge von Ferne wie leicht herabschwebende Schaummasse erscheint, wird in der Nähe zur tobend-jagenden Furie; denn es fehlt uns, wie überall in den Alpen, so auch hier für die Entfernung, jeglicher Maßstab, nach welchem die Höhen zu beurtheilen sind, an deren unterbrochen-vertikaler Fläche die Lawine herabstürzt. Würde man die ungefähre Höhe jener Stelle, wo die Lawine sich begrub, in Zahlen von der Höhe des Punktes, an dem sie sich ablöste, subtrahiren und die gewonnene Differenz mit der Summe der Sekunden (so lange das Naturspiel währte) dividiren, so würde man einen Geschwindigkeits-Quotienten für die enorme Fall-Eile erhalten, der zugleich den donnernden Gang aufklärte.

Eine Frühjahrs-Grund-Lawine in möglichster Nähe gesehen ist Entsetzen-erregend, fast unbeschreiblich. Alle Worte und Bezeichnungen sind unzureichend, um dieses Chaos, diese völlige Auflösung, diese gemeinschaftliche, augenblicklich zugleich sich entwickelnde Orkan-, Bergsturz- und Gewitterähnliche Erscheinung zu schildern. Aufruhr, Flucht, Zerstörung, Vernichtung, begleitet von rasendem

in einander verwobenem Knirschen des sich selbst zerpressenden Schnees, dem stöhnenden Krachen zersplitternder Bäume, dem zischenden Fluge geschleuderter Felsgesteine und deren krachendem Anprall an die Gebirgswände, schrillem Gepraſſel, — genug undefinirbarem, ohrenbetäubendem Geräusch, dessen Echo aus allen Thal-Ecken hundertfältig zurückgeschleudert aufs Neue sich in dieses Wüthen vermengt, das ist der Total-Eindruck einer Grund-Lawine in der Nähe. — Ihr Material ist fester, dichter, schwerer als das luftiger Staub-Lawinen; darum keilt es sich auch mit eiserner Zähigkeit, dort wo es hineinfällt, fest. Personen und Thiere von einer Schlag-Lawine verschüttet, sind meist unrettbar verloren; sie bricht ihnen das Genick und Rückgrath, oder legt sich abschließend dicht um den Körper an, so daß der Erstickungstod unvermeidlich erfolgt. Der Schnee dieser Lawinen wird so fest in einander geschlagen, daß Menschen oder Thiere, nur bis an den Hals darin steckend, sich unmöglich ohne Hilfe Anderer herausarbeiten können. Daher kommts auch, daß man in Thälern, durch welche ein scharfſtrömender Gebirgsbach fließt, noch im Hochsommer darüber gewölbte Schneebrücken findet, welche von einem Lawinensturze herrühren. Diese sind oft so kompakt und dauerfest, daß man mit Roß und Wagen darüber fahren könnte. Sie entstehen dadurch, daß der Bergbach von einem Lawinensturz in seinem Bett behindert, sich vermöge seines größeren Wärmegehaltes durchfrißt und den Bogen allmählich erweitert. Gelingt dies dem Flusse nicht, ist der Schneedamm zu dicht, zu mächtig, zu hoch, staut er das Wasser zurück, so kann großes Unglück die tieferliegenden Orte des Thales bedrohen. Denn es ereignet sich nicht selten, daß eine Lawinen-Ladung nicht nur die enge Thalsohle bis zu irgend einer Höhe ausfüllt, sondern selbst an der gegenüberliegenden Böschung noch wieder aufwärts geschoben wird. Wenn dann die in den Thalengen komprimirte Sonnenwärme den Schneedamm mürbe macht und zerfrißt, so bricht das zum See angewachsene Bachwasser mit seiner furchtbaren

Gewalt durch, reißt ringsum Ufergelände ab, entwurzelt Bäume und Sträucher, zertrümmert Stege, Brücken, Mühlen, Häuser und Ställe, schwemmt Nutzhölzer, Sägeblöcke, große Steine, Menschen und Vieh mit fort, und verwüstet tiefergelegene Gegenden weit hinaus.

Zwischen den beiden beschriebenen Lawinenformen, liegt mitten inne eine dritte, die theils selbstständig als Lawinsturz auftritt, noch mehr aber Veranlassung einer jener beiden Sturzformen werden kann; diese wird herbeigeführt durch die s. g. Windschirme, Schneeschilde oder Schneebritte. Das Bildungsprincip dieser im Gebirge gefährlichen Akkumulationen und die Gestalt derselben im Kleinen kennt jeder Bewohner des Flachlandes aus Erfahrung. Es sind jene Schneekappen und spannenhoch, senkrecht-aufgebauten Schneeleisten, welche entstehen, wenn bei verhältnißmäßig milder Temperatur und starkem Schneefall der Wind von einer Seite große fette Flocken an Gebäude, Brunnen, Stackete und andere Gegenstände wirft. Hat das Schneien dann nachgelassen, so verdichtet sich die lockere Masse immer mehr, beugt sich nach vorn über, und zuletzt nehmen diese durch Einwirkung der Sonnenstrahlen und des Wiedergefrierens oft seltsam modellirten Schneeverzierungen eine völlig hängende Gestalt an. Nun, — was hier im Kleinen sich zeigt, formt der dichte Schneefall in den felsigen Alpen, deren Wände beinahe senkrecht von allerlei Spalten, Bändern, Ueberwölbungen und Gesimsen unterbrochen werden, im Großen, und zwar so kolossal, daß überhangende, vom Felsgemäuer völlig abgelöste Schneedächer, auf nur schmaler Basis ruhend, entstehen, die zentnerschwer, jeden Augenblick niederzuschmettern drohen. Diese Damoklesschwerte hangen fest, bis sie unter der Last ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen, oder durch laue Luft, Thauwetter, Föhn oder veränderte Richtung des Windes losreißen. Sie sinds, nach denen der Säumer, der Rutner, überhaupt jeder im Winter das Gebirge durchwandernde Aelpler ängstlich messende

Blicke emporsendet, — diese sinds, die durch den geringfügigsten Umstand, durch einen Schall, eine Lufterschütterung ihres kaum vorhandenen Gleichgewichtes, ihres Zusammenhanges mit der schmalen Felsenbasis beraubt werden können, — sie sinds, wegen derer der Postillon mit der Peitsche nicht klatscht, der Säumer früherer Zeiten, als es noch keine Schutzgallerien*) gab, die Schellen am Halse der Thiere umwickelte, wenn er die engen Defilé's der Schöllenen am Gotthard, der Cardinell am Splügen und ähnliche Schluchten passirte, — und diese sinds, auf welche Schiller in seinem Bergliede hindeutet:

Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Schon viele Unfälle sind durch den Losbruch von Windschilden vorgekommen. Im März 1824 wurde auf dem Bernardino der Postschlitten mit 13 Personen (Reisende, Wegbahner, Kondueteur und Postillon) von solch einem Sturze ergriffen und in einen vollgeschneiten Abgrund geschleudert, aus dem eilf Menschen wieder gerettet wurden; ein Wegbahner jedoch und der Landamman von Roveredo im Val Misocco waren durch den bloßen Druck an das Straßengeländer getödtet worden. Auf dem Scaletta-Paß zwischen dem Engadin und Davos (Graubünden) wurde in den zwanziger Jahren eine ganze Karavane von 52 Schlitten durch ein losgerissenes Windschild sammt Menschen und Vieh verschüttet; einige derselben hatte der vorausjagende Windstoß weit durch die Lüfte geschleudert. Indessen kam Niemand dabei um, weil es lockerer, sandiger Schnee war. — In der Cardinell (am Südabhange des Splügen), ehedem einem wegen seiner Windschilde heillos verrufenen Passe, schleuderte der Luftdruck eines stürzenden Windschildes im Winter 1800 beim Durchzug der französischen Armee

*) Man vergleiche den später folgenden Artikel „Gebirgs-Pässe und Alpen-Straßen".

unter General Macdonald einen Tambour in den Abgrund, wo er unversehrt angekommen sein mochte, denn man hörte ihn in der Tiefe mehrere Stunden lang trommeln. Da es aber unmöglich war, dem Unglücklichen Hülfe zu senden, so wurde er ein Opfer der Kälte und des Hungers. — Martin Meuli von Nufenen betrat 1807 spät Abends mit seinem Kameraden Christian Menn und einigen Saumrossen die Cardinell. Plötzlich rauschte eine Lawine herab und stürzte letzteren sammt seinem Pferde in den Abgrund. Meuli blieb unversehrt auf beiden Seiten von hohen Wällen Lawinenschnees eingeschlossen und brachte die kalte Winternacht unter einem vorragenden Felsen zu, indem er sich in eine Welle Tuch, die er auf seinem Saumroß hatte, einwickelte und dadurch sein Leben fristete.

Solche stürzende Windschirme verdecken, gleich den Grundlawinen, oft die Bergstraßen mit haushohen Schneeschanzen, so daß die Rutner mit dem bloßen Ausschaufeln nicht würden Bahn schaffen können, sondern Gallerieen durch dieselben brechen müssen. Dies war ganz besonders auf den Graubündner Hochpässen in dem schneereichen Winter 1859 auf 1860 der Fall. —

Die Anwohner solcher Passagen erzählen wunderbare Geschichten von dem instinktiven Vorgefühl mancher Thiere, die den Sturz von Lawinen gleichsam ahnen oder man möchte fast sagen prophezeihen. So ist es notorisch, daß an jenen Abhängen, die in irgend einer Weise von regelmäßigen Lawinenzügen berührt werden, selten oder fast nie Spuren von Gemsen im Schnee zu finden sind. — Die Bewohner der Bergwirthshäuser und Hospitien versichern, daß kurz vor dem Eintritt von Staublawinen und vor dem Sturz von Windschilden die Bergdohlen aus der Höhe herabkommen, gleichsam zu den menschlichen Wohnungen flüchtend und diese kreischend umflattern. — Abgerichtete, zum Aufsuchen Verunglückter bestimmte Berghunde sollen ebenfalls kurz vor dem Anbrechen von Lawinen und Guxeten eine sichtbare Unruhe verrathen, und auf dem

Simplon hats deren gegeben, die laut heulten und hinaus verlangten, um ihrer Bestimmung gemäß zu suchen. — Die auffallendste Witterung jedoch zeigen die Pferde. Wir haben schon bei Darstellung des Schneesturmes (Seite 172) gesehen, daß das Pferd vor dem Losbruch des Unwetters unaufgefordert seine äußersten Kräfte anstrengt, um rascher vorwärts zu kommen und wenn möglich das schützende Haus noch zu erreichen. Ueber den Scaletta-Paß soll früher ein Roß lange Jahre den Säumerdienst mitgemacht haben, welches regelmäßig durch Sträuben und Stetigwerden den bevorstehenden Sturz von Lawinen anzeigte, während es sonst das geduldigste und leitsamste Thier von der Welt war. Die Säumer, welche es deshalb hoch achteten, verließen sich bei zweifelhaftem Wetter fast ganz auf dieses Pferd. Einst hatte es auch im Winter Passagiere mittelst Schlitten zu befördern und an einer Stelle unweit der Paßhöhe angelangt, wollte es durchaus nicht von der Stelle. Die Reisenden, unverständig genug und der Führer zu nachgiebig, trieben mit den äußersten Mitteln das Roß zum Weitergehen an. Endlich, nachdem es durch lautes Wiehern seinen Unwillen über die Unvernunft der Menschen zu erkennen gegeben, zog es aufs Neue mit äußerstem Aufwande aller Kräfte an und suchte durch ein fast verzweifeltes Vorwärtseilen der drohenden Gefahr zu entfliehen. Wenige Sekunden weiter, plötzlich Krach und Wurf! — Die Lawine hatte die Reisenden sammt dem treuen, klugen Roß begraben.

In Sedrun (im Tavetsch, Graubündner Vorder-Rheinthal), wo in einer Umgebung von mindestens 8 Stunden keine Buchenwälder vorkommen, findet man im Frühjahr dürre Buchenlaub-Blätter, welche der Wind über den 7250 Fuß hohen Kreuzli-Paß von Amsteg herüberträgt. Die Bewohner sehen solche Blätter, deren Baum sie gar nicht kennen, als Vorboten von Lawinenstürzen an.

Die Gebirgsbewohner können aber auch durch befühlende Handprobe und durch Besichtigung des Schnees denselben ziemlich richtig

taxiren, wie weit er für Lawinen reif sei, und danach richten sie ihre Ueberberg-Reisen ein. Gewöhnlich werden diese, wenn sie über lange und wilde Pässe gehen, gesellschaftlich unternommen, dann aber doch immer sektionsweise, so daß die einzelnen Schlitten stets in einiger Entfernung von einander laufen; sollte sich dann irgendwo ein Schneefall ereignen, so werden doch nicht Alle zugleich davon ergriffen, und die verschont Gebliebenen können ihren verschütteten Gefährten zu Hülfe kommen.

Die Lawinen sind nur eine Erscheinung der tieferen Regionen, besonders jener um und unter der Gränze der Holzvegetation; über 10,000 Fuß absolute Erhebung kommen sie kaum mehr vor. Es giebt schon, selbst in den bedeutendsten Höhen, Schneerutsche, die sich abwärts bewegen, und bei warmer Südluft fallen die angewehten Garnirungen von den jähen Grathen mitunter herab; aber solche sehr unbedeutende Partial-Ablösungen tragen zu wenig den Charakter der Lawinen, als daß sie diese Bezeichnung verdienten. Für jene tiefer liegenden Regionen sind sie im Ganzen genommen, trotz ihrer verheerenden Wildheit, eine wohlthätige Erscheinung; denn sie befreien große Strecken Alpenweidelandes durch einen einzigen Akt von unberechenbaren Schneelasten, zu deren Beseitigung die Sonnen- und Luft-Wärme bis weit in den Hochsommer hinein zu schmelzen haben würde.

Der Gletscher.

Reiche mir, Führer, den Stab, und waffne die Sohlen mit Zacken,
Denn erklimmen muß ich dort jenen prächtigen Eisberg!
Leite mich weiter hinauf und halte mich, daß ich nicht sinke.
Jetzt, jetzt bin ich ihm nahe, dem Gipfel! Hier steh' ich und athme
Reinere Luft, und starre hinab in die offenen Klüfte,
Blicke staunend umher auf die Reihen der Eispyramiden,
Sehe dort fern am Felsen hinauf die einsamen Hütten
Glücklicher Sennen, und Ziegen, die fetten Weiden verfolgend.
Wie es unter mir donnert! Mir ist, als bebte der Eisberg,
Drohte zu bersten und mich zu begraben unter die Trümmer!
Ha! wie dort der gewaltige Strom aus der Pforte des Eissturms,
Gleich als würd' er geschleudert, in schwärzlichen Wogen hervorschäumt
Und sich, befruchtend, ergießt in den Schooß des blühenden Thales!

Stäudlin.

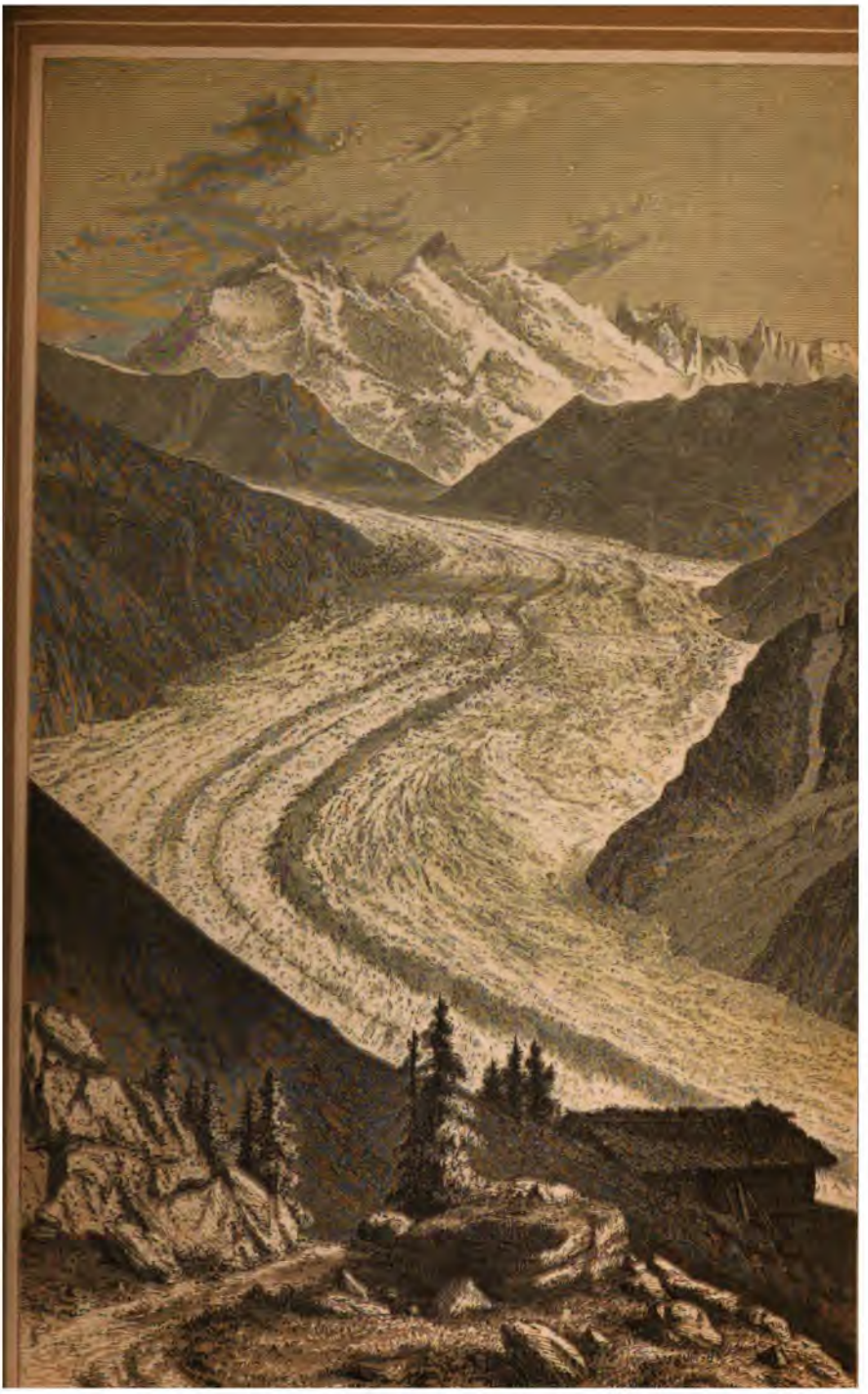
Was die Lauine im wilden Sturme entfesselter Leidenschaft während wenigen Augenblicken vollbringt, das führt der Gletscher im langsam bedächtigen Vorschritt aus. Beide haben die gleiche Aufgabe: das Hochgebirge von der drohenden Schnee-Ueberlastung zu befreien und einer allgemach entstehenden Total-Erkältung des Alpengebäudes und seines Anlandes vorzubeugen; beide sind ausgleichende Faktoren, vermittelnde Ableitungskanäle, beide streben einem Ziele zu, aber auf verschiedenen Wegen. Die Lauine ist man möchte sagen eine Erscheinung jugendlicher Unbesonnenheit, die allen Boden unter den Füßen verlierend, mit einem kühnen Satze

dem Opfertode sich in die Arme wirft und ihren, erst in der Bildung begriffenen, noch zusammenhanglosen Schnee-Körper in irgend einem abgelegenen Gebirgswinkel des Thales wie ein Selbstmörder verborgen der Auflösung anheimgiebt, — der Gletscher ist ein alter besonnener Oekonom im Gebirgshaushalte, der anscheinend faul und stillstehend, dennoch in ununterbrochener Thätigkeit, mit ruhigem praktischen Takt, das Uebermaß des lockeren Hochgebirgsschnees sammelt und zu festem, körperhaftem Eis verdichtet, langsam ins Thal hinabbefördert. Er ist einer der vielen tausend wunderbaren Beweise von der Alles regelnden göttlichen Anordnung im großen Organismus des Naturlebens, die jedem Ding sein Maß und Ziel giebt und durch den großen Kreislauf der Materie vor dem absoluten Tode bewahrt.

Alles, was im Sommer von den Höhen der Schneeregion und eingeschaltet in die Gebirgsrinnen weiß ins Thal, ins Alpendorf herableuchtet, nennt der deutsche Schweizerbauer summarisch „Gletscher", der Tyroler „Ferner", der Anwohner der Tauern „Kees", der Romane „Vadret", der Unter-Walliser und Savoyarde „Glacier". Er macht keinen physikalischen Unterschied zwischen Schnee und Eis, ihm ist Beides ziemlich identisch. Anders die Wissenschaft; sie unterscheidet dem Material und seiner Dichtheit, seiner Höhenlage nach, den lockeren Hochgebirgsschnee über 10,000 Fuß Höhe, von dem tiefer vorkommenden, grieselich-körnigen, älteren „Firn-Schnee", (der eben seinen Namen von der Bezeichnung „Fern", welches im Idiom „vorjährig" bedeutet, erhielt) — und diesen wieder vom eigentlichen durchsichtigen, kompakten Gletscher-Eis. Letzteres entsteht aus Ersterem durch eine Menge unvermerkt vor sich gehender Umwandelungen dieser krystallinischen Wasserformen. Es repräsentirt somit der feine Hochschnee in den höchsten Regionen gleichsam die Periode der Kindheit. Durch eigene Schwere und Druck der hinterliegenden Massen gleitet er langsam tiefer und wird nach und nach durch Wärme-Einwirkung inniger zu körnigen Kon-

glomeraten verbunden, er tritt ins Jünglings-Alter des Firnes über. Abermals zwischen den Felsengassen tiefer geschoben und somit in immer wärmere Regionen hinabwandernd, geht er weiteren neuen Umgestaltungs-Phasen entgegen, schluckt niederfallenden Regen auf, bindet diesen durch die innewohnende Kälte ebenfalls zu Krystallen und verdichtet sich endlich zum porösen Eis; er tritt ins Mannesalter über und wird das Material des Gletschers. — Jetzt hat er, wie der Mann im Leben, die größten Drangsale zu bestehen. Eingeklemmt in tiefe Gebirgsschluchten muß der Gletscher den Windungen und dem Fall seines Flußbettes folgen, gegebene Verhältnisse zwingen ihn. Es wird hier absichtlich der Ausdruck Flußbett gebraucht; denn nicht nur, daß sein Körper einem zwischen Berg- und Felsenketten herabkommenden, zu Eis erstarrten Strome gleicht, sondern der Gletscher fließt auch, er bewegt sich, dem Flusse gleich, nach der Tiefe fort, freilich nur mit jener geringen Geschwindigkeit, mittelst welcher der Datum-Zeiger auf großen Wanduhren seine Wanderungen fortsetzt. Er muß Lasten herabgestürzter Steine auf seinem Rücken tragen, — Furchen zerreißen seine Oberfläche, und zerbrechend in Scherben stürzt er der Tiefe zu, bis er im Thal das Ende seiner Lebensbahn erreicht und aufgelöst zu Wasser dem Strome, dem Meere zueilt.

Es ist schwer, sich einen annähernd richtigen Begriff vom wirklichen Wesen und realen Aussehen eines Gletschers zu machen. Die besten Abbildungen, selbst getreue Photographieen, geben stets nur trockene, oberflächliche, man möchte sagen „hölzerne" Bilder. Immer ist der Raum, selbst der größten gemalten oder gezeichneten Hochgebirgs-Landschaft zu klein, um auch nur annäherungsweise die gigantische Größe eines Gletschers in seinen erschreckenden Massen anzudeuten; die Verhältnisse werden immer kleinlich, nichtssagend. Höchstens vermag das Stereoskop, wenn recht vorzügliche Partial-Aufnahmen in dasselbe eingeschoben werden, theilweise eine Idee von der Großartigkeit dieses Phänomens zu geben. Selbst in einiger



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Entfernung, von einem benachbarten, gegenüberliegenden Berge gesehen, schwinden die mächtigsten Gletscher unter dem Druck der imponirenden Felsen-Umgebung zu untergeordneten, schmutzig-weißen Streifen zusammen. Diese, die Gebirgsriesen der Granit- und Kalk-Dome mit ihren Zinken, Riffen und Kämmen, steigen frei und kühn in die Lüfte, zeigen die Größe ihrer Körperfülle in kräftigen, derben Linien und geben durch diese mehrseitigen Profile Anhaltepunkte für die Höhen-Dimensionen; — der Gletscher birgt die Summe seines unberechenbaren Inhaltes in den Gebirgs-Einschnitten, welche er ausfüllt, er ist ein begrabener Körper, der nur die einseitige Oberfläche bloslegt. Darum kann auch hier nur wieder eine Wanderung über den Rücken dieser Eisschlange, der Einblick in seine Spalten, Abgründe und geheimnißvollen Tiefen, das Betreten eines Gletscher-Thores den Besucher einläßlich instruiren.

Ausgebildete, alle charakteristischen Merkmale an sich tragende Gletscher giebt es nur in den Central-Stöcken der Alpen, dort wo die Gebirgshebung unmittelbar und energisch stattfand. Die größten und umfangreichsten Gletscher-Reviere sind die Central-Massen des Montblanc, der Walliser und Berner Alpen, des Bernina-Massivs in Graubünden, der Oezthaler-Gruppe in Tyrol, und der Tauern in Oesterreich, also jene, welche in ihre Hochmulden die ausgebreitetsten Firn-Magazine einschließen. Bedeutende Gletscher ersten Ranges enthalten außerdem die grajischen Alpen Savoyens, die Tödi-Gruppe auf der Gränze von Uri, Glarus und Graubünden, die Centralmasse des Adula oder Rheinwaldhornes, die Silvretta-Gruppe im Unter-Engadin und die Ortler-Gruppe. Unausgebildete Gletscher und solche von sekundärem Range finden sich in allen Alpentheilen, welche die absolute Höhe von 8000 Fuß erreichen und in dieser Höhe nur einigermaßen nennenswerthe Hochflächen einschließen, die Schneevorräthe anzusammeln geeignet sind. Gletscher in Bergzügen suchen zu wollen, die in ihrer mittleren Erhebung die Schneegränze (7000—8000 Fuß) nicht überschreiten, würde ein vergebliches Beginnen sein.

Wir steigen durch Wiesen und Arvenwald leicht bergan. Dichte Baumgruppen verdecken noch alle Aussicht. Jetzt hellt es sich auf und wir betreten, das Schattendunkel verlassend, nackten felsigen Boden, der seltsamerweise in allerlei Hohlbuchtungen und wellenförmigen Segmenten wie vom Bildhauer ausgemeißelt und abgeschliffen erscheint. Auf Trümmerhalden und kolossalen Steinblöcken oder aus den Felsenritzen, deren Oeffnung sich mit Erde ausgefüllt hat, wuchern, ein belebender Schmuck der öden Gehänge, leuchtend blühende Alpenrosen in reichlicher Menge. Noch einen Bergriegel umwandernd, — und die Aussicht öffnet sich, — wir stehen vor der Stirn des Gletschers. Kirchthurmhohe Wände steigen auf und versperren das weitere Vordringen. Ist das ein weiß überschneiter, ursprünglich schmutzig-grauer Felsen, der hier in phantastischer Bildnerei überhangend hervorragt? Dem widersprechen sofort transparentschimmernde, glasartig-erscheinende Einschnitte in der Wand, die wie tiefgelegte Falten sich längs derselben einschmiegen. Wir klettern über merkwürdig aufgehäufte Blockwälle scharfkantiger Felsenfragmente, roh aufgerichtete Barrikaden von bedeutender Höhe und dringen von Neugierde getrieben näher gegen die räthselhafte Wand vor. Jetzt entdecken wir am Fuße derselben einen weitgewölbten Kanal, der in den feenhaftesten Farben schimmernd, nach seiner Tiefe hinein sich in unbestimmte Nacht verliert. Jetzt ahnen wir, daß wir vor einer gigantischen Eiswand stehen. Jenes graue Gestein, welches wir im ersten Anblick für den selbsteigenen Körper einer Felsenfronte hielten, sind nur eingebackene Gesteinsreste, mit denen der Gletscher-Absturz überstreut ist. Nun erschließt sich uns die erste Ahnung von der erschreckenden Massenhaftigkeit eines Gletschers, — nun erst drängt sich uns die Vermuthung auf, daß die riesige Trümmerschanze, welche wir so eben überstiegen, aus Gesteinsscherben besteht, welche vom Gletscher herunterstürzten. Ein oberflächlicher Blick, selbst wenn wir zuvor nie uns mit Mineralogie beschäftigten, sagt uns, indem wir nach Stoff, Korn und Farbe

die vorliegenden Brocken mit dem abgeschliffenen Gestein, über welches wir wanderten, vergleichen, daß es ganz anderer Abstammung ist. Diese aufgebauten Haufen werden Front-Moränen, Stirn-Gandecken, Firnstöße genannt. Sie sind Resultate der allmählichen Gebirgszertrümmerung und Musterkarten der Felsenarten, welche die Gletscher umstehen. Der Gletscher hat sie aus zwei oder noch mehr Stunden entfernten Hochgebirgs-Revieren auf seinem Rücken langsam hierher transportirt, und wir erhalten durch sie den ersten Beweis von der wandernden Thätigkeit des scheinbar stillstehenden Eisgebäudes. Die Oeffnung aber, welche unten an der Eiswand sich zeigt, ist das s. g. Gletscherthor, aus dem ein breiter, kräftiger Bach abgeschmolzenen Eiswassers hervorströmt:

— — der Gletscher Milch,
Die aus den Runsen schäumend niederquillt.

Das Wasser ist milchweiß oder hellgräulich-trübe, selten durchsichtig klar. Woher die Färbung? — Der Gletscher mit seiner millionenfach-zentnerschweren Last langsam über den Granit- oder Kalkfelsen seiner Stromsohle hinabgleitend, schleift unerkennbar feine Theilchen des Gesteins ab und färbt mit diesen das Gletscherwasser. Die ausgekehlten Flächen, die wir kurz vorher durchwanderten, sind gleichfalls Resultate dieser polirenden Thätigkeit. Man trifft am Riffel, längs des Gorner-Gletschers unterm Monte Rosa und nahe bei Zermatt, — am Vieścher-Gletscher im Oberwallis und an den Borden vieler anderer, solche wunderbar polirte Gneis- und Granit-Hügel, welche Kunde geben, daß einst der Gletscher, als er größer, höher, breiter war, über diese Stelle hinwegging und sie also abrundete.

Manche Gletscher haben gar kein Gletscherthor, sondern laufen, flach wie eine Muschel sich ausbreitend, schwach geneigt über die Thalsohle aus; — so der prachtvolle Rhône-Gletscher am Fuße der Furka, der Rosegg-Gletscher an der Bernina-Gruppe u. A. — Wieder Andere haben hohe, imposante Gletscherthore, ähnlich den

Portalen gothischer Dome. Die größten und schönsten derselben findet man am Glacier des Bois im Chamouny-Thal, aus dem der Arveiron hervorströmt, in manchen Jahren mehr als hundert Fuß hoch, — am Mortiratsch-Gletscher unter der Bernina-Gruppe, der den Flatz-Bach zum Inn entsendet, am Marcell-Gletscher und namentlich die berühmte Eisgrotte an der Pasterze. So verlockend es ist, in diese lasurblau oder glasgrün schillernden Eishallen einzudringen, so gefährlich ists, weil fortwährend Steine, die droben auf dem Rücken des Gletschers an dessen Absturz liegen, herabstürzen, oder selbst Eiswürfel sich ablösen und herniederfallen.

Blau ist die eigentliche Farbe des Gletscher-Eises, wie überhaupt die alles reinen Wassers; indessen müssen dennoch verschiedene Umstände auf die mehr oder minder intensive Färbung einwirken, weil einige sich besonders durch die prachtvolle Tiefe ihres Blau auszeichnen. Dahin gehören namentlich der Arolla-Gletscher im Val d'Herins, der Roßboden-Gletscher an der Simplonstraße, der vielbesuchte Rosenlaui-Gletscher unweit Meyringen im Berner Oberlande, und der obere Grindelwald-Gletscher. Personen, die in die Spalten eines solchen mährchenhaft beleuchteten Eisgebäudes eintreten, werden magisch von einem blauen Lichte übergossen, das alle anderen Farben tödtet oder doch abschwächt und das blühendrothe, gesunde Antlitz erstirbt in einem fahlen, blassen Leichenton. Es ist ein wirklich geisterhaftes Blau, eine, man möchte fast sagen spukhafte Farben-Erscheinung; denn das gleiche Stück Eis, welches in der Gletscher-Grotte von sich aus tief Indigofeurig strahlt, verliert, an das Licht des Tages gebracht, sein ganzes herrliches Kolorit und erscheint farblos durchsichtig wie jedes andere Stück Fluß- oder See-Eis.

Wir müssen, um auf die Höhe unseres Gletschers zu gelangen, an den Seitenwänden durch wildes Gestrüpp und über zerklüftete, verwachsene Gebirgsrudimente emporklettern.

Der erste Eindruck, den die vordere Gletscher-Oberfläche auf

den Beschauer macht, ist in der Regel kein anmuthig überraschender. Die Meisten sehen schmutzig, wie mit Sand und zerstoßenem Bergschutt bestreut aus, etwa einen verwandten Anblick bereitend als wie im Frühjahr, wenn nach bedeutendem Schneefall in den Städten Thauwetter eintritt. Es giebt Gletscher, die dermaßen mit Geröll und Gebirgsunrath überlagert sind, daß man auf eine lange Strecke hin gar kein Eis erblickt. Dieser schmutzige Bewurf rührt von den Mittel-Moränen oder Guffern her, die wir gleich näher werden kennen lernen.

Je weiter wir emporbringen, desto zerklüfteter wird die Fläche, aber auch desto reiner tritt der Eiskörper wieder hervor. Da fesseln denn unsere Aufmerksamkeit zunächst auffallend-gestaltete, rissig-zerklüftete, pyramidal-emporgezackte, riesige Eissplitter, die auf die Bruchkante gestellt, bald überhangend-geneigt, bald starr und trotzig auf breiter Basis, in positiver Haltung verharrend, das abenteuerlichste Durcheinander plastischer Modelle vorführen. — Noch einige Schritte hinaufklimmend am Gletscherrande, erreichen wir einen freien Aussichtspunkt. Himmel! welche Zerstörung, welches Klippen- und Zacken-Meer, welches wüste Formen-Gewirr? Was ist das Trümmerfeld eines Bergsturzes gegen dieses, ganz außer dem Gebiete unserer herkömmlichen Anschauung liegende, mehr als phantastische Chaos? Hier ist nicht das Rohe, Steinbrüchige, Absolut-Anorganische der Felsen-Stürzlinge, wie wir es allenthalben schon sahen, — hier leuchtet unverkennbar bildnerisches Element aus Allem hervor, ein ausgeartetes, uns völlig fremdes Formengesetz, zu dem wir jedoch den leitenden Gedanken nicht rasch genug herausfinden können, tritt uns entgegen. Unsere Augen schweifen beängstiget und neugierig-suchend umher, und immer mehr entdecken sie eine Grunddisposition, ohne jedoch den erwünschten Ruhe- und Anhaltspunkt finden zu können. Hat ein titanischer Architekt hier den Versuch gewagt, dem geisterhaften Alpenkönige aus Eisquadern ein Lustschloß errichten zu wollen, und hat er

seinen ornamentalen Phantasieen in bizarrster Form Körper verliehen, das Bauwerk aber unaufgeführt liegen lassen? — So drängt sichs in uns, wenn wir zum Erstenmal denjenigen Theil eines großen Gletschers überschauen, der mit s. g. „Gletscher-Nadeln" bedeckt ist. Woher in ganzer Breite diese seltsame Scherben-Anhäufung? Zu rascher Verständigung kann man sich des Vergleiches bedienen und sagen: es ist der Wasserfall des Gletscher-Flusses. Wie der Strom da, wo ihm plötzlich sein Bett fehlt und abbricht, weil auch das Thal eine Stufe macht, — in Gischt und Schaum zerstäubt hinunter tobt, um dann drunten in einem tiefer liegenden Bett seinen Weg fortzusetzen, so hat auch hier der langsam-fortrückende Gletscher plötzlich den Boden unter sich verloren, die spröden Eismassen konnten sich nicht halten, spalteten, rissen von ihrer Schwere gedrängt ab und stürzen hinunter. Aber Brocken auf Brocken häuften sich dieselben so an, daß die Tiefen-Differenz dem Auge entschwand und wir nun blos die, in starker Neigung abwärts strebende Oberfläche der Eistrümmer-Summe erblicken. Es würden auch Scherben sein ähnlich denen, wie wir sie im Kleinen während des Winters in den Städten erblicken, wenn der Konditor seine Eiskeller neu mit Vorräthen versorgen läßt; hier aber modelliren unsichtbare Hände an den gestürzten Gletscher-Brüchlingen herum, höhlen dieselben aus, schleifen sie ab, und die verborgenen Künstler, welche ihnen stets neue Formen geben, sind die Sonne, erwärmte Lüfte, Regenschlag und rückkehrender Frost. Diese Modelleure und Plastiker lecken und waschen bald an dieser, bald an jener Stelle längs der krystallinischen Bruchkanten herum und formen so wundersam, daß aus dieser nimmerrastenden Thätigkeit jene ungeordnete und doch einheitliche Gesammt-Wirkung entsteht, welche so frappirt. Weil aber alle behülflichen Faktoren von Oben wirken, so wird auch die Kuppe der Eistrümmer am Ehesten angegriffen und daher die Obelisken- oder Thurm-ähnliche Form, die man bezeichnend „Gletscher-Nadeln" nannte, weil ihre Spitzen oft ungemein scharf

gegen das Zenith auslaufen. Exemplare von dreißig bis fünfzig Fuß Höhe sind am Gorner-Gletscher ob Zermatt (in Wallis), am Glacier des Bois unterm Chapeau und am Montanvert, so wie tiefer drin am Glacier du Talèfre (beide im Chamouny-Thal) und am Pasterzen-Gletscher beim Groß-Glockner durchaus keine Seltenheiten. Auch der Rhône-, Viescher- und die beiden Grindelwald-Gletscher sind reich an solchen. Sie überdecken bei Manchem viertelstundengroße Flächen.

Aber, so wie die Schaumwolken des Wasserfalles drunten rasch die gefangenen Luftbläschen wieder entlassen und sich zu der glatten, homogenen Fluß-Fläche wieder vereinen, eben so verwachsen die Eistrümmer, nicht weit unter ihrer Katarakt-Linie, mittelst Kompression, Durchfeuchtung und Wiedergefrieren der eingesickerten, tropfbarflüssig gewordenen Abschmelzwasser, bald wieder zu einem Körper-Ganzen, das am Ende die kompakte Gletscher-Front bildet.

Weiter hinauf! Wir können nun den Gletscher endlich betreten. Es ist gegen Mittag und die Sonne scheint warm. Wie ganz anders, als wir sie uns dachten, gestaltet sich nun die ziemlich ebene Oberfläche. Sie ist von tausend und abermals tausend Rinnen und Rinnchen durchfurcht, die kreuzend und mäanderisch ihre Bahnen gebildet haben. Emsig eilen die kleinen Wasseradern des kaum einen Grad Wärme haltenden, diamantklaren Eiswassers größeren bach-ähnlichen Furchen zu, deren Bett ebenfalls aus durchsichtighellem Gletscher-Eis besteht. Diese Bäche aber stürzen nach kurzem Laufe, laut rauschend in tiefe, trichterförmige Löcher, „Mühlen oder Moulins" genannt, in denen sie spurlos verschwinden.*) Es

*) Bezüglich der Tiefe solcher Moulins (auf dem Grindelwald-Gletscher „Walken" genannt) erzählt der gewissenhafte Beobachter Oberst-Lieuten. Sonklar v. Innstädten, sein Führer habe einst auf dem Murzoll-Gletscher (in der Oezthaler Gruppe) von einer nahen Moräne zwei große Steinblöcke von etwa 3 bis 4 Ctnr. Gewicht herbeigeschoben und dieselben, nachdem Sonklar vorher sein Ohr der Oberfläche des Gletscher-Eises nahe gebracht, in den Eistrichter hinabgestoßen. „Dröhnend schollen die ersten Aufschläge der schweren

sind geheime Kanäle, die in allerlei Windungen und Verzweigungen bis auf den Felsengrund des Gletschers hinabreichen und dem aus dem Gletscherthor hervorquellenden Gletscherbach Nahrung zuführen.*) Die ganze sanft-gewölbte Oberfläche des Gletschers glitzert und leuchtet vom Reflex der Sonnenstrahlen auf dem blanken, wasserüberronnenen Eise; eine unendlich fieberhaft-zitternde Beweglichkeit ist über die ganze Eishalde ausgegossen, so daß ein wie von Monaden belebtes Flimmern entsteht. Festen Fußes und sicheren Trittes läßt sichs ganz gut über den schwitzenden, glanz-erfüllten Gletscher wandern; wer aber nicht derb zutritt, und etwas Anlage zum Ausgleiten hat, kann versichert sein, alle zwei bis drei Minuten im Nassen zu sitzen. Diese unheimliche Lebendigkeit, dieses glurrende, singende Rieseln in den netzförmig die Spiegelfläche überspinnenden Rinnen währt, so lange die Sonne ihre auflösenden, frost-zersetzenden Strahlen niedersendet; sobald diese hinter die umstehenden Berge tritt, verstummt allgemach das kleine Leben, der erstarrende Todeshauch

---

Steinmassen empor, doch bald wurde der Schall schwächer und verlor sich zuletzt fast unmerklich unter dem Geräusche des stürzenden Wassers. Dennoch konnte ich auf diese Art von dem Beginne des Falles bis zum letzten hörbaren Aufschlage, das erstemal 13, das zweitemal 12 Sekunden zählen. Nimmt man die Fallzeit zu 12 Sekunden an und rechnet man 5 Sekunden ab, um die Verzögerung des Falles durch die Aufschläge in Rechnung zu bringen, so bleiben noch 7 Sekunden übrig. Setzt man ferner 15 Fuß in runder Zahl als die Fallhöhe der ersten Sekunde, so ergiebt sich (nach der Formel $f = as^2$, wo f den in s Zeittheilen u. a. den im ersten Zeittheile durchlaufenen Raum vorstellt), daß die Dicke der Gletschermasse bis zu jener Tiefe aus der noch ein Aufschlag gehört werden konnte, das Maß von 735 Fuß erreicht." (Sonklar, Oezthaler Gruppe. § 144.)

*) Diese Trichter haben aber auch, wahrscheinlich in Folge hydraulischen Druckes der durch eine entferntere Aufstauung des unterm Gletscher fließenden Wassers entsteht, auswerfende Kraft. So erzählten die Brüder Tobias und Jos. Ant. Santer (Führer im Oezthal) sie seien einst in Begleitung eines Mannes von Schnals über den großen Ferner gegangen und zu einem Trichterloch gekommen, in welches sie längere Zeit hinabgesehen hätten. Kaum seien sie aber 20 Schritt davon entfernt gewesen, so hätten sie ein Poltern und Sausen gehört und gesehen wie Schlamm, Schutt und Wasser aus dem Loche hervorgeschleudert worden sei. (Mittheil. d. österr. Alpen-Vereins. II. Bd.)

streift über die Eiswüste und bindet die rieselnden Tropfen wieder zu Krystallen, und noch ehe es Nacht geworden, lagert lautlose Grabesstille auch über diesem Alpenwinkel.

Das Weiterwandern würde nun gar keine Schwierigkeiten haben, wenn nicht eine neue Zerklüftung des Gletschers, diesmal aber nicht in aufrecht stehenden Trümmern, sondern nach unten, sich zeigte. Es sind die berühmten und berüchtigten „Querspalten oder Crevasses" (in Tyrol „Klupen" genannt), welche bis zu bedeutender Höhe hinauf den Gletscher durchziehen. Manche der alpinen Eismeere sind von diesen Tiefrissen so durchsetzt und zerborsten, daß ein Wandern über dieselben fast zur Unmöglichkeit wird, oder doch in ein Labyrinth führt, aus welchem sich herauszufinden eine schwierige Aufgabe ist. Es giebt der Beispiele genug, daß Reisende mit Führern bei nebelfreiem Wetter, am hellen Tage, auf Gletschern, die kaum eine halbe Stunde breit waren, deren beiderseitige Felsenufer man also in allernächster Nähe sehen konnte, sich so zwischen den Spalten verirrten, daß sie viele Stunden brauchten, um einen Ausweg zu finden. Beispiele von Unglücksfällen sollen in dem später folgenden Abschnitte „Alpenspitzen" erzählt werden. Die Gletscherspalten haben an der Oberfläche gewöhnlich eine sehr in die Länge gezogene elliptische Form, deren beide Enden spitz auslaufen. Breite und Länge derselben variirt je nach der Abdachung und Mächtigkeit der Gletscher außerordentlich; es giebt solche, die, wenn sie unlängst erst entstanden, leicht übersprungen werden können, und wiederum solche, die zwölf Fuß und mehr breit sind. Meist steht dann die Breite im Verhältniß zur Länge-Ausdehnung derselben, und man hat deren schon gesehen, die quer über den ganzen Gletscher, von einem Ufer desselben, bis zum andern liefen, also faktisch den Gletscher in zwei Hälften theilten. Nach der Tiefe zu verengen sich die meisten. Der Einblick in dieselben gewährt in der Regel das gleiche schöne Farbenspiel, wie bei den so eben erwähnten Nadeln; besonders läßt sich die geaderte Struktur des

Gletscher-Eises gut an den Spalten-Wänden beobachten. Die Spalten entstehen aus ähnlichen Ursachen, wie die Gletscher-Katarakte; zu starke Spannung der Eismassen führen dieselben herbei. Die Naturforscher Hugi und Agassiz, welche behufs specieller Studien sich Hütten auf den Gletschern erbauen ließen und Wochen lang dort verweilten, haben das Spaltenwerfen genau beobachtet. Es kündete sich durch ein krachendes Getöse im Innern des Eiskörpers an, welch letzterer, ähnlich wie bei einem Erdbeben, erzitterte. Bald darauf zeigten sich Risse wie die einer gesprungenen Fensterscheibe an der Oberfläche, deren Fortrücken und Längerwerden mit den Augen verfolgt werden konnte. Oft war es jedoch auch der Fall, daß die Spalte unmittelbar nach ihrer Entstehung sofort mehrere Centimeter weit auseinander klaffte. Die Erweiterung bildet sich dann nach und nach immer mehr aus.*) Es ist indeß entgegengesetzt auch beobachtet worden, daß bereits ausgebildete, breite und tiefe Gletscherspalten, in Folge der Konfiguration des Gletscher-Bodens, sich wieder schlossen und gleichsam vernarbten. Gewöhnlich sieht man nur wenige mit Wasser gefüllt, weil einerseits viele derselben mit unterirdischen Tunnels und Kanälen in Verbindung stehen mögen, mittelst welcher das aufgenommene Gletscherwasser

*) Curat Trientl zu Gries im Oezthal (Tyrol) ein eifriger Beobachter der ihm naheliegenden Gletscher (nicht nur während des Sommers sondern während des ganzen Jahres) erzählt gegentheils vom Entstehen der Gletscherspalten: „Diese springen nicht, wie Unerfahrene meinen möchten, unter entsetzlichem Gekrach auf einmal ihrer ganzen Länge und Breite nach auf, sondern unter einem gar nicht sehr starken, tiefen, fast metallischen Getön entsteht ein kleiner Spalt, kaum von der Breite (d. h. Dicke) eines Messerrückens und verbreitet sich unter ähnlichem Klingen wie ein Sprung in einem Glase weiter. Nach und nach erweitert sich die Kluft und durch den Schmelzungsproceß runden sich ihre Ränder ab; scharfe Ränder zeugen daher für die Jugend der Fernerschründe, wenn nicht zufällig Schnee dieselben bedeckt, wodurch natürlich die Abschmelzung und Abrundung verhindert wird. Ja der Schnee selbst nimmt Theil an der Spaltung, was besonders bei harten Lauinen, welche an das Ufer eines Ferners herabgerollt sind, auffallend und merkwürdig erscheint; denn die Klüfte welche der Ferner aufthut, setzen in die Lauine hinein oft mehre Klaftern weit fort."

sogleich weiterbefördert und dem Hauptbache zugesandt wird, — andererseits weil die, vom gewöhnlichen Fluß- oder See-Eis wesentlich verschiedene Struktur des Gletscher-Eises eine ununterbrochene Infiltration des Wassers zuläßt. Letzteres ist viel poröser als das durch starken Frost aus flüssigem Wasser entstandene Eis. Das Gletscher-Eis, welches, wie schon oben bemerkt, mittelst einer Menge von Metamorphosen aus dem krystallisirten Schnee der Hochgebirge sich ausbildet, enthält allenthalben sehr kleine, linsenförmige, plattgedrückte Luftbläschen und ist durch und durch von unendlich feinen Haarspalten nach allen Seiten und Richtungen hin durchwoben, welche sofort Flüssigkeiten, die über dem Eis ausgeleert werden, aufnehmen und einsaugen. Professor Agassiz stellte Versuche mit aufgelöstem Farbstoff an und sah denselben, mittelst der unendlich feinen Aederchen, das ganze Stück Eis schleunigst durchdringen, als ob es ein aufsaugender Schwamm wäre; binnen kurzer Zeit war es bis auf 15 Fuß Tiefe von dem Fernambuc-Wasser roth gefärbt.

Vermöge dieser, dem Gletscher-Eise eigenen hohlen Räume entwickelt sich auch in demselben die allseitigste, größte Thätigkeit. Der jetzige Forst-Inspektor des Kantons Graubünden, Herr Coaz (erster Ersteiger der Bernina-Spitze, dessen Mittheilungen wir noch einigemal erwähnen werden) hatte behufs topographischer Vermessungen des Val Morteratsch, sein Zelt unweit des Gletscher-Randes aufgeschlagen und unternahm von dort aus seine Excursionen. Die Seiten-Rande der Gletscher sind sehr mannichfaltig gebildet; bald liegen sie ruhig und geschlossen unmittelbar an der Thalseite an, — bald erheben sie sich in senkrechten, zerborstenen Eiswänden, über das felsige Ufergelände (im deutsch-schweizerischen Volksmunde das „Abere" genannt), bald aber überbauen auch die Eismassen die Ufer, so daß man ein gutes Stück unter den Gletscher hineingehen kann. An manchen Stellen finden sich Moränen zu Seiten-Wällen angehäuft, — an anderen grenzt die saftige Alpenweide unmittelbar an das Eis. Einst besuchte Herr Coaz auch gegen

Mittag an einem trüben, nebeligen Tage, eine Gletscherhöhle, die vom Rande des Morteratsch-Gletschers (Bernina-Gruppe) sich gegen die Thalsohle senkte. Er stieg unter die 5 bis 6 Fuß hohe Wölbung hinein und beobachtete die über ihm hangenden Eismassen mit ihren rundlichen oder ovalen Blasenräumen; durch einige derselben tröpfelte Wasser in regelmäßigen Pulsschlägen. Zugleich bemerkte er aber im Eis an den gleichen Stellen kleine Wasserwirbel von etwa $^1/_2$ Zoll Durchmesser, die mit großer Schnelligkeit sich bewegten. Da er sie früher nicht gesehen hatte, so mußten sie erst während der Beobachtung, wahrscheinlich durch die ausgeströmte Körperwärme entstanden sein. Daß die Vertiefung, in welcher der Wirbel sich drehte, ein zu Tage geschmolzener Blasenraum sei, durfte mit Gewißheit angenommen werden. Um nun eine Rinne zu entdecken, welche durch das Eis zu Häupten der Beobachter dem Wirbel das Wasser zuführe, nahm Herr Coaz die Loupe zur Hand, konnte jedoch nichts entdecken. Endlich half ihm ein kleines schwarzes Stäubchen, das an der Oberfläche des hangenden Eisgewölbes hinschoß, aus seinen Zweifeln und bestätigte die Annahme der vermutheten feinen Rinne. Sie lief in schiefer Richtung nach der kleinen Vertiefung zu und führte den Wirbel herbei. Bald darauf beobachtete er zwei solcher Wirbel nahe bei einander, die entgegengesetzte Strömung zeigten. Als sie weiter in die Höhle eindrangen, wurde das Eis immer blasenfreier, reiner und dunkler in der Färbung. Die Eiswände waren ganz naß; an verschiedenen Stellen tröpfelte Wasser vom Gewölbe, der Gletscher befand sich in seiner größten Lebensthätigkeit. Hier nahm eine wunderbare Erscheinung die Aufmerksamkeit des Beobachters ganz besonders in Anspruch; es war ein kleiner, fast einen Fuß Breite messender Bach, der über dem Kopfe des Besuchers an der etwas geneigten, äußerst porösen Eisdecke festgehalten, rasch dahinfloß. Ein solches Phänomen frappirt ungemein, indem hier das Wasser nur theilweise dem gewaltigen Gesetze der Schwere folgend, demselben fast Hohn zu

sprechen scheint. Bezeichnend nannte er diese Erscheinung „Hangende Bäche." — Noch tiefer drinnen öffnete sich eine Spalte, durch welche von oben ein voller Lichtstrom sich ergoß und in dem krystallhellen Eise das reinste, mildeste, lichteste Blau erzeugte, wie es nur die Tiefe der geheimnißvollen Gletscherwelt bewahrt. Diese bietet überhaupt für den forschenden Geist wie für das empfängliche Gemüth weit mehr, als der erste flüchtige Besuch eines Gletschers vermuthen läßt.

Das Emporbringen an den Ufern eines Gletschers ist mitunter nicht minder schwierig und gefahrvoll als wie der Aufmarsch über die, mittelst Schneebrücken verdeckten, tiefen Gletscherspalten. Ein von Prof. Forbes (aus Edinburgh) erzählter Vorfall möge beispielsweise das Gesagte bestätigen und zugleich zeigen, wie sehr gefährlich das Allein-Reisen auf Gletschern ist; über die „Schneebrücken" finden sich weitere Mittheilungen in dem Abschnitte „Alpenspitzen." —

Mitte September 1842 besuchte Herr Forbes von Chamouny aus das einsame, im s. g. Mer de Glace gelegene Vorgebirge Trélaporte, einen Felsrücken östlich unter der Aiguille de Charmoz. Da dasselbe nirgends hin führt, so pflegt es höchstens von den Schäfern besucht zu werden, welche von Zeit zu Zeit heraufkommen, um ihren aufsichtslos in der Einöde während des Sommers weidenden Schaafen Salz zu bringen. Herr Forbes, mit dem Skizziren der kühnen Umrisse der Aiguille du Dru und du Moine beschäftiget, sandte seinen Führer August Balmat nach Trinkwasser aus, welches, da das Vorgebirge Trélaporte nur aus öden Granitmassen besteht, schwer zu finden ist. Als der Führer nach $^1/_2$ Stunde noch nicht zurückgekehrt war und zu befürchten stand, daß er sich unter den wilden Felsen verirrt habe, so brach der Naturforscher selbst auf, ihn zu suchen. Nach einiger Zeit sah er ihn mit zwei Burschen aus Chamouny, die nach der berühmten Gletscher-Insel

„Jardin“ gehen wollten, daher kommen. Sie führten einen Mann, der völlig erschöpft und geistesabwesend zu sein schien und dessen Anzug in Fetzen herabhing. Auch der Führer August zeigte sich sehr ermattet, denn er hatte, um den fremden Mann zu retten, sich den größten Gefahren ausgesetzt. Der Fremdling, ein Amerikaner, der am Morgen des vorhergehenden Tages allein aufgebrochen war, das Mer de Glace zu durchwandern, hatte, an den einsamen Abhängen von Trélaporte emporkletternd, sich verstiegen und die ganze Nacht auf einer fast unnahbaren Klippe zugebracht. Nach seiner Erzählung war er am vorhergehenden Nachmittage ausgeglitten, an einem Felsen herabgestürzt, und wäre wahrscheinlich zerschmettert in der Tiefe angekommen, wenn nicht seine Kleider an wildem Gesträuche hangen geblieben wären und so seinen völligen Todessturz gehemmt hätten. Darauf hatte er eine Felsplatte erreicht, die, rings von schauerlichen Abgründen umgeben, für ihn zum hoffnungslosen Gefängniß ward. Die Nacht war nicht allzu kalt, so daß er sein Leben unter zersetzender Angst zu fristen vermochte, und als es Tag geworden war, hatte er die beiden jungen Männer in großer Ferne erblickt und sie durch Rufen herbeigezogen. Die kühnen Berggänger kletterten nun zwar auf weiten Umwegen so nahe herzu, daß sie über ihm sich postiren konnten; aber ihre gemeinschaftlichen Anstrengungen würden nicht ausgereicht haben, ihn zu erlösen, wenn nicht, wie durch eine Fügung der Vorsehung, Herr Forbes am gleichen Morgen diese selten besuchte Gegend betreten und seinen Führer nach Wasser ausgesandt haben würde. Während dieser nun nach Wasser ausspähte, erblickte er die mit Rettungsversuchen sich abmühenden Burschen und schloß unaufgefordert sich ihnen an. Seinem seltenen Muthe, seiner Ausdauer und Verwegenheit, sowie seinen enormen physischen Kräften gelang es endlich, den Aermsten aus einer Lage zu befreien, in welcher selbst die verwegene Gemse umgekommen wäre. Balmat erzählte, daß er, an einer fast glatten Felsenwand, gleichsam klebend, seinen

Fuß habe ausgleiten fühlen, als er das ganze Gewicht des fremden Mannes auf sich trug, und schon sich und den Anderen verloren gegeben habe, als er sich noch anklammern und halten konnte. Nachdem Herr Forbes Alle mit Wein ein wenig gestärkt hatte, sandte er den Fremden, dessen Gehirnnerven bedenklich afficirt zu sein schienen, in Begleitung der beiden Bursche nach Chamouny hinab, während er mit Balmat selbst den Schreckensort aufsuchte. Seine ausführliche Schilderung desselben bestätigt, daß es eine mit Gras und Wachholder-Gebüsch bewachsene, nur einen Fuß breite und wenig Fuß lange Felsenplatte war, die im Rücken von einer beinahe überhangenden Granitwand geschlossen wurde und vorn mehrere Hundert Fuß senkrecht abstürzte. Es mußte fast wie ein Wunder erscheinen, daß der Unglückliche überhaupt rutschend oder fallend diesen Punkt erreichen konnte; ohne das aufhaltende, seinen Sturz hemmende Gesträuch, in welchem noch Fetzen der zerrissenen Blouse hingen, wäre er über die Felsenplatte hinaus, ohne dieselbe zu berühren, der Tiefe zugestürzt. Auf dieser Plattform, die kaum genügenden Raum für einen Menschen bot, mußte der Fremde die ganze lange, finstere Nacht über, ohne einen Fuß zu regen, aufrecht stehend zubringen, immer den gräßlichen Tod des Verhungerns oder des zerschellenden Sturzes vor Augen, ohne Aussicht und Hoffnung auf Errettung.

Die Zerklüftung der Ufer ist die Erzeugerin der Moränen. Werfen wir einen Blick auf die unserem Buche beigeheftete Abbildung eines Gletschers (zu welchem die mittlere Partie des Gornergletschers mit dem Riffelgrath und dem Monte Rosa im Hintergrunde, die Motive abgaben, während das Gletscherthor — wenn nicht Un-Natur in die Zeichnung kommen sollte, — weggelassen werden mußte), so erblicken wir hinter der Region der Gletscher-Nadeln, langgezogene Steinlinien, welche sich weit bis in die Perspective fortsetzen. Dies sind die Moränen oder Gandecken, auch Gufferlinien genannt. Was Hitze und Frost, Regen und

Unwetter an den Gebirgsmauern zersetzen, lossspalten, abbröckeln, das fällt hinunter auf die Firnfelder (wenns in den Hochregionen ist) oder auf die Gletscherränder und rückt mit diesen Massen fort. Der Firn wie der Gletscher haben sozusagen eine *ausstoßende Kraft*, sie leiden keine fremden Stoffe in ihrem Körper; was Jahre lang in Firnschründen begraben lag, wird durch die Abschmelzung der Oberfläche und den gleichsam hebenden Druck im Fortrücken, nach und nach auf den Rücken des Eiskörpers gebracht. So auch die Felsenbrocken. Trifft's nun, daß, ähnlich der Ineinander-Mündung zweier Flüsse, zwei Gletscherthäler zu einem Strombett sich vereinigen, also das aus zwei verschiedenen Heimath-Kammern stammende Eis gemeinschaftlich seinen Weg nach der Tiefe hin fortsetzt, so vereinigen sich auch die beiden inneren Rand- oder Seiten-Moränen zu einer Mittel-Moräne und zeigen nun *eine* Gufferlinie längs der ganzen Mitte des Gletschers. So viel Seiten- oder Sekundär-Gletscher in den Haupt-Gletscher münden, so viele Gufferlinien entstehen. Unser Bild zeigt drei *Central-Moränen*, in Wahrheit aber hat der Gornergletscher acht Gufferlinien, die sich durch Schärfe und Parallelismus auszeichnen. Die Massenhaftigkeit des hier angehäuften Bergschuttes ist oft so bedeutend, daß man auf einer unmittelbar vom Gebirge gebildeten Trümmerhalde zu stehen wähnt. Die Central-Moräne beim „Abschwung", welche aus der Mündung des Finster- und Lauter-Aargletschers entsteht, auf der die Naturforscher Hugi und Agassiz ihre Hütten behufs mehrwöchentlicher Beobachtungen und Messungen errichten ließen, ist ein Schuttwall von beinahe 400 Fuß Breite und stellenweise 30 Fuß Höhe über dem Gletscher-Niveau. Oft sind jedoch diese Moränen auch nur schmale Reihen, gleichsam perlenschnur-ähnlich mit kleinen Unterbrechungen fortlaufender, einzelner Steine, die über die ganze Länge des Gletschers hinabsteigen. Mit auffallender Beharrlichkeit halten diese Steinlinien die eingeschlagene Richtung fest und verlieren sie oft selbst

dann nicht ganz, wenn ein großer Gletscherbruch mit seinen Nadeln und Scherbenkolossen ihre Direktion unterbricht.

Außer den eigentlichen Moränen begegnen wir auf dem sanftgewölbten Rücken des Gletschers noch separirten Steinblöcken, gleichsam sich abschließenden Sonderlingen oder Einsiedlern, die, weil sie rundum vom verwandten Gesteins-Material entblößt sind, den Atmosphärilien Gelegenheit zu höchst auffallenden, mit dem Entstehen und der Gestalt der Gletscher-Nadeln verwandten Eisbildungen geben; es sind die sogenannten „Gletschertische." Bei dem während der wärmen Jahreszeit ununterbrochen andauernden Abschmelzen der Gletscher-Oberfläche, wird diejenige Stelle des Eises, auf welcher ein derber Steinblock, eine dicke Gneis- oder Schiefer-Platte liegt, vor den auflösenden, unmittelbaren Einwirkungen der Sonnenstrahlen und warmen Winde geschützt; es ist also natürlich, daß rundum die Eisfläche allmählich abschmilzt, während derjenige Theil des Eiskörpers, der von dem Steine bedeckt ist, konservirt wird, gleichsam ausgespart stehen bleibt. So wächst der Eisträger oder Pfosten, wie der Fuß eines runden Tisches, allgemach aus dem Gletscherboden, wird an den Seiten von der ihn umstreichenden, einige Grad Wärme haltigen Luft stets beleckt und abschmelzend gemindert, schlanker geformt, während die auf dieser Eissäule ruhende Steinplatte gegen die energischen Sonnenstrahlen und deren rasch wirkende Schmelzkraft schirmt. Solche Gletschertische, fast wie riesige Pilze aussehend, finden sich nicht auf allen Gletschern, doch aber auf den meisten großen. Die schönsten trifft man auf dem Unteraar-Gletscher, wo Agassiz Fußgestelle bis zu acht Fuß Höhe maß, — auf dem Theodul-Gletscher (unterm Matterhorn) mit Platten von 20 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, während der Eisfuß oft so dünn ist, daß man ihn umstürzen zu können glaubt, — häufig auf dem Liapey- oder Durand-Gletscher im Val Hérémence (Wallis) mit Platten von 30 Grad Neigung, — auf dem Pasterzen-Gletscher in Tyrol u. a. O. Auf dem Glacier de

Léchaud (Montblanc-Massiv) traf Prof. Forbes sogar einen Gletschertisch, der aus einer prächtigen flachen Granitplatte von 23 Fuß Länge, 17 Fuß Breite und etwa 3 Fuß Dicke bestand und dessen schöngeadertes, zierliches Eis-Piedestal bis Ende August eine Höhe von dreizehn Fuß erreichte. — Wird dann das Untergestell zu schwach, so daß die Steinplatte ihr Gleichgewicht verliert, so stürzt diese herab, und sofort beginnt der Abschmelzungsproceß rund um die Platte aufs Neue, während der Eisrumpf des zerstörten Tisches von den Atmosphärilien vollends aufgelöst wird.

In auffallendem Gegensatze zu diesen, über das Gletscher-Niveau emporgehobenen, großen Felstrümmern und der früher erwähnten, gleichsam ausstoßenden Kraft der Gletscher, steht das Einsinken kleinerer Gegenstände in das Eis. Wir finden dürre, vom Winde heraufgewehte Laubblätter, todte Schmetterlinge und Käfer oder kleine Steine auf dem Gletscher, die 1 bis $1^1/_2$ Zoll tief in das Eis eingesunken sind. Daß dieselben nicht eingebacken in den Firn aus den Höhen heruntergebracht und hier erst wieder an die Oberfläche befördert wurden, beweisen die scharfen Konturen des nach oben offenen Loches, welche ganz genau den Umrissen des fraglichen Gegenstandes entsprechen. So sehr nun diese Thatsache den anderen Erscheinungen widerspricht, so erklärlich ist dieselbe. Bekanntlich nehmen Körper je nach ihrer mehr oder minder dunklen Färbung ein größeres oder kleineres Wärme-Quantum auf; schwarze Körper am Meisten. Es ist also begreiflich, daß die Insolation oder Sonnenstrahlung auf solche dunkle Gegenstände drastischer einwirkt als auf das weiße, die Sonnenstrahlen zurückstoßende Eis und diese Körper in Folge der größeren Menge aufgenommener Wärme, diese gegen das unter- und um-liegende Eis ausstrahlen, also dadurch Abschmelzung verursachen. Ebendeshalb, weil die Gegenstände klein sind, werden sie ganz von der Sonnenwärme durchdrungen; große Felsenplatten wie bei Moränen und Gletschertischen werden nur an der Oberfläche erhitzt, ohne die aufgenommene Wärme

so weit in ihrem Innern nach unten fortpflanzen zu können, daß dadurch eine Schmelzung des unterliegenden Eises herbeigeführt würde.

Zu den Moränen und Gletschertischen gesellt sich endlich noch eine dritte verwandte Erscheinung, welche uns beim Besuche eines solches Eismeeres auffällt: die Schuttkegel und Sandhügel. Sie entstehen einfach dadurch, daß bei lebhafter Schmelzung der Gletscher-Oberfläche, Steinchen, Grien und Geröllschlamm von den Schmelzbächen zusammengeschwemmt werden, so daß sie kleine Alluvial-Ablagerungen bilden. Diese schützen vermöge ihrer Dicke das darunterliegende Eis gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen, während der rundum frei zu Tage tretende Gletscher abschmilzt; so bilden sich jene den Maulwurfshaufen ähnlichen Hügel, die bis 12 Fuß hoch werden und meist den dreifachen Umfang ihrer Höhe einnehmen.*)

Alle diese fremden, dem Gletscherrücken aufgebürdeten Felsen-Rudera werden durch den Gletscher zu Thale transportirt und geben selbst eins der wesentlichsten Beweismittel von der Bewegung dieser Eisströme ab. Die Menge der auf solche Art aus den Hochregionen in die Tiefen getragenen Trümmer ist außerordentlich verschieden und läßt sich nur nach den Stirnwällen oder Frontmoränen schätzen, welche im Laufe der Jahrtausende sich am Ende des Gletschers abgelagert haben. Die riesigsten Stirnwälle finden sich am Fuße des Bois-Gletschers im Chamouny-Thal, von denen der aus dem Jahre 1820 stammende die jüngste der großen Ablagerungen ist. Eine gräuliche Wildniß von Steinen jeder Größe

*) Diese Sandhügel geben sogar einen guten Anhaltspunkt die Abschmelzungs-Verhältnisse an der Oberfläche eines Gletschers ihrer vertikalen Tiefe nach während einer gewissen Zeit kennen zu lernen und beiläufig abzuschätzen. Der schon früher (Seite 200 u. 230) genannte Herr Curat Trientl schätzt die Abschmelzung des Gaisberg-Ferners (oberhalb Gurgl im Oezthal) während eines Sommers auf 4 Metres.

und Gestalt hat alle frühere Wiesen-Kultur verdrängt, und ein jetzt bewaldeter Moränenberg von sechstausend Fuß Länge, „les Tignes“ genannt, zeigt, was ein einziger Gletscher zu Thal schafft. Jetzt liegt das Dorf Lavanchi am östlichen Abhange des kolossalen ältesten Steinwalles. Einer der herniedergeschafften Felsen ist so groß, daß man ihm, als selbstständigem Individuum, einen Eigennamen: „Pierre de Lisboli“ gab.

Die Thatsache, daß jeder Gletscher wandert und sich jährlich eine bestimmte Strecke vor- oder abwärts bewegt, ist eine erst neuere Entdeckung der Wissenschaft, während das Gebirgsvolk dieselbe schon seit Jahrhunderten kannte. So sehr dem Tiefländer die Erscheinung konstant sich fortbewegender, auf hartem Grund und Boden der Tiefe zuwandernder, spröder Eismassen befremdend sein mag, so wenig erklärlich würden dem Gebirgsbewohner still ruhende, lokal an die Scholle gebannte Eisflächen sein. — Die Bewegung der Gletscher ist eine durch die Abdachungsverhältnisse der Gletscherbette bedingte und darum sehr verschiedene. Im Allgemeinen bewegt sich der Gletscher in der Mitte seines Körpers rascher als an den beiden Uferseiten, in der Höhe stärker als in der Tiefe. Nach Agassiz und seiner Gefährten Messungen auf dem Aargletscher, während der Monate Juli bis September in verschiedenen Jahren, betrug das Fortrücken täglich etwa 8 Zoll. Professor Forbes fand an einigen Gletschern des Montblanc noch eine raschere Bewegung. Doch läßt auch hier sich durchaus keine normale Durchschnittszahl aufstellen, indem der Einfluß der mittleren Jahrestemperatur erfahrungsgemäß außerordentlich einwirkt. Nach den von Ziegler am Grindelwaldgletscher angestellten Beobachtungen über die Bewegung im Winter, zeigte sich dieselbe im Januar am Schwächsten, etwas entschiedener im December, bedeutend lebhafter im Februar, und noch mehr zunehmend im März und April. Ueberhaupt scheint jeder Gletscher während des Winters ziemlich zu ruhen und im Frühjahre mit dem Erwachen der Natur auch

seine Thätigkeit aufs Neue aufzunehmen. Aber nicht blos im Allgemeinen an der Oberfläche ist die Bewegungsfähigkeit der Gletscher eine verschiedene, sondern auch nach ihrer vertikalen Tiefe zu, so daß die größte Bewegung an der Oberfläche sich zeigt, eine verminderte in der Mitte, und die geringste in der dem Felsboden aufliegenden Tiefe.

Die Gletscher-Theorie stellte schon sehr verschiedene Behauptungen und Folgerungen über die Natur der Gletscher-Bewegung auf. Die ältesten Untersucher, namentlich der geistreiche, um die Naturgeschichte und Physik der Alpen so hochverdiente de Saussure nahm ein beständiges Gleiten der Eismassen über den geneigten Boden an; Andere und unter ihnen der noch ältere Scheuchzer, schrieben der durch den Frost herbeigeführten Ausdehnung der krystallisirten wässerigen Substanzen die Hauptschiebekraft zu und schufen die Expansions- oder Dilatations-Theorie. Prof. Hugi, der die oben beschriebenen Haarspalten kennen gelernt hatte, nahm einen allgemeinen Durchfeuchtungs-Proceß an, gleichsam als ob der Gletscher wie ein Schwamm flüssig-wässerige Bestandtheile in Menge aufnähme, diese dann gefrören und dadurch ein Treiben nach der Tiefe zu herbeigeführt würde. Noch Andere wollten ein eigentliches Rollen oder Wälzen der Eismassen beweisen. Nach allen bisherigen Untersuchungen scheint ganz besonders die von oben herab drängende, drückende Schwere der, hinter dem Gletscher lagernden, ungeheueren Schneemassen die vornehmste, unaufhörlich wirkende Haupttriebkraft zu sein, welche den starren Eisstrom in Bewegung hält (Gravitations-Theorie). Demnächst mag das Weichen der Massen an den Sturzschwellen und an der Front weitere Ursache zum leichteren Nachrücken geben. Endlich mag aber auch die durch die Haarspalten begründete größere Nachgiebigkeit des Eises zu dem ganzen auffallenden Phänomen das Ihrige beitragen.

Wo diese Eisströme der Alpen durchgehends, bis an ihr Ende,

in geneigten Gebirgsrinnen sich fortbewegen, da hat der Bergbewohner, welcher sie nicht betritt, auch nichts von denselben zu fürchten. Anders ists mit denjenigen Gletschern, welche in der Höhe sich bilden, eine Zeit lang normal ihren Weg fortsetzen, plötzlich aber das Bett verlieren, weil das Felsen-Individuum, auf welchem sie ruhen, jähwandig absinkt. Solche, die man „hangende Gletscher" nennt, brechen begreiflich, wo sie an der Sturzwand ankommen, trümmernweise los und stürzen als „Gletscher-Lauinen" zu Thal. Begreiflich hat sich die Kultur und der menschliche Fleiß am Fuße solch unermüdlicher Eisschleuderer nicht angesiedelt und sie entladen ihr Bruchmaterial ohne Schaden in wüste Gründe. Doch aber giebt es Beispiele genug, daß solche Gletscher-Stürze dennoch im bebauten Lande und in den bewohnten Gegenden mittelbar unberechenbaren Schaden anrichteten. Das markanteste Beispiel dieser Art ist das Unglück, welches der Gietroz-Gletscher oder vielmehr dessen angehäufte Sturzmassen am 16. Juni 1818 im Bagnethal und Unterwallis herbeiführten. Ersteres stellt fünf Stunden oberhalb Sembranchier einen sehr engen Schlund dar, im Süden von dem steilen Bollwerk des Mauvoisin, gen Norden von dem 11400 Fuß hohen Mont Pleureur beherrscht, dessen Fuß eine etwa 500 Fuß hohe Felsenwand bildet. Ueber diese hängt, von den hohen Firn-Regionen herniederkommend, der Gietroz-Gletscher. Zu allen Jahreszeiten und fast täglich stürzen von demselben unförmliche Eislasten ins Thal hernieder, häufen sich unten an der Felsenwand zu riesigen Gletschertrümmerhügeln, unter denen das wilde Thalwasser, die Dranse, hervorbricht. Während der Jahre 1815 bis 1818 hatten sich die Eisbrüchlinge in zuvor nie gesehener Weise vermehrt, und im Winter des zuletzt gedachten Jahres verstopfte sich der immer enger gewordene, gewölbe-ähnliche Abfluß dermaßen, daß er zuletzt gänzlich zufror und der Dranse nicht den mindesten Abfluß gestattete. Der Eisdamm zog sich quer durchs ganze Thal, lehnte sich zu beiden Seiten an die Bergwände

und hatte eine Höhe von mehr als zweihundert Fuß erreicht. Begreiflich staute sich das Flußwasser immer mehr und mehr an und bildete endlich einen See, der eine halbe Stunde lang und gegen 700 Fuß breit war. Mit Entsetzen sahen die Bewohner von Lourtier, Champsec, Chables bis hinaus nach Martigny das fortwährende Wachsen der Wassermasse. Der Druck derselben wurde immer mächtiger, heftiger und es ließ sich vorausberechnen, daß beim Eintreten der warmen Jahreszeit der Damm nicht genügende Widerstandsstärke besitzen werde, um einen radikalen Durchbruch zu verhüten. Viele Ortschaften wanderten förmlich aus, indem sie beim Beginn der einigermaßen milden Jahreszeit mit Habe und Gut in die höher gelegenen Alphütten flüchteten. Ingenieure, namentlich der geniale Venetz, untersuchten den Stand und riethen an: eine große Rinne in den Eisdamm zu hauen, so weit er noch nicht vom Wasser bespült sei, so daß, wenn der See noch steigen würde, er durch diese Rinne seinen allmählichen Abfluß finde; zugleich glaubte man, daß das abfließende Wasser die Oeffnung tiefer schmelzen, also erweitern werde und dadurch nach und nach der ganze See, ohne Schaden anzurichten, geleert werden könne. Aber leider währten die Berathungen und gutachtlichen Berichte zu lange. Man hatte zwar unter Venetz's Leitung einen 700 Fuß langen Stollen ins Eis getrieben, der anfänglich ganz die erwarteten und gewünschten Dienste leistete und einen wesentlichen Theil des Sees schadlos ableitete. Aber die heiße Junisonne und die Wasserwärme bohrten und fraßen so eindringlich an dem Eisdamme, daß derselbe am Nachmittage des 16. Juni 1818 nicht mehr widerstehen konnte, einbrach nnd nun eine Wassermasse von 530 Millionen Kubikfuß mit Einemmal, bei einer schier rasenden Geschwindigkeit, durch das ganze Thal herabfluthete. Was den unbändig einherjagenden, völlig entfesselten Wogen im Wege lag, wurde eine Beute derselben; ganze Dörfer schwemmte die reißende Fluth hinweg, zusammen mehr als fünfhundert Gebäude; Tannen, schlank und schaftmächtig wie die

Cedern des Libanon, kämpften in den Wellen mit hausgroßen Eisblöcken, und im Grunde der tobendem Furie kanonirten mit dumpfem Donner-Gebrüll die hinweggerissenen Felsen-Brocken. Schutt, Geröll und Unrath überdeckten das ganze Bagne- und Rhône-Thal bis hinab an den Genfer-See. Trotzdem, daß durch Signale alle Thalbewohner von dem gräßlichen Ereigniß eilends in Kenntniß gesetzt und verwarnt wurden, büßten dennoch 34 Menschen ihr Leben dabei ein. Den verursachten Schaden schätzte man auf eine Million alter Schweizerfranken. Mit diesem entsetzlichen Vorfall war aber das Uebel durchaus nicht gehoben; schon im nächsten Jahre war der Gletscher-Damm aufs Neue zu fast gleicher Höhe angewachsen und drohte mit Wiederholung der Schreckens-Katastrophe. Da leitete der Ingenieur Venetz Quellwasser mittelst langer Holzrinnen auf den Eisdamm und entfernte durch dieses erwärmte Wasser, welches wie eine Säge einschnitt, eine Partie Eis nach der anderen, so daß ohne allen Schaden die Gefahr abgewandt wurde. Seitdem muß fast regelmäßig jährlich die Operation wiederholt werden.

Ein Seitenstück zum Gietroz ist der Biesgletscher im vielbesuchten Nicolaus-Thal (Kanton Wallis). Er hängt mit einer Neigung von etwa 45 Grad an der östlichen Abdachung des kolossalen Weißhornes und würde in seiner ganzen Mächtigkeit herabstürzen, wenn ihn nicht der Frost an den Boden heftete. Daß die Last aber zeitweise das Uebergewicht über dieses Bindemittel gewinnt, haben die entsetzlichen Gletscher-Stürze der Jahre 1636, 1736, 1786 und ganz besonders der vom 27. December 1819 bewiesen. Letzterer zerstörte lediglich durch den Luftdruck das jenseit des Thales, an den Abhängen des Grabenhornes, gelegene Aelpler-Dorf Randah. Häuser und Ställe wurden kopfüber weitweg zur Seite geschleudert, Mühlsteine fand man auf Kanonenschuß-Weite von ihrem ehemaligen Bestimmungsorte, Dachbalken waren eine Viertelstunde höher hinauf in einen Wald geworfen worden, die

Spitze des Kirchthurmes ſtak verkehrt wie ein in den Boden getriebener Keil in einer Wieſe, Vieh lag zerquetſcht mehrere Hundert Klaftern durch die Luft getragen, weitumher und nahe an hundert Häuſer wurden beſchädigt. Wunderbarer Weiſe verloren nur wenig Menſchen bei dieſer Kataſtrophe das Leben. — Der Gletſcher hat ſeit dieſem Radikal-Sturze wieder ſo an Maſſe gewonnen, daß ein ähnliches Ereigniß in vielleicht nicht zu langer Zeit zu befürchten ſteht.

Alpenglühen.

Ein Feuermeer liegt an des Himmels Rande,
In das die Sonn' ihr breites Antlitz taucht;
Schon schweben Wölkchen auf aus jenem Brande,
Und glänzen hell, in gleiche Gluth getaucht;
Ihr letzter Blick hängt zitternd auf dem Lande,
Nach welchem sie ein kühles Lüftchen haucht,
Und nur die Wölkchen sind, als sie versunken
Dort ruht, von ihrer Rosengluth noch trunken.

L. Pyrker.

Es ist erreicht, unser fast 8300 Fuß hohes Wanderziel, wir stehen auf dem Gipfel des Faulhornes. Ein goldgelber, sonnengesättigter Juli-Abend lagert rings auf dem Gebirge und die ganze Natur scheint in wonniger Erholung tief aufzuathmen von dem lastenden Druck der Sonnenschwüle. Ha! wie prächtig und kühn sie emporstreben die riesigen Firnzinken des Berner Oberlandes, wie sie hinaufragen in unbeschreiblicher Klarheit zum „lichtdurchdrungenen Himmelsblau, das alle Welt mit lindem Arm umschlingt", — drüben, die breite felsenzerfurchte Wetterhorn-Pyramide mit der blanken Schneebrust, die tieferliegenden, jähen Schreckhörner und ihr stolzer, dominirender Nachbar, das einsame Finsteraarhorn, an welches sich die ganze Kette der Viescherhörner anlehnt; dann geradeaus die gewaltige Felsenfront des Eiger und ihm über die

Schultern sehend die Schnee-Kapuze des Mönches; und nun im leuchtenden Silbergewande die majestätische Jungfrau mit ihrem Trabanten-Heer, weit hinein rechts, das ganze endlose Zacken- und Klippen-Gewirr der Gränz-Alpen gen Wallis! Alle Gruppen treten bestimmt, durch scharf gezeichnete Linien getrennt, aus dem Ganzen hervor; mit einem großen, vollen Blick halten wir Heerschau über die Veteranen der Berner Alpen. Noch strömt warmes Leben durch das majestätische Rundbild. Nur drunten, wo die Hütten von Grindelwald heimelig in den Kessel gebettet liegen, ist der Abend theilweise eingezogen und hat seinen blauen Friedensschleier über das Lütschinen-Thal geworfen.*)

Jetzt ein Blick mehr westlich. Der Beleuchtungs-Effekt wird schwankend; der rein-blaue Aether verliert die Intensität seiner bestimmten Färbung, welche die Konturen der Schneegipfel so scharf und lineal-begränzt ablöst, — er geht allmählich in ein indifferentes, zwischen bläulichen (also rein durchsichtigen) und gelblich-angehauchten Strahlenbrechungen schwankendes Luftfluidum über. Dieses aber reflektirt mittelbar wieder auf die unter solchem Horizont liegenden Alpen der Wild- und Oldenhorn-Gruppe und auf die Berge des Engstligen- und Kien-Thales, so daß das Interesse für diese Partie sehr geschwächt wird. — Noch weiter rechts sinkt das Auge hinab auf die glitzernde Fläche des Thuner Sees, hinter dem die Frutiger- und Simmenthaler Alpen mit dem geradlinigen, schönen Eckpfeiler des Riesen aufsteigen. Immer mehr gehen die Massen leicht verschwimmend in einander über; warmer, leuchtender Abend-

*) Dieser Abschnitt möge keineswegs als eine indirekte Aufforderung zum Besuche des prächtig gelegenen, sehr leicht zugängigen Faulhornes betrachtet werden; die droben bestehende Bergwirthschaft wird seit einigen Jahren allgemein getadelt. Gleiche oder doch ähnliche Aussichts-Metamorphosen wie die im vorliegenden Aufsatz geschilderte kann man auf der Schynigen Platte 4 Stunden von Interlaken, oder auf dem Brienzer Rothhorn haben, wo ebenfalls Bergwirthshäuser stehen, die weit besser gehalten und von dem Fremden mehr gelobt werden, als jenes auf dem Faulhorn. Berlepsch.

nebelrauch, hellokerfarbene Sonnendämpfe hüllen die Höhenzüge ein, so daß die Umrisse der einander vorliegenden Bergkoulissen kaum mehr zu unterscheiden sind. Je mehr und mehr der Blick weiter schweift, desto undeutlicher zerfließen alle landschaftlichen Gebilde; ein glänzender, goldener Dunst-Ocean hat Alles verschlungen, und sonnentrunken badet das wellenförmige Mittelland und der ferne Jura in seinen weichen Wellen.

Welcher Abstand in der Farbenpracht, die so verschwenderisch über Berg und Thal ausgegossen ist! und doch haben wir erst den Halbkreis des großen, majestätischen Rundbildes durchwandert. Denn in ähnlichem Maaße wie die Lichtanhäufung gegen die Stelle hin wächst, an welcher die Sonne binnen Kurzem niedersinken wird, — in verwandter Weise stuft auch diefelbe nach dem nördlichen Horizonte hin sich ab. Da liegt drunten in stiller Tiefe das gemüthliche Brienz mit seinen braunen Holzhäusern; flächenhafte Schatten haben sich breit in die See-Mulde hineingelagert und beginnen leise und sacht die Bergeshalden gegen uns heranzuklimmen. Den Thalbewohnern ist das strahlende Tagesgestirn schon länger als eine Stunde entschwunden. Feierliche Abendruhe waltet über ihren Hütten; nebelgraue Dünste schleichen aus dem Tännicht hervor und umfangen wie sanfte Schlummerlieder die dämmerigen Bergeshalden.

Da klingen wohlbekannte Töne aus der Tiefe zu uns herauf, aber so fern und verschmolzen, so geisterhaft zart verhallend, wie Harmonie der Sphären; es ist der Alphornbläser drunten, der spät angelangten Gästen sein einsames Abendlied schalmeit. Das Echo unter der Hasli-Scheidegg am Wetterhorn trägts zu uns herüber. Lange lauschen wir den melancholischen Tönen, die sehnsuchterweckend uns durch die Seele ziehen.

Ihr linder Athem schmiegt, gleich einem Traumgesicht,
Sich um den äußern Saum der irdischen Gestalten.
Und läßt den tiefern Reiz, den Glanz und Farbe nicht,
Nicht Duft und Blühn verleiht — und ihre Formen — walten.

Des Führers Mahnung unterbricht das sinnende Schweigen, das Alle gebannt hielt. Wir wenden uns und sind überrascht von der Wandlung welche am Riesengebäude des Hochgebirges während der kurzen Frist unserer Rundschau vor sich gegangen ist. Die sanft ansteigende Halde der Wergisthaler Alp, auf der wir gestern bei unserem Herabkommen von der Wengern-Scheidegg ein Blumenmeer feurigblühender Alpenrosen durchwanderten, und Itrammen-Alp, die noch vor wenig Minuten in sonnenheiterer Beleuchtung dalagen, — sie ruhen nun im blauen Schatten; der Eiger aber und die Jungfrau und die ganze Bergkette erscheinen rosig-angehaucht in ihren Firn-Lagern und Gletscher-Hängen, indessen das Gestein von Sekunde zu Sekunde immer dunkelrother sich färbt. Es ist das Alpenglühen, das herrlich-erhabene Schauspiel, welches beginnt. Ein strahlenloser, scharlach-feueriger Gluthball, ruht die Sonne auf dem langgestreckten Rücken des Chasseral und färbt alle Gegenstände, die noch im Bereich ihrer Beleuchtung liegen, mit tiefpurpurnen Tinten. Unsere Kleider, Wäsche, ja selbst unser Antlitz erscheinen im brennenden Orange und die graue Leinwandblouse unseres Führers sieht karminviolett aus. Mit Riesenschritten klimmen jetzt die dunkelen Bergschatten an den Alpen hinauf und paralysiren alle Farben und Formen, die noch vor wenigen Augenblicken die einzelnen Felsgebilde so drastisch-markirt hervortreten ließen; aber im gleichen Maaße wächst auch die Intensität des Alpenglühens. Von Augenblick zu Augenblick steigert sich das Feuer. Uns entschwindet jetzt im Westen der, scheinbar zu riesiger, bisher noch nie gesehener Größe ausgedehnte, einer dunkelglimmenden Kohle gleichende Sonnenball. Jetzt ist es nur noch eine Halbkugel, die mit breiter Basis auf dem Jura ruht; nun nur noch ein flacher Cirkelschnitt, eine rundlich-gehobene Längenfläche, die hinter dem zwanzig Stunden entfernten Bergwall hervorschaut, — jetzt noch eine schmale Linie, — ein Stern, — ein blitzender Punkt, — — fahr wohl! Segensgestirn, große Freudenbotin der Welt! — Uns

ist sie entschwunden! — Drüben aber an den Eiszinnen der höchsten Alpen hat sie noch ihre Fanale angezündet, die wie rothflüssiges Metall emporlohen. Es ist ein Flammen-Dithyrambus, welchen die Natur im Abschiede von ihrer Lebensfreundin noch jubelnd durch die anbrechende Nacht hinausjauchzt.

Ha! sieh' der Alpen Haupt umschlungen,
Vom Flammenkranz und gluthumrollt,
Als ob zu sparen ihr gelungen
Ein Theil von ihrem Tagesgold!
Als ob tagüber sie gefangen
Zum Kranz die Rosen all' im Thal;
Als ob bei Tag Dir von den Wangen,
Du Volk des Thals, das Roth sie stahl! Anast. Grün.

Es ist kein alltägliches Phänomen, das wir hier anstaunen; es giebt Jahre, in denen das volle, wirkliche Alpenglühen zu den Seltenheiten gehört. Woher der tiefe brennende Gluthton, der diesem prachtvollen Naturschauspiele den bezeichnenden Namen gegeben hat? Andere Gegenstände im Scheine der dunkelroth untergehenden Sonne reflektiren auch, je nach der Receptionsfähigkeit ihres ursprünglichen Farbentones, im bedeutend erhöhten, erwärmten Lichte, — aber sie erreichen nicht jenes intensive, transparent-heiße Incarnat wie die beschneiten Gipfel der Hochalpen an einem, durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände günstig disponirten, Abende. Es mögen folgende drei wesentliche Faktoren sein, welche das Alpenglühen herbeiführen: die Natur und mindere Dichtigkeit der Körper, welche die Strahlen der Sonne einsaugen und wiedergeben; — die Höhe und Lage der beschienenen Gipfel, und der auffallende, bedeutende Abstand der Färbung zwischen der Dämmerung in den Tiefen und der grellen Beleuchtung jener Kulmen.

Der Firn ist eine, an der Oberfläche halbdurchsichtige Masse zahlloser Legionen kleiner, selbstständiger Krystallkörperchen, deren minutiöse, dem unbewaffneten Auge kaum erkennbare, glatte Spiegelflächen die Feuerstrahlen der Sonne aufnehmen und in allen Brechungslinien untereinander zurückwerfen. Dieser Reflexions-

Reichthum ist so groß, daß manche der kleinen Spiegelkrystalle, welche durch ein hervorstehendes, winziges Schneekörnchen beschattet werden, also nicht unmittelbar den Einwirkungen der Sonnenstrahlen blosgegeben sind, ihren Glanz erst aus zweiter Hand, durch die Ausstrahlung eines anderen, nachbarlichen kleinen Eisspiegels empfangen. So durchdringt die abendliche Sonnengluth die halbdurchsichtige Oberfläche der Firnmasse und sammelt dadurch eine Strahlen-Anhäufung, eine entwickelte Lichtmenge, wie sie in keinem anderen Gegenstande, das durchsichtige Wasser und die zu Wolken verdichteten Dünste ausgenommen, sich konzentriren kann. Wie außerordentlich die Reflexionsfähigkeit der Eisnädelchen ist, aus denen der Schnee besteht, können wir an kalten Sonnenscheintagen im Winter wahrnehmen, wenn der Wind lockeren Schneestaub aufjagt und dieser wie Diamanten funkelnd in der Luft umherirrt.

Der zweite, mächtigere, das Alpenglühen ganz besonders befördernde Umstand ist in der hohen Lage der Schneegipfel zu der tiefen Sonnenstellung zu suchen. Jener meteorische Proceß, welcher die Abendröthe in der Atmosphäre veranlaßt, giebt auch den Firnen ihre Gluth. Wenn wir auf hohem Berge stehen, so sehen wir die Sonne als strahlenlose, hochrothe Kugel hinabsinken, während sie den Bewohnern der Ebene nur tiefgelb, aber in voller strahlenschießender Glorie entschwindet. Die Ursache dieser scheinbaren Farbenveränderung rührt von den, in den untersten Schichten der Atmosphäre, bei der raschen, abendlichen Abkühlung in verdichteten Zustand übergehenden Dünsten her, welche, wie alle Wasserdämpfe, nach den Erfahrungen der Optik vorzugsweise die rothe Seite des Spektrums durchlassen. Je länger nun die Linie ist, welche der Sonnenstrahl durch die, mit kondensirten Wassergasen gefüllte Atmosphäre zu machen hat, desto intensiver erscheint auch die rothe Färbung, — also, je höher der Punkt liegt, welcher von der untergehenden Sonne beleuchtet wird, desto kräftiger und feuriger wird auch seine Abendbeleuchtung bei wolkenfreiem Himmel sein. Aber

diese beiden Momente würden dennoch den majestätischen Lichteffekt des Alpenglühens nicht in dem erhöhten Maaße erreichen, wenn nicht noch eine dritte, okulartäuschende Helfershelferin dabei mitwirkte, nämlich die auffallende Farbendifferenz zwischen der im Blaudunkel des Erdschattens bereits versenkten Tiefe der Thalgelände und jener gluthdurchdrungenen Färbung der Firnfelder. Gerade eben aus dem Gegensatze von greller Beleuchtung und Licht-Armuth resultiren die brillantesten Farbenspiele. Ein Feuerwerk bei Tage abgebrannt, ist todt, glanzlos, weil Licht auf Licht sich ebensowenig abhebt wie Weiß von Weiß oder Schwarz von Schwarz; erst der dunkele Hintergrund der Nacht giebt den Raketen ihre funkelnde Pracht.

Die Gluth, welche die Alpenspitzen umwogte, ist verschwunden; kalte, fahle Leichenblässe überzieht das ganze weite Schneegebirge;

Und wo noch kaum in Flammen ein Sonnentempel stand,
Da lagert nun ein Kirchhof, umringt von schwarzer Wand.

Es ist ein fröstelnder, unheimlicher Anblick. Der Uebergang aus dem vollen, reichprangenden Schmucke feuriger Beleuchtung und scharfer Zeichnung in diese eisige, öde, bläulich-graue Ungewißheit ist allzujäh und zu unvermittelt; ein leibhaftiges Bild des Todes. Aber es währt nicht lange, so kehrt nochmals einiges Leben wieder in die Färbung zurück. Denn blicken wir nach der Stelle des Sonnen-Unterganges:

O Zauber über Zauber! am Himmel aufgethan
Vom Abend bis zum Morgen ein brennend rother Plan.
Jetzt auf- und nieder-wogend, jetzt fließend spiegelglatt
Und durch und durch von goldnen und Purpurfarben satt.

Seeger.

Das endlose Feld der feurigsten Abendröthe flammt empor und strahlt einen leichten, warmen Ton über die Gletscher und Schneewüsten aus. Noch einmal überzieht sie ein leichter rosenfarbener Anflug; aber er ist matt, matt wie das letzte, allerletzte Lächeln eines geliebten Sterben.

In tiefen Frieden versenkt, beginnt nun das große majestätische

Alpenreich den einlullenden Träumen von des Tages Wonnenrausch sich zu überlassen. All das summende, surrende kleine Leben in den Lüften ist erstorben; die trotzigen, plump-anrennenden Käfer und das leicht-beschwingte, gaukelnde Völklein der Falter, die Legionen der zudringlichen, parasitisch-lästigen Fliegen und Alles, was sommerfroh im Aether des Tages sich wiegt, — Alle haben ihre stille, heimliche Schlafstätte gesucht unter den Blumenglocken und Blattdächern oder in den Rissen der Baumborke und des zerspaltenen Felsengesteines. Die Nachtfalter erwachen nun aus ihren lichtscheuen Tagträumen und zählen taktirend mit den befiederten Fühlfäden die Sekunden ab, bis sie ihren Flug beginnen; Eulen und Fledermäuse machen ihre luftigen Runden, und wo das Thierleben in der Nacht untergegangen zu sein scheint, da tritt das Leben der Pflanze üppiger und duftiger hervor.

Auf unserem Berggipfel aber weht ein schneidend-kalter Wind. Wir flüchten in das Faulhornhaus zum warmen Ofen, zur dampfenden Suppe, denn draußen ist es völlig Nacht geworden und das majestätische Sternenzelt prangt im unendlichen Universum, ein ewiger Hymnus dem allgewaltigen Schöpfer.

Alpenspitzen.

Hart ist die Schule der Höhen, wie jene spartanische Mutter:
„Kehrt nicht als Sieger der Sohn, kehr' er mir nimmer zurück!"
Doch nur fester ihr an, nur inniger schmiegt sich der Zögling,
Und mit unendlichem Weh' engt ihm die Ebne die Brust.
Notter.

Ganz anderer Natur als jene harmlosen, eine edle Neugierde befriedigenden Rigi-Promenaden und Faulhorn-Visiten sind die Ersteigungen hoher, firnumlagerter, schwer-erklimmbarer und darum selten betretener Alpenspitzen. Diese gehören den Auserkohrenen der emporsteigenden Wanderwelt. Nur Wissens-Durst und ritterlicher Forscherdrang, der „heilige Trieb, im Dienste der ewigen Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnißvollen Zusammenhange alles Geschaffenen nachzuspüren," wie er einen Forster, Alexander von Humboldt und Bonpland, einen Clapperton, Barth, Vogel und Livingstone, einen Franklin, Ross, Johann von Tschudi (den Peruaner), Burne, Gebrüder Schlagintweit und andere Helden der Polar- und Aequatorial-Expeditionen begeisterte — oder wie er die kühnen de Saussure, Escher, Hugi, Forbes, Agassiz, Desor, Oberlieutenant Peyer, Major Sonklar von Innstetten u. A. auf jene von Eis starrenden, fast alles organischen Lebens baaren Gebirgszinnen trieb, — oder endlich die männliche, freie, helle Lust an dem überwältigenden Reize, den das Außerordentliche,

Wild-Erhabene bietet, — können zu solchen gefahrvollen Unternehmungen anregen. Es sind Thaten, zu denen muthiger Entschluß und fester Wille, große körperliche Kraft und nachhaltige Ausdauer gehören, — die ohne Abhärtung und fröhliche Entsagung liebgewordener Gewohnheiten nicht auszuführen sind. Es sind aber auch Thaten, die sowohl intellektuell wie materiell mit Sorgfalt vorbereitet sein wollen. Ohne selbstbewußten Zweck, ohne leitenden Gedanken, ohne entsprechende Vorstudien und wissenschaftliche Unterlage verflachen solche Expeditionen zu müßigen, werth- und resultatlosen Waghalsereien, die lediglich auf den mageren Ruhm Anspruch machen dürfen: „da droben gewesen zu sein." Was K. Müller im Vorwort zu seinen „Ansichten aus den deutschen Alpen" über das Reisen im Allgemeinen so treffend sagt: daß erst die Kenntniß der Natur und ihrer sich uns offenbarenden Geheimnisse den ächten, vollen Genuß beim Reisen gewähre, daß jährlich Tausende aus den Alpen zurückkehren, ohne die Alpen kennen gelernt zu haben, weil ihnen die Einsicht zu den Aussichten mangele, — das gilt in erhöhtem Maaße ganz besonders auch von Solchen, die Mittel und Zeit, Mühe und Leben daran setzen, um von ihrer N. N.-Ersteigung prahlend erzählen zu können.

Und endlich will eine Bergbesteigung dieser Art, die ihr Wanderziel in den Regionen über zehntausend Fuß sucht, mit großer Sorgfalt und gründlicher Sachkenntniß ausgerüstet sein. In jene vegetations-entblößten, todten, starren Eisesfelder, wo meilenweit keine menschliche Hülfe, kein schützendes Obdach zu erblicken ist, wo kein gastfreundlicher „Willkommen" dem erschöpften Wanderer entgegentönt, in jene schauerlich-erhabenen Einöden muß Alles, was zu des Lebens dringendstem Bedarf gehört, an Speise und Trank, Holz und Decken, mit emporgetragen werden.*) Um Abgründe

*) Seit wenigen Jahren hat der Schweizerische Alpen-Klub das Verdienst sich erworben an einzelnen bedeutenden Höhepunkten, die früher nur mit großer Anstrengung in einem Tage zu ersteigen waren, s. g. Klub-Hütten errichtet zu

überschreiten, Jähwände erklimmen, in glatte Eisdächer Stufen hauen und schlüpfrige Firnfelder möglichst ungefährdet durchwandern zu können, bedarf es Leitern und Stricke, Beile und Fußeisen, deren Transport neben Kompas und Fernrohr, Thermometer und Barometer, Karten-, Zeichen- und Koch-Apparat den Aufmarsch wesentlich behindern. — Besteigt ein einzelner Reisender den Montblanc, wozu drei Tage Zeit gehören, so bedarf er nach dem obrigkeitlichen Reglement vier Führer, deren jeder 120 Francs Lohn und nach beendeter Tour noch einen Napoleon Trinkgeld bekommt, und um für die Bedürfnisse dieser fünf Personen zu sorgen, sind wiederum fünf Träger nöthig, deren jeder 50 bis 60 Francs für den ganzen Weg bekommt, so daß die Kosten zwischen 900 und 1000 Francs zu stehen kommen.

Führer giebts in den Alpen wie Sand am Meer, aber nur sehr wenige, die für centrale Expeditionen das erforderliche Zeug haben. Hier genügen Körperkräfte und genaue Lokalkenntniß nicht allein; hier müssen Muth, Umblick, entschiedene Besonnenheit und vor allen Dingen Geistesgegenwart den übrigen obligatorischen Führer-Eigenschaften beigesellt sein. Wehe dem, der, des Gebirges unkundig, an Schwindler geräth, die in der Höhe keinen Bescheid wissen; er ist so gut wie verlassen. Aber es giebt auch Führer, ihres Gewerbes Gemsjäger und Wildheuer, die durch lange Praxis ihren Ortssinn so wunderbar ausgebildet haben, daß sie an Alpenspitzen fremder Gegenden, die nie zuvor ihr Fuß betrat, dennoch mit spähendem Scharfblick den Weg durch Felsenlabyrinthe und Eiswüsten herauszufinden wissen, der zum Ziele führt. Solch ein mit seltenem Orientirungstalent begabter Führer war Maduz von Matt im Glarner Kleinthal (eigentlich ein Schwabe), der bei offe-

---

haben, feste steinerne Häuser in der Schnee-Region, in denen man geschützt übernachten kann um am anderen Morgen früh, mit vollen Kräften die letzte (und in der Regel schwierigste) Partie des betreffenden Berges in Angriff zu nehmen; so z. B. am Tödi, in deren Nähe Dr. Hugo Wislicenus verunglückte.

nem warmen Sinn für Naturschönheiten, außerordentlich besorgt um seine Klienten war und allenthalben Rath wußte. Als die Herren Statthalter Studer von Bern und M. Ulrich von Zürich zum Erstenmale den Monte Leone im Wallis, und Herr Prof. Oswald Heer von Zürich (bekannter Botaniker und Entomolog) zum Erstenmal den Piz Linard im Unter-Engadin bestiegen, nahmen sie den Maduz, der nie zuvor dort gewesen war, mit, — und er führte sie sicher und wohlbehalten hinauf. Ein anderer Führer, der als vieljähriger Begleiter Hugi's und Agassiz's mit diesen die Wagfahrten aufs Finsteraarhorn, auf die Jungfrau, Schreckhörner und andere Alpenspitzen ersten Ranges machte und die ganze Expedition stets leitete, war der muthige Jacob Leuthold von Im-Boden (Haslithal). Von beiden wird auf folgenden Blättern mehr die Rede sein.

Am Frühesten unter allen wurde der höchste Gipfel Europas, der Montblanc (14800 Fuß) im Jahre 1786 von Dr. Paccard aus Genf unter Leitung des Jacob Balmat von Chamouny erstiegen; nachdem dieser Führer unter unsäglichen Gefahren und Anstrengungen einen Weg ausfindig gemacht hatte. Der damalige König von Sardinien belohnte die seltene Ausdauer dieses kühnen Chamoniarden dadurch daß er seinen Namen fortan als „Balmat du Montblanc" gleichsam adelte. Ihnen folgte am 1. und 2. August des nächsten Jahres de Saussure in Begleitung von 18 Führern und Trägern. Seit jener Zeit wurde er öfter mit und ohne Erfolg das Ziel kühner Männer, und gegenwärtig vergeht fast kein Sommer, in welchem nicht Fremde, namentlich Engländer, ihn in Angriff nehmen. Diejenige Ersteigung, welche neuerer Zeit am Meisten von sich reden machte ist die des Dr. W. Pitschner (Privat-Dozenten an der Genfer Akademie) am 31. Juli bis 2. August 1859 unter Leitung August Balmats (Neffe des Obengenannten) mit noch 3 anderen Führern und 5 Trägern zum Zwecke speciell botanischer und mikroskopisch-zoologischer Untersuchungen. Er hat die Ergebnisse seiner Wanderung in einer besonderen Schrift, begleitet von

einem großen Atlas, niedergelegt. — Viel später wurden die ersten Versuche zur Erklimmung der bedeutendsten Höhenpunkte in den deutschen Alpen gewagt; zuerst die des Ortler-Spitz auf Veranlassung des Erzherzogs Johann von Oesterreich durch den Bergofficier Gebhard und den Passeyer Jäger Joseph Pichler im September 1804 und 1805. Die erste Autorität für das ganze Ortler-Massiv ist gegenwärtig der Kais. Oesterr. Oberlieutenant Peyer (im 36. Inf. Reg.). Dann die der Jungfrau (12827 Fuß) durch die Gebrüder Meier von Aarau am 3. Aug. 1811 und am 3. Sept. 1812, denen eine dritte Ascension am 10. Sept. 1828 von 6 Grindelwaldnern, eine vierte am 28. August 1841 von den Professoren Agassiz, Forbes, Desor und Duchâtelier, und endlich eine fünfte am 14. August 1842 von Herrn Gottlieb Studer und Fr. Bürki von Bern folgten. Seitdem ist sie zu wissenschaftlichen Zwecken wohl kaum mehr besucht worden; um so öfter aber von englischen Alpen-Klubisten und anderen Bergfreunden (namentlich von Edmund v. Fellenberg und Prof. Dr. Aeby von Bern). Zu den Jungfrau-Expeditionen gehört auch die am 3. August 1863 erfolgte erste Ersteigung des Silberhornes (11359 Fuß) durch Herrn v. Fellenberg, an welcher Herr Karl Bädeker von Koblenz (der bekannte Herausgeber der nach ihm benannten Reisehandbücher) Theil nahm.

In die gleiche Zeit der ersten Jungfrau-Expedition fällt auch der erste, durch die Herren Meier unternommene, aber mißglückte Versuch der Ersteigung des Finsteraarhornes (des höchsten Gipfels in den Berner Alpen, 13160 Fuß), welcher später der Naturforscher Hugi von Solothurn in den Jahren 1828 und 1829 wiederum große Opfer brachte; nur zwei seiner Führer erreichten die eigentliche äußerste Spitze bei der dritten Ersteigung. Erst im August und am 6. Septbr. 1842 gelang es Herrn Sulger aus Basel, zweimal die Kuppe zu erklimmen und droben eine Fahne aufzupflanzen. Seitdem ist dieser Punkt noch mehremal erreicht worden: am 12. August 1857 von 5 Engländern, — am 31. Juli 1861

von Herrn Dr. Abraham Roth von Bern unter Führung der 3 Gebrüder Blatter von Meyringen, — vier Tage später wiederum von 3 Engländern, und namentlich am 19. Septbr. 1865 von einer Schweizerin, Fräulein Elise Brunner aus Bern. Die Schreckhörner (12568 Fuß) sind so unzugänglich, daß die höchste Zacke derselben bis zum Jahre 1861 unerstiegen blieb. Am 8. Aug. 1842 versuchten die Naturforscher Escher von der Linth, Girard und Desor ihr Glück, erreichten aber nur die Spitze des großen Lauteraarhornes. Am 6. August wurde das kleine Schreckhorn zum Erstenmal von dem Engländer Eustace Anderson unter Führung von Peter Bohren und Christen Almer erklommen und dem kühnen Leslie Stephen (dem Uebersetzer vorliegenden Buches ins Englische) war der große Ruhm vorbehalten am 16. Aug. 1861 der erste Mensch zu sein der diese für unersteigbar gehaltene Spitze mit den Führern Christ. und Peter Michel und Ulrich Kaufmann, sämmtlich von Grindelwald, zuerst betrat. Die zweite Ersteigung fand am 3. Aug. 1864 von den Schweizern Prof. Aeby, Edm. v. Fellenberg und Pfarrer Gerwer aus Grindelwald, — die dritte durch Horace Walker und Lord Melgand am 28. Juni 1866 unter Führung Melchior Andereggs (von Meyringen) statt. — Das Wetterhorn oder die Hasli-Jungfrau (11412 Fuß) galt ebenfalls lange für unersteigbar; am 28. Aug. 1844 betraten die Naturforscher Desor, Dollfuß u. A. zuerst den südlichsten Gipfel, das Rosenhorn genannt, und zwei Tage später sollen die beiden Führer Bannholzer und Jaun auch die höchste Spitze erklommen haben. Seit 1845, wo die Herren Fankhauser und Dr. Roth von Bern am 9. Juli das Mittelhorn dieses Stockes erreichten, ist die vordere höchste Spitze wiederholt erreicht worden. Alle anderen Ersteigungen bedeutender Centralknoten-Spitzen des Alpengebäudes fallen in die jüngste Zeit.

Dem Monte Rosa wurde schon ziemlich frühzeitig von den Herren Vincent 1819, Zumstein 1820 und 1822, Freiherrn Ludwig

von Welden 1822, Aufmerksamkeit geschenkt; aber keiner derselben erreichte das Gornerhorn oder die höchste Spitze, sondern nur die, jetzt allgemein nach ihnen benannten, niedrigeren Höhepunkte dieses neun-gipfeligen Kolosses: Vincentpyramide, Zumsteinspitz (14064 Fuß) und Ludwigshöhe (13350 Fuß). Erst nachdem die Professoren Ordinaire und Pulseux 1847, die Herren Prof. Melch. Ulrich v. Zürich u. Gottl. Studer von Bern 1848 u. 1849 und die Gebrüder Schlagintweit 1851 u. 1852 vergebliche Anstrengungen gemacht hatten, das Gornerhorn zu erklettern, gelang es 1855 den Herren Smith aus Great-Yarmouth, die höchste Spitze zu gewinnen. Wir kommen im Verlaufe unserer weiteren Erzählung nochmals darauf zurück. Aehnlich gings mit dem Tödi im Glarner Lande und vielen Anderen. Treten wir auf die Beschreibung des Verlaufes und der Schwierigkeiten einer solchen Expedition etwas näher ein.

Zu den originellsten, von der Nothwendigkeit diktirten Intermezzos bei großen Gletscher-Expeditionen gehören die zum Zweck des Uebernachtens improvisirten Lagerhütten. Natürlich werden solche blos dann nöthig, wenn die Ersteigung eines Berges mehr als den Zeitraum eines Tages beansprucht, wie dies z. B. beim Montblanc der Fall ist, — oder wenn längerer Aufenthalt in den hohen Firn- und Gletscher-Revieren, behufs wissenschaftlicher Forschungen, Temperatur-Beobachtungen und Gletscher-Studien nöthig wird. Dann ists entweder nur ein nischenähnlich-gewölbter, überhängender Felsen am Rande der Schnee- und Eis-Anhäufungen, oder eine Höhle, die, gegen die Wetterseite schützend, als Bivouac-Local dienen müssen — wie solche z. B. der Russe du Hamel im August 1820 auf dem Grand Mulet 9000 Fuß üb. d. M. bei der Montblanc-Besteigung, — oder der englische Naturforscher Forbes 1842 in der Tiefe des Mer de Glace unter dem Tacul (Montblanc-Gruppe) beinahe 7000 Fuß üb. d. M. und im gleichen Jahre der famose Gebirgs-Gänger und begeisterte Alpenfreund, Herr Gottlieb

Studer (von Bern) am Fuße des Wannehornes nächst dem Aletsch-Gletscher (ca. 8000 Fuß üb. d. M.) bei seiner Jungfrau-Besteigung bezogen; — oder es findet der Aufbau einer wirklichen Hütte aus Trümmer-Gestein auf dem wandernden Fundament einer Moräne, wenn nicht gar auf dem festgefrorenen Firn selbst, statt. Solche Baracken, die in ihrer naiven Architektur an die urthümlichsten Bauversuche uncivilisirter Völker erinnern, und gegen welche die armseligsten Sennhütten in der Regel noch komfortable Wohnungen sind, ließen z. B. de Saussure auf dem Col de Géant in einer Höhe von ca. 10000 Fuß, — Hugi beim Versuche der Jungfrau-Ersteigung im Roththal, ferner auf dem Unteraargletscher, auf dem Loetschen-Gletscher und am Fuße des Finsteraarhornes (1829) errichten. Die Form und Konstruktion derselben ist vorsündfluthlich-einfach. Gewöhnlich werden auf den, am Boden gezeichneten Linien eines länglichen Rechtecks aus übereinander gelegten Glimmer- und Gneis-Scherben vier Seitenwände, einige Fuß hoch errichtet und die Fugen mit Rasenschollen (wenn und wo es deren nämlich noch giebt) oder vom Gestein abgelösten Mooslappen ausgestopft. Ein an der Frontseite ausgespartes Loch dient als Portal des Gebäudes. Ueber diesen naiven Pferch werden dann in angemessenen Intervallen die 5 bis 6 Fuß langen Alpenstöcke horizontal als Dachgebälk gelegt, und eine lange, darüber ausgebreitete, durch beschwerende Steine festgehaltene, wollene Decke vollendet den Bau.

Europäische Berühmtheit erlangte die, für die Professoren Agassiz, Carl Vogt, E. Desor, Nicolet, H. Coulon und F. Pourtalès, beim Abschwung auf dem Aargletscher (5 Stunden vom Grimselhospiz) 1840 erbaute, später restaurirte Cabane, welche diese Naturforscher in ihrem köstlichen Humor „Hôtel des Neuchâtelois“ tauften, mehrere Sommer hindurch wochenlang bewohnten und vielfache Besuche von Reisenden daselbst empfingen. Auch die Professoren Forbes von Edinburg und Heath von Cambridge verweilten 1851 etwa 3 Wochen in derselben. Desor entwirft launige

Bilder von diesem Aufenthalte. Zu unterst war der Eisboden des Gletschers mit Schieferplatten ausgelegt, über denen eine dicke Lage von dürrem Wildheu und eine gegen Feuchtigkeit schützende große Wachsleinwand-Plane sich ausbreiteten. Das war die gemeinschaftliche Matratze des Schlafkabinets für die 6 Naturforscher. Saubere Betttücher und wollene Decken ergänzten das Arrangement, wodurch dasselbe ein bäurisch-wohlhäbiges Ansehen bekam. Vor dem Schlafzimmer waren Küche und Speisezimmer etablirt, ebenfalls unter dem Dache des großen schwärzlichen Glimmerschiefer-Felsenblockes, welcher das ganze Gebäude schützte. Ein Tuch, querüber an einen befestigten Stab gehängt, diente statt Vorhang und Thür. Unter einem anderen benachbarten Blocke war das Magazin für Lebensmittel und der Keller angelegt. Nahte nun die Mittagszeit heran, so versammelten sich die hungernden Gelehrten, und obgleich die Normal-Speisen, Reis und Schaaffleisch, nur wenig abwechselten, welche einer der Führer kochte, so gestanden doch Alle, daß ein Mittagsessen in freier Luft an der großen Gneistafel vor dem eben beschriebenen Gletscher-Hôtel eine Delikatesse zu nennen sei. Die Tasse Kaffee und Cigarre nach dem Essen in unmittelbarem vis-a-vis der Schreckhörner und des Finsteraarhornes erhöhten den Genuß der lebhaften Diskussionen. Eine Stunde später ging Jeder wieder seinen Forschungen nach. — Die Abende waren kurz; — man ging, wie die Hühner, mit der Sonne schlafen, unmittelbar nach dem Nachtessen, weil die Temperatur meist rasch unter den Gefrierpunkt fiel. Alle die zahlreichen, am Tage über die Gletscher laufenden Bächlein verschwanden, eins nach dem anderen, das Geräusch der durch diese gebildeten Wasserfälle verstummte allmählich, und völlig lautloses, tiefes Schweigen senkte mit der Nacht sich auf die weite, todte Eisfläche. Demungeachtet litten die kühnen Gletscher-Männer durchaus nicht an Frost; die in den Graubündner und besonders in den Walliser Alpen als Deckbetten gebräuchlichen Schaafpelz-Decken veranlassen eine solche Wärme-

Anhäufung, daß das Verbleiben unter denselben, trotz der draußen herrschenden Kälte, mitunter fast unerträglich wird. Diese wahrhaft „goldenen Vließe" für jeden Hochgebirgswanderer bilden darum auch eines der vornehmsten Requisiten in der ambulanten Bagage einer Gletscher-Expedition.

Seitdem der Schweizerische Alpen-Klub begonnen hat steinerne s. g. Klub-Hütten (vgl. S. 255) an einzelnen bedeutenden Höhen-Punkten der Schweiz zu errichten, werden jene improvisirten Schlaf- und Rast-Stätten immer weniger mehr vorkommen. Auch der österreichische Alpen-Verein hat derartige Steinhütten erbauen lassen, z. B. auf dem Hochkönig (1865).

Das Besteigen außerordentlicher Gipfelpunkte der Alpen würde für den schwindelfreien, muskelkräftigen Mann keine so besonders rühmens- und redenswerthe Aufgabe sein, wenn einigermaßen Kontinuität in den zu überwindenden Partieen herrschte, d. h. wenn die Gletscher und ihre Spalten, der Firn und seine Schründe, der Hochschnee in seiner Mächtigkeit und Konsistenz jahrein, jahraus sich gleich blieben und tüchtige, lokalkundige Führer daher mit Zuversicht voraus wüßten, welche Hülfs- und Transport-Mittel man gebrauche, welcher Weg der beste, wann die größte Kraftanstrengung von Nöthen und wo die drohendste Gefahr zu bestehen sei. Aber erfahrungsgemäß ist die Metamorphose des Terrains nirgends einer so ewigen Wandelung und Transfiguration unterworfen als in den hohen und höchsten Alpenregionen. Wo heuer Mulden und tiefe Schneebecken sich zeigen, thürmen vielleicht im nächsten Jahre Schnee-Hügel und Wehten sich auf; wo in diesem Sommer Wege über Firnhalden gemächlich und leicht zu überwinden stetig ansteigen, ragen im kommenden, wenn er schneearm und andauernd heiß ist, Felsenriffe und Gesteins-Grathe hervor, die geeignet sind, den tüchtigsten Führer völlig zu desorientiren. Solcher Ungewißheiten halber, muß eine Expedition (abgesehen von den Eventualitäten plötz-

lich umschlagender Witterung) immer auf das Schlimmste gefaßt und vorbereitet sein.

Umsichtige Berggänger haben den Fundamental-Grundsatz: so lange als irgend möglich auf dem „Aberen", d. h. auf dem von Schnee und Eis befreiten Rasen oder Felsen zu bleiben, weil hier in der Regel der Tritt sicherer, das Klettern minder mühsam, überhaupt das Fortkommen rascher möglich, ausgiebiger ist als auf dem trügerischen, dem Menschen fremden und feindlichen Element des Firnes und Gletschers. Es ist ungefähr der gleiche Gegensatz wie zwischen der Fahrt auf festem Lande und jener auf dem Wasser. Einzig, bei faulem, bröckelichem Gestein und jähen Schutthalden und beim Hinabsteigen, wo man gewöhnlich die direktesten Linien wählt, zieht man den Marsch auf dem Schnee vor.

Die ersten bedeutenden Hindernisse im raschen und direkten Aufsteigen veranlassen gewöhnlich die Gletscherspalten. Es giebt wohl kaum eine nahmhafte bedeutende Alpenspitze, deren Basis nicht von einem Eisstrom umschlungen ist oder an deren Flanken nicht ein solcher mehr oder minder ausgebildet herabgleitet. — Das Umgehen der Spalten ist, wo man den Gletscher übersehen kann, eine zwar langweilige, aber in der Regel gefahrlose Aufgabe. Indessen giebt es auch ungleiche, gewissermaßen gehügelte Gletscher, wie z. B. ob dem Glacier de la Vanoise (zwischen Mont Cenis und dem Isèrethal), auf denen man durchaus keine bestimmten Direktionslinien einhalten kann. Die Verirrung auf einem solchen querspaltenreichen Gletscherfelde kann unter Umständen in die gefährlichsten Situationen führen, weil bei der fast absoluten Aehnlichkeit der Spalten untereinander das Erkennen einer zweckdienlichen Avancir-Linie ebenso schwer ist als das Wiederherausfinden des Rückweges. Ueberfällt Unkundige in solch einem Labyrinth der Nebel, dann dürfen sie von großem Glück sagen, wenn sie sich herausfinden.

Gar nicht selten ist es dann der Fall daß man auf dem Glet-

scher übernachten muß wie es noch allerjüngster Tage (im Spätsommer 1869) dem Post-Verwalter Herrn von Stengel aus Zweibrücken mit einem kundigen Führer bei Ueberschreitung des Birchgrates, Jägi- und Oberen Aletsch-Gletschers am Fuße des Sparrhornes (in Ober-Wallis) erging, während sie nur noch $^3/_4$ Stunde von Aletschbord und dem oberhalb desselben gelegenen Berghauses auf Bellalp entfernt waren. Zu allem Ueberfluß wurden diese Touristen Nachts noch von einem großartigen Gewitter überfallen.

Höchst wahrscheinlich sind die Ende August 1849 mysteriös auf dem Griesgletscher (Paß aus Ober-Wallis nach dem Val Formazza) verschwundenen Reisenden (Gebrüder Leonard aus Paris und Dr. Wolfarth aus Frankfurt), — von denen man eine Zeitlang fabelte, der ehemalige Grimselwirth Peter Zybach habe sie berauben und ermorden lassen, — einem solchen Umstande erlegen. Je später im Sommer man die Gletscher-Region betritt, um so zerklüfteter wird man dieselbe antreffen.

Nicht minder gefährlich als die Gletscherspalten sind die unkennbar dieselben überwölbenden s. g. Schneebrücken. Sie entstehen bei andauerndem Schneefall durch die gleiche wunderbare Aggregation einzelner Flocken und Eiskryställchen, welche auch im Tieflande den Gartengeländern oder einzeln stehenden Pfählen und Pfosten schiefe, überhängende Schneehaufen aufsetzt oder im Gebirge die lauinen-veranlassenden Schneeschilder formt. Wenn der ganze Gletscher von neugefallenem Schnee bedeckt ist, so sind solche Schneebrücken platterdings nicht zu erkennen. Hat es auf die Schneebrücken inzwischen wieder geregnet oder hat die Sonne die obere Schicht erweicht, daß diese einsinkend sich verdichtet und dann wieder friert, so kann man ohne alle Gefahr darüber hinweggehen; eine Fuß dicke Schneebrücke, wenn sie keine allzubreite Spannung hat, trägt ihren Mann. Um jedoch dem bei Gletschertouren sehr oft vorkommenden Einbrechen zu begegnen, knüpfen sich Führer und Geführte in Entfernung von etwa 6 bis 8 Schritten an ein langes,

um den Leib geschlungenes Seil, damit, wenn Einer derselben einsinken sollte, die Uebrigen ihn leicht hervorziehen können. Das Unterlassen dieser Vorsichtsmaßregel hat schon viel traurige Fälle zur Folge gehabt. Im Jahre 1821 stürzte auf der Höhe des Grindelwaldgletschers der junge, waatländische Pfarrer Meuron in eine 121 Fuß tiefe Spalte und wurde erst spät, nach Ableitung des unterm Gletscher fließenden Baches, todt heraufgezogen und auf dem Grindelwalder Friedhofe zur Ruhe bestattet. Sein jüngstes Opfer verschlang der gleiche Gletscher am 10. Juni 1860. — Ebenso kamen Dr. Bürstenbinder aus Berlin auf dem Oezthal-Gletscher in Tyrol 1846 und ein vornehmer Russe Namens Grote auf dem Findelen-Gletscher im Sommer 1859 durch ähnliche Stürze ums Leben. — Am 28. August 1865 bestigen zwei Erlanger Studenten, beide geborene Norddeutsche, in Begleitung eines Führers von Neukirchen aus den Gipfel des Groß-Venedigers in Tyrol, dessen Ersteigung ihnen als gefahrlos geschildert worden war. Um Mittag erreichten sie glücklich die höchste Spitze. Beim Herabsteigen ging der Führer voran; ihm folgte zunächst Student Wilh. Hinsch (aus Untersee in Holstein). Auf einem Gletscher unweit unterm Gipfel passirte der Führer glücklich eine Schneebrücke die eine Gletscherspalte überdeckte; unter dem unglücklichen Hinsch aber brach dieselbe zusammen und er glitt, ohne sich erheblich zu verletzen in die enge, etwas schräg sich einsenkende Spalte 100 Fuß tief hinab und blieb dort mit Brust und Rücken eingeklemmt. Laut rief er um Hilfe und meldete daß er die Arme noch frei habe. Der Führer aber (Nußbaumer aus Neukirchen ist der Name dieses leichtsinnigen Menschen) hatte nicht nur die Vorsicht versäumt sich und seinen Pflegebefohlenen ein Seil um den Leib zu schlingen, sondern überhaupt nicht einmal ein Seil mitgenommen. Auf sein Zurufen kündigte man dem Unglücklichen an, daß erst ein Seil geholt werden müsse und daß bis zur Rückkunft etwa 8 Stunden vergehen würden. „So lange halte ich es nicht aus!" war die resignirende Antwort, „leb

wohl Freund! grüß meine Eltern!" Eilends stieg der Freund mit dem Führer zu der zunächst zu erreichenden Sennhütte hinab; aber hier war kein Seil zu finden, so daß beide bis nach Neukirchen hinunter steigen mußten, wo sie erst 8 Uhr Abends (also 7 Stunden nach dem Unglücksfall) anlangten. Hier weigerte sich der elende Führer, wieder mit bis zur Schreckensspalte hinaufzusteigen und der Freund des Verunglückten mußte in Begleitung von 5 anderen festen Männern den Weg zum zweitenmal antreten. Am anderen Morgen 8 Uhr erreichten sie die Spalte. Einer der Männer ließ sich 50 Fuß tief hinab; tiefer zu bringen erlaubte ihm die Verengung der Spalte nicht. Tief drunten sah er die Leiche des Jünglings, den Kopf zur Seite geneigt, — er schlief bereits den Todesschlaf. — Im Juli 1836 fiel der Führer Michael Devouasson auf dem Glacier du Talèfre, unweit des Jardin im Chamounythal, in eine solche Spalte, arbeitete sich aber unter Hilfe seines Taschenmessers, mit dem er Tritte in die Eiswände grub, wieder mühsam hervor. Sein Tornister, den er dabei verloren, wurde zehn Jahre später stückweise, 4300 Fuß weiter unten, am Fuße des Couvercle, vom Gletscher wieder ausgeworfen. — Eine fast ganz gleiche Errettungsgeschichte erzählt der kais. österr. Bergrath Lipold von seinem Führer (einem Zillerthaler Gemsjäger) bei Gelegenheit der Beschreibung seiner Ersteigung der vorher noch nie betretenen Löffelspitze (10652 W. Fuß). — In ähnlicher Weise rettete sich auf dem Rosegg-Gletscher (am Bernina) ein in eine Gletscherspalte gestürzter Gemsenjäger, der, weil die Wände der über 60 Fuß tiefen Spalte unten zu weit auseinander lagen, sich den Alpenstock an das eine Bein band und so, die Kluft überspreizend, sich langsam hinaufarbeiten konnte. — Auf dem Trift-Gletscher (Kant. Bern) stürzte 1803 der Gemsenjäger Peter Moor von Gadmen in einen Gletscher-Schlund, aber dennoch so glücklich, daß er auf einen Eisvorsprung zu stehen kam und dort sich halten konnte. Unten in grausiger Tiefe rauschten strudelnde Gewässer, und kalte eisige Luft wehte aus dem Abgrunde

herauf. Sonderbarerweise hörte er die Zurufe seiner Kameraden scharf und deutlich, ohne daß dagegen diese seine laut geschrienen Antworten verstehen konnten. Um nun den verunglückten Freund zu retten, eilten die anderen vier Stunden weit, bis zu den ersten Häusern, hinab und kehrten erst gegen Abend mit dem Rettungsmaterial zurück. Nachdem der halberstarrte Mann in der Eisgruft den ihm zugeworfenen Strick fest um seinen Körper geschlungen hatte und frei-schwebend einige Fuß hoch gezogen worden war, riß derselbe und der Unglückliche stürzte abermals auf den Absatz zurück. Jetzt war das Seil zu kurz, weil dessen eine Hälfte sich drunten befand; es blieb darum nichts Anderes übrig als nochmals den vierstündigen Weg bei Nacht hin und zurück zu machen, um endlich am anderen Morgen den lebendig Begrabenen mit einem kräftigeren Seil nach 16stündiger Angst zu erlösen. — Noch wunderbarer ist folgender Fall: Christian Bohren kam am 7. Juli 1787 in Begleitung des Taglöhners In-Aebnit über den zwischen dem Wetterhorn und dem Mettenberg liegenden Oberen Grindelwald-Gletscher, im Begriff, Schaafe und Geißen an den Mettenberg zu führen, als plötzlich eine Schneebrücke unter ihm einbrach und er in einen 64 Fuß tiefen Gletscher-Riß hinabstürzte. Er brach den Arm und fiel die Hand aus dem Gelenk; dennoch verlor er die Geistesgegenwart nicht. Glücklicherweise fand er unterm Gletscher eine Oeffnung, welche der vom Wetterhorn herabfließende Weißbach ausgegraben hatte. Durch diesen 130 Fuß langen Stollen kroch er mühsam dem Laufe des Wassers unterm Eise entgegen und entging auf diese Weise dem Schicksal, lebendig begraben, verhungern zu müssen.

De Saussure, als er im Juli 1778 von der Aiguille du Midi herabstieg, brach plötzlich durch den Schnee mit beiden Füßen ein, doch so, daß er auf einem Eissattel sitzen blieb, währen die Füße frei in einen tiefen Abgrund hinabhingen. Sein Führer Peter Balmat, unmittelbar hinter ihm, hatte das gleiche Schicksal. Rasch besonnen rief dieser: „Halten Sie sich ruhig, mein Herr,

machen Sie nicht die kleinste Bewegung, sonst sind Sie verloren!" Dem anderen Führer, der nicht eingesunken war, rief Peter, ohne auch nur ein Glied zu rühren, zu, er möge rasch untersuchen, nach welcher Richtung die Spalte verlaufe und welches ihre Breite sei. Dabei beschwor er Herrn von Saussure aufs Dringendste, so ruhig als nur möglich sich zu verhalten, weil die kleinste Bewegung unfehlbar ihren Sturz in die Tiefe herbeiführen würde. Als der zweite Führer mit der größten Behutsamkeit das Terrain rekognoscirt und die Figur der Spalte erkannt hatte, legte er kreuzweise zwei lange Alpenstöcke vor Herrn v. Saussure, mit deren Hilfe sich dieser vorsichtig aus seinem schwebenden Sitz emporhob, rettete, und dann mit Hand anlegte, in gleicher Weise den Peter aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien. — Der Scharfsinn ist nie erfinderischer, als wenn die Noth zum Aeußersten drängt. Das bewährte sich, um mit dem Kapitel der Schneebrücken endlich zu schließen, auch am 4. August 1829, bei Hugi's Rückkehr vom Finsteraarhorn. Durch die warme Temperatur war der Schnee am Nachmittage so sehr aufgeweicht, daß jeden Augenblick einer der am Seil befestigten Reisegefährten bis an die Brust einsank. Da die Schründe oft in einer Breite von 10 bis 20 Fuß den Weg versperrten und meist mit einer, nur ganz dünnen, erweichten Firnkruste überwölbt waren, so ordnete der vortreffliche Führer Jakob Leuthold an: sich platt auf den Bauch zu legen und also rutschend oder schiebend die gräßlichen Abgründe zu passiren, um der Gefahr einzubrechen, durch die Vertheilung der Körperlast auf eine größere Fläche, leichter zu entgehen. Das gleiche Vorsichtsmittel praktizirte Herr Weilenmann bei seinem Herabsteigen vom Piz Corvatsch und Piz Lat (Bernina-Gruppe).

Hat der Bergsteiger nun den Gletscher seiner Länge oder Breite nach überschritten, so ists nicht selten der Fall, daß ihm der Uebergang auf das wieder zu betretende, feste Gestein noch unerwartete Schwierigkeiten bereitet. Der Felsen schmilzt in Folge

seiner größeren Wärme-Kapazität die zunächst auf ihm lagernden Gletscher-Ränder derart ab, daß diese in einer Höhe 4, 6, 10, ja bis 20 Fuß von ihm abstehen. Läßt sich nun kein Punkt finden, an welchem der Wanderer den vom Schmelzwasser schlüpfrigen Boden durch einen voraussichtlich gelingenden Sprung erreichen kann, so bleibt ihm nichts als das Herabturnen am Seile übrig.

In sehr vielen Fällen ists jedoch gar nicht nöthig oder auch nicht möglich, das feste Gestein zu betreten, sondern man geht direkt allmählich vom Gletscher auf den Firn über. Dieser ist wegen seiner körnigen, minder zusammenhängenden Struktur und wegen der größeren Bewegungs- und Anschmiegungs-Fähigkeit gewöhnlich auch weniger zerrissen. Es giebt Firnfelder über die man stundenweit, ohne auf das mindeste Hinderniß zu stoßen, gehen und steigen kann, — die also das rasche Fortkommen außerordentlich begünstigen. Aber es giebt auch solche, die in Folge des ungleichen, zerspaltenen Felsenbettes, auf dem sie ruhen, von Rissen und Zerklüftungen durchkreuzt werden, die unter dem Namen der „Firnschründe" (Rimayes) bekannt sind. Schauerlich-schöne Einblicke eröffnen sich in solche große Firnhöhlen. Oft sind sie von unschätzbarer Tiefe, im Innern durchsichtig-azurblau beleuchtet, so magisch und sanft, daß man an Kühleborns Zauberpalast in de la Motte-Fouqué's Undine erinnert wird. Die von den Gesimsen und Plafonds herabhangenden granulirten Eiszapfen, ähnlich den Stalaktiten-Gebilden in den Kalksinter- und Tropfstein-Grotten, erhöhen das Mährchenhafte, und erreichen diese gar wieder den Boden der schräg-absinkenden Schneehöhlen, so erscheinen sie dann wie die Tragpfeiler hochgewölbter Dome und sind wohlgeeignet, der Phantasie zu allerlei fabelhaften Arabesken Anhaltepunkte zu geben. Die eigentlichen und für die Bergsteigung inkonvenabelsten Firnschründe sind jedoch jene, welche am Fuße hoher Felsenkämme vorkommen, von denen die Firnhalden steil abfallen. Indeß umgeben sie auch die meisten Berggipfel und ahmen deren Figuration in entsprechenden Kon-

turen nach. Hat ein Berg mehrere Schneeterrassen, so zeigt er auch meist in der Nähe jeder Terrasse einen Bergschrund, und ein Gipfel kann deren zwei bis drei haben. Zuweilen, wenn sehr reichlich Schnee fällt, wird der Bergschrund von Lauinen ausgefüllt, und aus diesem Grunde sind schneereiche Jahre den Ersteigungen der Hochgipfel sehr günstig. —

Die größte zu überwindende Schwierigkeit besteht gewöhnlich darin, daß die gegenüberstehende Schnee- oder Eis-Wand bedeutend höher als der diesseitige Standpunkt ist. Haben die Führer sich nun auf solche Fälle vorbereitet, und eine Leiter mitgenommen, dann ist die Kluft in der Regel leicht zu passiren; eine solche Leiter besteht aus einer etwa 20 Fuß langen, armsdicken, zähen Stange, durch welche Quer-Sprossen oder Pflöcke getrieben sind, die als Tritte dienen. Aber nicht selten tritt der Fall ein, daß eine Berg-Expedition auf andere Weise sich zu helfen suchen muß, und da fördert dann die alle Gefahr verachtende Keckheit mitunter recht waghalsige Versuche zu Tage. Einige der interessantesten erzählt Herr G. Studer von Bern. Als er bei seiner, mit Herrn Weilenmann, Ende August 1856 unternommenen Ersteigung des Mont Velan (11588 Fuß, Walliser Alpen) den Glacier de Proz überschritten hatte, war am Fuße eines mächtigen Felsenpfeilers, der direkt gegen die höchste Kuppe des Berges aus dem Firn aufsteigt, ein klaffender Bergschrund zu passiren. Die Führer Andreas Dorsat uud Pierre Morey überschritten die Eiskluft an der schmalsten Stelle mit verwegener Gewandtheit und kletterten an der gegenüberstehenden Eiswand bis zu einem, durch vorragende gewaltige Blöcke gesicherten Standpunkte hinauf. Von hier warfen sie das eine Seil-Ende herab. Herr Weilenmann war der Erste, der die schwindelige Ascension vornahm, indem er das Seil um den rechten Arm schlang und unter Nachhilfe des mit der linken Hand regierten Bergstockes (dessen scharfe eiserne Spitze er kräftig ins Eis einschlug) sich über den Abgrund emporziehen ließ. Herr Studer

folgte in gleicher Weise. — Noch komplicirter war die Transscension eines Firnschrundes bei der Ersteigung des Grand Combin (13261 Fuß, Walliser Alpen) am 10. August 1858 durch die beiden gleichen Gebirgsforscher. Dort war die enorm tiefe Kluft oben nur etwa zwei Fuß breit, aber die gegenüberliegende Eiswand ragte sieben Fuß höher, senkrecht auf. Die Führer, Gebrüder Felley (von Lourtier), wußten auch hier rasch Rath. „Zwei lange Bergstöcke wurden in einer Höhe von etwa fünf Fuß über der Oeffnung der Spalte horizontal in die jenseitige Firnwand fest genug eingebohrt, damit sie als treppenartige Stützpunkte für den Fuß dienen konnten. Darauf ließ Benjamin Felley dem Rande des Schrundes so nahe als möglich sich auf Hände und Knie nieder. Sein Bruder Moritz trat auf dessen Rücken und Schulter, benutzte diese sanft sich emporhebende, lebendige Treppe, so wie die eingebohrten Stöcke als Fuß-Stützpunkte, und schwang, mit den Händen tiefeingreifend, sich dann flink und kräftig nach dem oberen, weniger steil abgeschnittenen und in seiner Masse auch mehr gelockerten Firngehänge empor, bis er eine sichere Stellung gewonnen hatte. Als er diese erreicht, wurde ihm das Seil zugeworfen; ein zweiter Führer band dessen unteres Ende sich um den Leib und konnte mit Hilfe desselben nunmehr leichter hinaufklettern. Auf gleiche Weise wurden die Uebrigen und das Gepäck hinaufgezogen. Nur der letzte Führer (Benjamin) mußte das Manöver mit etwas mehr Unbequemlichkeit ausführen, weil er die Stütze der beiden Alpenstöcke entbehrte, die man ebenfalls schon hinaufgezogen hatte." Auf dem Rückwege mußte die, sieben Fuß tiefer liegende Firnfläche, am Seil durch herzhaften Hinabsprung erreicht werden; einer der Führer war vorangesprungen und fing die Nachkommenden mit offenen Armen auf.

Freilich ists auch schon der Fall gewesen, daß solche Firnschründe sich als unüberwindbar zeigten und die völlige Ersteigung einer Hochgebirgs-Kuppe nahe am Ziele darum scheiterte. Diese

Fatalität begegnete dem verstorbenen rüstigen Berggänger Hoffmann aus Basel 1846 am Tödi; ein sechzig Fuß breiter Schneeschlund auf dem obersten Firnwalle, zwischen der Tödi-Kuppe und dem Piz Rusein, nöthigte ihn und seine renommirten Führer in einer Höhe von 10800 Fuß (also 344 Fuß unter der Spitze) zur Umkehr.

Bevor das Besteigen hoher Alpenspitzen so populär wurde, wie es heut zu Tage wirklich ist, kursirten wunderbare Gerüchte über allerlei körperliche Zufälle, denen Bergwanderer ausgesetzt sein sollten. Bald wurde die Luft als so verdünnt dargestellt, daß das Athemholen fast zur Unmöglichkeit werde; bald sollte den Gipfelstürmern Blut aus Mund, Nase und Ohren quellen; daneben sollten Kongestionen, Brechreiz, Druck auf Brust und Magen und allerlei Mißbehaglichkeiten als unvermeidliche Uebel sich bei Jedermann zeigen, der in eine Höhe von nur 10,000 Fuß emporbringe. Ja, man konstruirte sogar eine der Seekrankheit entsprechende „Bergkrankheit" mit ihren Symptomen, Exacerbationen, Remissionen, Krisen ꝛc. und stellte eine förmliche Arzneimittellehre dagegen auf. Die Berggänger unserer Tage wissen nur verhältnißmäßig wenig von dieser Krankheit. Es mag schon hier und da einmal Nasenbluten eintreten, aber sicherlich wohl nur in Folge der durch das Bergsteigen veranlaßten bedeutenden Blutwallung; Uebelkeiten mögen solche Leute befallen, die überhaupt an Magenschwäche leiden, und Mattigkeit ist eine sehr natürliche Konsequenz der Abspannung des Körpers, wenn man bei großer Kräfte-Konsumtion 6 und 8 Stunden lang in verdünnter Luft und unter mancherlei Gefahren bergauf marschirt.*) — Die einzigen, wirklich existirenden, etwas störend

*) Dr. W. Pitschner erzählt in seinem interessanten Werke über seine Montblanc-Besteigung am 1. und 2. August 1859, als er mit den Führern und Trägern in das 13,500 Fuß hoch gelegene s. g. Corridor-Thal (ein Schneethal) einzudringen Morgens 6 Uhr sich anschickte: „Kaum waren wir aber 5 Minuten in diesem Thale vorgeschritten, als bei uns Allen ein tiefes unterdrücktes Gähnen

auf den Körper und seine normalen Funktionen einwirkenden Erscheinungen sind der kaum zu löschende, wahrhaft brennende Durst bei Abwesenheit entschiedenen Appetites, den die Bergbewohner sehr bezeichnend „Dursthunger" nennen, — und die den Augen drohende Entzündung, die in das s. g. „Schneeblindwerden" ausarten kann, wenn man die Sehorgane nicht durch eine blaue oder graue Brille gegen die andauernd-blendenden, heftigen Einwirkungen der grellen Schneereflexe auf langen Firnwanderungen schützt. Aber nicht nur die Augen greift diese Licht-Rückstrahlung des Schnees an, sondern sogar auch die entblößten Theile des Körpers, vor allen das Antlitz, wenn man dasselbe nicht durch einen farbigen Schleier schützt. Diese Einwirkung äußert sich in so hohem Grade, daß ein völliges Verbrennen der Haut, wie jenes in der schärfsten Sonnenhitze, eintritt, dem dann Blasen und Wundwerden mit späteren Schorfen folgen. Schleier sind

---

und eine sehr intensive Schlafsucht sich einstellte, die bei mir den höchsten Grad erreichte. Das Athmen wurde mir schwer, vor den Augen entstand Flimmern, ich bekam Ohrensausen, Kopfschmerz und Ekel; hierauf erfolgte mehrmaliges Erbrechen und obgleich Balmat (der Hauptführer der Expedition) nicht gestatten wollte, daß ich mich, überwältiget von unüberwindlicher Schlafsucht, auf den Firnschnee hinlegte, so blieb doch nichts weiter übrig, denn ich sank zusammen. Die Alpenstöcke wurden zusammengelegt und ich versank augenblicklich in einen lethargischen, von großer Beklemmung begleiteten Schlaf, den Balmat für sehr gefährlich hielt, so daß er mich ununterbrochen rüttelte und schüttelte. Fünfzehn Minuten vergingen; er schrie mich auf und sagte: „Wir dürfen hier nicht länger weilen, wir müssen fort." Während dieses Schlafes war starker Schweiß auf Stirn und Gesicht ausgebrochen ꝛc." Herr Pitschner erzählt, daß er dann in kleinen Intervallen dieses Ausruhen habe wiederholen müssen. Auch de Saussure bei seiner ersten, berühmten Montblanc-Besteigung wurde von Ohnmacht-Anwandlungen befallen und mußte, nahe dem Gipfel, alle 4 bis 5 Schritt einige Augenblicke rasten. Das größte Uebelbefinden stellte sich bei ihm erst etwa 8 Sekunden nachher ein, nachdem er rastend still gestanden war. Seine Führer wurden gleicherweise von ähnlichen Anfällen heimgesucht. Auch die Gebrüder Schlagintweit, Dr. Hoffmeister (Begleiter des Prinzen Waldemar v. Preußen), der Peruaner Tschudi und andere Reisende in fremden Erdtheilen berichten von ganz gleichen Erscheinungen bei Wanderungen von 13000 Fuß und mehr über dem Meer.

freilich für die unbeschränkte Aussicht sehr hinderlich und vermehren die ohnedies herrschende Hitze in hohem Grade, da sie allen Luftzutritt absperren. Um sich zu erfrischen, ballen die Führer Schnee zusammen und legen denselben in den Nacken, — ein Kühlungsmittel, das kräftigen Naturen in jenen Hochregionen nicht schadet, wo ohnedies, Geist wie Körper, entfesselter und unabhängiger von äußeren Einflüssen sind. —

Wir kehren zum Bergmarsche zurück. Die Firnschründe sind nicht die letzten der zu überwindenden Schwierigkeiten; es häufen sich deren neue, die unter Umständen gefahrbringend sein können. Zu diesen gehören zunächst die Eishänge. In bedeutenden Höhen schmilzt Sonnenwärme oder Föhnwind an jähen Abhängen die Oberfläche des Firnes, mitunter bis auf mehrere Fuß Tiefe. Das der Krystallisation durch Wärmeaufnahme entbundene Wasser durchdringt den Schnee, friert jedoch während der Nacht wieder. Hieraus entsteht eine Eisfläche, die, um einen hinkenden Vergleich anzuwenden, dem, im Tieflande bekannten, s. g. „Glatteis" verwandt ist, nur, daß sie eben viel dicker, kompakter, massiger wird. Solche Eisrücken zu erklimmen, erfordert immer viel Arbeit, Mühe und Geduld; hier muß das Beil helfen, um mittelst desselben Tritte in das spröde Material zu hauen. Es muß ein gutes, erprobtes Instrument sein, welches ein gewandter Arm regiert; einmal der Hand, der leicht erstarrenden, entfallen, macht der Verlust desselben einen quittirenden Strich durch die Rechnung und aus dem zu erwartenden großen Loos plötzlich eine Niete. Das Emporbringen einer Gesellschaft unter solchen Umständen, wo Schritt für Schritt erst geschaffen, geebnet, gesichert werden muß, ist dann höchst langsam, langweilig und erkältend. Bei Studers erster Ersteigung des Großen Rinderhornes (10670 Fuß, Wallis-Berner Grenze) mußten gegen 400 solcher Stufen in den übereisten Jähhang gehauen werden, ein Zeitverlust von mehreren Stunden. Bergsteiger-Regel ists, eine solche Kunsttreppe, so viel immer möglich,

geradeansteigend zu beschreiten, so daß das Gesicht dem Eis zugekehrt bleibt; der Fuß tritt mit der Spitze weit sicherer als mit der Seitenkante auf.

Zu den unerwarteten Fährlichkeiten, welche Bergbesteiger an solchen eisüberzogenen Wänden beim Herabsteigen überraschen können, gehört das Abschmelzen der eingehauenen Stufen. Mr. Whimper (ein Mitglied des Londoner Alpenklubs), von dem auf den nächsten Seiten, bei Gelegenheit der gräßlichen Katastrophe am Matterhorn, weiter die Rede sein wird, hatte schon im Juni 1863 es sich zur Aufgabe gemacht, den bis dahin noch nie erstiegenen Gipfel des 13797 Fuß hohen Mont Cervin zuerst zu betreten. Wirklich drang er auch höher hinauf, als bisher sonst irgend einer der Stürmenden; er überdauerte an Muth und Kräften seine Führer und klomm allein, mit dem Beil in der Hand, an einer spiegelglatten Eiswand, in die er eine Menge von Stufen zu hauen genöthigt war, unbeugsam vorwärts. Als diese Wand überwunden war und er aus seinen Recognoscirungen (welche er mit dem Tubus vom Thale aus ungemein sorgfältig angestellt hatte) wußte, daß er eine ähnliche Passage nicht mehr werde zu überwinden haben, ließ er, um leichter zu klimmen, das Beil zurück und stieg weiter. Aber er hatte sich verstiegen und kam an eine Stelle, von wo aus unmöglich höher empor zu bringen war. Er mußte sich abermals zum Rückzuge entschließen. Doch als er zu jener Stelle kam, wo die ins Eis gehauenen Stufen begannen, hatte die vollkräftig scheinende Sonne dieselben halb hinweggeschmolzen. Versuche, mit der Spitze des Alpenstockes neue Stufen unter dem zuweilen höchst gefahrvollen Standpunkt einzustoßen, mißlangen, eine Eisstufe wich und der Verwegene stürzte 195 Fuß tief hinab, wunderbarster Weise in eine mit frischem Schnee gefüllte kleine Einsattelung eines Felsen-Kammes und erhielt dadurch, obwohl furchtbar zerschunden, sein Leben um zwei Jahre später Augenzeuge einer der entsetzlichsten Katastrophen in den Annalen der Alpenbesteigungen zu sein.

Gegen Mitte Juli 1865 fanden sich in Zermatt wieder mehrere Mitglieder des engl. Klubs ein, um abermals den Mont Cervin zu stürmen: der Geistliche Charles Hudson, ein Herr Hadow, der junge Lord Francis Douglas und der so eben genannte Herr Whymper (den sein Sturz nicht entmuthigt hatte).

Als Führer wählte man Michael Croz, einen der anerkannt tüchtigsten Männer seines Faches, und Peter Taugwalder. Des letzteren zwei Söhne wurden auf des Vaters Wunsch als Gepäckträger mitgenommen. Die Seile, welche man mitnahm, gehörten Herrn Whymper. Es waren drei verschiedene Sorten, ein 200 Fuß langes, nach dem System des Alpenklubs konstruirt, ein anderes, etwa 150 Fuß langes etwas stärkeres, und ein 200 Fuß langes leichteres und schwächeres als das erste. Mit der Schilderung des Hinaufsteigens (am 14. Juli) wollen wir uns nicht aufhalten, sondern nur so viel bemerken, daß sämmtliche Touristen frisch und wohlbehalten oben ankamen und keine Zeichen der Ermüdung verriethen. Hadow erwies sich als den unerfahrensten der Bergkletterer, wenn er gleich weder Mangel an Muth noch an Ausdauer verrieth. Wo der Weg über eine Schneefläche ging, die mit einer dünnen, während der Nacht entstandenen Eisrinde bedeckt war, glitt und strauchelte sein Fuß fortwährend.

Das Hinabsteigen und die bei demselben sich ereignete furchtbare Katastrophe schildert Herr Whymper in seiner Rechtfertigung in der Times folgendermaßen: „Wir blieben etwa eine Stunde lang auf dem Gipfel, und während dieser Zeit besprachen Hudson und ich uns mit einander über die beste und sicherste Art, uns zu vertheilen. Wir kamen dahin überein, daß es am Besten sein würde, wenn Croz, als der Stärkste unter uns, voranginge; dann sollte Hadow als Zweiter folgen. Hudson, der es an Sicherheit des Fußes mit jedem Führer aufnehmen konnte, wollte der Dritte sein; Lord F. Douglas erhielt den vierten Platz und der alte Taugwalder als der Stärkste der Uebrigen den hinter ihm angewiesen. Ich schlug

Hudson vor, bei unserer Ankunft an der gefährlichen Stelle ein Seil an den Felsen zu befestigen, um ein weiteres Schutzmittel zu haben. Er billigte den Gedanken; doch ward die Ausführung nicht definitiv beschlossen. Die Gesellschaft stellte sich nun in der erwähnten Reihenfolge auf, während ich den Gipfel skizzirte, und die Anderen warteten auf mich, damit ich mich an meiner Stelle anbinden lasse, als es einem von uns einfiel, daß wir unsere Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen hätten. Ich ward gebeten, sie aufzuschreiben, und entfernte mich, während ich dieß that. Ich holte die Gesellschäft ein paar Minuten später ein, gerade in dem Augenblick, wo das Herabsteigen an der Stelle begann, und hielt mich dem jungen Taugwalder zunächst am Seile fest. Wir verfuhren mit der größten Vorsicht. Nur immer Einer allein bewegte sich zur selben Zeit; wenn er festen Fuß gefaßt hatte, so that der Nächste einen Schritt vorwärts, und so fort. Die durchschnittliche Entfernung zwischen jedem Einzelnen von uns mochte etwa 20 Fuß betragen. Doch war kein zweites Seil an den Felsen befestigt worden, und es war nicht mehr die Rede davon. Der Vorschlag war ausschließlich um Herrn Hadow's willen gemacht worden, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob mir der Gedanke überhaupt wieder einfiel. Ich war, wie ich auseinander gesetzt habe, von den Uebrigen getrennt und folgte ihnen: aber nach ungefähr einer Viertelstunde bat mich Lord F. Douglas, das Seil in der Nähe des alten Taugwalder zu fassen, da er, wie er sagte, fürchtete, daß, wenn ein Fehltritt stattfinden sollte, Taugwalder nicht im Stande sein würde, ihn zu halten. Es geschah dies kaum zehn Minuten vor dem Unglücksfalle und rettete ohne Zweifel Taugwalder's Leben.

„So viel ich weiß, war in dem Augenblick, wo sich der Unfall zutrug, kein Einziger von uns im Vorwärtsschreiten begriffen. Doch kann ich das nicht mit Bestimmtheit behaupten, und eben so wenig können es die Taugwalder, da die beiden Vorangehenden unseren Blicken zum Theil durch einen zwischen uns liegenden

Felsblock entzogen waren. Der arme Croz hatte seine Axt bei Seite gelegt, und um Herrn Hadow größere Sicherheit zu verleihen, faßte er ihn geradezu bei den Beinen und setzte seine Füße, einen nach dem anderen, in die richtige Stellung. Nach den Schulterbewegungen der beiden zu urtheilen, glaube ich, daß Croz, nachdem er das eben Gesagte gethan hatte, gerade im Begriff war, Kehrt zu machen, um selbst einen oder zwei Schritte vorwärts zu thun, als Hadow ausglitt, auf ihn fiel und ihn niederwarf. Ich hörte einen jähen Aufschrei des Michel Croz und sah, wie er und Hadow abwärts stürzten; gleich darauf verlor Hudson seinen Halt und Lord F. Douglas flog ihnen sofort nach. Das Alles war das Werk eines Augenblicks; sobald aber Taugwalder und ich den Aufschrei des Croz hörten, stemmten wir uns so fest gegen, wie die Felsen es gestatteten; das Seil zwischen uns war straff, und der Ruck traf uns Beide wie einen einzigen Mann. Wir hielten uns; aber das Seil riß mitten zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas.*) Zwei oder drei Sekunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf dem Rücken hinunterrutschen und ihre Hände ausbreiten, um irgendwo Halt zu gewinnen und sich zu retten. Dann verschwanden sie Einer nach dem Anderen und stürzten von einem zu dem anderen Vorsprung, bis sie unten am Matterhorn-Gletscher anlangten. Sie waren beinahe 4000 Fuß tief gestürzt. Von dem Augenblicke an, wo das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen."

„Eine halbe Stunde lang blieben wir auf demselben Fleck, ohne auch nur einen einzigen Schritt zu thun. Die beiden Taugwalder, von Schrecken gelähmt, weinten wie Kinder und zitterten so furchtbar, daß wir mit dem Geschick der Anderen bedroht wurden. Sobald wir zu einer sichern Stelle herabgestiegen waren, verlangte

*) Es wurden unmittelbar nach dem Vorfall gewichtige Stimmen öffentlich laut, welche das Reißen des Seiles bezweifelten, ja sogar den Mr. Whymper beschuldigten, das Seil im Moment der Lebensgefahr durchgeschnitten zu haben (!).

ich nach dem zerrissenen Seile, und fand zu meinem Staunen, ja, zu meinem Entsetzen, daß es das Schwächste der drei Seile war. Da die ersten fünf Mann sich befestigt hatten, während ich meine Skizzen machte, so hatte ich nicht auf das Seil geachtet, dessen sie sich bedienten, und konnte jetzt nur zu dem Schluß gelangen, daß sie es für gut befunden hatten, diesem den Vorzug vor den anderen zu geben. Man hat behauptet, das Seil sei gerissen, weil es über einen Felsen geschleift sei. Dem ist nicht so; es zerriß in der freien Luft, und das Ende zeigt keine Spur einer vorher erlittenen Beschädigung. Länger als zwei Stunden nachher glaubte ich jeden Augenblick, der nächste werde mein letzter sein, indem die Taugwalder, welche alle Fassung verloren hatten, nicht nur unfähig waren, irgend welchen Beistand zu leisten, sondern sich in einem solchen Zustande befanden, daß man jeden Augenblick erwarten konnte, der Eine oder der Andere werde ausgleiten. Doch muß ich dem Jüngeren die Gerechtigkeit erweisen und sagen, daß er, sobald das Hinabsteigen bequem ward, lachte, rauchte und aß, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ueber das Hinabsteigen brauche ich weiter nichts zu sagen. Ich sah mich häufig, doch vergebens, nach Spuren meiner unglücklichen Gefährten um, und in Folge davon überraschte uns die Nacht, als wir uns noch auf einer Höhe von 13,000 Fuß befanden. In Zermatt langten wir um $10^1/_2$ Uhr am Sonnabend Morgen an."

Whymper schildert hierauf die Aufsuchung und Auffindung der Leichen. Bei diesem traurigen Geschäfte ward er von einigen seiner Landsleute und einigen Schweizern begleitet. „Um $8^1/_2$ Uhr," schreibt er, „waren wir Angesichts der Stelle angekommen, wo, wie wir wußten, meine Gefährten liegen mußten. Als wir sahen, wie ein wettergebräunter Mann nach dem anderen das Teleskop ans Auge setzte, todtenblaß wurde und es dann, ohne ein Wort zu sprechen, seinem Nebenmanne hinreichte, da wußten wir, daß alle Hoffnung vorbei war. Wir traten näher; die Verunglückten waren

unten in derselben Reihenfolge hingefallen, wie sie oben gefallen waren: Croz ein wenig voraus, Hadow in seiner Nähe und Hudson etwas weiter zurück; aber von Lord F. Douglas konnten wir nichts sehen. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß alle drei mit dem Klub-Seil, d. h. mit dem zweiten und gleich starken Seile zusammengebunden waren. Es war mithin nur ein Knoten vorhanden, nämlich zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas, und dort hatte man sich des schwächeren Seiles bedient. Die Befehle der Regierung des Kantons Wallis, die Leichen herabzubringen, lauteten so bestimmt, daß vier Tage später 21 Führer dies traurige Werk vollführten. Jeder Engländer schuldet diesen braven Männern seinen Dank, denn es war eine schwierige und sehr gefährliche Arbeit. Auch sie sahen nichts von der Leiche des Lord F. Douglas; vermuthlich ist sie oben in den Felsen liegen geblieben; Niemand kann seinen Verlust tiefer und aufrichtiger betrauern, als ich selbst; denn obgleich noch jung, war er ein höchst ausgezeichneter Bergsteiger, der kaum jemals des geringsten Beistandes bedurfte und während des ganzen Tages auch nicht ein einziges Mal ausglitt. Noch ein paar Tage vorher, ehe wir uns trafen, hatte er das Gabelhorn erstiegen, eine Bergspitze, die meines Erachtens weit schwerer zu erreichen ist, als selbst das Matterhorn. Ich ward in Zermatt bis zum 22. Juli festgehalten, um die von der Regierung angestellte Untersuchung abzuwarten. Ich ward zuerst vernommen und beim Schlusse des Verhörs reichte ich dem Gerichtshofe eine Anzahl Fragen ein, von welchen ich wünschte, daß sie dem älteren Taugwalder vorgelegt werden möchten. Ich that dies, weil das, was ich in Bezug auf die Seile in Erfahrung gebracht hatte, keineswegs befriedigend für mich war. Wie ich höre, sind diese Fragen, ehe ich Zermatt verließ, gestellt und beantwortet worden; aber ich durfte bei dem Verhör nicht zugegen sein, und wie die Antworten ausgefallen sind, ist mir noch nicht mitgetheilt worden, obgleich man es mir versprochen hatte."

„Das ist das Ende dieser traurigen Geschichte. Ein einziges Ausgleiten oder ein einziger Fehltritt war die alleinige Ursache dieses furchtbaren Unglücks und hat Jammer verursacht, der nie vergessen werden kann. Nur noch eine Bemerkung habe ich zu machen. Wäre das Seil nicht gerissen, so würden Sie diesen Brief nicht erhalten haben. Denn wir hätten unmöglich die vier Männer halten können, die zu gleicher Zeit mit einem jähen Ruck stürzten. Anderseits glaube ich, daß sich kein Unglück ereignet haben würde, wenn das Seil zwischen denen, die fielen, eben so straff oder doch beinahe eben so straff gewesen wäre, wie zwischen Taugwalder und mir. Das Seil, richtig gebraucht, ist ein großes Schutzmittel; aber gleichviel, ob man sich auf Felsen oder auf Schnee, oder auf einem Gletscher befindet, wenn zwei Leute einander so nahe kommen, daß das Seil schlaff herabhängt, so schwebt die ganze Gesellschaft in Gefahr; denn wenn Jemand ausgleitet oder fällt, so kann er, ehe man sich gegenstemmt, eine solche Wucht erlangen, daß er Einen nach dem Anderen nach sich zieht und Alle mit sich in's Verderben reißt. Ist das Seil jedoch straff, so ist dies beinahe unmöglich."

Hier möge aus der großen Chronik der Unglücksfälle gleich noch ein anderer Platz finden, bei dem, sowie bei dem vorigen das verbindende Seil Todesursache von 4 Personen wurde. Drei junge Engländer aus Wales verließen in Begleitung dreier Führer und eines Trägers am 14. August 1860 das Dorf Chamounix um über den 10550 Fuß hohen Col du Géant nach Courmayeur (eine 14stündige Gletscherwanderung) hinabzusteigen. Sie hatten auf dem Montanvert übernachtet, brachen Frühmorgens um 3 Uhr auf und erreichten glücklich die Höhe des Sattels, hatten aber mit großen Hindernissen im frischgefallenen Schnee zu kämpfen und wurden dadurch außerordentlich ermüdet. Die aus 7 Personen bestehende Karavane schritt bereits über Gletscher und Schneefelder bergab, den italienischen Thälern zu und zwar in der Ordnung, daß ein kühner Träger allein voran ging, während die übrigen 6 durch ein

Gletscherseil verbunden folgten (die beiden festesten Führer am Anfang und Ende des Seiles und in der Mitte die 3 Touristen und ein Führer). Als sie beim weiteren Hinabsteigen einen Felsengrat passirten, der zu beiden Seiten tiefe Abgründe hatte, geschah es daß der 3. Tourist vor Uebermüdung zusammenbrach, ins Gleiten gerieth, so den vor ihm stehenden Führer umriß und dieser wieder die beiden vor ihm gehenden Touristen. Aufrecht hielten sich nur die beiden Führer an den beiden Enden des Seiles, obgleich sie selbst nicht festen Grund hatten die 4 fallenden Männer und deren wuchtigen Zug auszuhalten. Ein heftiger Ruck bringt sie selbst ins Gleiten, ihre Kraft mit der sie widerstreben geht ihnen aus, sie erkennen die Unmöglichkeit ihre Pflegebefohlenen und ihren Kameraden zu retten und nur auf Erhaltung ihres eigenen Lebens bedacht reißen sie die Schlingen des Seiles auf und die vier Unglücklichen rollen rettungslos 5000 Fuß dem Abgrunde zu. Ihr Fallen veranlaßt das Anbrechen einer Lauine frischen Schnees, Steingeröll wird mit hineingerissen, — das Schreckliche ist geschehen. Erschöpft von Schreck und Anstrengung erreichten die überlebenden, zwei Führer und der Träger, am Abende des 15. August Courmayeur. Am anderen Morgen fand man die gräßlich verstümmelten Leichname der Todgestürzten; sie wurden auf dem Friedhofe zu Courmayeur beerdigt. —

Noch ein dritter Fall aus jüngster Zeit, bei welchem das verbindende Seil verderblich für den Touristen wie für dessen Führer wurde, ist der Todessturz des Herrn Höppner aus Dresden und seines Führers Eugen Imfanger von Engelberg am 23. August 1865 bei Ersteigung des Titlis. Höppner war auf einem spiegelglatten Eisfelde unverkennbar zuerst ausgerutscht und hatte so seinen Begleiter mit zu Boden und in den Tod gerissen.

Diese 3 Fälle zeigen wie Gefahr-bringend das Anlegen des Seiles bei steilen, zu überschreitenden Schnee- nnd Eisflächen werden

kann. Und wiederum sind doch hunderte von Beispielen vorhanden bei denen das Seil Rettungsmittel vom Tode wurde.

Höchst gefährlich sind solche vereiste, steile Hänge, wenn frisch gefallener Schnee die glatten Eisspiegel maskirt. Es fehlt nicht an haarsträubenden Schreckensgeschichten zur Illustrirung des Kapitels von den Schneerutschen, die urplötzlich mit der, auf der oberen, neugefallenen Schicht wandernden Gesellschaft über der darunter verborgenen Eisbahn sich in Bewegung setzten. Hugi hätte bei seinem zweiten Versuch der Finsteraarhorn-Ersteigung beinahe durch solch einen Schneeschlipf das Leben eingebüßt, wenn der entschlossene Leuthold ihn nicht noch im letzten Augenblicke mit nervigem Arm ergriffen und gerettet hätte. Das furchtbarste Ereigniß dieser Art ist jenes, welches die völlige Besteigung des Montblanc durch den russischen Naturforscher, Hofrath Hamel vereitelte. Derselbe war mit den beiden englischen Gelehrten der Oxforder Universität, Herren Dornford und Henderson, unter Begleitung der kundigsten Chamounyführer (J. M. Coutet, Math. Balmat, Favret, Jules Devouasson u. A.) und vielen Trägern für Komfortabilitäten, Lebensmittel, mathematische und physikalische Instrumente, am 16. August 1820 von Prieuré ausgezogen, hatte am Grand Moulet übernachtet und befand sich am folgenden Tage bei ausgezeichnet günstigem Wetter 9 Uhr Morgens bereits in der Nähe des Petit Plateau unterm Dôme de Gouté, von wo aus der Gipfel des Montblanc in 2 bis 3 Stunden zu erreichen ist. Die Führer brachen schon in Glückwünsche aus, sagten, daß nun alle Hindernisse überwunden, weder Gefahren noch Eisspalten mehr zu befürchten wären, überhaupt, daß noch nie eine Besteigung so glücklich, geschwind und ohne jeden Unfall ausgeführt worden sei als eben diese. Die ganze Expedition war voll der besten Hoffnung und sah im Voraus sich schon auf dem Kulminationspunkte der Wanderung. Hofrath Hamel hatte Zettel geschrieben, welche er einem aus Sallenches mitgenommenen kräftigen und brünstigen Tauber

um den Hals binden und diesen dann fliegen lassen wollte, um den Versuch zu machen, ob dieser sein, in gerader Linie etwa fünf Stunden entferntes Weibchen im Taubenschlage wieder auffinden werde; die Gelehrten freuten sich schon auf den Ehrenplatz, welchen das von ihnen eigenhändig vom Gipfel des höchsten europäischen Berges abgeschlagene Protogin-Stück in den Kabineten der mineralogischen Sammlungen zu Petersburg, London ꝛc. einnehmen würde, kurzum Jeder hing eigenen Lieblingsgedanken und Plänen nach. Alle marschirten Einer hinter dem Anderen, weil man gern in die Fußstapfen des wegbahnenden, ersten Führers tritt, welcher dann von Zeit zu Zeit, der Erholung halber, von einem Anderen abgelöst wird. Niemand gab einen Laut von sich, denn die Anstrengung hatte Alle ein wenig ermattet. „Noch war ich der Letzte", erzählt Herr Hamel (in der Bibliothèque universelle), — „gewöhnlich ging ich zwölf Schritte weit fort und hielt dann an, um auf meinen Stock mich stützend fünfzehn Athemzüge zu thun; denn ich fühlte, daß ich in dieser Weise vorankommen würde, ohne mich zu erschöpfen. Durch eine grüne Brille und den Flor, welcher mein Gesicht verhüllte, richtete ich zählend die Blicke auf die Fußstapfen, als ich plötzlich wahrnahm, daß der Schnee unter mir weiche. Da ich glaubte nur auszugleiten, so versuchte ich auf der linken Seite mich mit meinem Stocke festzuhalten, — aber vergeblich. Der zu meiner Rechten sich anhäufende, aufbäumende Schnee wirft mich um, überdeckt mich und ich fühle von unwiderstehlicher Gewalt mich abwärts fortgerissen. Anfangs wähnte ich, dieser Umstand begegne mir allein; als sich aber der Schnee dergestalt über mir anhäufte, daß er mir den Athem entzog, so glaubte ich, eine große Lawine komme vom Montblanc herab, welche ihn vor sich herjage. Ich rief, aber wie es schien umsonst! Meine Gefährten sah ich nicht mehr. Jeden Augenblick erwarte ich, von der Masse erdrückt zu werden; jedoch suchte ich im Hinabrollen beständig mich umzudrehen und wandte alle Kräfte an, den Schnee, in welchen eingehüllt ich

gleichsam schwamm, zu zertheilen. Endlich gelang es mir den Kopf daraus zu befreien und ich erblickte einen großen Theil des Abhanges in Bewegung; da ich jedoch mich dem Rande des rutschenden Theiles ziemlich nahe sah, so strengte ich meine Kräfte aufs Aeußerste an, den festliegenden Schnee zu erreichen, auf welchem mir es endlich möglich war, sicheren Fuß zu fassen. Jetzt erst erkannte ich die wirkliche Gefahr; ich sah, daß ich mich fast am Rande einer Spalte befand, welche den Abhang begrenzte. Zugleich sah ich Herr Hendersons Kopf noch näher dem Abgrunde aus dem stockenden Schnee hervorragen, und etwas weiter Herrn Dornford nebst drei Führern, Alle mit verzweifelnd kämpfender Anstrengung bemüht, gleich mir sicheren Boden zu gewinnen. Sie erreichten glücklich ihr Ziel, aber die fehlenden fünf Uebrigen konnte ich nicht entdecken. Immer noch hoffte ich, sie aus dem nun sich stauenden Schnee hervorkriechen zu sehen, als Balmat uns zurief, daß sich Leute von uns in dem Abgrunde befänden. Diese Kunde durchzuckte mich wie ein Wetterschlag! fünf Menschen lebendig begraben und dies durch meine und meiner Freunde Veranlassung. Dornford warf sich unter den wildesten Geberden des Schmerzes auf den Schnee, und Hendersons Zustand erschien momentan so zerrüttet, daß er böse Folgen befürchten ließ. Welch unendliche Gefühle der Freude uns elektrisch durchströmten, als wir bei unserem Spähen an einer Stelle den Schnee erst wenig, dann immer entschiedener sich bewegen sahen, als nach einigen Augenblicken einer der verloren Geglaubten sich daraus hervorwand, ist nicht zu beschreiben. Ein jubelndes Hurrah! begrüßte ihn und es verdoppelte sich, als nach kurzer Frist wir noch einen Zweiten sich emporkämpfen sahen. Schon loderte unsere Hoffnung in hellen Flammen auf, auch die noch fehlenden drei Anderen erscheinen zu sehen; — es war vergeblich." — Nach langen, mühevollen, aber erfolglosen Nachforschungen, so weit solche bei dem gänzlichen Mangel an Schaufeln und ähnlichen Werkzeugen möglich waren, trat die ganze Gesellschaft, so nahe dem Ziele, in

trübster Stimmung den Rückweg an, weil die Führer erklärten, daß unabweisbar neue Schneerutsche auf diesen folgen würden, namentlich in jenen Gegenden, die noch zu durchwandern seien. Abends 9 Uhr langte die Karavane mit der Schreckensbotschaft im Thale an. Jene drei Opfer aber schlafen den Todesschlaf in den Eiskellern des Montblanc.

Es sind jedoch nicht diese den Grundlauinen verwandten Schneerutsche allein, die den Wanderer in bedeutenden Höhen bedrohen, sondern auch zu Häupten desselben losbrechende, eigentliche Lauinen und Eisbrüche können ihn begraben oder erschlagen. Eine allen Berggängern bekannte, sehr berüchtigte Stelle dieser Art ist die s. g. Schneerose oder Schneerunse am Tödi. Es ist ein kleines, etwa $^1/_2$ Stunde langes Felsenthal unter der „gelben Wand", welches von einer, in beträchtlicher Höhe senkrecht abgerissenen, gewaltigen Eismauer geschlossen wird. Von letzterer stürzen zeitweise große Eisblöcke herab, die in furchtbaren Sprüngen bis an das untere Ende des Thales rollen. Da eine Wanderung durch die Schneerose stets mit einiger Gefahr verbunden ist, so eilen die Tödisteiger stets auf das Drängendste, diese heillose Stätte in möglichst kürzester Frist zu passiren. Dr. Hegetschwyler von Zürich, den berühmten Botaniker und Monographen dieses kolossalen Bergstockes, hätte beinahe eine solche Schmetter-Kanonade zermalmt. Er wagte, von sechs Reisegefährten und Führern begleitet, am 12. August 1822 den dritten Versuch zur Ersteigung des Tödi. In jener Schreckensrunse angekommen, standen bereits drei Personen der Expedition völlig gesichert unter dem Schutze überhängender Felsen, und die Führer waren eben beschäftigt, den Letzten am Seil durch die gefährlichste Stelle dieser Todesschlucht zu geleiten, da dröhnte es donnernd durch die Einöde. Tosend und dröhnend jagte ein Gletschersturz aus jener Höhe des eisbeladenen Grates herab. Angstruf der Führer erfüllte die Luft; Schneegerieſel von allen Seiten, dann schreckliche Todesstille für ein paar Augenblicke! Nun rauschte

es wieder stärker; in Schneegestöber, wie in Rauch gehüllt, fuhren kleine Eisstücke in den Abgrund und durch die Schlucht gerade auf die darin Weilenden zu. Da diese sich dicht an die Felsenwand schmiegten und anklammerten, so ging der Strom über sie ohne bedeutende Beschädigung hinweg. In stummer, gräßlich peinlicher Angst verharrten die gesichert Stehenden noch ein paar bange Augenblicke; da hörte der Strom auf und einander fröhlich zurufend, erkannten sich die Geretteten. Die Gletscherstücke waren durch den tiefen Sturz völlig zersplittert und zermalmt und dadurch fast unschädlich geworden.

Das Schreckens-Arsenal der Hochgebirgs-Phänomene ist aber noch lange nicht erschöpft. Je mehr wir uns den ersehnten Gipfelpunkten nähern, desto mehr häuft sich die Summe der Fährlichkeiten und Hindernisse. Zunächst hat man die weit überhangenden „Schnee-Weheten" zu fürchten, welche über oft schauerlich tiefen Abgründen an den mehrere tausend Fuß senkrecht absinkenden Felsenfronten der Alpen auffallend breite, hohl gewölbte, trügerische Vorsprünge hinausbauen, die jeder mechanischen Stütze entbehren; nur durch den Frost-Verband der ineinander verflochtenen Eisnädelchen, durch die Kohärenz der Schneeflocken werden sie gehalten und getragen. Ein geringfügiger Umstand kann solche, in die Luft hinausragende, gleich Dächern die Felsen übertraufende Firngerüste lösen und zum Tiefsturz bringen. Herr Weilenmann hat deren am Gufferhorn (Adula-Gruppe) beobachtet, die mehr als 30 Fuß frei hinausstehend, Muster kühner Schneearchitektur genannt zu werden verdienen. Man hat sich also wohl zu hüten, auf solche überhangende Weheten zu weit hinaus zu gehen. — Ferner bereitet das s. g. „faule Gestein," d. h. die durch Erosion und durch die Thätigkeit der Atmosphärilien abgelösten, bröckeligen Felsenfragmente, dem Berggänger große Verlegenheiten, sei es, daß der Fuß keinen sicheren Stand auf demselben hat und fortwährend sich in der Gefahr befindet abzugleiten, sei es durch Ablösung oberhalb, also durch

entstehenden Steinhagel. Auch dünne Felsen-Nadeln, die wie Spitzthürmchen gothischer Kathedralen sich präsentiren und Angesichts von Abgründen umklettert werden müssen, gehören nicht selten zu den kleinen Malicen der letzten Marsch-Stunden.

Der letzte eigentlichste Kernpunkt, die äußerste Kulmination ist bei sehr vielen Alpenspitzen auch noch die härteste der zu knackenden Nüsse. Manche mit der sorgfältigsten Vorbereitung ausgerüstete Expedition scheiterte ganz oder theilweise noch dicht unter der dominirenden Scheitelzinke, weil man zu spät erkannte, den Streifzug gegen das Bollwerk von der unrechten, unzugänglichen Seite unternommen zu haben (wie solches bei allen Monte Rosa-Besteigungen vor dem Jahre 1855 der Fall war) — oder weil den Gipfelstürmern jene wahrhaft unheimliche Kaltblütigkeit und grauenhafte Resignation neben den muskelfrischen Kräften fehlten, welche nöthig sind, solche Wagstücke auf Leben und Tod zu bestehen. Einige Beispiele werden genügende Erläuterung geben.

Die letzte Passage zum Gipfel der Bernina-Spitze (12475 par. Fuß, Ober-Engadin) besteht aus einem scharfen Gletscher-Grat, der steiler als der First des steilsten Kirchendaches, ja beinahe senkrecht, wohl zweitausend Fuß, einerseits gegen das Val Rosegg, andererseits gegen einen Gletscher-Cirkus abfällt. Bei der am 13. Septbr. 1850 erfolgten ersten Besteigung dieser gigantischen Central-Masse überwand den Sattel Herr Coaz (Forstinspektor in Chur) mit seinen beiden Führern rittlings rutschend. — Am Groß-Glockner (12158 par. Fuß, Tyrol) führt der Weg über einen 36 Fuß langen, nur 4 bis 6 Zoll breiten Felsensattel, vom Schnee leicht geebnet, zum eigentlichen Gipfel; der österr. Major Sonklar Edler von Innstätten passirte ihn mit 3 Gefährten und 5 Führern halb kriechend, halb reitend am 4. Septbr. 1855. Aehnlich, aber noch komplicirter ist der Zugang zum Monte Rosa (14284 par. Fuß). Johannes Zumtaugwald überschritt bei der am 14. August 1855 erfolgten zweiten Besteigung, den kaum einen Fuß breiten

Kamm aufrecht, die Schneekante schwindelfrei durch Niedertreten verebnend, als obs im flachen Feld wäre; Herr Weilenmann, der verwegene Berggänger, folgte ihm (nach eigenem Geständniß) „mit angehaltenem Athem und nicht ohne Schauern, ebenfalls aufrecht gehend." Hiermit war aber der Kulm der äußersten Spitze noch nicht erreicht; jetzt galt es eine zwar nur wenig Schritte breite aber glänzend-glatt mit Eis überzogene Felsenplatte zu traversiren, welche abschüssig auf die jäh gen den Gorner-Gletscher niedersinkende Schneewand ausläuft. Wie auch diese überwunden war, so mußte endlich noch eine fast vertikale, kaminähnliche Runse erklettert werden, welche direkt auf den äußersten Kulm führt. Im Ersteigen derselben schiebt sich zu guter Letzt noch eine überragende Felsenplatte vor, welche ohne Beihülfe gewandter, fester und muthiger Kameraden unmöglich zu überturnen ist. Peter Zumtaugwald spreizte sich wie ein Kaminfeger fest in die Wände der Schlucht ein, ließ seinen Vetter Johannes dann auf seine Schultern treten, und so ward es Letzterem möglich, den Vorsprung mit kräftigem Armschwung zu überwinden. Eine Sekunde lang schwebte er dabei über Untiefen. Wie er erst droben war, gings mit den Anderen rasch, mittelst des Seiles. Ein hilfloser Archivrath, dessen bei dieser Expedition oft gedacht wird, mußte, wie ein Güterballen am Krahnen, den Strick um den Leib gebunden, hinaufgehißt werden. Der Unglückliche hatte kurz vorher, ehe man den schwindeligen Grat passirte, den Arm aus der Schulter gerenkt, und nach langem, vergeblichem Ziehen und Stoßen war es den Führern, die keine sonderlichen chirurgischen Kenntnisse besaßen, gelungen, das Glied wieder einzurichten. — Eine ähnliche Passage ist die über den Roththal-Sattel, etwa 12000 Fuß ü. d. M., bei Ersteigung der Jungfrau (12827 Fuß); sie erfordert festen Tritt und an Abgründe gewöhnte Augen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Dennoch spart auch dieser Berg seine schreckhaftesten Schauermomente bis auf den äußersten Gipfelpunkt. Zu diesem führt nur

ein scharf-zugeschnittener Kamm, dessen Breite zwischen 6 bis 10 Zoll wechselt, während die Gehänge der beiden Seiten 60 bis 70 Grad Neigung haben. Als die Professoren Agassiz, Forbes, Duchatelier und Desor denselben am 28. August 1841 erreicht hatten, glaubten sie nicht weiter kommen zu können. Der unerschrockene Jakob Leuthold behauptete indessen das Gegentheil, und um sofort den Beweis zu führen, legte er sein Gepäck ab und stieg in der Art vorwärts, daß er an der linken Seite des Schneekammes ging, während er die Schärfe des Grates im buchstäblichsten Sinne unterm rechten Arm hatte und auch auf der rechten Seite den Stock einsetzte. So ging er langsam und besonnen an dem entsetzlichen Abgrunde hin, indem er so viel als möglich den Schnee zu einem Pfade zusammentrat und den übrigen die Ersteigung möglich machte. — Bei der am 8. August 1842 von den Professoren Escher von der Linth, Girard und Desor versuchten Ersteigung der Schreckhörner (12568 Fuß, Berner Alpen), bei welcher sie indessen nur bis auf die Spitze des großen Lauteraarhornes kamen, wurde die Gesellschaft, als sie auf der Schneide eines felsigen Kammes ging, unvermuthet am Weiterkommen gehindert; der Weg war durch einen etwa 10 Fuß tiefen, senkrechten Einschnitt vom Hauptstocke des Berges getrennt, auf welchem einige hundert Schritte weiter der Gipfel winkte. Der Einschnitt selbst stellte einen scharfen Schneerücken dar, wie er auf den letzten Seiten mehrfach beschrieben wurde. Während man noch konsultirte, ob man sich am Strick hinablassen, oder das Hinderniß zu umgehen suchen sollte, sprang der Führer Bannholzer, ohne sich anbinden zu lassen, mit einem Satze auf den Schneesattel hinab. Allgemeiner Schrei des Entsetzens! denn man hielt den Wagehals für verloren; allein er kam, ohne sich wehe zu thun, rittlings auf den Schneesattel zu sitzen, und ohne sich an das Rufen, Bitten, Fluchen der anderen Führer zu kehren, stieg er die gegenüberstehende Zacke hinan, erreichte die Höhe und winkte, ihm zu folgen. Einer nach dem Andern wurde

am Seil hinabgelassen, und ohne Unfall kletterte die ganze Karawane dem Muthigen nach. Da erwartete sie in unmittelbarster Nähe des Gipfels wiederum eine letzte Schwierigkeit. Auf etwa 50 Fuß Länge wird der Kamm so schmal, daß er kaum 18 Zoll Breite hat, während auf beiden Seiten Abgründe von etwa 4000 Fuß beinahe vertikalen Absturzes gähnen. Hier hatten selbst die verwegensten Führer nicht den Muth, aufrecht zu gehen, sondern überkrochen die Stelle, mit starr vor sich blickenden Augen, wie Quadrupeden, bis das ersehnte Ziel erreicht war. — Schließlich noch die Ersteigung des Finsteraarhorns (13160 Fuß). Hugi war bei seinem dritten Versuche der Ersteigung dieses höchsten Gipfels der Berner Alpen am 10. August 1829 bis auf den hangenden Hochfirn gekommen, den man von allen guten Standpunkten der nördlichen Schweiz, besonders vom Faulhorn aus, so deutlich sehen kann. Um nun zu den Mittelfelsen in der obersten Ausspitzung des Firnes und des Hornes selbst zu gelangen, war eine im eigentlichsten Sinne hängende Eisfläche zu passiren. Es konnnte nur mittelst eingehauener Tritte geschehen. Die Führer Leuthold und Währen gingen sofort ans Werk, schlugen den Fuß fest in die eingehauene Stufe, ließen ihn etwas anfrieren, um fester zu stehen, und meißelten dann weiter. Es war ein halsbrechender Moment, sie an dieser Wand gleichsam hangend zu erblicken. Endlich war die gefährliche Arbeit beendet und die Ueberschreitung sollte vor sich gehen. Leuthold kam, um Professor Hugi zuerst herüber zu holen, erklärte ihm aber zugleich auf das Bestimmteste, daß, wenn er ausglitsche, Rettung unmöglich sei und er, seiner eigenen Sicherheit halber, nicht einmal den Versuch eines rettenden Handgriffes wagen werde. Das Ende vielfacher Versuche war, daß kein einziger Mann der ganzen Expedition (unter denen tüchtig bewährte Berggänger sich befanden) die Eishänge zu überschreiten wagte. Leuthold und Währen erklommen einzig das schwindelhohe Ziel.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Wenn du den Muth verlierst, verlierest du die Kraft
Zu wirken, und dein Werk verkümmert krüppelhaft. Rückert.

Der Augenblick, in welchem man einen berühmten Gipfel nach unsäglichen Mühen und lebenbedrohenden Gefahren betritt, hat immer etwas Erschütterndes, fast möchte man sagen Feierliches; es ist ein Moment höherer Weihe, wenn rundum im fast endlosen Ketten-Reigen ein weitgedehnter Horizont von Berggestalten und Thaltiefen auftaucht. Da liegt sie ausgebreitet uns zu Füßen, die herrliche, gewaltige, große Alpenwelt, First an First, Grat an Grat, Kulm über Kulm, und wie der Blick eines Mächtigen der Erde bei seinem Regierungs-Antritt alle die Nationen, Völker und Stämme überfliegt, die fortan seiner Leitung sich fügen wollen, so findet auch hier eine geistige Besitz-Ergreifung, eine Heerschau im Dienste der Intelligenz statt. — Dem wohl bewanderten Berggänger schlägt die ausgebreitete Gipfelwelt sein eigenes Tagebuch, das Souvenir seiner sommerlichen Freuden, Leiden, Genüsse und Entbehrungen auf; von allen Seiten winken ihm Freunde aus früheren Tagen, die er sofort wiedererkennt, grüßend entgegen und das Auge überschwebt im Spazierfluge alle bekannten Höhen, Joche und Fluh-Tossen. Da begegnet es unterwegs Gestalten, ehrwürdigen, hochaufgerichtet stolzen, aus der großen Menge bedeutsam hervortretenden, silbergescheitelten Greisen, auf denen es sinnend haftet; es kennt sie, ohne sofort sie zu erkennen. Karte, Fernrohr und Führer kommen dem suchenden Gedächtniß zu Hülfe! — „Ah! Grüß Gott, lieber Alter! Du auch da! Wie ganz anders siehst Du von hier aus? Ich habe Dir immer von anderer Seite in Dein ernstes Antlitz geschaut, wie Du Deinen versteinerten Träumen nachsinnst, und heute schaust Du mich nur verstohlen über die Schultern an!" — So schweift der Blick in flüchtiger Rundreise immer weiter über die Zacken und Zinken des Riesenreliefs, gleitet hinab zu heimelig eingebetteten Thalspalten, und überspringt glitzernde Flußadern, bis er beim Ausgangs-Punkte wieder anlangt, um nach diesem orien-

tirenden Fluge in die Special-Musterung einzutreten. — Und vollends jenes erhebende Gefühl, wenn es ein Gipfel ist, den nur höchst selten oder zuvor noch nie eines Menschen Fuß betrat; dies ist dann eine Inauguration, erhabener, großartiger, als jede andere, durch Menschen-Sinn und Hand bereitete. Warum läuft durch alle Zeitungen die Nachricht, wenn endlich eine, der ganzen gebildeten Welt längst bekannte, schon unendlich oft auf Karten und Panoramen gezeichnete, in Büchern genannte Alpenspitze von Bedeutung zum Erstenmal erstiegen wurde? Weil es eine kleine Kolumbus-That ist, weil die kühnen Männer einen Baustein zum großen Tempelheiligthume der Naturwissenschaften hinzufügten. — Alle Schrecken und Bedrängnisse sind vergessen, die Gletscherspalten und Firnschründe mit ihren trügerischen Brücken, der schwindelstarre Abgrund und die weichenden Trümmerhalden liegen als überwundene Feinde hinter uns, und jauchzend hebt sich das Herz und klopft mächtiger in seines Gottes größerer Nähe.

Wie aber mag dieser Gefühlssturm sich erst steigern, wenn, wie es bei der ersten Ersteigung des Tödi am 10. August 1837 der Fall war, die unerschrockenen Bergkämpen, längere Zeit im Nebel berganklimmend, an der Um- und Ausschau gehindert, plötzlich, wie die grauen verhüllenden Schleier reißen, in freudigem Schrecken erkennen, daß rundum alle Gipfel tiefer liegen als der, auf welchem sie stehen, und unbewußt der langersehnte Zielpunkt erreicht ist. So ergings den stählernen, mit eiserner Konsequenz vordringenden Gebirgsmännern: Bernhard Voegeli, einem 60jährigen verwegenen Gemsjäger und Wildheuer in Begleitung seines Sohnes Gabriel und des kühnen Thomas Thut, alle Drei in den Obbordbergen hinter dem Dorfe Linththal (Kanton Glarus) daheim. Alle bis dahin mit dem größten Aufwande veranstalteten Expeditionen waren sämmtlich nicht ans Ziel gelangt, und im ganzen Glarner Großthale galt es für unbestreitbare Thatsache, daß der Tödi unersteigbar sei.

Mit der Ersteigung eines solchen äußersten Höhepunktes ist indessen, nach Ueberwindung aller aufgezählten Hindernisse und Fährlichkeiten, oft noch wenig erreicht, wenn nicht auch der Himmel dem Unternehmen ganz außerordentlich günstig und die Atmosphäre sehr rein ist. Jene Tage sind selten, an denen auf Höhen von mehr als eilftausend Fuß die Temperatur einigermaßen mild, der Aufenthalt behaglich oder auch nur erträglich ist; gewöhnlich variirt die Wärme in den Regionen über 12000 Fuß an ganz sonnenklaren Sommertagen Mittags im Schatten nur um wenig Grad über oder unter dem Gefrierpunkte. De Sauſſure fand auf dem Montblanc im Schatten — $2^0/_8$ und in der Sonne — $1^0/_8$; Hugi am Finsteraarhorn im August 1 Uhr Mittags im Schatten — $2^0/_4$ R., in der Sonne 0_0; Agassiz auf der Jungfrau Ende August 3 Uhr Nachmittags im Schatten — 3^0; Coaz auf dem Piz Bernina 13. Septbr. Abends 6 Uhr in der Sonne + 3^0 R. Freilich sind auch einzelne Fälle von außerordentlicher Temperatur-Höhe bekannt; so z. B. fand Herr v. Dürler auf dem Tödi Mitte August 1 Uhr Nachmittags im Schatten + $7^0/_{11}$ C. und in der Sonne + $9^0/_8$ C.; Zumstein bei seinem Monte Rosa-Ersteigungs-Versuch in 13920 Fuß Höhe + $8^0/_8$ R. (ob Sonne oder Schatten, ist unbekannt) und Weilenmann auf dem Piz Linard (bei 10516 Fuß) Anfang Juli, Mittags 11 Uhr, sogar + 17^0 R. an der Südseite in der Sonne. Indessen beeinträchtigt der geringe Wärme-Gehalt in der Luft die Gipfel-Erklimmer in den meisten Fällen wenig; die Begleiter Agassiz's tanzten bei ihrem Strahlegg-Uebergange (10380 Fuß ü. d. M.) und wälzten sich, den Buben gleich, im Schnee, die Führer versuchten einen Hosenlupf (Schwingen oder Ringen) und der alte sechzigjährige Bernhard Voegeli streckte sich nach errungener Tödi-Ersteigung gemächlich auf den Schnee und schnarchte bald ganz behaglich. Allgemein rühmen die „Birgmannen" eine eigene Elasticität der Luft, die bei aller Frische dennoch die größte Müdigkeit paralysirt; aber ebenso einmüthig klagen sie andererseits über die

große Trockenheit der Atmosphäre, welche ein eigenthümliches Sprödewerden der Haut und anderer Gegenstände veranlaßt, so daß letztere ungemein leicht der Hand entgleiten.

Ein zweiter, den Genuß oft wesentlich beeinträchtigender Faktor ist die meist sehr geringe Durchsichtigkeit der Luft nach der Tiefe zu. Während dieselbe nach oben so außerordentlich transparent ist, daß der leere Himmelsraum im Zenith fast schwarzblau oder wie dunkel angelaufener Stahl aussieht, erscheinen die fernen Berge, vom Montblanc oder Monte Rosa aus gesehen, in beinahe dunkelgelber Färbung, und selbst die Firnfelder nehmen einen gelben Schein an. Dagegen verschwimmen die Thaltiefen, von Höhepunkten, wie die eben genannten, durch die über den Tiefen lagernden Dünste ins beinahe Unerkennbare; nur bei ganz hellem Himmel kann man vom Montblanc, dessen Aussichtskreis im Halbmesser auf 70 Stunden geschätzt wird, die zunächst gelegenen Alpenketten scharf und deutlich erkennen, — weiterhin verschleiert sich Alles immer mehr und mehr, bis es ins absolut Unbestimmte übergeht. Indessen variiren, je nach örtlicher Lage und nächster Umgebung der Gipfel, auch hier die Niederblicke und Aussichten ungemein. Vortrefflich schildert dies Studer in seinen Gletscherfahrten: „Die Aussicht von der Jungfrau ist mehr erhaben als schön. Ja, auf das Gemüth desjenigen, der zum Erstenmal ihre Zinne betritt und dem sie die kolossalen, in ihrer ernsten Pracht fast unheimlich aussehenden Bilder des Umkreises enthüllt, wirkt sie wahrhaft erschütternd. Das Bunte, Reizende fehlt; kein blauer See erfreut dort das Auge, — denn auf den Spiegel des Thunersees blickt es so tief hinunter, daß er an Farbe und Charakter einem düsteren Alpensee ähnlich, zwischen öden, baumlosen Berghöhen zu liegen scheint. Die lieblichen Landflächen sind zu entfernt, um ihren Reiz zu entfalten. Das trübe Grau, das sie wie eine Dämmerung bedeckt, verschwimmt in dem finsteren Dunst, der den weiten Horizont gestaltlos umzieht und keine Formen, keine

Farbe mehr erkennen läßt. Im weiten Kreise begrenzt von den farblosen Niederungen oder dem düsteren Horizonte breitet sich eine Welt von zerrissenen Gletschern, schneeigen Hochthälern, mannigfach verschlungenen Firn- u. Felsenkämmen aus, über welcher man in schauerlicher Einsamkeit thront und welche unter dem schwarzblauen Firmamente von dem gebrochenen Lichtschimmer einer mattstrahlenden Sonne beleuchtet ist. Der Tödi, der die ganze östliche Schweiz dominirt, bietet einen unermeßlichen Gesichtskreis dar; man kann sagen, man sieht nur zu viel. Das Einzelne verschwindet unter dem Ganzen, und auch dort verschwimmen die entfernten Niederungen in nebeligen Dunst, und das ungeheuere Alpengebiet, das man übersieht, zeigt wenige einzelne, großartige Gruppen oder Gebilde, die das Auge vorzugsweise fesseln. Die Berner Hochalpen und Bernina sind schon zu entfernt, um einen sehr imposanten Eindruck hervorzubringen. — Dagegen erhält die Aussicht vom Mont Velan (11588 Fuß üb. d. M.) ihren hohen Reiz gerade durch das großartige, malerische Bild und den so verschiedenartig ausgeprägten Charakter der einzelnen sichtbaren Gebirgsgruppen. Das Specielle tritt lohnend hervor. Das Auge muß nicht ermüden, ein unabsehbares Gewirr gleichförmiger Bergketten zu entziffern; jede hat ihr besonderes Gepräge, und man kann sich kaum satt sehen an den scharf gezeichneten, schönen Formen der überall deutlich hervortretenden Gipfelgestalten. Man schaut noch an die Riesenhäupter des Montblanc und Grand Combin empor, und empfindet in dem überwältigenden Eindrucke die Macht ihrer Größe. Und dennoch giebt der weite Gesichtskreis Zeugniß von der Erhabenheit des Standortes, und mit Stolz beherrscht der Blick tausend mächtige Gipfel, die sich vor ihm beugen müssen. — In älteren Reisebeschreibungen wird Mancherlei davon gefabelt, daß man am hellen Mittage auf solch außerordentlichen Höhepunkten die Sterne funkeln sehen könne; alle die neueren Bergsteiger wissen auch hiervon nichts zu berichten."

NEW YORK PUBLIC LIBRARY CIRCULATING

Zu den originellsten Momenten gehört die Art und Weise, wie die Bergsteiger der verschiedenen Zeiten und Nationen untereinander korrespondiren und mit der Bewohnerschaft angrenzender Thäler telegraphisch signalisiren. Ueberall nämlich, wo ein Gipfel zum Erstenmal erstiegen wird, lassen die Sieger irgend ein Zeichen ihrer Anwesenheit zurück, wie die alten Römer das „hoc iter Caesaris.“ Besteht eine solche Expedition nur aus Hirten und rüstigen Thalleuten oder Wanderfreunden der Alpenwelt, die das Uebermaß ihrer physischen Kräfte an irgend solch einen Koloß erproben wollen, weil er ihnen jahraus, jahrein ins Fenster schaut, dann bauen sie als Promemoria für künftige Geschlechter aus zusammengelesenen Felsentrümmern eine kleine Pyramide, und das erste Geschäft eines passionirten Bergsteigers, so wie er auf der Höhe ankommt, ist: dieses s. g. „Steinmandli“ zu untersuchen, ob dasselbe nicht irgend einen Zettel, eine Nachricht von den vorhergehenden Ersteigern enthält. Um solche für vielleicht ferne Zeiten bestimmte Korrespondenzen gut zu konserviren, werden die hier oben geleerten Weinflaschen benutzt. Sie, die für die Tiefe schwarzer Keller-Nächte bestimmt, manchen Mondenwechsel einsam in der Erde Tiefen vertrauerten, sind nun auserwählt, auf den äußersten Gipfeln des Erdballes eine praktische Interpretation des hoffnungs-heiteren post nubila Phoebus (durch Nacht zum Licht) zu bethätigen, — sie, die bisher Träger und Hülle geistiger Getränke waren, dienen nun dem geistigen Fluidum des menschlichen Gedankens und werden mittelbare Vermittler und Begrüßungs-Postillone zwischen gänzlich unbekannten Personen. Der aus dem Notizbuche gerissene Zettel mit den Namen der Besteiger, Datum und allfälligen Aufzeichnungen über Wärme, Aussicht, bestandene Abenteuer u. s. w. (dem es mitunter nicht an witzigen, konfidentiellen Scherzen fehlt, je nachdem der Weingeist den Gehirn-Barometer hinaufgetrieben hatte) wird in die Flasche versenkt und diese fest gepfropft, in die Mitte des umgebenden Steinmandli verwahrt, so daß Sturm, Regen und Schnee

ihr nichts anhaben können. Weilenmann fand auf dem Monte Rosa-Gipfel in einer solchen Flasche nächst einem Couvert mit Grüßen und Notizen auch noch breite, rothe und schwarze, seidene Bänder, welche die Gebrüder Smith von Great-Yarmouth, die ersten Besucher der höchsten Spitze (Gebrüder v. Schlagintweit waren blos bis zu einem 22 Fuß unter dem höchsten Kulm liegenden Punkte vorgedrungen), dort zurückgelassen hatten; er schnitt kleine Streifen ab, von denen er später, nach seiner Heimkehr, Abschnitte den Herren Smith brieflich zusandte, als Zeichen der Nachfolgerschaft. Solche Depositionen erinnern lebhaft an die mittelalterliche Sitte: in Thurmknöpfe und Grundstein-Gemäuer, Dokumente und Münzen für ferne unbekannte Generationen niederzulegen.

Wo sich die Bergsteiger aber auf eine Celebrirung ihrer Errungenschaft vorbereitet haben, da wehen, als Zeichen der Besitznahme eines Punktes, Fahnen ins Thal herab, die unten mit dem Fernrohr (oder dem „italischen Feldspiegel", wie die Gebirgsbauern sagen) erkannt werden können. Gemeiniglich sind es improvisirte Standarten, rothe Foulards mit Bindfaden an einen im Steinmandli befestigten Stock gebunden, oder wie bei Coaz's Bernina-Besteigung das weiße eidgenössische Kreuz im rothen Felde, das triumphirend über Gletscher und Firnfelder flaggte. Da aber solche Trophäen gar sehr den Hochstürmen ausgesetzt sind und in der Regel bald umfallen, oder (wie auf dem Piz Linard, welche Weilenmann fand) vom Blitze zersplittert und versengt werden, so ließ Hugi auf dem Finsteraarhorn eine aus Eisendraht gefertigte, mit Harztuch überzogene Fahne aufpflanzen, welche man vom Grimselhospiz, von Bern, ja selbst von Solothurn aus (einer Entfernung von 19 Schweizerstunden oder 12 geographischen Meilen), durch den Tubus beobachtete. Die originellste, vom momentanen Sichzuhelfenwissen zeugende Fahne etablirten die Gebrüder v. Schlagintweit am Monte Rosa, wo sie in Ermangelung entsprechenden Flaggenstoffes ein Hemd an die Stange banden, — die in Betreff des

Humors fast noch von jener übertroffen wird, die Studer auf dem Rinderhorn aufhißte; auch dort mangelte, als man den Aufmarsch antrat, ein Fahnentuch, und der Wirth des einsam gelegenen Bergwirthshauses Schwarenbach wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er eine alte Weste zu diesem Zweck dem Spiel der Lüfte preisgab.

Wie schon erwähnt, werden die Besteiger durch gute Perspektive mit den Augen vom Thale aus auf ihrer Tour verfolgt, und es war schon der Fall, daß man, als endlich die langersehnte Fahne lustig auf dem Gipfel flatterte, in der Tiefe mit Kanonen- und Böllerschüssen weithin den Thalbewohnern das Gelingen der Expedition verkündete. Es entspricht den allgemeinen akustischen Bedingungen und Gesetzen, daß die auf der Bergspitze Weilenden diese Freuden-Signale hörten, weil die Schallschwingungen, vielfach von den Bergwänden zurückgeworfen, heraufdringen mußten, während Pistolenschüsse auf solchen alle anderen überragenden Höhen, aus Mangel katakustischer Faktoren, beinahe spurlos, ohne allen Effekt verschwinden und darum im Thale durchaus nicht gehört werden. Ueberhaupt ist absolute, lautlose, feierliche Stille, die durch keine Lebens-Aeußerung unterbrochen wird, eine beinahe schauerlich-charakteristisches Merkmal solcher äußerster Höhepunkte, die in ewiger Sabbathruhe dalliegen; nur wenn der Sturm die Gipfel umbraust, dann erbebt die Luft seufzend unter den Windstößen, und langgezogene, heulende Disharmonieen umtanzen im wilden Reigen die graufe Einsamkeit.

In diesen Höhen hat das organische Leben als normale Erscheinung aufgehört. Selten ists, im Schnee Spuren von Gemsentritten zu finden, und ebenso ungewöhnlich, einen, der noch in der unteren Schneeregion nistenden Vögel zu erblicken; nur bisweilen kreist ein Steinadler oder Lämmergeier um eine der benachbarten Spitzen und unterbricht die hehre Stille mit seinem gedehnten, schrillen „Pfii" und „Hiä". Wohl aber begegnet man nicht selten

den Leichen kleinerer Thiere, namentlich solchen von Insekten, die ursprünglich dem Tieflande angehörend, durch irgend eine emporwirbelnde Windsäule hier heraufgetragen wurden und auf dem Schnee rasch ihren Tod fanden. Herr v. Dürler sah auf dem vereisten Kulm des Tödi während seines Mittagsmahles einen Schmetterling (Papilio brassicae, Kohlweißling) in mattem Fluge vorüberflattern, den ebenfalls der Sturm in diese Todesfelder verschlagen hatte. Auch dürre Laubblätter von Buchen und Ahornen wurden schon wiederholt auf den Firnen von 11 und 12 Tausend Fuß angetroffen, — immer aber, vermöge ihrer größeren Wärme-Kapazität, einige Linien tief in scharfen Umrissen in den Schnee eingesunken. Nur das Pflanzenreich hat hie und da noch einige verlorene Grenzposten; so zeigen sich an felsigen Stellen bei 10,000 Fuß noch die Aretia helvetica und glacialis, letztere mit ihren feurigrothen Vergißmeinnicht-Sternlein auf graugrünem Laubkissen, die erstorbene Einöde ein wenig belebend; — ferner Poa alpina var. frigida, und am Schreckhorn sogar bei 11,000 Fuß noch der behaarte Gletscher-Hahnenfuß (Ranunculus glacialis L.). Noch einige Moosarten wagen sich hier herauf, indessen äußerst spärlich, und als allerletzte Repräsentanten des Pflanzenreiches, zeigen sich auf den äußersten Spitzen noch ein Paar Flechten, z. B. Parmelia elegans und muralis, Cetraria nivalis Ach., und auf dem Gipfel der Jungfrau die nach dieser getaufte Umbilicaria virginis.

Wie es da droben, auf diesen äußersten Kulminationspunkten unseres Erdtheiles aussieht, ist zum Theil schon gesagt worden. Die Gipfel des Montblanc, Tödi, Mont Velan, Cima de Jazzi u. a. stellen sich als sanft rundlich ansteigende, gewölbte, große Schneekissen auf breiter Basis dar, auf denen ganz ungefährlich zu weilen ist. Der Galenstock (Berner-Urner Grenze 11,073 Fuß) zeigt sich gen Westen ebenfalls als sanft abgerundete Schneekuppel, die aber gen Osten fast senkrecht, mehrere tausend Fuß plötzlich abfällt. Der Kulm des Groß-Glockner in Tyrol ist ein unebener,

felsiger Platz von grünem Chloritschiefer, der höchstens für 12 Personen Raum bietet. Die südliche Zacke der Schreckhörner (85 Fuß niedriger als die nördliche, höchste,) bietet etwa 10 Quadratfuß Oberfläche, in Form eines Bogens oder Halbmondes, dar, dessen Konvexität nach Norden gerichtet ist. Dagegen bildet der Gipfel des Finsteraarhorns einen wellenförmigen Grat von etwa 20 Fuß Länge und nur 1 bis $1^1/_2$ Fuß Breite, der jäh nach beiden Seiten abfällt. Gleiche oder ähnliche Formen zeigt die Jungfrauspitze; sie fällt wie das Dach eines Zeltes mit 60 bis 70 Grad Neigung, bei einer Breite von nur 6 bis 10 Zoll, als harter Schneefirst ab, — und das Eisdach des Großen Rinderhornes ist vollends so entsetzlich zugeschärft, daß es dem kühnsten Wagehalse, bei dem steilen Ansteigen der Schneide, unmöglich wird, hinauf zu reiten oder kletternd zu rutschen. Der Bernina-Gipfel bietet gar nur so viel Platz, daß kaum 3 Personen neben einander stehen können und der Grand Combin läuft in eine absolute Firnspitze, aus, auf welche man sich nicht wagen darf. Wir finden somit eine reichhaltige Musterkarte von Formen, sowohl solchen, die Schnee und Eis improvisiren und alljährlich, je nach den Abschmelzungen oder Akkumulirungen neu modelliren, als auch solchen, die in allerhand Gestalt als Fels auslaufen. So mühevoll und gefährlich die Erklimmung einer Alpen-Hochspitze ist, ebenso schwer fällt dann das Scheiden von derselben. Es ist ein Abschied, vielleicht für immer von einer, weit über dem kleinlichen Treiben der Menschen erhabenen, schönen Welt. Der Rückzug ist oft mit noch mehr Schwierigkeiten verknüpft als das Emporsteigen; denn, sind Führer und Reisende jetzt zwar mit dem Wege und seinen Hindernissen vertrauter als vorher, so ist die Summe der Kräfte nicht mehr so groß, die Oberfläche des Schnees durch die Einwirkung der Tageswärme weicher, nasser, einsturzfähiger und das Hinabklettern an Felsenwänden viel umständlicher und unzuverlässiger als das Hinaufklettern, weil man den sicheren Tritt immer erst unter sich

suchen muß, der im andern Falle von selbst dem Auge sich darbietet. Es kommt indessen auch vor, daß die Sonne die Spuren der Fußtritte hinwegleckt und man dann beim Rückmarsch diesen Leitfaden verliert. Dann durchfurchen am Nachmittage Gletscherbäche die Oberfläche der Eisrücken und machen den Weg ungemein schlüpfrig. Wie verhängnißvoll selbst auch diese kleinen, mit lautem Getöse in die Gletscherspalten stürzenden Wasseradern für den sorglos oder ermattet dahinschlendernden Berggast werden können, beweist eine Anekdote, welche Herr Weilenmann bei Gelegenheit seiner Monte Rosa-Tour erzählt. Einer der Engländer, welche von der Partie gewesen waren, rutschte in solch einem Gletscherbache aus und verschwand plötzlich. Die Führer stürzen mit Entsetzens-Schrei nach und ergreifen ihn, der fortgleitend, eben dem Abgrunde eines 30 bis 40 Fuß breiten, tiefen, mit Wasser gefüllten Trichters zugeschwemmt werden sollte, an Arm und Kleidern, um ihn herauszuziehen. Der Mensch hatte, horribile dictu, Gummischuhe angezogen und deshalb keinen festen Tritt. — Ueber Schneefelder, die nicht gar zu steil abfinken, ruscht man stehend, den Stock nach hinten gehalten, wie ein Schlittschuhläufer pfeilschnell hinunter. Es will geübt sein. Anfänger geben ergötzliche Intermezzi zum Besten. Ueberhaupt macht auch hier, wie in allen Dingen, Uebung den Meister. Der tägliche Umgang mit den Elementen des Hochgebirges macht die Führer nicht nur so keck und vertraut, sondern namentlich auch außerordentlich gewandt. Es ist fast unglaublich, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit der Aelpler, große Lasten auf dem Rücken, die schwierigsten Passagen überwindet. Als Hugi bei seiner dritten Finsteraarhorn-Expedition mit lahmem Fuße kaum mehr weiter konnte, packte ihn Leuthold nolens volens auf seinen Rücken und eilte mit ihm über den Gletscher hinab, während es stürmte und die Nacht hereinbrach. Die anderen beiden erprobten Führer Währen und Zemt wetteiferten mit jenem, ihren Herrn zu tragen. Hugi sagt, es sei ihm unbegreiflich gewesen, wie diese Männer, ohne

Stock, mit beiden Händen ihre Last haltend, Schründe in tiefer Dämmerung übersprungen hätten, wo Alles trügerisch und unsicher gewesen sei.

Schon weiter oben sind Beispiele von der Verwegenheit der Führer gegeben worden, mit welcher sie halsbrechende Sprünge wagen; hier noch eins, das nach anderer Seite hin die Tollkühnheit derselben beleuchtet. Gottl. Studer hatte, bei der Rückkehr von der Jungfrau, seine Kopfbedeckung in einen tiefen Firnschrund fallen lassen, der stufenlos und jäh, wie das steilste Thurmdach mit schiefer Eisfläche absank; gegen die Tiefe verengten sich die Gründe des Schrundes, während die entgegengesetzte Wand wie eine hohe lothrechte Mauer mit vielen Eisnadeln aus dem nächtlichen Dunkel aufstieg. Der Führer Bannholzer, den der Verlust der Mütze ärgerte, rief rasch entschlossen, daß er nachsehen müsse, wo das Stück liege, und ließ, ungeachtet alles Abmahnens, das Seil um den Leib befestiget, sich in den grausigen Schlund hinabgleiten. In bedeutender Tiefe angekommen, wo er auf einem abgebrochenen, jeden Augenblick mit Einsturz bedrohten Eispfeiler Stützpunkte für den Fuß fand, sieht er die verlorene Kappe, — aber noch tiefer unter seinem Standorte liegend. Der oben von zwei Männern gehaltene Strick reicht nicht mehr aus. Der tollkühne Bannholzer bindet sich los und steigt vollends in die eisige Grabesnacht hinab. Nach banger Pause ertönt sein jauchzender Ruf aus der Tiefe. Er hatte seine Beute erreicht und kam glücklich wieder ans Tageslicht. Trotzdem er in einer Tiefe von mindestens hundert Fuß war, setzte, nach seiner Versicherung, der Bergschrund noch in unergründliche Tiefen fort.

Es ist ein beneidenswerthes Tagewerk, welches der Naturfreund vollbracht hat, wenn er am Abend körperlich unverletzt, geistig gehoben, reich an Erfahrungen und bereichert im Schatze seines Wissens, drunten in den Hütten der Menschen, ein Gefeierter des Tages, wieder anlangt; — es ist ein Genuß und ein Bewußtsein,

dessen nur Wenige von der großen Menge der Alpenwanderer sich erfreuen können. Noch nie ist dies Streben schöner und edler gewürdiget worden als durch Friedr. von Tschudi's Antwort auf die Frage: Was soll der Mensch da oben? „Es ist das Gefühl geistiger Kraft, das ihn durchglüht und die todten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; es ist der Reiz, das eigene Menschenvermögen, das unendliche Vermögen des intelligenten Willens an dem rohen Widerstande des Staubes zu messen; es ist der heilige Trieb, im Dienste der ewigen Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnißvollen Zusammenhange alles Geschaffenen nachzuspüren; es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten, überwundenen Höhe im Ueberblick der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandschaft mit dem Unendlichen durch eine einzige, freie That zu besiegeln." —

Gebirgs-Päſſe und Alpen-Straßen.

Lob verdient, was, gering nur, der wenig Bemittelte leiſtet,
Wie das größere Werk des reicher vom Glücke Begabten.
Jeder doch thut nur ſo viel, als nach Maßgab' der Kräfte ihm obliegt.
Hoch über Beiden drum ſteht, deß Muth bei der Kräfte Beſchränktheit
Rieſenhaft Großes erfaßt und rühmlich zur Ausführung bringt.

Ueber die höchſten Grate der alpinen Centralketten läuft die Grenzſcheide germaniſchen und romaniſchen Elementes; beide würden ſchroff und ſtarr getrennt an den entgegengeſetzten Abhängen, einander fremd, und unberührt von den nachbarlichen Eigenthümlichkeiten, durch Jahrtauſende fortexiſtirt haben, wenn nicht die Völker und ihr Lebens-Verkehr in den tiefſten Einſenkungen der Gebirgszüge ſich begegnet wären. Es war ein natürliches Bedürfniß der erſten Bewohner, welche in den Alpenthälern ſich anſiedelten, noch andere Wege aus ihrer abgeſchloſſenen Einſamkeit zu finden, als blos dem Falle der Bäche und Ströme hinab in die Ebene zu folgen; ſie drangen dieſſeits und jenſeits, dem Laufe der Gewäſſer entgegenſchreitend, zu den Quellen derſelben empor, und hier begegneten beide Elemente einander. Daß dieſe Beſtrebungen jenen früheſten Zeiten angehören, in denen das Alpenland zuerſt aus dem Dunkel der Geſchichte auftaucht, beweiſt die noch heute gebräuchliche Bezeichnung „Paß"; es war der passus (Schritt), welchen die Römer auf ihren Eroberungszügen über die Alpen thaten. Als die Welt-

herrschaft derselben gen Norden sich auszudehnen begann, da überschritten der römische Consul Julius Cassius im Kampfe wider die Cimbern und Teutonen, — und nach seiner Niederlage, Marius mit den römischen Legionen den Mont Cenis oder Mont Genèvre (der Cottischen Alpen); Julius Cäsar drang über den Mons Penninus (Großer St. Bernhard) gegen die Salassier vor, und nach der Gründung der Colonia Praetoria Augusta kurz vor Christi Geburt, wurde zu Kaiser Augustus Zeiten dieser Paß ein viel begangener Weg. — Ueppigkeit, Zwietracht und Laster der entnervten Römer führte den Sturz ihres Weltreiches herbei, und jetzt drangen die früher von ihnen bekriegten nordischen Schaaren, namentlich Sueven und Vandalen, Burgundionen und Alemannen, über diese Pässe nach Italien ein. Nur Werken des Streites, der Eroberung, Zerstörung und feindseliger Absichten dienten bis dahin die wüsten, beschwerlich zu passirenden Bergpfade. Mit dem Verrinnen der, alle damaligen Zustände erschütternden, Alles umgestaltenden Völkerwanderungen fanden die sittlich-hebenden und veredelnden Segnungen des Christenthums auch in den Alpen Eingang, und hier begegnen wir auf den einsamen Höhen des Lukmanier-Passes dem Friedensboten und Glaubensapostel Columban und seinen Schülern. Dieser Berg-Uebergang wurde nun die gebräuchlichste Straße der fränkischen und karolingischen Fürsten; Pipins Heer zog über dieselbe dem Papst Stephan III. zu Hilfe, Karl der Große holte sich auf diesem Alpenwege die Kaiserkrone, und die Lehrer, welche dieser erhabene Herrscher aus dem Süden kommen ließ, um Bildung, Künste und Wissenschaften bei seinen Völkern einzuführen, mögen über die Felsenrücken des Lukmanier gewandert sein. Neben ihm bestand der Splügen, die alte Lombarden-Straße, als einer der bedeutendsten Heereswege des Mittelalters; schon zu Kaiser Antonins Zeiten war er eine bekannte Römer-Passage.

Mit dem Zunehmen des Verkehrs zwischen dem Süden und Norden Europas, mit dem Beginn des transalpinen Landhandels,

mit dem Aufkommen der pomphaften Römerzüge, welche die Deutſchen Könige unternahmen, um ſich vom Papſt mit dem Deutſchen Reiche belehnen und zum Kaiſer krönen zu laſſen, mit den Kämpfen derſelben in Italien, kamen dann auch die Alpenpäſſe des Brenner, Bernhardin, Septimer und Julier in Aufnahme. Letzterer war vom 13ten bis 15ten Jahrhundert die Haupthandelsſtraße zwiſchen Venedig und Deutſchland oder Frankreich.

Der Werth und die Bedeutung der Alpenpäſſe ſtieg von Jahrhundert zu Jahrhundert. Es giebt wenig große Heerſtraßen Europas, die geſchichtlich ſo denkwürdig und furchtbar-erhaben daſtehen wie dieſe wilden Gebirgswege; die größten Feldherren faſt aller Jahrhunderte haben um ihren Beſitz geſtritten, und auf den einſamſten Höhen, ja oft in Mitte des immerwährenden Schnees finden wir Trümmer alter Landwehren und Befeſtigungswerke, wie auf dem Gargellen-Joch im Rhätikon und auf dem zehntauſend Fuß hohen Matterjoch die Theodul-Schanze. Wir brauchen nicht an Balbirons Schaaren im dreißigjährigen Kriege, an Suwaroffs ſchreckliche Kämpfe auf dem Gotthard und ſeinen Rückzug über den Pragel und Panixer-Paß, an Buonapartes Uebergang über den großen St. Bernhard zur Schlacht von Marengo und an Andreas Hofers Vertheidigung Tyrols zu erinnern, um die politiſche und ſtrategiſche Wichtigkeit der Alpenpäſſe darzulegen. Nicht die aufbauenden, ſegensvollen und länderbeglückenden Entwickelungs-Phaſen des Friedens, nicht die mächtigen Pulſationen des völkerverbindenden, kulturfördernden Handelns gaben die Veranlaſſung zu dem erſten Kunſtſtraßenbau über den Simplon. — „Le canon quand pourra-t-il passer les Alpes?“ war die wiederholt drängende Frage Napoleons I. an den rapportirenden Ingenieur-Offizier. Kanonen, Heeresſäulen und Kriegestroß raſch und leicht übers Gebirge ſchaffen zu können, war der Zweck des großen Eroberers. Aber das kühne Werk, deſſen Ausführung kurze Zeit vorher für eine tolle Phantaſterei gegolten haben mag, gab den Impuls zu anderen, ebenſo

großartigen Straßenbauten, deren jetzt mehr als ein Dutzend die Hoch-Alpen überſpannen.

Der Begriff „Alpen-Paß" iſt ein ſehr relativer. Es giebt deren, die der gewöhnlichſte Fußgänger ſehr leicht und völlig gefahrlos paſſiren kann, die kaum einige Anſtrengung verurſachen, und es giebt andrerſeits wieder ſolche, die, über Gletſcher und Eisfelder führend, nicht weniger Ausdauer, Sicherheit und ſchwindelfreien Kopf bedingen, als die Erſteigung bedeutender Alpengipfel. Man kann ſie daher zunächſt eintheilen in ſolche, welche zu Kunſt- und Fahrſtraßen gebaut ſind, auf denen Winter und Sommer ein reges Leben herrſcht und über die tägliche Eil- und Poſtwagen fahren; ferner in Saumpfade, die während der guten Jahreszeit lebhaft benutzt werden und ſelbſt auch im Winter für Schlitten-Paſſage dienen, und endlich in ſolche, die nur Fußpfade oder Gletſcherpäſſe ſind.

Die künſtlich angelegten Alpenſtraßen ſind Meiſterwerke der Baukunſt, — Triumphe des menſchlichen Verſtandes und der eiſernſten Ausdauer. Ihre Erbauer: Napoleon I., Kaiſer Franz I. von Oeſterreich, König Victor Emanuel von Sicilien und die Schweizeriſchen Gebirgskantone Graubünden, Teſſin und Uri haben ſich Denkmale durch dieſelben errichtet, welche die Pyramiden und Tempelbauten der alten Völker übertreffen. Es gab zwar ſchon vor dem Beginn unſeres Jahrhunderts gepflaſterte Alpenſtraßen, wie z. B. die über den Septimer; aber ihre Anlage war ſo ſchwerfällig und ohne alle Berückſichtigung für nur einigermaßen erleichtertes Fortkommen, daß es für ein ziemlich gewagtes Unternehmen galt, dieſelben mit Wagen zu paſſiren. Conſul Buonaparte war, wie erwähnt, der erſte kühne Unternehmer, der in den Jahren 1801 bis 1806 den fahrbaren Weg über den Simplon bauen ließ. Wichtig für den Handel waren von jeher die Päſſe über den Gotthard, Splügen und Bernhardin. Seit vielen Jahrhunderten wurden alle Waaren aus und nach Italien über dieſe drei Päſſe

auf dem Rücken der Maulthiere und Saumroſſe getragen, die in oft langen Zügen die engen Gebirgswege ganz einnahmen. Graubünden erkannte den unberechenbaren Werth fahrbarer Alpenſtraßen und unternahm zuerſt allein auf eigene Koſten den Bau der Bernhardin-Straße während der Jahre 1819 bis 1823. Hierdurch wurde Oeſterreich genöthigt dem Beiſpiel zu folgen und baute den Splügen; und als die Waldſtätte der Schweiz, beſonders der Kanton Uri erkannten, daß der Waaren- und Perſonen-Verkehr, welcher bisher über den Gotthard gegangen war, ſich mehr den öſtlichen Fahrſtraßen zuwandte, da wurde endlich 1828 bis 1830 auch dieſer Paß gebaut.

Alle Bergſtraßen ſteigen dem Laufe ziemlich bedeutender Flüſſe entgegen, wie z. B. der Gotthard der Reuß und dem Ticino, die Furka der Reuß und der Rhône, der Bernhardin dem Hinter-Rhein und der Moeſa, die Oberalp-Straße dem Vorder-Rhein, das Stilfſerjoch der Adda und Etſch, die Albula-Straße dem Laufe des gleichnamigen Fluſſes u. ſ. w. Anfangs iſt die Steigung meiſt eine ſehr geringe, die Richtung eine ziemlich direkte. Je tiefer die Kunſtſtraßen ins Gebirge eindringen, je lebendiger der Lauf der ihnen entgegenkommenden Bergwaſſer wird, deſto mehr weichen Richtung und Steigung ab. Bald nöthigen enge Felſenſchluchten zu komplicirteren Bauten. Hochgeſprengte Brücken, durchbrochene Felſenthore, lavirende Zickzackwege beginnen, und die Steigung wächſt auf 6 bis 7 Procent. Da die ganze Figuration des Alpengebäudes gen Norden eine flacher gedehnte, minder ſteile Abdachung zeigt als gen Süden, ſo häufen ſich die Schwierigkeiten meiſt auch auf letztgedachter Seite.

In zahlreichen Schlangenwindungen (Tourniquets, Giravolte) ſtuft ſich hier die halb in den Fels eingeſprengte, bald durch Mauerwerk gehobene Straße in der Schlucht hinauf. Die „Kehren" oder „Ränk", wie der Fuhrmann die Kurven nennt, mittelſt deren die Straße in eine höhere oder tiefere Etage tritt und die meiſt

aufgemauert ſind, ſehen von der Tiefe wie übereinander errichtete Baſtionen eines Feſtungswerkes aus. Am Auffallendſten zeigt ſich dieſe Anordnung in dem jäh abfallenden Val Tremola, auf der ſüdlichen Abdachung der Gotthardsſtraße und am Südabhange des Splügen. Bei erſterem von Airolo hinaufſteigend, denkt man das Ende dieſer Windungen nicht erreichen zu können; denn wenn man die höchſte erklommen zu haben glaubt, ſo wachſen immer und immer wieder neue, mit Schutzſteinen geſpickte Mauer-Vorſprünge aus der öden, baumloſen, mit ſchwarzen Glimmerſchiefer-Trümmern bedeckten, ſteil aufſteigenden Halde heraus, und erſt nachdem man 46 ſolcher Windungen überwunden hat, erreicht man das Hoſpiz. Reich an ſolchen Straßen-Zickzacken iſt auch der Splügen, ſowohl auf der Nordſeite, als gen Süden nach Iſola hinab, — der Bernhardin gegen das Dorf Hinterrhein zu, — und das Stilfſer Joch vom Dorfe Trafoi aufwärts im Angeſicht des Madatſch-Gletſchers und des gewaltigen Ortler-Maſſivs.

Mitunter bedingt aber auch ein die Hauptrichtung der Straße durchſchneidendes, tiefes Querthal die Umgehung deſſelben und verlängert dadurch die Linie außerordentlich. Dies zeigt ſich ganz beſonders bei der Ganther-Schlucht am Simplon. Dort muß, vom zweiten Stundenſtein von Brieg im Wallis aus, die Straße eine volle Wegſtunde öſtlich einbiegen, um den Uebergangspunkt der Ganther-Brücke zu gewinnen. Man ſieht das in gerader Linie kaum $^3/_4$ Stunden entfernte, ſechſte Schutzhaus drüben über der tiefen Schlucht hoch oben liegen und braucht drei und eine halbe Stunde auf breiter, ebener Chauſſee, ehe man es erreicht.

Um in den ungeheuerlichſten Gegenden, da wo die Schneeſtürme am raſendſten wüthen, dem Wanderer im Winter eine Zufluchtsſtätte zu bieten, ſind in gemeſſenen Entfernungen feſte, ſteinerne Zufluchtshäuſer oder Refuges errichtet, die zum Theil von den für die Straßenarbeit und zum Wegbahnen angeſtellten „Rutnern" oder „Cantonniers" bewohnt werden, — eine Art ſibiriſcher Ver-

bannung. Während der wildeſten Wintermonate findet der Hilfeſuchende in den unbewohnten Zufluchtshäuſern ſo viel geſpaltenes Holz, um ſich ein Feuer im Kamin anzünden zu können, und wohl auch ein Brod und ein Bündel Heu für den Fall, daß er und ſein Roß durch Lauinenſturz oder hoch verwehte Schneewege genöthigt würde, länger als einen Tag ſich hier aufhalten zu müſſen. Auf der Simplon-Straße ſind außer dem großen Hoſpiz, dem alten Hoſpiz, den Dörfern Beriſal, Simpelen und Gſteig dennoch innerhalb neun Wegſtunden neun Zufluchtshäuſer, von denen das 5te und 6te, ſo wie das 8te und 9te, je nur etwa eine gute Viertelſtunde von einander entfernt liegen.

Von noch größerer Wichtigkeit für die Sicherheit der Straßen im Winter und Frühjahr ſind die Gallerien. Es ſind entweder durch den Felſen getriebene Tunnel, wie z. B. auf dem Stilfſer Joch die dritte Gallerie im Vallone della neve, — die Gallerien bei Gondo und Algaby am Südabfall des Simplon, das Urnerloch u. a. — oder künſtlich aufgemauerte und gewölbte Gänge mit Schießſcharten-ähnlichen Oeffnungen, wie die in der Schöllinen-Schlucht beim Brügwald am Gotthard und auf vielen anderen Bergſtraßen, welche die Beſtimmung haben, Mann, Roß und Geſchirr an notoriſch unſicheren, den regelmäßig wiederkehrenden Grundlauinen ausgeſetzten Stellen gegen das Begrabenwerden im Schnee zu ſichern. Sie ſind ſo feſt konſtruirt, daß die Lauinen mit ihren furchtbaren Sturzſchlägen den in den Gallerien Weilenden nichts anhaben können und donnernd über dieſelben hinweg der Tiefe zu wettern. Freilich iſts auch ſchon begegnet, daß Schneeflächen in ungewöhnlicher Breite losriſſen und die Gallerien an beiden Ausgängen verſchütteten. Indeſſen kommt dann gewöhnlich raſch Hilfe der Rutner, welche die Schnee-Barrikaden durchbrechen und die Eingeſchloſſenen befreien.

Es giebt aber auch Gallerien, welche zum Schutz gegen das Waſſer errichtet werden mußten, weil Bergſtröme in breiten, vollen

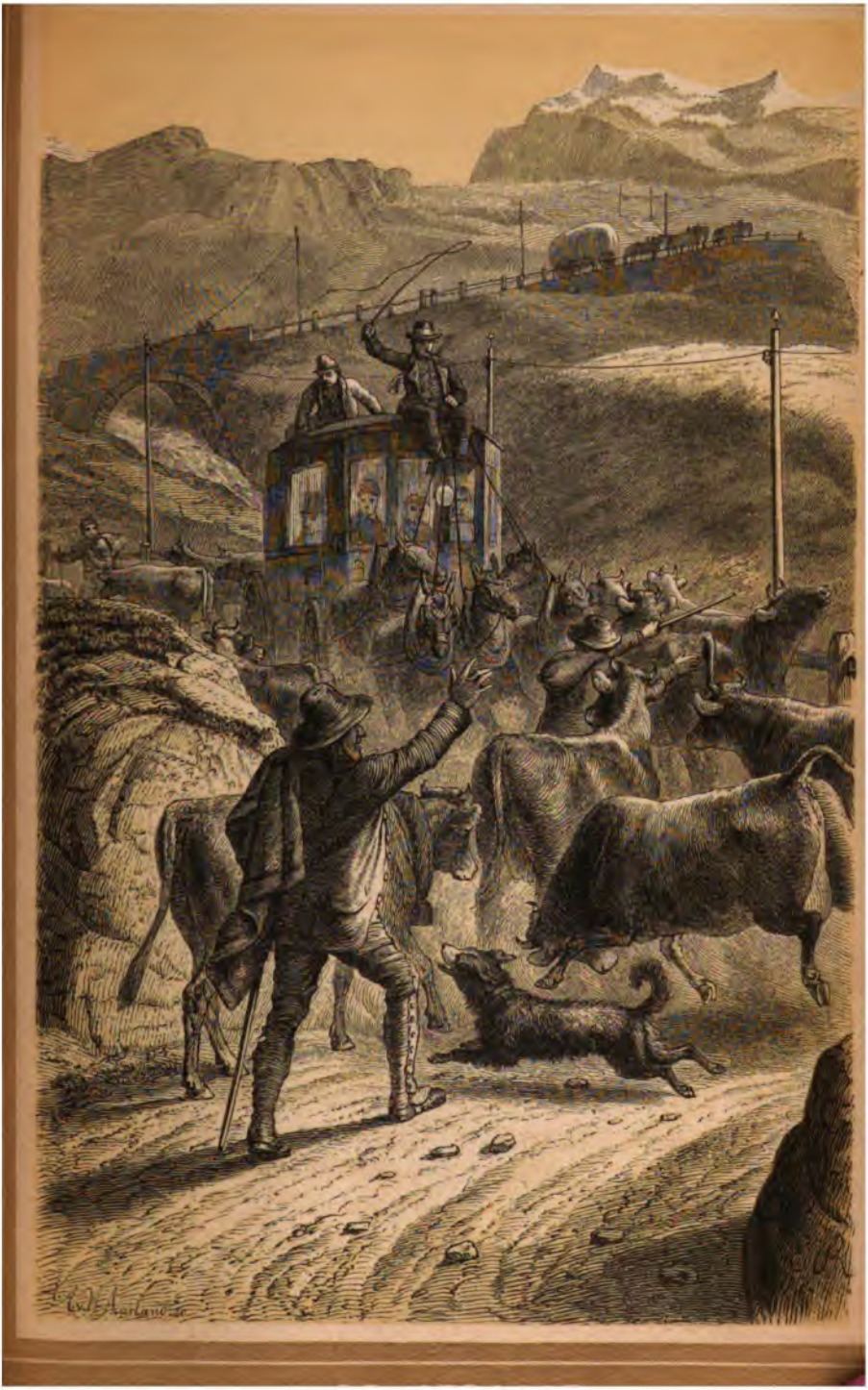
Kaskaden direkt auf die Straße herniederschießen und die Passage unmöglich machen würden; eine solche ist die „Kaltwasser-Gallerie" auf dem Simplon. Hier hängt der Kaltwasser-Gletscher in nächster Höhe dräuend über der Straße und entsendet während der wärmeren Jahreszeiten einen kräftigen Bach milchig-trüben Abschmelz-Wassers, das in lustigem Bogen über das mittelste der eilf Gallerien-Fenster herabbraust. Der Wanderer steht hinter dem Wasserfall in der mit Kalksinter überzogenen Gallerie und sieht durch die jagenden Strahlen-Garben hindurch. Aber auch außerdem schützen die Gallerien im Frühjahr noch gegen die während des Winters durch herabträufelndes, wiedergefrierendes Schneewasser gebildeten, kolossalen Eiszapfen, welche im Frühjahr sich von den zu Häupten hangenden Felsenmassen ablösen und mit Blitzgeschwindigkeit in furchtbarer Vehemenz herniederschmettern.

Die längste aller Schutzgallerien ist die all' acque rosse genannte 1530 Fuß lange auf der Splügenstraße, die ihren Namen vom herabsickernden, eisenhaltigen Wasser, welches die Felsen roth färbt, erhalten hat. Sie will freilich gegenüber den Riesenarbeiten der Neuzeit, z. B. gegen den 8310 Schweiz. Fuß langen Hauenstein-Tunnel (Baselland) oder gar gegen den am Mont Cenis (in Savoyen) wenig bedeuten, galt aber lange als ein Wunderstück alpiner Baukunst. — Kreuze an der Straße bezeichnen die Stellen, wo Wanderer, durch Lauinen oder Schneestürme verschüttet, den Tod fanden.

Den Paß-Scheitel bezeichnet in der Regel ein hochaufgerichtetes, großes, roh-gezimmertes, hölzernes Kreuz als Siegeszeichen, daß die Höhe des Weges erreicht ist, als Mahnung zum Dankgebet für Gottes Schutz. Die Hospitien oder Berghäuser liegen gewöhnlich schon wieder etwas südlich unter der Uebergangshöhe, um gegen die von beiden Seiten antobenden Stürme einigermaßen geschützt zu sein; so ists auf dem Simplon, Gotthard und Splügen.

Auf diesen kultivirten Alpen-Uebergängen waltet noch die alte,

reichbelebte, vielgeſtaltige Landſtraßen-Romantik, welche die Eiſenbahnen in der Ebene völlig verdrängt haben. Da bimmelt noch das weittönende, disharmoniſche Schellengeläute von dem Sechsgeſpann der ſchweren, robuſten Fuhrmannspferde vor dem hochgewölbten, mit weißer Plane ſtraff überzogenen, breiträderigen Frachtwagen, und der roh-gemüthliche Blaukittel klatſcht ſeine Peitſchen-Variationen dazwiſchen und accompagnirt dieſelben bisweilen mit einer Auswahl der gebräuchlichſten Kernflüche. Staub dampft in langgezogenen Wolken auf. Ein welſchländer Viehhändler treibt ſeine Heerde jungen, ſchwarzen und dunkelbraunen Melkviehs und eine Anzahl „Mäßſtiere", die zur Maſtung beſtimmt ſind, auf den Lauiſer (Lugano) Markt. Voran geht der Knecht mit dem halbhohen Bergſtecken und dem obligatoriſchen Regenſchirm unterm Arm (denn kein Teſſiner und kein Appenzeller geht auf die Reiſe ohne dieſes Präſervativ-Mitel). Auf der Schulter hängt der „Melktern", und laut johlend erſchallt ſein hocheingeſetztes, anhaltendes, dann aber im geſchleiften Tonfall ſinkendes „Ooo——— ohohohohoho, komm wädli, wädli, wädli!" womit er das Vieh lockt, weiblich voranzuſchreiten. In Mitte der blöckenden Rinderſchaar, mehr treibend als haranguirend, dagegen kräftig demonſtrativ auf den Rücken ſeiner nächſten Umgebung mit Stockprügeln einwirkend, geht ein Dolmetſcher, ein heruntergekommener Viehhändler, der ſein Hab und Gut durch fehlgeſchlagene Spekulationen verlor. Er iſt des italieniſchen Patois völlig mächtig, weil er ſeit einem Vierteljahrhundert ununterbrochen nach der Lombardei handelte und Vieh trieb. Jetzt, da ihm das letzte Stück daheim vergantet worden iſt, dient er ſeinem Nachbar als Mäkler und Unterhändler um Tagelohn und Tantième. Den Schluß des ganzen, langausgedehnten Zuges bildet der eigentliche Entrepreneur der Alpen-Karavane. Der größte Theil ſeines Vermögens ſteckt in dieſem wandernden Kapital. Jetzt kommts auf gut Glück an, ob die Nachfrage lebendig iſt, ob gute Preiſe gelten, oder ob der Markt mit



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ſchönem Vieh übertrieben und das Verlangen flau iſt. Schlägt die Spekulation ein, ſo kann er einige tauſend Franken raſch verdienen. Aber ebenſo viel kann er auch verlieren, wenn er um jeden Preis losſchlagen muß; denn ſeine fünfzig Stück Jungvieh zehn bis zwölf Tage über einige Bergpäſſe wieder heim zu treiben, für die er nicht genug Futter hat, ſie zu überwintern, das käme ihm noch theuerer. Tief ſinnend ſchreitet er hinter ſeinem Schickſalszuge her. Da ſchreckt ihn Wagenrollen, lautes Geſchrei, Verwirrung in der Heerde aus ſeinen berechnenden Meditationen auf. Der Eilwagen kommt in raſchem Trabe von der Paßhöhe herab; der auf hocherhabenem Sitze ſeiner kutſcherlichen Würde vollbewußte Poſtillon, dem als einer dem Staate dienenden Perſon Alles, ſelbſt eine Heerde Rindvieh ausweichen muß, fährt ſcharf in die gehörnte Schaar hinein. Toben und Fluchen, Locken und Prügeln der Treiber, — Peitſchenknall und Gelächter des Roſſelenkers, Angſtgeſchrei einer nervenſchwachen Dame im Coupé, welche für ihre perſönliche Sicherheit fürchtet, Blöcken der Kühe aus allen Tonarten und heiſeres Hunde-Gebell vermengen und verwickeln ſich mit den dicken Staubwolken zu einer großen kataſtrophetreibenden Scene. Einige Kühe kehren um und wollen den Heimweg antreten, aber „Schnauz", der vigilante, alt-erprobte Heerdenhund, der nur die ihm obliegende Pflicht des ſtrikteſten, unbedingteſten „Vorwärts" kennt und keine Notiz von den hindernden Umſtänden nimmt, übt ſeine Ordnungspolizei mit unerbittlicher Strenge aus; er hat ſo eben mit der „B'plätzed" (einer geſcheckten Kuh, die an der Stirn einen weißen „Plätz" oder Flecken hat) einen Kampf zu beſtehen, die den Beweis ihres Rechtes mit dem Kopfe durchſetzen will, während „s'Möhrli", ein ſanftes, verſtändiges Kuhtſchi ruhig ihren Schritt fortgeht. Sie iſt darum auch gewürdiget, den zuſammengerollten Mantel des Herrn als Halsband zu tragen. Die Viehtreiber ſchimpfen gegen den Poſtillon und Kondukteur, der auf dem Wagendeck liegend, den ihm zuſtändigen Sitz an

einen Engländer abgetreten hat; die Poſtleute repliciren in gleicher Weiſe. Durch den Alles umbrauſenden Tumult werden die Pferde unruhig, — eines ſpringt über die Stränge, die Verwirrung nimmt zu, der Eilwagen muß halten. Großer Moment! Allgemeiner Skandal! Stürmiſche Sprachverwirrung! „Briccone! Kaibe-Dunders-Hagel! maldetto villano! scempiotto! Strahls-Chogg!" ſchreits und tobts von beiden Seiten.

„A delightful complication! En avant la voiture! Jar kene Ordnung nich!" tönts aus der Diligence. Endlich löſt ſich der Konflikt. Die Heerde zieht weiter bergwärts, der Wagen rollt mit doppelter Geſchwindigkeit dem Thale zu. Die vielen Krümmungen des Weges hindern den gewandten, mit feſter Hand vom hohen Bock herab leitenden Wagenlenker nicht, den ſcharfen Trab beizubehalten. Im „Nu" eilt er am begegnenden Kameraden vorüber, der abgeſtiegen, neben den Pferden herſchlendert und nur langſam den ſchweren Transport bergauf zu ſchaffen vermag. Ein ſpöttelnder Zuruf begrüßt dieſen, der ihn am folgenden Tage mit Proteſt bei abermaliger Begegnung zurückgiebt. Ueber Alle fliegt indeſſen ungeahnt, ungehört und ungeſehen an den Eiſendrähten des Telegraphen, der jede Alpenſtraße begleitet, die Nachricht aus der italieniſchen Halbinſel herüber: „Die franzöſiſchen Truppen haben Ordre erhalten Rom zu verlaſſen!" —

Wie ganz anders geſtaltet ſich das Leben auf der Alpenſtraße im Winter. Schon Mitte Oktober legen die erſten, von den Wolken abgeſchüttelten Schneeladungen auf dem gefrorenen Boden der Paßhöhen den Grund zum ſpäteren Schlittwege. Iſt der Herbſt heiter und ſonnenhaft, weht vorherrſchend warme Südluft, ſo werden dieſe Fundamentalſchichten wohl theilweiſe wieder durch die Tageswärme aufgelöſt. Aber immerhin bleiben ſporadiſche, kleine Reſte liegen, die namentlich auf der Schattenſeite und durch die nächtlichen Fröſte ſich konſerviren. So oft es im Thale regnet, ſchneit es auf den Höhen. Dieſe ſchüchternen, immer noch wieder

zurückgeſchlagenen Verſuche wiederholen ſich, bis eines Tages die ganze Gegend bis weit hinab eingeſchneit iſt und der Winter ſeinen völligen Einzug hält. Jetzt wird der Berg für Räderfuhrwerk geſperrt; der Schlittendienſt beginnt, ſowohl für die Poſt, als für den Frachttransport. Auf den franzöſiſchen Päſſen über Mont Cenis (6354 Fuß), Col de Lautaret (6443 Fuß) und Mont Genèvre (5741 Fuß) in den Grajiſchen Alpen, zeigt er nichts ſehr Auffallendes. Die Reiſenden werden in große, ſechsſitzige Poſtſchlitten gepackt, die 10 bis 12 Pferde Vorſpann erhalten. Schimmel ſind ſeit Olimszeiten zu dieſem Dienſt beſtimmt, weil „Cavallo bianco mai stanco“ weiße Pferde nie müde werden. Statt der Glasfenſter müſſen hölzerne Klappladen den Dienſt verſehen, durch deren klaffende Fugen und Aſtlöcher der Sturm pfeift und den feinen, ſtaubartigen Schnee in den dunkeln Raum hineinkontrebandirt. Anders iſts auf den Walliſer, Urner und Graubündner Paßſtraßen, über welche jetzt mit ſchweizeriſchem Geſchirr der Poſtdienſt bis Colico piano am Comerſee (Splügen-Paſſage) und bis Arona am Lago maggiore (über Simplon) beſorgt wird. Mit großen bequemen Wagen fährt man, ſo weit es „aber“, d. h. ſo weit die Straße ſchneefrei iſt, am Berg empor. Sporadiſche Schneeflocken zu beiden Seiten melden die abſolut-winterliche Region an. Kommt nun endlich der konſtante, weiße, glatte Gleitweg, dann erblickt der Paſſagier eine Anzahl kleiner, ein- und zweiſitziger Schlitten, die ohne Dach und Fach, ohne Bewachung ſicher und unangetaſtet hier umgeſtürzt neben der Straße liegen.

Scenen, die an Nordpol-Expeditionen lebhaft erinnern, entwickeln ſich nun hier. Der Poſtillon tritt mit beiden Füßen eine Futter-Krippe in den Schnee, wirft Heu hinein, daß die Pferde eine Interims-„Collazione“ einnehmen und zu neuer Anſtrengung ſich reſtauriren können; der Kondukteur wählt die für ſeinen jedesmaligen Transport geeignetſten Fahrzeuge aus, läßt ſie auf die

Kufen stellen, und die Umladung der Güter, Briefsäcke, Koffer, und Passagiere beginnt. Letztere erhalten jeder einen hieb- und schußfesten, dicken Büffel-Mantel. Es ist ein rühmenswerther Akt der Humanität, daß die Eidgenossenschaft solche zweckmäßige Präservative hier bereit hält. Wenn es ein trockener, kalter Wintertag und heller Himmel ist, dann herrscht in der Regel das heiterste, ungezwungenste Leben unter den Reisenden; Maler würden Stoffe zu Genrebildern voll des köstlichsten Humors, finden; — Seitenstücke zu den sommerlichen Rendez-vous unter den Wettertannen. Windet und schneiet es aber scharf, hängt die Atmosphäre voll grauer Wolken und heult der Sturm in den Felsengassen, dann giebts freilich herzlich unliebsame Scenen. — Der große, feste Eilwagen bleibt nun gut verschlossen, ebenso schutzlos und unbewacht, seitwärts an der Straße stehen wie vorher die Schlitten, bis die über den Berg entgegenkommende Post an dieser Stelle die Schlitten verläßt und die gleiche Translokation der Passagiere im umgekehrten Verhältniß vornimmt. Früher gabs Schlitten zum Transport für weibliche Reisende, in welche die Personen wie Wickelkinder eingepackt wurden. Diese bestanden aus langen, sargähnlichen Kasten mit reinlichen Betten, so daß eine Person völlig ausgestreckt sich hineinlegen konnte, mit einer vierfachen wollenen Decke und darüber mit einem festgeschnallten Wagenleder bis an den Oberkörper zugedeckt wurde. Es war eine gegen Kälte und Wind vollkommen schützende Einrichtung. Begreiflich mußte die Reisende auf der Höhe des Passes ihre Lage ändern, um mit dem Kopfe höher zu liegen als mit den Füßen.

Jeder Postschlitten erhält nur ein Pferd. Im ersten sitzt der Postillion, im letzten der Konducteur, um den ganzen Zug überschauen zu können. Die Pferde aller übrigen Schlitten gehen ohne Leitung. Ist starker Schnee gefallen, so wurde schon vorher ein mit Ochsen bespannter Bahnschlitten vorausgesandt, den ein halb Dutzend starke Männer, die „Rutner" mit Schaufeln, be-

gleiten, um, wo nöthig, nachzuhelfen. Höchst umständlich und kostspielig ist die Beförderung von herrschaftlichen Reisewagen in dieser Jahreszeit; sie müssen auseinander genommen, in ihre Theile zerlegt und auf mehrere Schlitten verpackt werden, wobei dann jener, welcher den Kutschenkasten trägt, noch ganz besonderer Bedienung und eines ununterbrochenen Anspannens mit Balancir-Seilen bedarf, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Da, wo einfache Ladungen leicht und ungefährdet über etwas schmale Stellen hinweggleiten, läuft so ein Kutschkasten-belasteter Schlitten nicht selten Gefahr, in den Abgrund zu stürzen, wenn nicht die begleitende Mannschaft frisch und umsichtig Hand anlegt. Denn je weiter man am Berge hinaufkommt (besonders an freien, dem Spiel der Winde ausgesetzten Wendungen), desto ungleicher wird die Anhäufung des Schnees. Einzelne Stellen erscheinen wie gefegt, so dünn liegen die glitzernden, winterlichen Krystalle auf der Straße, während an anderen Stellen ungeheure Massen zusammengeweht wurden. Je tiefer im Winter oder gegen das Frühjahr zu man nun den Berg passirt, desto größer ist begreiflich auch das Schnee-Quantum. Da ists denn nicht selten der Fall, daß der Weg, trotzdem er über 6 bis 10 Fuß hohe Schneelagen führt, dennoch zwischen stockwerkhohen Schnee-Batterien durchläuft, oder wo durch Lauinensturz oder „Weheten" der Schnee so gewaltig angehäuft ist, daß man wirkliche, jähe Hügel mühsam überklettern müßte, da brechen die Rutner Gallerien und Tunnel durch dieselben.

Die allergefährlichsten Passagen sind im Frühjahr jene, welche an Abgründen vorüberführen. Nach und nach baut der angewehte Schnee nämlich überhangende Vorsprünge an, die wie kolossale Dachtraufen über das eigentliche Straßen-Fundament oder die Stützmauern frei hinausragen. Gar leicht läßt sich der mit der Straße nicht ganz speciell bekannte Fuhrmann oder Postillon, bei der gänzlich veränderten und maskirten Gestalt des Wegs, verlei-

ten, den scheinbar bequemeren, am äußersten Rande hinführenden Pfad zu wählen, nicht ahnend, daß er im eigentlichsten Sinne durchaus keinen Boden unter den Füßen hat und mit seinem Geschirr gleichsam schwebend über einen Abgrund hinfährt. Ein geringfügiger Umstand kann solch eine Schneelehne, die den ganzen Winter über wie mit Cement gemauert steinfest hielt, zum Sturz bringen und Roß und Mann tief drunten begraben.

Es ist dies (neben den zahlreichen Lauinenstürzen) eine jener vielen Ursachen, welche den steinabfallenden, in Schlangenwindungen aufgemauerten, engen Paßschluchten so ominöse Namen gaben, wie am Gotthard das Val Tremola (Thal des Zitterns), am Splügen oberhalb Isola den Passo della Morte (Todespaß) ꝛc.

Der Weg ist im Winter bei tiefem Schnee nur immer für eine Schlittenbreite geöffnet; zu beiden Seiten sind hohe Schnee-Wälle emporgeworfen. Darum sind Ausweichestationen nothwendig, wo die von der Höhe kommenden Ueberberg-Karavanen an ausgebuchteten Stellen warten müssen, wenn sie eines Zuges in der Tiefe ansichtig werden, bis dieser mit ihnen gekreuzt hat. An denjenigen Stellen der Straße, die in Windungen ansteigen, ists der Fall, daß die Postillone dem vordersten Pferd noch einen kräftigen Streich mit der Peitsche versetzen und dann vielleicht für eine Viertelstunde das Geschirr verlassen, um auf näherem, niedergetretenem Wege gerade aufzusteigen. Die Reisenden pflegen dann, wenn das Pferd ermatten will, durch einen Schneeballen-Wurf dasselbe anzuspornen. — Es giebt dann aber auch Zeiten, in denen die Straße streckenweite so unbedingt ausfüllend verweht wird, daß die Post faktisch auf dem Paß stecken bleibt und sich gratuliren muß das Hospiz oder Berghaus zu erreichen. Hier pausirt sie vielleicht einen ganzen Tag lang, bis die Straße wieder genügend praktikabel gemacht ist. Weihnachten 1859 mußten 4 Kondukteure 4 Tage lang auf dem Gotthardshospiz die Oeffnung des Val Tremola abwarten.

Dieſes Oeffnen und Fahrbahrhalten der Straße iſt Sache der Rutner, Rottori oder Cantonniers. Man wähnt im Flachlande, der Forſt- und Hüttenmann, der Bauer und Chauſſeewärter und ähnliche Leute ſeien völlig gegen Wind und Wetter abgehärtet. Es fragt ſich, ob ſie jenes unerhört-zählebige Weſen, jene faſt unverwüſtliche Ausdauer und jene Stahl- und Eiſenkräfte entwickeln könnten, ohne welche der Rottore nicht denkbar iſt. Es liegt ſchon im Mark und Bein des Alpenmannes, in ſeinen, man möchte ſagen, zu Federharz gewordenen Sehnen und Muskeln, in den (wie es ſcheint) gegen die Kälte-Einwirkungen wie abgeſtumpften, härteren Organismen des menſchlichen Körpers, daß er ein ganzes Mannesalter hindurch, Jahr für Jahr, den gefährlichen und beſchwerlichen Dienſt bei guter Geſundheit verrichtet. — Die Rutner werden von den betreffenden Landesregierungen (auf dem Gotthard von der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, die jährlich fünfzig bis ſechzig Tauſend Francs für den Schneebruch dieſes einzigen Paſſes bezahlt) angeſtellt. In früheren Zeiten, bevor eigentliche Straßen-Ordnungen beſtanden, geſchah es, daß die Kommunikation halbe Monate lang durch übermäßigen Schneefall gehemmt war; jetzt kann eine ſolche Unterbrechung ſich höchſtens nur auf einen bis zwei Tage ausdehnen.

Gewöhnlich wird die Arbeit in zwei große Hälften getheilt. Die erſtere iſt die ſogenannte „Fürleite". Sie hat, ſo oft es ſtark ſchneite, den eigentlichen erſten Durchbruch zu erzwingen. Mit einem Dutzend feſter, ſtarker Zugochſen vor dem Bahnſchlitten, geht der „Fürleiter" ins wüſte Schnee-Dickicht hinein. Ein Thier wird vor das andere geſpannt, weil zwei nebeneinander ſich leicht im Geſchirr verwickeln würden. Die beſten und dauerkräftigſten Pferde würden viel leichter ermüden als das Ochſengeſpann. Durch dieſe, auf beiden Seiten des Berges in Angriff genommene erſte Arbeit entſteht nur ein unbedeutender Pfad. Die begleitenden Rutner gehen hinter dem Schlitten her und ſchaufeln die erſte

Weg-Anlage einigermaßen aus. Eine zweite Arbeiter-Kompagnie ist weniger radikaler Natur; sie hat die konservative Aufgabe, den nun einigermaßen geöffneten Graben auszuweiten und in fahrbaren Zustande zu erhalten. Es sind die „Weger" oder Rutner mit dem „Hauptweger" an der Spitze.

So gefahrvoll beide Zweige dieser Arbeit sind, so selten ists der Fall, daß Leute dabei umkommen. Sie kennen die örtlichen Beschaffenheiten des Berges so genau wie die Lokalitäten ihrer Wohnstube; sie achten vorsichtig auf jede Wind- und Wetter-Aenderung und taxiren deren Folgen, — sie wissen den Lauinen fast instinktmäßig auszuweichen. Postillone, Fuhrleute, Säumer, überhaupt, wer den Berg überschreitet, — Alle beachten genau die Mahnungen und Rathschläge der Rutner, und wo dieselben aus Uebermuth oder Leichtsinn verworfen wurden, erfolgten gewöhnlich Unglücksfälle. (Man vergleiche den weiter oben, im Abschnitt „Lauine", erzählten Unglücksfall von 23. März 1861 bei Andermatt.)

Ist nun die Höhe von der Post glücklich erreicht, haben Passagiere und Pferde sich gestärkt, dann gehts mit blitzschneller Geschwindigkeit unter lautem Jauchzen und Jubeln, durch die eisigwehende Winterluft hinab. Bisweilen schneidet der ganze Zug schnurgerade die Straßenwindungen ab, wenn der Schnee nicht zu hoch liegt oder wo eine Diagonal-Linie (Contrapendenza) gebrochen wurde. Nach Mühseligkeiten vieler Art kommt der Reisende wieder im Thale an, und begrüßt mit freudigen Gefühlen die Wohnungen des ersten Dorfes. Im Vergleich mit den im Flachlande häufig vorkommenden Unglücksfällen durch umgeworfene Postwagen und scheue Pferde, begegnen auf den Alpen-Passagen glücklicherweise wunderbar wenig Schreckens-Ereignisse dieser Art. Um solche aber auch, wenn sie vorkommen sollten, so viel immer möglich, in ihren Effekten zu schwächen, werden im Winter auf den Schweizer Alpenstraßen nie gedeckte, mit Fenstern versehene Schlitten benutzt, damit, im Falle des Umwerfens, die Passagiere

nicht durch Glasscherben verwundet werden können. Aus gleichem Grunde haben die französischen und sardinischen Ueberberg-Schlitten nur hölzerne Jalousien statt der Glasfenster. — So ist das Leben auf den fahrbaren Bergstraßen. In den ersten Entwickelungsstadien steht noch das Eisenbahnwesen in den Alpen. Die einzige bis jetzt fertige Bahn ist die über den Brenner in Tyrol (von Innsbruck nach Botzen) welche 4375 Fuß. Paßhöhe erreicht. Sie ist außerordentlich reich an Kunstbauten hatte jedoch nicht im Entferntesten mit solchen baulichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie die ihrer Vollendung im Jahre 1872 entgegengehende Bahn über den Mont Cenis. Diese letztere zeichnet sich namentlich durch ihren kolossalen Tunnel aus, welcher, wenn er vollendet sein wird, eine Länge von 12220 Metres (38933 preuß. Fuß, also circa $1^2/_3$ deutsche Meilen) enthält. Seit 1857 wird ununterbrochen an demselben minirt und der Kosten-Aufwand zu seiner Herstellung beansprucht ca. 49 Mill. Francs. — Der dritte in nächster Aussicht stehende Eisenbahnbau in den Alpen ist der über den Gotthard zu welchem gegenwärtig die letzten Vorstudien gemacht werden.

Wesentlich anders als auf den Kunststraßen gestaltet es sich auf den vielbegangenen, nicht fahrbaren Alpenpässen. Dort zeigt sich das Verkehrsleben noch in seiner uralterthümlichen, naiv-naturwüchsigen Einfachheit sowohl im Charakter der Straßen-Anlage, als aller darauf bezüglichen Einrichtungen. Wo die Natur den Durchgang nicht genügend öffnete, da haben Menschenhände nur wenig nachgeholfen, und wo Sümpfe oder weichender Boden den Pfad unsicher machten, versenkte der Alpenbauer ungeschlachte Felsentrümmer und schuf ein Cyklopenpflaster, das einigermaßen an die hie und da vorkommenden Fragmente alter Römerstraßen erinnert. Hier durchwandert der Berggänger an lauinengefährlichen Stellen keine Schutzgallerien, nirgends gewähren Zufluchtshäuser Rettung bei einbrechenden Schneestürmen. Höchstens errichteten die korrespondirenden Thalschaften auf der Uebergangshöhe eine ärmliche

Holzhütte, in der den Pferden etwas Futter gestreut werden kann, oder kunstlos improvisirte Steingaden, wie an der Daubenkehr auf der frequenten Gemmi-Passage. Uebrigens ist es todt und erstorben zwischen dieser Ausgangs- und Endpunkten, und Pferdegerippe, neben dem Wege liegend, berichten von den zahlreichen Unglücksfällen, die in den Einöden zur Winterszeit sich ereignen. Denn die meisten Pässe sind landschaftlich außerordentlich langweilig und ermüden den Fußgänger durch ihre unerquickliche Monotonie. In breiter, einförmiger Gebirgs-Rinne, zu beiden Seiten von uninteressanten Felsenformen eingeschlossen, und von einem indifferenten Gebirgsbach ohne sonderlich schöne Kaskaden durchflossen, steigen die Paß-Aufgänge mehrere Stunden lang auf holperig-steinigem Wege an, gewähren auf der Höhe weder Fernsicht noch entschädigenden Tiefblick, sondern führen, der vorhergehenden Partie entsprechend, wieder in gleicher Weise ins jenseitige Thal hinab. Dies ist ganz besonders bei vielen Tyroler und Schweizerischen Voralpen-Pässen der Fall. Der Pragel zwischen Glarus und Schwyz (4750 Fuß) ist ein Muster dieser Langweiligkeit, welchem aber auch mehre andere Pässe der eigentlichen, inneren Alpen, z. B. der Septimer (7114 Fuß), in Graubünden, das Pfietscher Joch (6905 Fuß) und mehrere Pässe über die Tauern nicht nachstehen.

Wesentlich energischer, unterhaltender, formenreicher und oft überraschend schöne Aussichten plötzlich erschließend, sind die Pässe der centralen und westlichen Schweiz. Zu diesen gehören zuvörderst jene, die wegen ihrer großen Frequenz einigermaßen mit Schutzmitteln ausgestattet sind. Vornehmster Repräsentant derselben ist der Große St. Bernhard zwischen Wallis und Savoyen mit seinem berühmten, gastfreundlichen Hospitium. Er ist nicht minder Wanderziel sommerlicher Touristen als Reisemittel für jährlich viele Tausende. An Wichtigkeit ist ihm die Grimsel (Paßhöhe bei der Hausegg, 6785 Fuß) zur Seite zu stellen; über diesen Paß wird der bedeutendste Käsehandel aus dem Kanton Bern nach Italien getrieben. Er gehört

zu den begangenſten Alpen-Paſſagen, weshalb auch die Thalſchaft Hasli ein feſtes, ſteinernes Gebäude als Hospitium unweit der Paßhöhe gründete und dotirte. Jeder arme Wanderer wird hier, wie auf dem Gotthard, Simplon und Großen St. Bernhard, im Winter wie im Sommer unentgeldlich übernachtet und verpflegt. Der dritte, mit ſolchen Hospitien ausgerüſtet, nicht fahrbare Hochalpen-Paß iſt der Lukmanier in Graubünden, bezüglich ſeiner Umgebung gleichfalls wieder ein Muſter landſchaftlicher Langweiligkeit.

Auf und an vielen Hochalpenpäſſen, die zur täglichen Kommunikation dienen, ſind „Berghäuſer" oder „Taurenhäuſer" *), wie ſie in Oeſterreich heißen, erbaut, die von Bauern bewirthſchaftet werden, wo man gegen Zahlung, wie in anderen Wirthshäuſern, dürftiges Lager und Zehrung erhält. Deutſche Berühmtheit hat das Berghaus Schwarenbach auf dem Gemmi-Paß durch Werners Schauer-Komödie „der vierundzwanzigſte Februar" erhalten. Die dort zu Grunde gelegte, verhängnißvolle Mordthat iſt indeſſen leere Fiktion. — Gemmi und Grimſel, wie faſt alle aus den Berner Alpen ins Wallis führenden Päſſe, erſchließen auf ihren Höhen, wenn auch beſchränkte, doch imponirende Ausſichten auf bedeutende Hochalpengruppen.

Da der ſüdliche Abhang der Alpen, wie ſchon früher erwähnt, immer ſteiler iſt als der gen Norden auslaufende, ſo ſind auch die Paßniedergänge an dieſer Seite immer jäher und ſtotziger. Von der Grimſel-Höhe führt der gut geebnete Pfad über die ſteile

*) Die Taurenhäuſer ſind wohlthätige Ueberkommniſſe aus den Zeiten des patriarchaliſchen Regimentes der Fürſt-Erzbiſchöfe von Salzburg. Bauart und Einrichtung derſelben ſind jedoch verſchieden. Die Pflichten der Taurenwirthe, welche Subventionen aus den öffentlichen Vermögen erhalten, beſtehen in der Offen- und Inſtand-Haltung der Taurenwege, in der Aufſtellung von Schneeſtangen und Steinpyramiden (den ſ. g. Steinmandeln oder Dauben) als Wegweiſern, die Offenhaltung des Taurenhauſes für jeden Fremden, — Begleitung armer kranker Reiſender und Verabreichung von Obdach und Koſt an dieſelben, das Aufſuchen, die Rettung und Erquickung von Verirrten und Verunglückten, ſo wie ſchießlich Transport der Leichen der auf dem Gebirge zu Grunde gegangenen zur nächſten Pfarrei und chriſtliches Begräbniß.

Metenwand zum Rhône-Gletſcher hinab, und an der Gemmi wurde ein ſolcher gar in die faſt vertikal ſich erhebende, beinahe 2000 Fuß hohe Balmwand geſprengt. Es iſt einer der abenteuerlichſten Wege, der überhaupt in den Alpen vorkommt. Eine tiefe, düſtere Felſenſpalte klafft von unten bis hinauf in der Wand; in dieſer wurde durch künſtliche Aufmauerung oder durch Ausbrechen ein etagenförmig übereinander ſich emporwindender Felſengang erzwungen, der dem Wanderer ſelten mehr als einige Dutzend Schritte zeigt. Lautſchallendes Echo, wie in den leeren Hallen einer großen Kirche, begleitet jedes geſprochene oder gerufene Wort. Mehr als eine halbe Stunde lang hört der vom Bade Leuk aufſteigende Wanderer in der ſenkrechten Schlucht von oben herab die Jauchzer der Herunterkommenden, ohne ſie früher zu ſehen, als bis er ihnen unmittelbar begegnet. Mitunter iſt der durch Bruſtwehr-Mauern geſchützte Niederblick in die felſige Wüſtenei mehr als ſchauerig, und während $1^1/_2$ Stunden ſieht man, ſo oft der Weg ſich wieder ausbuchtet, immer aufs Neue das Leukerbad ſenkrecht zu Füßen liegen. Auf dieſen Päſſen begegnet man zur Seltenheit noch dem „Säumer und ſeinen Saumroſſen.“

Seit dem Bau der Kunſtſtraßen iſt dieſe, Jahrhunderte lang, während des ganzen Mittelalters bis auf die jüngſt vergangene Zeit gebräuchliche Art des Transportes der Handelswaaren auf dem Rücken der Pferde und Maulthiere, faſt gänzlich verſchwunden. Nur auf den nicht fahrbaren, aber dennoch ſehr frequenten Alpenpäſſen, wie z. B. auf der Gemmi, begegnet man denſelben noch vereinzelt. Jedes Saumthier trägt einen aus hölzernen Sparren konſtruirten Sattel, der auf beiden Seiten weit herabreicht und den Rücken vom Halsbug bis zu den Hüften überdeckt. An und auf dieſen Sattel werden die Waarenballen, welche eine ziemlich gleichmäßige Geſtalt haben müſſen, ſo vertheilt aufgeladen, daß die ganze Laſt von höchſtens drei Centnern im Gleichgewicht hängt. Herkömmlich iſts, daß die Saumthiere Maulkörbe tragen; man

traf dieſe Einrichtung, um zu verhindern, daß die Pferde während des Marſches am Wege ſtehendes Gras abweiden und dadurch den ganzen Zug der hintereinander gehenden Thiere aufhalten. Außerdem war jedes Saumroß mit einer Glocke verſehen, damit auf den früher ſehr ſchmalen Pfaden, namentlich während der Winterzeit, einander begegnende Karavanen an den beſtimmten Ausweicheplätzen ungehindert paſſiren konnten. Ueber die ganze Laſt des Thieres wird eine große Wachstuch-Decke ausgebreitet, meiſt braunroth bemahlt und mit dem Namen des Säumers verſehen. Da auf jeder Seite des Packſattels die aufgeladenen Waaren ziemlich weit hervorſtehen, ſo bedarf jedes Pferd begreiflich einen ziemlich breiten Weg-Raum, und dieſer Umſtand nöthiget die Thiere, nicht in der Mitte des Pfades, wo ſie an den ſteilen, oft hervorſtehenden oder überhängenden Felſen-Ecken leicht anſtoßen oder hängen bleiben könnten, zu gehen, ſondern längs dem Rande des Paß-Weges, alſo oft unmittelbar an Abgründen. Eine Kleinigkeit, ein einziger unvorſichtiger Tritt, kann das Thier zum zerſchellenden Sturze in Schauertiefen bringen. — Dieſe Kavalkaden, ein Saumroß hinter dem andern, von Weitem durch lautes harmoniſches Gebimmel ſchon ſich ankündigend, waren ehedem eine weſentlich zierende Staffage der Alpenlandſchaften. Jeder Säumer führte 6 bis 7 Pferde, und eine ſolche Sektion wurde ein „Staab Roſſe" genannt.

Die Unternehmer dieſer organiſirten Alpen-Karavanen theilten ſich, je nach der Strecke, welche ihre Transport-Züge zu begehen pflegten, in „Strackfuhrleute oder Adrittura-Säumer" und in „Roodfuhrleute." Erſtere paſſirten den Berg, ohne ihre Waaren abzugeben, vom italieniſchen Stapelplatz (Chiavenna, Bellinzona, Meran, Aoſta u. ſ. w.) bis zu dem dieſſeit der Alpen gelegenen Speditions-Orte; letztere jedoch gingen nur bis auf den Scheitel des Berges, wo die Mauthhäuſer, Suſten oder Dogana ſtanden, und dort wurde umgeladen, — dort übergaben die „ennetbirgiſchen"

oder wälschen Säumer ihr Frachtgut den „bissenbirgischen Roodern." Gewöhnlich trafen sie um die Mittagszeit droben ein und da entwickelte sich denn für wenige Stunden ungemein reger Verkehr und lautes, schreiendes Leben in diesen sonst todten Einöden.

Diese Transport-Art ist, wie gesagt, seitdem fahrbar-gemachte sichere Kunststraßen bestehen, gänzlich verschwunden. Auch die Zoll- und Mauth-Häuser auf den Paßhöhen und an den Linien, die innerhalb der schweizerischen Eidgenossenschaft liegen, sind eingegangen und werden zu anderen Zwecken verwendet, seit eine allgemeine, große Grenz-Zollkette alle Kantone umfaßt; nur noch einzelne Namen, wie z. B. Dazio grande (großer Zoll) im Liviennthal auf der Gotthards-Route, erinnern an die alten Zustände. Innerhalb der ganzen Schweiz existiren seit der neuen Bundes-Verfassung von 1848 weder Zölle noch Chaussee- und Brücken-Gelder.

Das Saumroß, so wie das noch heutigen Tages vielfach benutzte Bergpferd, welch letzteres zum Transport der Touristen im Sommer, so wie in manchen Gegenden zum Hinauf- und Herabschaffen der Sennhütten-Utensilien und Milchprodukte von und nach den Alpweiden verwendet wird, ist kleinen, gedrungenen Schlages, derbknochig und muskelkräftig, keineswegs schön und ebenmäßig im Bau. Seine Beine sind kurz, die Hufen plump, aber mit langen Fesseln, wodurch größere Elasticität in den Gang kommt; in der Brust ist es sehr breit, hinten meist überbaut und im Haarwuchs an den Mähnen und Füßen gewöhnlich verwildert. Steht es nun auch an Lebhaftigkeit des Temperamentes, an Grazie der Bewegung und Adel der Haltung, als Arbeitspferd hinter dem bevorzugten Reit- und Wagenpferde des ebenen Landes unverkennbar zurück, so giebt es diesem an Treue, gutem Willen und Klugheit, überhaupt an soliden, praktischen Eigenschaften nicht nur nichts nach, sondern übertrifft dasselbe noch, was Vorsicht und wunderbar fein ausgebildeten Instinkt anbelangt. Es geht unge-

mein sicher; sein Schritt auf dem rauhen, steinigen und abschüssigen Pfade ist bedächtig ausgewählt, und höchst selten wird man ein Saumroß stolpern oder straucheln sehen. Läßt man ihm freie Wahl, so findet es selbst, ohne unzeitiges Leiten und Lenken, die rechten, ihm passenden Tritte und vermeidet den äußersten, am Abgrunde hinführenden Wegrand, wo es denselben zu fürchten hat.

Der nunmehr eingegangene Stand der Säumer umfaßte eine brutale, rohe, gegen alles civilisirte Leben völlig abgestumpfte Menschenklasse; das zweite Wort, was aus ihrem Munde ging, war eine Lästerung oder ein Kernfluch. Der gefahrvolle und mühselige Beruf, so wie der ewige Kampf mit den Elementen, bildete in ihnen starre Härte und Todesverachtung aus. Die Meisten von ihnen erfroren früher oder später Hände und Füße, oder wurden sonst am Körper verstümmelt, wenn nicht übermäßiger Genuß geistiger Getränke und Entzündungskrankheiten sie zeitig ins Grab legten oder der Lauinen-Tod sie jählings ereilte. Man hat berechnet, daß allein auf den Graubündner Straßen, in früheren Zeiten, jährlich 3 bis 4 Säumer in Ausübung ihres Berufes ums Leben kamen.

Wesentlich verschieden von den bisher beschriebenen Pässen sind endlich noch jene einsamen, außerordentlich rauhen und unheimlichen, oft stundenlang über Gletscher und Firnfelder führenden Fußpfade, die fast nur von Schwärzern, Paschern und Grenzsoldaten, oder von Hirten, Boten und Lastträgern im Sommer begangen werden. Auch hier stuft sichs wieder in viele Schattirungen und Unterabtheilungen ab. Den meisten fehlt mehr oder minder die betretene, sichtbare Weglinie, also das, was dem Auge erkennbar den begangenen Pfad anzeigt; durch waldige Tobel, am Rande finsterer Schluchten, über Alpweiden und zerrissene Gerölhalden zieht sich der, mehr in der Erinnerung des Paß-Gängers vorhandene oder durch einzelne Orientirungs-Momente eigentlich erst zu schaffende Weg nach dem kluftigen Felsen-Gewirr hinauf,

in deſſen tiefſter Einſattelung der Uebergangspunkt liegt. Hier ſenkt ſich bei vielen dieſer Päſſe nicht, wie auf jenen begangenen Straßen, eine muldige Hochebene zwiſchen dem breiten Rücken des Gebirgszuges ein, mit dem in beinahe ewigen Naturſchlafe ruhenden Bergſee; meiſt ſcheidet der ſcharfe zackige, wenige Fuß breite Grat das Dieſſeits und Jenſeits, prachtvolle Rück- und Vorblicke geſtattend, wie z. B. auf Surenen-Egg zwiſchen dem Engelberger- und Reuß-Thal in der Schweiz, beim Juchli (6905 Fuß) zwiſchen dem Engelberger- und Melch-Thal im Kanton Unterwalden, bei der Gocht in den Churfirſten zwiſchen Quinten am Wallen-See und Alt-St. Johann in Toggenburg, — bei der Saxer Lucke im Appenzeller Alpſtein u. a. m. Paßpfade dieſer Art zeigen ſich meiſt in den zerriſſenen, an Felſenſplittern reichen Kalkalpen.

Wilder und in der Regel ungeheuerlicher ſind jene Scheideggen, die über die Schneegrenze hinaufſteigen, wie es z. B. bei dem Segnas- oder Flimſer-Paß (8081 Fuß, zwiſchen den Kantonen Glarus und Graubünden), der Fall iſt, wo ein ſchmaler, ſchwarzgrauer Kalkrücken aus den Firnlagern ſteil aufſteigt; hier iſt das berühmte Martinsloch, ein natürliches Felſenfenſter von bedeutender Breite in der Tſchingelwand, durch welches im März und September während drei Tagen die Sonne das Glarner Dorf Elm beſcheint. Auf dieſem Paß wüthen die Schneeſtürme mit diaboliſcher Wucht und ſchon viele Wanderer wurden hier oben eine Beute derſelben. Andere, welche ſich verirrten und glaubten, der Weg führe durch das Martinsloch, ſtürzten über den Felſenhang herunter und mußten von den Aelplern, ſchwer verwundet, hinabgeſchafft werden. Noch ſchauerlicher iſt der weſtliche Nachbar deſſelben, der 8500 Fuß hohe Kiſten-Paß, der von Linththal (Kanton Glarus) nach Brigels (im Bündner Vorder-Rheinthal) führt. Dort zieht ſich der Weg an den Felſenwänden des Ruchi nach dem ſ. g. „Hohen Loch“ und von dieſem über ſchmale Grasplanken und Felſenbänder zur

Muttalp. Das „Hohe Loch" geht durch einen röthlichen Kalkfelſen und bietet einen ſo ſchmalen Durchpaß dar, daß nur eine Perſon um die andere denſelben durchkriechen kann. Steckt man den Kopf durch das Loch, ſo ſieht man aus dieſem Felſenfenſter unmittelbar in die grauenvolle Tiefe des Limmerntobels hinab. Nur kühne Gemſenjäger und entſchloſſene, ſchwindelfreie Berggänger wagen dieſen Weg zu nehmen, da man außerdem lange durch den im ſchauerlichen Limmerntobel fließenden Bach waten und an einer Stelle, beim Nothſtein, von einem Felſenabſatze in das Waſſer herunterſpringen muß, wenn der Bach, wie dies häufig geſchieht, das Tannenbäumchen hinweggeſchwemmt hat, das die Jäger dort hinſtellen, um an demſelben hinunter zu klettern.

Es giebt indeſſen weit höher ſteigende Gletſcher-Päſſe, die viel ungefährlicher zu begehen ſind, wie z. B. das Langtaufer Joch (9697 Fuß) am Oezthaler Ferner, das Oelgruben-Joch (ca. 9600 Fuß üb. M.) zwiſchen dem Kauner- und Taſchach-Thal und das Hochthor (7860 Fuß) unterm Groß-Glockner in Tyrol, der Paß über Monto Moro (8386 Fuß), Col d'Oren (9687) über den Arolla-Gletſcher aus dem Val d'Hérins ins Piemonteſiſche Val Pellina, — und ganz beſonders das Matterjoch oder Passage St. Théodule (10242 Fuß) unterm Mont Cervin, aus dem Zermatter Thal ins Val Tournanche, welchen, trotzdem er vier Stunden über Gletſcher-Eis führt, nicht nur Weiber begehen, ſondern der im Oktober und November, wenn die Gletſcherſpalten mit tragenden Schneebrücken überſpannt ſind, ſogar mit Maulthieren und Vieh betrieben wird.

Die ſchlimmſten Uebergänge endlich, die indeſſen die, zum feſtſtehenden Begriff gewordene Bezeichnung „Paß" kaum mehr verdienen, ſind jene, nur ganz beherzten, ſtahlkräftigen, völlig ſchwindelfreien Männern paſſirbar möglichen Eiswüſten-Wege, die allen den gleichen Bedingungen und Zufällen unterliegen wie Expeditionen zu den Hochalpen-Spitzen. Es giebt deren einige, die

großen Ruf in der Touriſten-Welt haben und allſommerlich mehrere-mal unter Leitung erprobter und renommirter Führer überſchritten werden. Dahin gehören: der vierzehnſtündige Gletſchermarſch über die Strahlegg (10379 Fuß), ein Eisrücken zwiſchen den Schreck-hörnern und dem Finſteraarhorn im Berner Oberlande, auf dem direkten Wege von der Grimſel nach Grindelwald, bei welchem der Unteraar-, Finſteraar- und Untere Grindelwald-Gletſcher ihrer ganzen Länge nach paſſirt werden müſſen; ferner die Paſſage über Col de Géant (10500 Fuß) in der Montblanc-Gruppe, die von Chamouny über die ganze Länge des Glacier des Bois oder Mer de Glace und den Glacier du Tacul zwiſchen den Aiguilles du Dru (11471 Fuß), du Moine (11580 Fuß) und du Géant (13019 Fuß) öſtlich, und den Aiguilles de Charmoz (10255 Fuß), Blaitière und Montblanc du Tacul weſtlich, an-ſteigend, über den Glacier d'Entréves hinab in 16 Stunden nach Cormajeur führt, wovon mehr als die Hälfte des Weges über Gletſcher. (Vergl. S. 282.)

Zu dieſer Kategorie gehören ferner noch die Eispfade über den Saasgrat von Zermatt über den Findelen-Gletſcher zwiſchen dem Strahl- und Rimpfiſchhorn hindurch zum Mattmark-See, dann die Pracht-Paſſage von Evolena im Val d'Hérins über den Ferpecle-Gletſcher um die Tête Blanche und über den Zmutt-Gletſcher nach Zermatt — dann der Weg vom Riffelhorn übers Weißthor (11138 Fuß) in furchtbar jähem Abſturz hinab nach Macugnaga im piemonteſiſchen Val d'Anzasca. Der Weg vom Riffelhaus bis zur Höhe des Weißthores iſt, obgleich er über den Gornergletſcher und ein gewaltiges Firnfeld führt, doch durchaus nicht gefährlich oder ſehr beſchwerlich. Nur auf der Höhe, wo ſich eine unbeſchreib-lich ſchöne Ausſicht gen Oſten und Süden erſchließt, iſt ein Schnee-kamm mit größter Vorſicht zu paſſiren, weil jenſeit deſſelben der furchtbare, gegen 8000 Fuß tiefe Krater von Macugnaga jäh ab-ſtürzend ſich öffnet. Ein Fehltritt, ein einziges Ausgleiten muß

den unvermeidlichen Todesſturz in dieſen Abgrund zur Folge haben. An dieſer entſetzlichen Felſenwand, die von einer Unmaſſe von Runſen zerfurcht iſt, zwiſchen denen wieder kleine ſcharfkantige Gräte hervorragen, muß der Paßgänger über ganz verwittertes Geſtein hinabſteigen. Der Fuß hat keinen ſicheren Tritt, die Hand keinen feſten Anhalt; ununterbrochen bröckelt das faulige Geſtein los. Mitunter iſt der Kletterpfad ſo jäh, daß der tiefer ſtehende mit ſeinem Kopf an den Fuß des über ihm befindlichen Wandergenoſſen anſtößt. Schon bei hellem Wetter iſts ſchwierig, ſich aus dieſem Chaos herauszufinden, geſchweige denn, wenn Nebel das Monte-Roſa-Maſſiv einhüllen oder Schneeſtürme den Wanderer überraſchen; er iſt dann unrettbar verloren wenn nicht die Hand der Vorſehung ihn leitet. Alle anderen Gletſcherpäſſe übertrifft aber endlich an Großartigkeit der Hochgebirgs-Scenerie der abenteuerliche Col de Trift, der erſt ſeit zwei Jahrzehnten gangbar gemacht, aus dem Walliſer Einfiſch-Thal nach Zermatt führt. Die Paſſage iſt dort ſo ungeheuerlich, daß unter anderen Schwierigkeiten eine beinahe ſenkrechte Eiswand Tritt für Tritt, wie auf den Leitern in der Breſche einer mit Sturm zu nehmenden Feſtung erklommen, und eine ebenfalls faſt vertikale Felſen-Mauer mit Hilfe einer eingeſchmiedeten eiſernen Kette kletternd, frei am Abgrunde ſchwebend, transverſirt werden muß.

Man klagt im Flachlande über ſchlechte Wege, wenn der Boden vom andauernden Regen aufgeweicht, oder eine neue Straße friſch mit Kies überſchüttet, oder ein Waldweg mit Wurzelwerk verwachſen iſt. Was wollen ſolche kleine Unannehmlichkeiten gegen jene der gewöhnlichſten, vielbegangenen Paßwege im Gebirge, — und dieſe wiederum im Vergleich zu denen ſagen, deren zuletzt Erwähnung geſchah.

Die Hospitien.

Ich habe von Paläſten viel geſehen,
Ich bin gewandelt durch die weiten Hallen;
Es hat mir aber keiner ſo gefallen,
Als den ich eben ſah auf Bergeshöhen.
Das iſt ein wahrhaft königliches Haus:
Die Liebe gehet ein und aus.
Es öffnet freudig ſeine hohen Kammern,
Wenn winterlich die wilden Stürme ſauſen,
Die Elemente durch einander brauſen,
Und tief im Schnee die armen Pilger jammern.
Und eilig ſendet es zur böſen Stunde,
Wenn mitternächtige Lauinen rollen,
Und hoch die Gletſcherbäche angeſchwollen,
Zur Rettung aus die klugen treuen Hunde.

J. J. Peſtalozzi.

Es wird außerordentlich viel theoretiſches Chriſtenthum in der Welt gelehrt und gedruckt und von der „Nächſtenliebe" mit Oſtentation gepredigt und mit den „Werken der Barmherzigkeit" Miſſion getrieben, und die aus allem dem entſpringende Gottſeligkeit wird mit einer ſolchen Summe von ingründlicher Gelehrſamkeit und kauſtiſchem Scharfſinn der duldenden Menſchheit auseinandergeſetzt, daß es keine zweite Wiſſenſchaft giebt, die ſchon ſo viel Papier, Buchdruckerſchwärze, Beredſamkeit und Menſchenblut gekoſtet hat

als eben die Lehre von den höchsten und edelsten Gütern und Aufgaben des Menschen-Geschlechtes; aber in die freiwillige, uneigennützige Praxis ist das herrliche Gebot der Bergpredigt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", nur sehr vereinzelt und bedingungsweise übergegangen. Zu diesen sehr sporadisch auftretenden Erscheinungen des bethätigten Christenthums gehören die Hospitien in den Alpen. Hospitium heißt im Lateinischen die Herberge und auch die Gastfreundschaft. Während in solchen Fällen gar häufig die wörtlichen Bezeichnungen nur schöne Aushängeschilder für minder schöne Bestrebungen zu sein pflegen, stoßen wir hier umgekehrt auf eine sehr bescheidene Benennung weit größerer, edlerer Lebensaufgaben. Hier ist nicht blos Einkehr für Hungernde und Ermattete; der sehr elastische Begriff der Gastfreundschaft wird hier nicht nur zur vollendeten Thatsache, ohne Ansehen der Person, des Volkes und des Glaubens-Bekenntnisses, sondern das uneigennützige Bestreben: der bedrängten Menschheit zu nützen, — zu helfen, wo Mangel, zu retten, wo Gefahr vorhanden ist, freiwillig (ohne Berechnung des zu erwartenden Dankes) das Werk des Samariters zu üben, das ist der Kern der Aufgabe. Und er wird zu Tage gefördert, — recht und schlicht, still und geräuschlos, ohne pharisäisches Geschrei. Sie, die diesem Werke der echten Humanität sich weihen, rufen nicht scheinheilig in die Welt hinaus: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" sondern sie thun, was sie versprechen.

Unsere Hospitien prangen also nicht mit der Außenseite, noch mit Eigenschaften, die sie entweder gar nicht, oder doch nur sehr bedingter Weise besitzen; ihre Firma ist keine geschminkte Lüge. Ebensowenig hüllt sich die Ausübung des Barmherzigkeitswerkes in frömmelnden Nimbus oder in gesalbte Phrasendreherei und tartüffisches Schleicherthum; gerade und derb, wie die Natur des Bergbewohners ist, begrüßt und behandelt der Spittler den bei ihm Einkehrenden. Der alte Zybach auf der Grimsel, ehe er sich

zu dem, weiter unten zu erzählenden, dummen Streiche verleiten ließ, war das Urbild solch eines klugen und praktischen Alpenbauern und Hospitalwirthes; man lese Agassiz's geologische Reisen, um sein Lob aus vollem Herzen verkünden zu hören. Ebenso war der alte Direktor Lombardi auf dem Gotthard ein Mann frisch und frei wie die ihn umwehende Bergluft. Und vollends gar in den Hospitien, denen Mönche vorstehen, wie auf dem großen Bernhard und dem Simplon, herrscht ein fröhlicher, lebensfreudiger Ton, eine gesellige Ungezwungenheit, die mit dem herkömmlichen Begriffe eines Konventes anfangs ganz unvereinbar erscheinen.

Und endlich die Gebäude selbst, diese einfachen, festen, dickwandigen, steinernen Berghäuser, — wie stehen sie ohne allen äußeren Schmuck, so urnatürlich und altersgraut da, oft eher ausgebauten Ruinen ähnelnd, als Lokalen, die öffentlichen, allgemeinen Bestimmungen dienen! Form und Charakter entsprechen so recht der wilden, steintrümmer-erfüllten, rauhen Gebirgs-Umgebung, die an den neunmonatlichen, zähen, stürmischen Winter erinnert. Einzig das Simplon-Hospiz, vom weltstürmenden, alle seine Pläne im großen Maßstabe anlegenden Frankenkaiser Napoleon I. begonnen, dann aber erst zwanzig Jahre später von den Bernhardinern erworben und ausgebaut, dehnt sich wie ein Alpenschloß palastähnlich, vierstockig, vielfensterig auf dem Bergübergange aus.

Alle Hospitien, deren es in den Alpen etwa fünfzehn giebt, sind milde Stiftungen, größeren oder kleineren Umfanges, welche die Aufgabe haben, je nach ihren Mitteln jeden Reisenden, der es verlangt, unentgeltlich zu beherbergen, Armen eine Mahlzeit gratis zu verabfolgen, oder wenn allzuwildes Wetter den Wanderer zwingen sollte, länger zu bleiben, ihn während dieser Zeit zu verpflegen, und bei Schneestürmen durch Glockenläuten oder durch Aussendung von Spürhunden Verirrte auf den rechten Weg zu leiten. Nicht alle Alpenpässe erfreuen sich dieser großen Wohlthat; nur die

Uebergänge über Col de Lautaret (Mont Genévre), Mont Cenis, über den Großen und Kleinen Bernhard, Simplon und Gotthard, über die Grimsel, San Giacomo im Tessin und über den Lukmanier sind mit Hospitien (manche freilich mit sehr dürftigen) ausgerüstet. Alle anderen haben höchstens Berghäuser (in Tyrol Tauernhäuser), in denen ums Geld gewirthschaftet wird. — Ihre Höhenlage ist immer nur wenige tausend Fuß unter der Linie des perennirenden Schnees. Auf dem Gotthard beginnt der Schneefall in der Regel schon Mitte Oktober und dauert bis gegen das letzte Drittel des Monats Mai; er währt also volle sieben Monate. Außerdem giebts keinen Tag im Kalender, an dem es nicht schon in diesem oder jenem Jahrgange geschneit hätte. Oft ists im Juli und August so empfindlich kalt in dieser Höhe von 6388 Fuß überm Meeresspiegel, daß Blumen, wie im Winter, an den Fenstern frieren, und Tag für Tag geheizt werden muß. Der Lago grande nächst dem „Ospizio" hat gewöhnlich bis Anfangs Juli Eis, und im Winter giebt es Nächte, deren beißende Kälte mit jener von Nova Sombla und Spitzbergen konkurriren mag. Mehr als die Hälfte der Tage eines Jahres hüllen das Haus dichte Nebel ein, während vielleicht in den Thälern oder auf höheren Bergen sonnenheiteres Leben lacht. Denn die Paßübergänge sind auch die Wege, auf denen die wässerigen Dunstkolosse aus den südlichen, feuchtwarmen Thälern die Alpen überschreiten und als schwere Wolkenmäntel und trübe Nebelkappen sich um die nächsten Felsenpfeiler hängen, bis sie entweder der Südwind hinüber treibt und zu eigentlichen Regen-Urnen formirt, oder der schärfere Nord dieselben zurückdrängt. Ungefähr ähnlich gestaltet sichs um das Hospiz auf dem Col de Lautaret (6443 Fuß). Auf dem Großen Bernhard wächst bei einer Höhenlage von 7368 Fuß die Zahl der Wintermonate auf neun, und die ganz heiteren, sonnenhellen Tage des Jahres sind rasch gezählt. Alles Brennmaterial muß viele Stunden weit hinaufgeschafft werden.

Alle diese Umstände ins Auge gefaßt, gehört ungewöhnliche Resignation dazu, „ospitaliere“ (d. h. Spitalwirth, Hospiz-Verwalter) zu werden. Denn der bloße Wunsch, eine freie Stelle einzunehmen, gleichsam eine Pfründe anzutreten, kann unmöglich zu einem solchen Akt der Entsagung verleiten. Es ist keine Sinekure, keine Spital-Verwalterstelle, wie die eines großen städtischen Armen- und Krankenhauses; schwere Pflichten (oft ohne genügende Mittel) und Entbehrungen aller Art lasten auf derselben. Um diese Verhältnisse etwas näher beleuchten zu können, müssen wir die Hospitien klassifiziren.

Voran stehen die vier Mönchs-Klöster auf dem Großen und Kleinen St. Bernhard, Mont Cenis und Simplon. Sie werden von Augustiner-Chorherren bewohnt und bewirthschaftet, und die Gründung der drei ersteren geht hoch ins Alterthum hinauf. Das Hospiz auf dem Mont Cenis (5969 Fuß) soll von Karl dem Großen gegründet worden sein, wurde durch Napoleon I. im Jahre 1801 wesentlich vergrößert und diente dem Papst Pius VII. 1812 als Asyl. Die Stiftung des Klosters auf dem Großen St. Bernhard erfolgte im Jahre 962 durch den heil. Bernhard von Menthou (einer edlen savoyischen Familie entsprossen), obwohl die Annalen der Bischöfe von Lausanne schon eines früheren, 832 bestandenen Klosters gedenken, dessen Gründung ebenfalls Karl dem Großen zugeschrieben wird. Archiv und Dokumente sind durch Feuersbrünste, welche zweimal diese einsamen Gebäude heimsuchten, gänzlich vernichtet worden. Die gegenwärtigen großen Gebäude stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, werden von 12 Augustiner-Chorherren und einer Anzahl dienender Brüder, den berühmten Maronniers, bewohnt und sind zur Beherbergung von 70 bis 80 Fremden eingerichtet. Das Simplon-Hospiz ist Eigenthum des großen Bernhards-Klosters, hat eine Verwaltung mit diesem und wird von demselben mit 4 bis 6 Geistlichen, unter der Leitung eines Subpriors, versehen. Das Hospitium auf dem Kleinen St.

Bernhard endlich ist vielleicht das älteste unter allen, obwohl auch hier keine schriftlichen Urkunden als Beweismittel vorhanden sind. Es ist weit dürftiger ausgestattet als die vorhergenannten, wird von der Gemeinde zu Aosta in seinen Bedürfnissen unterstützt und von einigen delegirten Brüdern des Großen Bernhard bewohnt. Der Tradition zufolge soll Hannibal auf dieser Höhe gerastet und Kriegsrath gehalten haben, weshalb ein mit großen, rohen Steinblöcken eingefaßter Raum auf der Ebene der Paßhöhe noch der Cirque d'Annibal genannt wird. Die jungen Geistlichen, welche sich zum Dienst in diesen Klöstern entschließen, treten gewöhnlich schon mit dem zwanzigsten Lebensjahre ein, und übernehmen die Verpflichtung, fünfzehn Jahre hier oben zu bleiben. Viele von ihnen erliegen vor der Zeit der Härte des Klimas und den Anstrengungen oder Lebensgefahren, wenn sie im Winter und Frühjahr nach dem Fall von Lauinen oder wilder Schneestürme mit den Hunden die vorgeschriebenen Excurse machen, um allfällig Verunglückten beistehen zu können. Die wenigen erträglichen Sommer-Monate, während welcher Vergnügungs-Reisende hier heraufkommen, sind die einzige Rekreation für die sonst sehr entbehrenden Mönche. Während dieser Zeit genießen sie aber ihr Leben auch in vollen Zügen, widmen sich ganz der Unterhaltung, machen Ausflüge mit ihren Gästen auf benachbarte Aussichtspunkte, musiciren am Piano und wissen durch ihr feines, kavaliermäßiges Benehmen sich die Gunst aller ihrer Gäste in hohem Grade zu erwerben. Die Wissenschaften scheinen ihnen den Kopf nicht besonders schwer zu machen, und wenn auch hier und da Einzelne sich mit irgend einer Disciplin beschäftigen, so geschieht es wohl mehr aus Bedürfniß die Zeit auszufüllen als aus innerem Triebe zu den Studien.

Die Freundlichkeit des Entgegenkommens und die Aufmerksamkeit in Behandlung der Fremden, wenn deren nicht allzuviel schon Einquartierung genommen haben, ist wirklich groß. Bereits beim Eintritt kommt, wie in einem guten Hôtel, irgend ein die-

nender Bruder dem Ankömmling entgegen und führt ihn, je nach dessen Stande, entweder in das Refektorium, oder in ein großes, neben der Küche liegendes, für die ärmeren Volksklassen bestimmtes Zimmer. Hier wird der Gast sofort mit einem Imbiß regalirt, wenn es nicht ohnedies Tischzeit ist. Fremde der gebildeten Stände speisen mit den Chorherren an der gleichen Tafel und erhalten eine, für diese Höhe wirklich reiche und reichliche Speisenfolge neben delikaten Weinen. Die ärmeren, auf absolut unentgeltliche Verpflegung Anspruch machenden Passanten werden mit kräftigen Suppen, Fleisch, Brod und einem kleinen Glas Branntwein zur Weiter-Reise gestärkt oder, wenn es Abend ist, zur reinlichen und warmen Schlafstätte geführt. Auf dem großen St. Bernhard werden weibliche Gäste in einem besonderen, neben dem eigentlichen Hospiz befindlichen, kleinen Gebäude „Hôtel de St. Louis“ genannt, beherbergt. Ebenso sind, der Ordensregel gemäß, bei den großen Mahlzeiten Mittags und Abends 6 Uhr, Damen von der gemeinsamen Tafel ausgeschlossen, was indessen die Mönche nicht hindert, außer dieser Zeit den weiblichen Gästen in französischer Galanterie einen großen Theil ihrer freien Zeit zu widmen; denn Französisch ist die allgemeine Verkehrssprache in diesen vier Kloster-Hospitien. Das Vermögen der mit dem Großen Bernhard affiliirten beiden anderen Anstalten (Kleiner Bernhard und Simplon) mag bedeutend sein. Immerhin sind aber auch die Opfer, welche sie gemeinnützig bringen, groß. Die jährliche Frequenz der auf dem Simplon im Hospiz einkehrenden Wanderer schwankt zwischen 10 und 12 Tausend; die derer auf dem Großen Bernhard zwischen 16 und 20 Tausend, so daß das Budget der Ausgaben im letztgenannten Hospiz mitunter die Höhe von hunderttausend Francs erreicht.

Lange nicht so günstig ist seinen ökonomischen Mitteln und Lokalitäten nach das Gotthards-Hospiz gestellt. Die Stiftung desselben fällt wahrscheinlich in den Anfang des 14. Jahrhunderts

(1374). Im Jahre 1431 ſetzte man einen Geiſtlichen, Namens Feſſarius hierher, um die italieniſchen Biſchöfe, welche zum Basler Konzil reiſten, auf dieſen unfreundlichen Höhen zu bewirthen und zu verpflegen. Urſprünglich ging die Beſtimmung des Hospitals nur dahin arme Reiſende mit Lager und Speiſe zu laben, Kranke und Verwundete zu pflegen und, je nach der Jahreszeit auf Pferden oder in Schlitten bis zur nächſten Ortſchaft zu befördern, wo für ihr Weiterkommen geſorgt wurde. Daneben beſtand ein von zwei Kapuzinern und einigen Dienſtleuten bewohntes Hospiz, welches mehr von wohlhabenden Reiſenden frequentirt wurde, mit Stallung und Wagenſchuppen ausgeſtattet, eine Stiftung der Kommune Airolo ($1^1/_2$ Std. tiefer, auf Teſſiner Seite) war, welche unter Anderem dieſe Anſtalt auch mit Holz zu verſorgen hatte. Bei den Kämpfen von 1799 um den Beſitz des Gotthard, zwiſchen den Franzoſen, Oeſterreichern und Ruſſen, wurden dieſe Gebäude eingeäſchert und verwüſtet und ſind deren Ruinen zum Theil noch zu ſehen. Darauf erbauten die Einwohner von Airolo das gegenwärtig noch exiſtirende Hospiz, welches bis 1841 von zwei Kapuzinern beſorgt wurde, dann aber in die geordnete Verwaltung des (nun verſtorbenen) wackeren alten Lombardi überging, dem ſein eben ſo tüchtiger Sohn Felix Lombardi folgte, der Erbauer des nahebei ſtehenden komfortabelen Hôtel de la Prosa und des verdienſtvollen Kultivatoren der Wege zu prächtigen Ausſichts-Punkten der Gotthards-Gruppe.*) Dieſer wohnt Winter und Sommer dort oben, hat die Verpflichtung dafür zu ſorgen, daß die Straße immer, namentlich bei ſchlechtem Wetter, gehörig beaufſichtiget ſei, und muß deshalb in der böſen Jahreshälfte

*) Ich mache bei dieſer Gelegenheit auf das vortreffliche, von Herrn Albert Heim gezeichnete Panorama vom Pizzo Centrale der Gotthards-Gruppe aufmerkſam und empfehle allen Alpenfreunden den völlig gefahrloſen Beſuch dieſes 3002 Met. (9242 par. Fuß) hohen, faſt unvergleichlich inſtruktiven und lohnenden Ausſichts-Punktes. Berlepſch.

täglich theils durch seine Leute die Straße durchwandern lassen, theils selbst begehen und mit den zum Schneebruch angestellten Individuen sich ins Einvernehmen setzen. Um die Aufsuchung und Besorgung allfällig verirrter Reisender bewerkstelligen zu können, ist ihm von Seite der Tessiner Regierung die Verpflichtung auferlegt, beständig einen starken Knecht und für die Besorgung weiblicher Reisenden eine Magd, so wie mindestens ein Pferd zu unterhalten, mittelst dessen er Fremde, die ihren Weg unmöglich zu Fuß fortsetzen können, nach den Schirmhäusern zu Airolo oder Urseren zu transportiren hat. Denn auch er hat die bestimmte Aufgabe, Reisende, so lange sie den Weg nicht fortsetzen können, wie immer nöthig, zu verpflegen. „Tutti gli uomini sono fratelli ed eguali", heißt es in dem Regierungs-Erlaß, „tutti hanno diritto ai medesimi servigi, ai medesimi benefici" (Alle Menschen sind hier Brüder und gleich, alle haben Anrechte auf die gleichen Dienste und Wohlthaten). Das ist eine schöne, den Kanton Tessin und seine Staatsmänner ehrende Gesinnung. Aber das Hospiz ist arm, gänzlich mittellos; es besaß nie einen Fond und muß seine Unterstützungs-Quellen, die jährlich über zehntausend Franken in Anspruch nehmen, auf dem Wege milder, freiwilliger Beiträge zu unterhalten suchen. Diese fließen aber so sparsam, daß beinahe jedes Jahr mit einem Passiv-Saldo abgeschlossen werden muß.*) Da ists denn eine herzlich schwere Aufgabe, mildthätig sein zu müssen, ohne die genügenden Mittel dazu in den Händen zu haben. Die Zahl der alljährlich hier verpflegten armen Reisenden variirt zwischen 10 und 12 Tausend, und ist unverkennbar im Zunehmen, ohne daß auch die Mittel wachsen. Hier könnten reiche Leute, wenn sie an der Scheidegrenze des irdischen Lebens angekommen, den letzten

*) Im Jahre 1861 betrugen z. B. die Ausgaben 12255 Francs 24 Cent. während die Einnahmen nur 11378 Frs. 38 Cts. ausmachten, so daß also ein Deficit von 876 Frcs. 86 Cts. entstand. Im gleichen Jahre stieg die Summe der Verpflegten auf 14963 Personen, welche zusammen 25449 Rationen von Brod, Suppe und Kaffee empfingen.

Willen über ihre Güter niederlegen, sich ein hundertfach größeres Verdienst um die leidende Menschheit erwerben und innigerer Segenswünsche gewärtig sein als bei vielen anderen Dotationen für Fonds, die ohnedies schon bedeutende Güter gehäuft haben. Denn: mit einem Labetrunke, mit einem Bissen Brod, dem in grausiger Felsen-Einöde schmachtenden Armen, — oder gar dem durch die entfesselte Wuth der Elemente in seinem Leben Bedrohten, mittelbar rettend sich nahen zu können, ist sicherlich ein schönes, erhebendes Bewußtsein. Möchte die hier beiläufig eingeworfene Bemerkung irgendwo Widerhall im Herzen humaner Menschen finden!

Die Regierung des Kantons Tessin, in deren Gebiet das Gotthardshospiz liegt, liefert je zeitweilig aus ihrem Zeughause, für den Militärdienst unbrauchbar gewordene Kleidungsstücke zur Vertheilung an die Armen. Die Art und Weise, wie hier, so wie in den von Mönchen besorgten Hospitien, die bei großer Kälte und wildstürmischem Wetter fast besinnungslos ankommenden, halb erfrorenen Reisenden behandelt werden, ist höchst zweckmäßig. Anfangs werden sie in einem kalten Zimmer umhergeführt und erhalten entweder erwärmten Rothwein oder eine Art schwachen Grog. Dann werden die dem Frost am meisten ausgesetzt gewesenen Körpertheile in Schneewasser getaucht, mit Schnee gerieben und so, wie die Cirkulation des Blutes lebendiger eintritt, legt man sie in ein erwärmtes Zimmer, deckt sie tüchtig mit Wolldecken zu und reicht ihnen die nöthigen Speisen. Hierauf folgt in der Regel ein lethargischer Schlaf, der mitunter bis zu 20 Stunden andauert. Nach dem Erwachen sind die Halb-Patienten gewöhnlich so restaurirt, daß sie nach eingenommener Mahlzeit ihre Reise weiter fortsetzen können. Jene unendlich wohligen Gefühle und die selige Behaglichkeit, welche den Bergwanderer umfängt, der bei wildem Wetter hier einkehrt, und so wohlwollende, menschenfreundliche, herzliche Aufnahme findet, sind nicht zu beschreiben,

und freiwillig, ohne irgend welche Aufforderung, erlegt gewiß der Fremde, welcher über nur einige Mittel gebieten kann, gern den Werth dessen, was er uneigennützig empfing. Freilich giebts auch Reisende der wohlhabenderen Stände, die schmutzig genug sind, ohne irgend eine Gabe weiter zu ziehen.

In allen bisher genannten Hospitien werden jene berühmten Hunde gehalten, die bei gefährlichen Wetter mit den Knechten ausziehen und durch ihren, in außerordentlich hohem Grade entwickelten Witterungs-Instinkt, Verirrte oder Verunglückte aufsuchen helfen. Durch sehr kräftigen Körperbau und durch ungewöhnliche Abhärtung vermögen sie den tobendsten Schneestürmen nachhaltig zu widerstehen. Eine genau charakterisirende Beschreibung dieser vortrefflichen Thiere findet man in Tschudis „Thierleben der Alpenwelt." Auf dem Gotthard wurden bis zum Winter 1868 noch ein Bernhardshund (Weibchen), eine Kamschatka-Race, und zwei Leonbergerhunde (Geschenk vom Stadtrath Essig in Stuttgart) unterhalten, die aber der eine durch einen Biß, der andere durch eine Krankheit daraufgingen. Jetzt hat man jungen Nachwuchs.

Die Summe der wirklichen Unglücksfälle hat in den letzten Jahrzehnten sehr abgenommen. Am großen St. Bernhard ist seit langer Zeit kein erheblicher Fall mehr vorgekommen. Schlimmer gestaltete sich das Verhältniß auf dem Gotthard, wegen des regelmäßigen obligatorischen Post-Betriebes. Außer dem schon weiter oben in diesem Buche erzählten Falle ereignete es sich wenige Wochen früher (12 März 1848), daß in den s. g. Plangen, oberhalb des Schirmhauses am „Mätteli", dreizehn Männer, welche die Post begleiteten, sammt Pferden und Schlitten durch eine gewaltige Lauine bis zur Reuß hinuntergeschleudert wurden. Drei derselben, Familienväter, fanden nebst 9 Rossen ihr Grab im Sturzschnee; die anderen konnten durch eiligst herbeigerufene Hilfe gerettet werden. Wahrhaftig tragisch aber ist das Schicksal, welches bei diesen Rettungsversuchen einen der eifrigsten Helfer, den Rathsherrn Joseph Müller von Hospenthal

ereilte. Auch er war mit ausgezogen, seinen Nachbarn beizustehen, wurde aber in der Gegend, welche „im Harnisch" heißt, mit noch zwei Anderen von einer neuen Lauine verschüttet und kam dabei um. Im gleichen Jahre, am 27. Oktober, wurde die von Airolo kommende Post beim Schirmhause Ponte Tremola gleichfalls von einer Lauine verschüttet; ein Reisender von Bergamo blieb todt, die anderen wurden gerettet. Die jüngsten Unfälle ereigneten sich am 2. November 1855, an welchem Tage drei Männer von einem unerwartet losbrechenden Schneeschild weit in die Tiefe hinabgeschleudert wurden, aber durch vereinte, angestrengte Kräfte gerettet werden konnten.

Wesentlich anderen Charakters ist das, seiner Größe und Bedeutung nach hierher gehörige, berühmte Grimsel-Hospiz; es trägt heutzutage weit mehr das Gepräge eines, der Spekulation dienenden, offenen Bergwirthshauses, in welchem für (reichlich gerechnetes) Geld Alles zu haben ist, was den Gaumen kitzelt, als den Charakter jener uneigennützigen, gemeinwohlthätigen Anstalten. Schon der Umstand, daß dasselbe von der Landschaft Oberhasli an den jeweiligen Spittler verpachtet wird, weist ihm eine wesentlich andere Stellung an. Hierzu kam ehedem die Berechtigung des Spittlers, von jedem Vorüberziehenden einen Zoll für seine Instandhaltung des Weges zu verlangen und die ausgesprochene Erlaubniß: fürs Geld Wirthschaft treiben zu dürfen. Wenn der Pächter nun zugleich auch die Verpflichtung hatte, arme Reisende übernachten und mit einer einfachen Mahlzeit verpflegen zu müssen, so stand ihm anderseits das Recht zu, innerhalb der ganzen Schweiz kollektiren lassen zu dürfen und sich an dem Facit für seine vermeintlichen Wohlthaten zu erholen. Rechnet man hinzu, daß die Grimsel-Passage bei weitem nicht jener für den Handel und Völker-Verkehr so allgemein gebräuchliche Weg ist wie der über den Gotthard, daß somit eigentlich nur die Armen der zunächst anstoßenden Thalschaften von dieser Einrichtung profitirten, so ergiebt

sich aus allem dem, daß das Grimselhaus nicht mehr und nicht weniger als ein eigentliches Bergwirthshaus, keineswegs ein Hospiz im oben angeführten Sinne ist. Ueberdies hält der Spittelpächter mit seiner Familie den Winter über in dem, mehr als 700 Fuß tiefer als das Gotthardshaus gelegenen Grimselspital (5780 Fuß) nicht aus, sondern er verläßt dasselbe im November mit dem Vieh und kehrt erst Anfang März dahin zurück. Während des strengsten Vierteljahres bleibt blos ein Knecht (höchstens deren zwei) im Spital, mit der Aufgabe, den Weg zunächst beim Hause im Stande zu halten, Hunde während starken Schneegestöbers auszusenden und, — wenn die Hunde anschlagen, durch lautes Rufen die Richtung des Weges anzuzeigen. Dieser Winteraufenthalt ist freilich fast einer sibirischen Verbannung gleich zu achten, da in strengen und schneereichen Wintern Wochen, ja Monate vergehen, ehe irgend Jemand den Weg passirt, somit auch aller Verkehr mit den zunächst gelegenen Dörfern abgeschnitten ist. Die nächste menschliche Wohnung ist das, über $2^1/_2$ Stunden entfernte, Walliser Dorf Oberwald. Bedenkt man nun, daß bei tiefem Schnee eine Wegstunde Entfernung oft die drei- und vierfache Zeit in Anspruch nimmt, als bei trockenem, harten Boden, — erwägt man ferner, daß der Schneefall in dieser Gegend gar nicht selten eine solche Höhe gewinnt, daß der Knecht zu den obersten Fenstern des Hauses heraussteigen muß, um den Zugang zur Thür freiarbeiten zu können, — und endlich, daß Lauinenstürze schon wiederholt das große, feste, kasematten-ähnliche Gebäude zu zerstören drohten, so wird man zugeben, daß das Loos eines Winterknechtes auf der Grimsel trauriger und ertödtender ist, als das eines im Zellen-Gefängniß abgesonderten Züchtlinges.

Früher war es dem Spittler vergönnt, kollektirend im Lande umherziehen oder Kollekteure für seinen Zweck aussenden zu dürfen. Da sich jedoch ergab, daß viel Schelmerei unter diesem Vorwande getrieben wurde, und man außerdem in Erfahrung brachte, daß der

Spittelpächter durch außerordentlich wachsenden Fremden-Besuch im Sommer und durch tüchtige Rechnungen ein vortreffliches Geschäft in seiner unbelauschten und unkontrolirbaren Einöde mache, so sank der gute Wille mildthätig steuernder Leute, und in den meisten Kantonen wurde ihm das Einsammeln untersagt, wogegen die Regierungen ihm zeitweise aus ihren Kantonal-Armenfonds eine Gabe verabfolgten. Ueberdies beträgt die Summe der hier verpflegten Armen jährlich nur zwischen 900 und 1600 Personen.

Ein berühmt gewordener Kriminalfall trug wesentlich dazu bei, die Verhältnisse des Grimselspitales öffentlich zu beleuchten.

Seit dem Jahre 1836 hatte Peter Zybach von Meyringen als Pächter das Grimselspital mit den dazu gehörigen Weiden und Kollektur-Rechten um den jährlichen Zins von 2500 Francs inne gehabt und zu Jedermanns Zufriedenheit verwaltet. Er selbst hatte die größte Ursache, mit seinem Pacht-Objekte zufrieden zu sein, indem es sich herausstellte, daß er während des Sommers von den wohlhabenden Touristen jährlich etwa 14000 Francs einnahm. Der Pacht-Vertrag ging mit Schluß des Jahres 1852 zu Ende, und da Zybach auf der Grimsel zum wohlhabenden Manne geworden war, so gabs für den Termin einer Neupachtung mehr Aspiranten als ihn allein. Ueberdies kursirte das Gericht, man werde das Spital an öffentliche Versteigerung bringen und in solch einer Auktion möchte es hoch hinaufgetrieben werden. Zybach proponirte der Landschaftskommission einen neuen vieljährigen Pachtvertrag mit bedeutend erhöhtem Zins, ohne jedoch die Zustimmung der Behörde zu erhalten. Da kam plötzlich die Nachricht aus der Grimsel-Wildniß ins Haslithal hernieder, das Spital sei in der Nacht des 5. Novembers binnen wenig Stunden niedergebrannt. Nach Aussage der drei Knechte, sollte ein Fremder Abends angekommen sein und im mittleren Stockwerk logirt haben. Nachts halb zwölf Uhr seien die Knechte durch das Bellen des Hundes aufgeweckt worden, und als sie hinaus in den Gang getreten, sei

ihnen die helle Flamme entgegengeloht. Das Feuer sei unverkennbar durch Unvorsichtigkeit des Gastes entstanden und dieser verbrannt. Die Brunst habe so unendlich rasch überhand genommen, daß alle Rettungsversuche vergeblich gewesen seien. Das für 20000 Francs assekurirte Mobiliar sei verbrannt. Trotz des sehr hohen Schnees begab sich eine Untersuchungskommission zur Grimsel hinauf, und bald stellte es sich heraus, daß fast das ganze fahrende Hab und Gut versteckt, also gerettet war. Zybach wurde schwankend in seinen Antworten, wollte dann die Ansprüche auf Entschädigung fallen lassen, war sogar so unklug, dem Untersuchungs-Beamten Bestechungs-Anträge zu machen, wenn er schweige, — und als dieser unerschütterlich in ehrenhafter Handhabung seiner Pflicht blieb, stürzte sich der unglückselige Brandstifter in den, hinterm Hospiz befindlichen Grimselsee, um durch Selbstmord der Schande einer harten Kriminalstrafe zu entgehen. Allein Zybach wurde gerettet und ins Gefängniß sammt seinen Knechten abgeführt. Hier ergab die Untersuchung, daß auf Zybachs Veranlassung und unter Versprechen einer Belohnung von 750 Francs, die Knechte sich bereit erklärt und, nachdem sie die Effekten in Sicherheit gebracht, das Gebäude selbst angezündet hatten.

Zybach, ohnedies bei der Bevölkerung der Thalschaft nicht sehr beliebt, weil er rasch zum wohlhabenden und diese seine Wohlhabenheit accentuirenden Mann sich emporgeschwungen hatte, wurde nun nicht nur im ganzen Haslithal ohne Weiteres verdammt, sondern der Zorn des Volkes fand namentlich dadurch noch neue Nahrung zu unversöhnlichem Haß, als durch die Einäscherung des Grimsel-Hospizes den Leuten die Möglichkeit genommen war, im Frühjahr bei Zeiten in Geschäften des Käsehandels nach Italien, die Grimsel passiren zu können. Denn von Guttannen, dem letzten Dorfe des Haslithales, ists $4^1/_2$ Stunden bis zum Hospiz, und von dort wieder einige Stunden bis ins Wallis hinab, und zwar sehr anstrengenden, im Winter höchst gefährlichen Weges. Eine gute

Rast wird also zur unabweisbaren Nothwendigkeit, und zu diesem Zwecke war eigentlich das Grimselspital gestiftet worden.

Der Staatsanwalt mußte bei Zybach den Antrag auf Todesstrafe stellen, und das Urtheil der Assisen des Berner Oberlandes lautete: Todesstrafe, während die Complicen zu zwölfjährigen Ketten verurtheilt wurden. Die von Zybach an den Großen Rath des Kantons gerichtete Appellation wandelte im Wege der Gnade die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus um, weil Zybach während seiner ganzen Lebenszeit ein rechtschaffener Ehrenmann und vortrefflicher Familien-Vater gewesen war, und als der Unglückliche einige Jahre seiner Strafe abgebüßt hatte und die Aerzte erklärten: eine Veränderung seines Aufenthaltes sei nothwendig, wenn man ihn nicht faktisch todtschlagen wolle, wurde ihm auf Verwenden seiner Familie die übrige Strafzeit vollends erlassen unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandere. Jetzt lebt der unglückliche Mann still geduldet in seiner ursprünglichen Heimathgemeinde ohne daß man Notiz von ihm nimmt. Das Grimselhospiz ist aber vergrößert und zweckmäßiger eingerichtet wieder neu erbaut worden und allsommerlich der Sammelplatz der theuer bezahlen müssenden Touristenwelt.

Dies sind die großen, weltbekannten, vielgenannten Alpenhospitien. Es giebt ihrer aber noch eine Hand voll, die nicht bekannt und gerühmt, wenig besucht und noch weniger von der Freigebigkeit mildthätiger Menschen bedacht, ein stilles, einsames Leben verkümmern; es sind jene kleinen, mittellosen Zufluchtsstätten am alten Alpen-Wanderweg des Lukmanier, die von armen Bauern bewirthschaftet werden. In der Tiefe des Val Blegno, hinter Olivone schlängelt sich der Weg zur Paßhöhe hinauf, und hier liegen, je in einigen Stunden Entfernung, die beiden kleinen Samariter-Häuser zu Casaccia nnd Camperio. Sie wurden vom heil. Carlo Borromeo gestiftet aus den Mitteln der von ihm aufgehobenen Humiliaten-Orden, die seinen reformatorischen Bestre-

bungen sich widersetzten, sind aber jetzt so unendlich verarmt, daß sie nur mehr den Namen noch tragen, als ihren Zweck erfüllen. Noch weit verkommener und aller Unterstützungs-Mittel beraubt sind vollends jene drei, die auf der graubündnerischen Seite des Berges liegen: Santa Maria, das ganz ärmliche und unsaubere San Gallo, und tiefer San Johann ohne Lebensmittel und jegliche Gabe. Das ehemals reiche Kloster Disentis sollte sie urkundlich ausstatten und verpflegen; seit aber die Mönche selbst nicht viel haben und sie wegen unordentlicher Haushaltung vom Staate gewissermaßen bevormundet werden mußten, gehen diese Wohlthätigkeits-Anstalten immer mehr ihrem gänzlichen Ruin entgegen. Ein klein wenig besser ist das Ospizio in Valle bei Airolo und jenes All' Acqua (beim Wasserfall des heil. Carl) im Bedretto-Thale bestellt.

An allen anderen Alpenwegen, mögen sie noch so rauh und gefährlich sein, existiren keine solch schöne Stätten hilfsfreundlicher Menschenliebe. Höchstens hat der Erwerbstrieb ein Berghaus irgendwo angesiedelt, wenn die Passage lebendig und der baare Geldverdienst voraussichtlich ist; im Uebrigen ists jedem armen Teufel auf diesen Pässen freigestellt, nach Belieben zu verhungern oder zu erfrieren.

So stehe denn, du schöne Gotteshütte
Du Bergpalast, vor allen groß und theuer!
Auf deinem Herd erlösche nie das Feuer!
Nimm alle Armen auf in deine Mitte!
Bleib immer du das königliche Haus,
In dem die Liebe gehet ein und aus.

J. J. Pestalozzi.

Sennenleben in den Alpen.

Zur grünen Alpe kehrt die Herde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.

Lenau.

Fremdartig und halb sagenhaft, fast wie eine romantische Reminiscenz aus längst vergangenen Zeiten, ragt die patriarchalische Alpenwirthschaft in unser modernes Jahrhundert herüber. Nachdem wir allenthalben den Landwirth und Oekonomen des Flachlandes an den Fortschritten der Neuzeit, an Erfindungen und Entdeckungen in den ihn berührenden Gebieten der Chemie, Mechanik und Physik lebhaft und mit Erfolg Antheil nehmen sehen, — nachdem er den Segen seiner Scheunen und die Schätze seiner Ställe mittelst der Eisenbahn auf unsere Märkte bringt, in den ersten Hôtels zu Mittag speist, städtische Kleider zu tragen, städtische Häuser zu bauen, städtische Manieren anzunehmen und den guten, alten, herkömmlichen, abgerundeten und feststehenden Begriff „Bauer" allmählich abzustreifen beginnt, — will es Manchem nicht recht in den Sinn,

daß es ganz in der Nähe jener Eisenbahnen, jenes drängenden, städtischen Lebens, noch eine Bauernwelt geben soll, die gewissermaßen erst auf der geschichtlich-zweiten Kulturstufe der Völker-Entwickelung steht, und ähnlich, wie die Tartaren und Mongolen, als Nomaden während eines Theiles vom Jahre, Haus und Hof, Weib und Kind verläßt, um mit dem, in Herden bestehenden Reichthume tagereisenweit nach Plätzen im Gebirge zu wandern, wo frische, junge Nahrung für das Vieh wächst. Und doch ist es so. Die in den Alpen weit hinauf zerstreut liegenden Weideplätze mit ungemein kräftigen, kurzen, dichten, sehr milchhaltigen Futterkräutern, bilden einen wesentlichen Theil des National-Reichthumes im Gebirge und werfen jährlich viele Millionen Gulden an Gewinn ab.

Aber eben darum, weil das Aelplerleben in den Sennhütten etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches, Fremdartiges ist, so trägt der, welcher die Alpen noch nicht besuchte, gern die Romantik der landschaftlichen Umgebung, die großartigen Eindrücke der Alpenwelt, wie sie ihn aus Gemälden entgegentraten, vermischt mit einer poetisch-idealen Auffassung der Sitten, Trachten und Lebensweise des Volkes, auf das Sennerleben über, und konstruirt sich ausgeschmückte Traumbilder, die in der Wirklichkeit nicht existiren.

Die Alpenwirthschaft ist ganz anders, als man sich dieselbe bisweilen denkt. Sie existirt faktisch nur während des Spätfrühlings, im Sommer und bis in die ersten Herbstmonate hinein. Während des Winters herrscht in den Alpen ebensogut Stallwirthschaft, als wie überall, bei jedem Bauern. Derjenige nun, welcher mit seiner Herde während der guten Jahreszeit ins Gebirge hinauf zieht, ist ein Senn. In der Schweiz und in den Algäuer Bergen (bei Immenstadt in Bayern) ists Aufgabe der Männer, — in den östlichen Alpen, im bayerischen Oberlande und in Oesterreich meist Geschäft der Weiber, der „Sennerin, Almerin."

Ein Senn (romanisch („Sejniun") ist, mit wenig Ausnahmen, ein ungemein prosaischer Gebirgsbauer. Sein Vieh ist sein Haupt-

besitz, und darum die Quelle seines Lebensunterhaltes und Verdienstes, der Gegenstand seines Studiums, Nachdenkens und seiner größten Sorgfalt, sein Stolz, kurzum der sächliche Inbegriff seiner vorzüglichsten irdischen Lebensaufgabe. Nach der Größe seiner Herde rangirt er in der Gesellschaft seiner Gemeindsgenossen, nach ihr wird er geschätzt und aus ihr schreibt sich sein heimathliches Ansehen, seine Dorf-Magnatenschaft her. So ists in den meisten Alpenthälern. Indessen giebts auch in Alpendörfern reiche Bauern, die sich nicht mit der Viehzucht und Alpenwirthschaft befassen und ihre Alpen in Lehenzins geben.

Nicht jeder Vieh-besitzende Gebirgsbauer „fährt selbst auf Alp"; die Größe seiner Herde entscheidet darüber. Wer 24 und mehr Kühe besitzt, heißt ein „Sennten-Bauer", weil diese Anzahl, besonders wenn ein Zuchtstier dabei ist, ein „Senntum" genannt wird. Wer weniger besitzt, hat nach dem Ausdruck der Appenzeller blos ein „Schüppeli Vech." Solch größere Vieh-Besitzer, in den italienischen Bergen „alpadore" genannt, haben entweder eigene Alpweiden, oder sie nehmen deren in Lehenzins, oder sie benutzen (was am Meisten der Fall ist) die Gemeinde-Alpen oder „Hirtenen" und „laden selbst z'Alp." — Kleinere Bauern, die nur wenige Kühe besitzen, gehen im Frühling wohl persönlich in die Voralpen „Berggüter" oder „Maiensäße" (auch Allmeinden); aber wenn das Vieh dann im Juli und August in die höheren Weiden (die s. g. mittleren und oberen Staffeln, italienisch: stabii oder corti) getrieben wird, so übergeben eine Anzahl von Nachbaren ihr Vieh einem gemeinsamen Sennen, mit dem sie dann am Schluß der Alpenzeit (gewöhnlich Michaelistag) Abrechnung halten. Um aber eine solche Auseinandersetzung des Käse- und Butter-Ertrages der verschiedenen Interessenten feststellen zu können, da nicht eine Kuh so viel Milch giebt als die andere, so gehen sämmtliche Betheiligte während der Dauer der Alpzeit an zwei besonders hierzu bestimmten Tagen hinauf „auf Alp goh messe" (engadinisch: „in süras"), —

d. h. in Gegenwart sämmtlicher Antheilhaber wird eine jede Kuh gemolken, ihre Milch gemessen und nach diesem Ergebniß der Bruchtheil des Einzelnen am gemeinschaftlichen Gewinn festgestellt. (Vergl. den Gebrauch in den Vorarlberger Alpen.) Der mit der Milchwirthschaft beauftragte Senn besorgt nun während der ganzen Alpzeit mit seinen Gehilfen alle Tagesgeschäfte und empfängt dafür einen bedungenen Lohn oder Antheil am Ertrag.

Um jedoch die Alpenweiden in gutem Stande zu erhalten und bei der größten Freiheit auf den Bergen dennoch allgemeine Ordnung zu handhaben, der Jeder sich unterziehen muß, wählen alle Alpengenossen einen „Alpmeister", eine Art Gebirgspolizei, „der die Alp in Ehren halten, schützen und schirmen soll, als wie sein eigen Gut, — der Weg und Steg machen und Acht haben soll, daß Niemand im „Birg heue" (Wildheu mache) bis nach St. Jakobstag, — der die Alpgenossen anhalte, jährlich einen Tag die Alp zu säubern und zu steinen" und Aehnliches mehr. So schreibts das „Alpbüchli" vor, eine naive, von den Bauern in der „Alpgemeinde" selbst gegebene Gesetzesammlung, die jährlich einmal verlesen und bestätiget oder je nach Bedürfniß durch Mehrheitsbeschluß abgeändert werden muß.

Der Winter verläuft einförmig und still. Die Alpendörfer sind tief eingeschneit; oft fehlt die Verbindung von einem Thaldorf zum andern, — oft sogar, wo die Häuser weit zerstreut im Grunde liegen, die Kommunikation der Wohnungen unter einander. Die einzigen Geschäfte, welche die Thalbauern in die Höhe lockt, ist entweder das Herabschlitten des Holzes oder des Wildheues. (Man sehe den drittnächsten Abschnitt: Der Wildheuer.) In manchen Alpengegenden ists auch der Fall, daß der Senn, wenn er die Vorräthe des einen Heustadels aufgefüttert hat, einen andern, vielleicht eine Stunde davon entfernten Stall mit seiner Kuhherde bezieht, — einen dritten und vierten, — also selbst im Winter ein wanderndes Leben führt, bis die Alpzeit kommt.

Endlich zieht der Frühling auch ins Alpenland ein.

Es hat der Lenz auf seinen Bahnen
Die ganze Welt zur Luft geweckt;
Die Hoffnung hat die grünen Fahnen
An allen Zweigen aufgesteckt!
Es baut im innersten Gemüthe
Der Frieden seinen heil'gen Dom.
Ein Freudenbrief ist jede Blüthe
Und jeder Quell ein Lethestrom!

Ritterhaus.

Es ist Ende Mai! — Der langersehnte Tag der Alpfahrt kommt, — des Auferstehungsfestes im Wirthschaftskalender der Sennen. Schon mehre Tage vorher war er droben mit dem Knecht, hatte den Weg, wo er vielleicht durch eine Lauine zerstört war, wiederhergestellt, das Dach nachgesehen, überhaupt die nöthigsten Vorkehrungen zum Einzug der Gäste getroffen. Jetzt schmücken sich die Sennen und alle, welche in die Berge mitziehen. Die Schwester heftet dem Bruder, „s Maiteli" ihrem „Buob", — „d' Schwaigeri" im Tyrol sich selbst, Blumensträuße mit Flittergold oder Kränze von jungem Laub und Buchsbaum auf den Hut; bunte Bänder flattern und winken, — das blendendweiße, hoch über die gebräunten Arme hinaufgewickelte Linnenhemd, kontrastirt gut gegen die scharlachrothe Tuchweste und die leuchtend-gelben, ledernen Kniehosen der Appenzeller und Toggenburger, oder wo überhaupt noch Volkstracht existirt, und wo das, auch in die stillen Gebirgsthäler eindringende Nivellirungs- und Verflachungsbestreben unserer Zeit nicht jede Spur urwüchsiger Selbstständigkeit in des Volkes Thun und Denken, Kleidung und Sitten verwischt hat. Denn es giebt auch große Alpenthäler, in denen aller Spiritus, jede poetische Seite des Volkslebens verschwunden ist und nur die hausbackenste, nüchternste, kahl-alltäglichste Prosa waltet. — Die Kühe sind gestriegelt und wie „g'schlecket", daß sie im goldigen Sonnenschein glänzen und kein Wassertropfen auf den glatten Haaren haften würde. Mit korybantischem Jauchzen und „Zauren", die einen unver-

wüstlichen Humor bekunden, eröffnet da, wo blos Männer zur Alp „fahren", der „Zusenn", mit dem weißgescheuerten oder buntbemalten Melkeimerli auf der Schulter, den Zug. Ihm folgen die schönsten und größten Kühe mit dem fußhohen, messingblechenen „Trychlen" (Glocken), die an breiten, ledernen, mit allerhand farbig ausgenähtem Putzwerk versehenen Halsbändern hängen. Diese Glocken, deren gewöhnlich nur drei bei einem Zuge sind, bauchen oberhalb am Henkel ziemlich breit aus, oft einen Fuß im Durchmesser, laufen nach unten schmaler zusammen und verursachen solch einen heillosen, trommelähnlich-alarmirenden und doch nicht unharmonischen Lärm, daß man ihn bei geeigneter Luft eine Stunde weit hört. Man legt diese Riesen-Schellen den Kühen nur für die Dauer an, während welcher der Zug durch die Dörfer geht, um Pracht mit der Herde zu treiben und alles Volk herbeizulocken. Ist dieser Zweck erreicht, dann wird das gewichtige Spektakel-Instrument den Kühen wieder vom Halse genommen, weil erfahrungsgemäß das lange Tragen derselben den Lungen der Thiere nachtheilig ist.

Jetzt entstehen in den Dörfern, durch welche der Zug kommt, völlige Volksaufläufe; denn Alt und Jung will des „Korde-Urche-Bübli's" (Konrad Ulrich) oder des „Franz-Antony-Lismer-Seppelis" schöne „Chüena" (Kühe) die Revüe passiren lassen und mit Kennermiene deren Bau und „G'schlachtheit" prüfen. — Der Bergbauer hat seine Kuh-Aesthetik, die mit den feinsten Nüancirungen ungemein „heikel" und wählerisch in Farbe, Stellung der Füße, Hörner und anderer Eigenschaften distinguirt. Blökend und springend, gleich als ob sie es wisse, daß es hinauf gehe zu den gewürzigen, nahrhaften Alpweiden, folgt nun, in lange Reihe aufgelöst, — die ganze Herde der Kühe, Galtlinge, Ziegen und Lämmer, — mitten darunter brummend und mürrisch der Sultan des Stall-Serails, der „Muni", heute der Sündenbock des allgemeinen Spottes; denn der Volkswitz bindet altherkömmlich diesem „Senten-

pfaar" (Zuchtstier) den Melkstuhl, mit Blumen geschmückt, zwischen die Stirngabel der Hörner. Neben dem Zug gehen im leinenen Futterhemd und in der groben Zwillichhose der „Gaumer" (Hirt) und der „Handbub", den Zusenn mit „Juchz'gen" und Jodeln sekundirend. Den Schluß endlich bildet das Saumroß mit den Käserei-Geräthschaften und der Herden-Besitzer in unverkennbarem Selbstbewußtsein des augenblicklich zu feiernden Triumphes.

Im Allgemeinen bleiben Weiber und Kinder in den Thaldörfern zurück. Aber es giebt in Graubünden, z. B. im Davos und in Mutten, so wie in Wallis Ortschaften, die mit Kind und Kegel ins Sommerdorf auswandern, und ihren Winter-Aufenthalt, die Häuser verschlossen, vollständig verlassen; höchstens daß ein alter Mann als Wächter zurückbleibt. — So gehts hinauf die Berge, in die Alpen.

Das ist die malerische, fröhliche Seite eines Alpenfahrt-Bildes. Aber es giebt auch Herden-Expeditionen im Hochgebirge, bei denen es nicht nur beschwerliche Passagen zu überwinden, sondern Kräfte und Umsicht zu brauchen, ja sogar das Leben zu riskiren gilt. Dies ist vornehmlich der Fall, wenn die Alpweide jenseit eines Gletschers liegt und es gilt, die schlüpfrige, hähle Eisfläche mit ihren verborgenen Spalten und Schründen zu überschreiten. Da bedarf es denn besonderer baulicher Vorkehrungen; mit Hilfe des Pickels und der Axt hat man Stege und Bretterbrücken improvisirt, oder Wege durch die Eislabyrinthe gebahnt und mit sandigem Geröll und Erde bestreut, um dem Vieh den instinktmäßigen Widerwillen gegen das ihm unheimliche, fremde und trügerische Element zu benehmen. Oft sträubt sich die Herde mit unverwüstlichem Trotz, die glasige Eisspiegelfläche zu betreten, und die Sennen sind genöthigt, zu den verzweifeltsten Zwangsmitteln zu greifen. Ja, es giebt sogar Alpen, zu denen ein Haupt Vieh nach dem andern wie Waarenballen am Flaschenzuge des Krahnen über hohe Felsenwände hinabgelassen werden müssen.

Schmucklos, einfach, wie ein Wurf aus freier Hand, ihrem Aeußeren nach traulich und einladend wie ein herzlicher Gruß des Willkommens auf den Matten, mitunter sogar theatralisch-malerisch (wie z. B. auf der Alp „Büls" unter den Churfirsten am Wallensee) liegt das schützende Dach der stillen Sennhütte im Kräutermeer der Alpweide und recht oft auch in Mitte einer schrecklichen Koth-Pfütze da. Der ganze Bau ist in den wälderreichen Gegenden durchaus Blockhaus-Konstruktion, also lediglich aus Holz errichtet, das von der langjährigen Wirkung der Sonnenstrahlen tief gebräunt wurde. Nur der wenige Fuß hohe Unterbau ist grobes Steingefüge, oft Mauerwerk wie aus vorkulturlichen Zeiten. Ueber diesem einstöckigen, kunstlosen Erdgeschoß, das seiner naiven, ungesuchten Natürlichkeit halber ganz mit der in ihrer Einfachheit majestätischen und erhabenen Gebirgswelt harmonirt, ruht das flache, silbergrau-glänzende, derbe Schindeldach. Es ist mit schweren Steinen belastet, damit der wilde Föhn, des Aelplers „ältester Landsmann", wenn er aus dem Süden warm einherbraust, über die Felsenklippen niederstürzend sich in die Bergmulden einbohrt und

— seine Donnerwürfe wirft,
Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken, —

die Friedenshütte unangetastet lasse. Diese ist des Sennen und seiner Gehilfen Asyl während der Sommermonate. In denjenigen Alpen, wo gute Ordnung herrscht und für das Vieh vorsorgliche Einrichtungen getroffen wurden, sind nahe bei der Sennhütte „Gaden" oder Stallungen errichtet, in denen die Herde während drückender Mittagswärme und in kalten Nächten oder während der wilden Wetter eingestellt wird. Nicht überall hat die rationelle Praxis solche Einrichtungen getroffen, und es giebt noch Alpen genug, in denen die Wettertanne der einzige Zufluchtsort des armen Viehs während der Hitze und der furchtbaren Hochgewitter ist. Die dem Gebirgsbewohner angeborene und anerzogene Lässigkeit vermag es nicht zu überwinden, daß irgend eine Neuerung in der Alp vor-

genommen werde. Wie es zu „Pfuchähni's" (Ur-Urgroßvaters) Zeiten war, so wird die Alpenwirthschaft auch heute noch betrieben.

Ists irgend thunlich, so wird die Sennhütte an einen Felsenklotz gebaut oder, wenn er überhängt, sogar zum Theil unter denselben geschoben, um im Fond einen recht kühlen Platz für den Milchkeller zu gewinnen. Rinnt vollends gar ein frischer Quell oder eisiger Gletscherbach in der Nähe, so leitet der Aelpler das Wasser gern durch sein Magazin, um die von der Milch gesäuerte Luft durch die entstehende Ventilation zu entfernen und dagegen frische, dem Wasser entströmende Lufttheilchen dem Gemache zuzuführen. Die nächste Umgebung einer Sennhütte ist fast immer ein bodenloser Koth, in dem strotzend-fettes Blakenkraut und Alpensauerampfer wuchernd wächst. Das Innere entspricht in den meisten Fällen dieser unsauberen Umgebung und ist ein kräftig-korrigirendes Abkühlungsmittel für jedes durch überschwängliche Phantasien erhitzte Gehirn. Denn Reinlichkeit und Akkuratesse sind allenthalben nichts weniger als hervorragende Attribute viehzüchtender Völker, und der Aelpler bestrebt sich durchaus nicht, hierin als Ausnahme zu erscheinen. Der leuchtende, farbenheitere Festtagsanzug, der das Auge bei der Auffahrt so anregend ergötzte, ist verschwunden. Weite, verbleinene Beinkleider, die in allen Schattirungen der Stallbeschäftigung schillern, und ein ditto Futterhemd, d. h. eine blousenähnliche Jacke ohne Schlitz auf der Brust, bilden mit den schweren klappernden Holzschuhen und einem enganliegenden Käppchen die ganze Bekleidung des Sennen.

Die Entrée zum Innern der Sennhütte führt sogleich zu den centralisirten Gemächern. Nach altgermanischer Sitte ist Wohnzimmer und Küche, Speisekokal und Ankleidekammer zu einem Gesammt-Appartement vereinigt, und hier kann man buchstäblich am gastlichen „Herde" weilen. Letzterer und das über ihm aufgehängte „Milchkessi" nehmen den meisten Raum ein und bekunden dadurch ihre hohe Bedeutung. Hier ist die Stelle, wo der chemische

Scheidungsproceß vorgenommen wird, der die erste konsistente Grundlage zu den delikaten „Schweizerkäsen" (Emmenthaler) legt. Bezeichnend wird darum auch diese Lokalität der „Weller" (wo die Milch „erwellet" oder leicht aufgekocht wird) genannt. Unter dem Herd darf man sich indessen keine eigentliche kulinarische Vorrichtung denken, etwa so, wie man sie in alten Bauernhäusern findet mit umfangreichem Schlotfang; — solche Weitläufigkeiten passen nicht zur Einfachheit der alpinen Baukunst. Etwa so, wie es, jugendseligen Andenkens, der gute Robinson Crusoe aus Noth einrichtete, arrangirt heutiges Tages der Senn in den Schweizer Alpen seine Küchen-Vorkehrung; ein schwarzes, verkohltes Loch im vorderen Winkel der Hütte mit einigen Steinen eingefaßt, ohne Kamin oder Rauchleitung, stellt den Herd dar. „Ein Versprechen hinter dem Herde" hier zu geben, wäre nicht wohl möglich. Daneben steht ein senkrechtaufgerichteter, oben und unten eingezapfter und deshalb drehbarer Baum mit langem, eisernem Arm, der sogenannte „Turner", an den der große „Milchkessi" gehangen wird. Der Rauch mag sehen, wo er seinen Ausweg findet, — es steht ihm frei, zur Thür, oder durch die Dachklinsen, oder durch die Ritzen zwischen dem Gebälk hinauszuschleichen. Darum ist das Innere jeder Sennhütte auch wacker eingeräuchert. Ist die Alpenluft rein, fein, dünn und wenig mit Wasser-Atomen gesättigt, so werden die Dämpfe auffallend rasch konsumirt, so daß sie die Respirations-Organe nicht sonderlich belästigen. Schneits und regnets aber, so daß die Luft schwer aufs Dach drückt, dann ist der ohnehin zughafte, kalte Aufenthalt in der Hütte des Rauches halber fast kaum erträglich. Die weiteren Komforts für die allerdringendsten täglichen Bedürfnisse sind: ein etwa 2 Fuß langer Klapptisch, der in Angeln an der Wand befestiget der Raumersparniß halber nach dem Gebrauch zurückgeschlagen werden kann; dann eine Truhe in Form einer Bank längs der Wand, ein Holzklotz, der die Dienste eines Sessels zugleich vertreten, und ein Napfenbrett, das die Stelle eines Schrankes versehen muß, auf

dem allerlei Geräthschaften, Brod und Kleidungsstücke aufbewahrt werden. Außerdem hängt vielleicht eine Büchse im Winkel, wenn der Senn zugleich Jagdliebhaber ist, und in den katholischen Gebirgstheilen ist bei strenggläubigen Bauern das Weihwasserkesseli mit dem „Nuster" (Pater noster oder Rosenkranz) nicht vergessen, welches vielleicht noch durch ein an das Brett-Getäfel geklebtes „Heiligen-Helgeli" von Kloster Einsiedeln zur Erhöhung der häuslichen Andacht vermehrt wird. Alle übrigen in der Hütte vorkommenden Geräthschaften gehören zur Butter- und Käse-Bereitung. Das Schlafgemach ist sehr verschieden angebracht. Im Berner Oberlande, wo die Sennhütte an ihrer Eingangsfront, eine Art kunstloser Vorhalle in Form eines Peristylum hat, das „Mulchedach" oder der Melkgang genannt (weil im Schutz desselben das Vieh bei schlechtem Wetter gemolken wird), befindet sich das Ruhe-Lager oder „Gastere" in diesem Dach-Vorbau; in anderen Gegenden wurde dasselbe über den Schweinestall verlegt und heißt „Trileten".*) Welche Annehmlichkeiten für diesen Fall aus der unmittelbarsten Nähe der unruhigen, ewig-grunzenden Schlafkameraden und durch ihre penetranten Ausdünstungen erwachsen, ist begreiflich. Uebrigens steht das Lager selbst an Ursprünglichkeit seiner Einrichtungen dem Charakter und der Einfachheit der ganzen Hütte durchaus nicht nach; ein mit Wildheu ausgestopfter Matrazzen-Sack, die ungestörte Heimath einer Legion von springenden Blutsaugern, und eine Wollendecke oder, wie im Wallis und Graubünden, eine aus Schaaffellen zusammengesetzte Decke, bilden die ganze Ausrüstung der Schlafstätte. Ist nun das Schindeldach nicht gut verwahrt (denn eine ächte Sennhütte ist im Basiliken-Styl erbaut, daß man ins Dach-Gesparre hinauf sieht), so begegnets, daß bei solidem, kräftigem Regenwetter der Schläfer einem unfreiwilligen

*) In den Algäuer Alpen wird die flache, wenige Fuß über dem Erdboden auf 4 klotzigen Pfosten stehende, breitere als lange Truhe die als Bettstelle dient „Bugrat" genannt.

Tropfbäde ausgesetzt wird, — oder wenn, wie vorher erwähnt, das flache Hüttendach an einen erklimmbaren Felsenklotz anlehnt, so klettern die naseweisen, nie rastenden Ziegen Nachts auf demselben herum und verursachen solch einen unheimlichen Skandal, als ob der gehörnte Pferdefüßler da droben sein ungeheuerlich Wesen triebe. So siehts in den „idyllischen, romantischen Sennhütten" aus, die im „letzten Fensterln" und ähnlichen poetischen Produktionen auf der Bühne so reizend erscheinen.

In jeder, einigermaßen großen Alpenwirthschaft der Schweiz hausen gewöhnlich drei Aelpler und ein Knabe; Weiber besorgen dieselbe, wie schon erwähnt, nur in den österreichischen und bayerischen Alpen, so wie in einigen Thälern des Wallis. Major domus ist der Senn; entweder selbst Herdenbesitzer oder Beauftragter einer Societät, führt er das Regiment, besorgt die Käserei sammt deren Magazine und ist zugleich Buchhalter des Geschäftes. Memorial, Lagerstrazze, Conto corrente und Hauptbuch finden sich entweder in einem mit Papier durchschossenen Quartkalender vereinigt, der hinter einem angenagelten Holzspahn an der Wand steckt, oder irgend ein kleines Taschen-Notizbuch enthält die Hieroglyphen der ganzen Geschäfts-Abwickelung. Sein Beistand und Handlanger ist der „Sennbub, Handbub, Schorrbueb, Junger", oder im Wallis der „Pató", der wie der Senn den größten Theil der Zeit in der Hütte zubringt; er hat die Gefäße zu reinigen (die im Gegensatz zum beschriebenen Habitus der Hütte auffallend sauber gehalten werden, weil von diesem Umstande die Güte der zu gewinnenden Milchprodukte abhängt) und dem Senn unmittelbare Handhilfe zu leisten, ist aber nicht immer ein 14- oder 15jähriger Bube, sondern oft ein derber Gesell, der seine Dreißig überwunden hat. Die Vermittelungsperson zwischen Berg und Thal, der Käsemerkurius und Heimaths-Telegraph, ist der „Zusenn", welcher alle Alpenprodukte hinab und Holz sammt Viktualien herauf zu schaffen hat; im Walliser Patois wird er gemüthlich bezeichnend „Lamieiy"

NEW YORK
LIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

(l'ami, der Freund) genannt. Ihm steht, wo gute Einrichtungen getroffen sind, ein Saumroß zu Diensten. Der eigentliche Hirt endlich ist der „Chüener, Gaumer, Kühbub oder Rinderer", im Wallis „Vigly" (vigilantia, die Wachsamkeit?); seine ausschließliche Obliegenheit ist's, das „Senntem" auszutreiben und zu hüten. An sicheren Orten, wo kein Vieh stürzen und kein Raubthier der Herde schaden kann, liegt er halbe Tage lang bei gutem Wetter am Boden, schaut in die herrliche Gebirgslandschaft hinaus, jodelt nach Herzenslust in die Thäler hinab und ist selig im träumerischen Nichtsthun. Gilts aber, das Vieh auf steiler Alp zu hüten, dann muß er am schwindelnden Abgrunde gehen, zu äußerst, wohin das weidende Thier sich nicht getraut, — und auf Schritt und Tritt geht der Tod dicht neben ihm. Beim Sturm und Hochgewitter, im strömenden Regen und zu jeder Tageszeit muß er seinen lebensgefährlichen Beruf erfüllen, und da ist's nicht selten, daß er Tage lang in völlig durchnäßten Kleidern verbleiben muß. Dies ist die Kehrseite des so reizend geschilderten Hirtenlebens. Aber auch der Senn bekommt sein Theil davon, wenns Wochen lang regnet, Nebel wie böse Geister des Gebirges sich grau und unheimlich um die Hütte lagern, das nasse Holz nicht brennen will und Wind und eisiger Luftzug durch die Hütte fegen, daß die Glieder erstarren, oder wenns gar im Juli schneit und fußhoch Flocken wirft, daß das Vieh Tage lang kein Hälmlein Futter findet, vor Hunger brüllt und keine Milch giebt. (Man vergleiche beikommendes Bild.) So auffallend und sichtbarlich die Herde auf der Alp während eines guten Sommers sich mästet, so sehr verelendet und magert sie in einem kalten, nassen Sommer ab.

Des Aelplers Tagesordnung ist höchst einförmig, Sonntag und Wochentag die gleiche; kein Glockenklang läutet die Sabbathruhe ein, kein schmuckes Kleid bezeichnet den Feiertag, kein Schluck Wein netzt am Wirthstisch den durstigen Gaumen am Abend. Während die ganze Landschaft noch träumerisch nebelblau dem

frühen Morgen in den Armen ruht, die Thäler tief drunten dämmernd dampfen und Streifen weißen Nebelrauches durch die Schluchten und Tobel schleichen

als wälzte fraßesmatt, träg, auf dem Bauch
Dahin die Schlange sich, der Ewigkeit, — (Lenau.)

während die Nacht durchs Morgensternlein ihren Scheidegruß sendet und des Himmels frohes Antlitz und der Eisberge Schneegipfel von des Tages erstem Kusse leise erröthen, erhebt sich der Senn von seinem harten Heulager und melkt, während der Handbub Feuer anzündet. Die gewonnene Milch wird sogleich in dem großen „Kessi" erhitzt, und mit „Etscher" (sauere Schotte) geschieden, daß sie gerinnt und sich ausscheidet in „Käsbulderen" und Molke. Indessen ist auf morgenheiteren Schwingen der volle Tag herabgeschwebt.

Sonnenaufgang! Goldne Pfeile
Schießen nach den weißen Nebeln,
Die sich röthen, wie verwundet,
Und im Glanz und Licht zerrinnen.
Endlich ist der Sieg erfochten
Und der Tag, der Triumphator,
Tritt in strahlend voller Glorie
Auf den Nacken des Gebirges.

H. Heine.

Das Sennenvolk hat zu Morgen gegessen, der Hirt treibt aus, der Handbub säubert seine Geräthe, und der Senn fährt fort, seine Milchprodukte zu bearbeiten. Häusliche Arbeiten füllen den Tag reichlich aus. — Ist's dann Abend geworden, entschläft der müde Tag allmählich, sinkt das ewige „Flammenherz der Welt", die Sonne, hinter den Bergen nieder, dann lockt der Hirt oder der Senn mit dem „Ruggüßler" oder mit dem „Kuhreihen" die Thiere zur Hütte, entleert die strotzenden Euter von der fetten, rahmähnlichen Milch, und die Procedur vom Morgen, sammt Abendessen und Reinigen der Geräthe, schließen die Tagesgeschäfte. Bei einbrechender Nacht tritt dann in den katholischen Gegenden der Senn

vor seine Hütte hinaus, singt mit lauter Stimme durch einen großen hölzernen Milchtrichter (die „Volle" genannt) in der Choral-Melodie der Präfation ein Gebet, meist Strophen aus dem Evangelium Johannis, und den englischen Gruß. Die anderen Hirten im Gebirge und die im Freien übernachtenden Wildheuer oder Wurzelgräber, die es hören, knieen fromm nieder und beten ein Pater noster und Ave Maria dabei.*) Dieser späte Ruf ersetzt in den stillen, einsamen Alpen die Abendglocke, welche in den Thä-

*) Mein Freund, Hr. Musikdirektor Heinr. Szadrowsky in Chur hat im Jahrbuch des Schweizer Alpen-Clubs (4. Band) diesen „Alpensegen" nach eigener Notirung (auf Alp Lasa unter den Grauen Hörnern bei Sargans im Kanton St. Gallen) im Wortlaute mitgetheilt, wie er theils singend gesprochen, theils rhytmisch gesungen wird; er lautet:

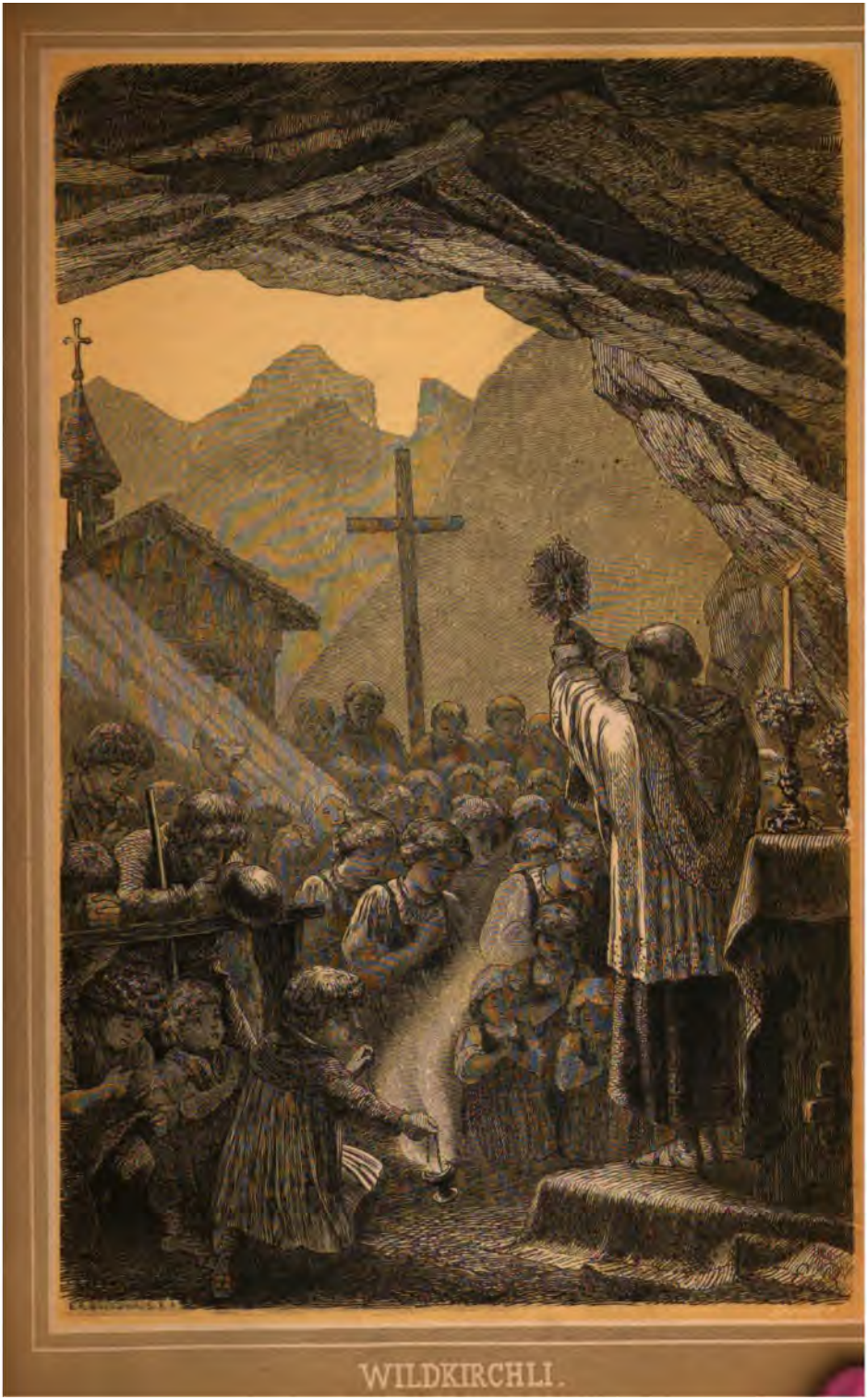
„Bhüets Gott und unser lieb Herr Jesus Christ, Liber, Hab und Guet „und alles was hierum ist. Bhüets Gott und der lieb heilig Sanct Jöri, „der wol hier ufwachi und höri! Bhüets Gott und unser lieb heilig Sanct „Marti, der wol hier ufwachi und warti! Bhüets Gott und der lieb heilig „Sanct Gall mit seinen Gotts-Heiligen all! Bhüets Gott und der lieb heilig „Sanct Peter; Sanct Peter nimm die Schlüssel wol in deini rechti Hand, „bschließ wol dem Bären sein Gang, dem Wolf den Zahn, dem Luchs den „Kräuel, dem Rappen den Schnabel, dem Wurm den Schweif, dem Stein den „Sprung! Bhüetis Gott vor solcher böser Stund, daß solche Thier mögen „weder kratzen noch bissen (beißen), wol so wenig als die falschen Juden unsern „lieben Herrgott b'schissen! Bhüets Gott alles hier in unserm Ring, und die „lieb Muttergottes mit ihrem Kind! Bhüets Gott alles hier in unserm Thal, „allhier und überall. Bhüets Gott und es walti Gott, und das thue der lieb „Gott!"

Dieser Gebetspruch wird jeden Abend gesungen und selbst Schneegestöber oder Sturm hindert den Senn nicht an der Ausübung des religiösen Gebrauches. Die Art und Weise des Vortrages, die Dunkelheit, das vieltönige Geläute der Herdenglocken — alles vereint macht auf den Hörer einen tiefen, unverwischbaren Eindruck. Tritt noch der Fall hinzu, daß auf einer ausgedehnten Alp zwei oder mehre Besitzungen — „Stöße" — sind, so wird die ganze Eigenthümlichkeit dadurch noch erhöht, daß man den Gesang der Sennen von den anderen „Stößen" her wie ein geisterhaftes Echo in die Nacht ausklingen hört. Die Reihenfolge des Absingens vom Alpensegen ist in den Rechtsamen der einzelnen Stöße verbrieft und die Sennen sind auf den Vorrang so sehr eifersüchtig, daß schon blutige Händel erfolgten, wenn ein Senn des folgenden Stoßes sich etwa beigehen ließ, in übungswidriger Freiheit den Alpensegen vor seinem berechtigten Vordermann abzusingen.

lern zum Dankgebet für die Segnungen des verlebten Tages aufforbert, und dient zugleich dem von der Nacht überraschten, vielleicht verirrten Wanderer als gastfreundliche Einladung. — Mit der Gastfreundschaft hat's indessen, namentlich in den wälschen Alpen, mitunter seine Haken. Die Hirten in den entlegenen Alpen sträuben sich oft außerordentlich, Fremde zu übernachten, aus Furcht, Verbrechern Unterschlauf zu geben. Sie können sichs nicht denken, daß man Vergnügens halber oder um der Wissenschaft willen in den Felsen herumklettert, sie wähnen, nur Noth und Flucht treiben in die Berge hinein. Im Tyrol halten sie Bergwanderer häufig für Abgesandte der Regierung, welche die Zustände des Volkes, ihren Viehstand und Verdienst auskundschaften wollen. „Nun wirds bald eine neue Steuer geben", ist gewöhnlich der Refrain der Ungläubigen. Andere Sennen auf Pacht-Alpen, oder solche, die von Gesellschaften angestellt sind, verweigern aufs Gewissenhafteste jede Spende, oder geben nur um „Gotteswillen" dem beinahe verschmachtenden Wanderer etwas alten „Zieger" (trockenen Käse) und ein wenig Milch, nehmen aber um keinen Preis Geld dafür, um nicht in den Verdacht der Veruntreuung zu kommen. Dies ist, wie gesagt, in den weniger von Touristen durchstreiften Gegenden, namentlich in den Seitenthälern des Engadin der Fall.

Ist in der Hütte Alles dann beendet, so gehts zur Ruhe aufs Wildheu, unter die „Schnetzli-Decke", und ein kräftiger, tiefer Schlaf stärkt die ermatteten Glieder dieser harmlosen Naturmenschen.

Nur eine Intervalle tritt wie ein freundlicher Ruhepunkt in das Einerlei der Alpzeit ein. Es ist das Aelplerfest, die „Alpfoberte", die „Aelpler Kilbi", oder wie es sonst noch in den verschiedenen Thalschaften genannt wird. Diesem begegnen wir später in einem besonderen Abschnitte. In den katholischen Gegenden ist bisweilen ein öffentlicher Vormittagsgottesdienst damit verbunden. Nur sehr wenig Alpen haben Kapellen oder Gotteshäuser, in denen während des ganzen Sommers einmal Gottesdienst gehalten wird.



WILDKIRCHLI.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die größte Kapelle steht auf einer der schönsten Alpen, die es giebt, auf dem Urner Boden; sie sieht einer stattlichen Kirche gleich, und der Pfarrhelfer von Spiringen im Schächenthal (Tells Heimaths-Thal) liest dort den zahlreich versammelten Sennen die Messe. Gleichen Ursprunges ist das Kirchlein mit dem Kloster „Maria zum Schnee" am Rigi. Dann steckt ganz hinten im Kalfeuserthal des St. Galler Oberlandes die reizend, zwischen zahlreichen Felssturztrümmern gelegene kleine Kapelle St. Martin, — und im Martell-Thale (Vintschgau, Tyrol) steht einsam die Kapelle „Maria-Schmelz", ursprünglich für die Ofenknechte des eingegangenen Schmelzwerkes gebaut; jetzt kommt im Sommer allsonntäglich der Kaplan von Thal hierher.

Der originellste Tempel dieser Art ist das „Wildkirchli" im Appenzeller Lande. Eine Felsenhöhle an hoher, senkrechter Bergwand (unter der schönen Ebenalp), in die sich, wäre sie nicht von den Altvätern zu einer Stätte der Gottes-Verehrung geweiht, der Gaisbub mit seiner Herde vor dem Gewittersturme flüchten würde, giebt die Hallen des Gotteshauses, ab, — schlicht, kunstlos, ein Naturgewölbe, wie es aus der Hand der gestaltenden Schöpfung hervorging. Kein Marmoraltar, kein Gebilde von Künstlerhand trägt die geweihten Geräthe; — ein schlichter Schragen, von des Zimmerers Beil gearbeitet, versieht den Dienst, — der Altar ist mit einem Teppich verhangen, und neben frisch gepflückten Alpenrosen in den Vasen flackern die Kerzen im Zugwinde gegen die Tiefe der Höhle, das Marterkreuz anbampfend, vor dem die Menge in den Staub sinkt. Das „Wildkirchli" ist dem heiligen Michael geweiht, und alljährlich am Schutzengel-Fest hält ein Kapuziner droben Gottesdienst. Da liegt das Volk auf den Knieen, schlägt reuig an die Brust und murmelt seine Gebete. Ob die Einkehr in des Gemüthes Tiefen ihm wohl erschlossen ist? Ob es nach seiner Weise Selbstschau hält in dem Herz-erschütternden, alle Quellen der Seele öffnenden Augenblicke? Das Weihrauchfaß dampft; mechanisch, dienstbeflissen,

unberührt von der Gewalt des Gott-geweihten Augenblickes, schwingt es der miniſtrirende Knabe, — ein matter, ſinnebethörender Ambrabunſt ſteigt auf; — was iſt er gegen den großen Weihrauchduft des Sommermorgens, der die hohen, hehren Gebilde der Alpenklippen umwogt? — Jetzt kündet des Glöckleins weittönender Schall, fern hinab in des Seealpſee-Thals Tiefen es an, daß das Myſterium der „Wandlung" hoch droben an jäher Felſenwand vor ſich gegangen iſt, und der einſame Tauner auf Maarwies oder ob der Felſenbaſtei des Alpſiegleten, der nicht zum Feſt herüberkommen konnte, weil der Dienſt ihn an ſeine Hütte bannt, hört des Glöckleins mahnenden Ruf, ſchlägt an die Bruſt und murmelt gewohnheitsgemäß ſeinen Spruch dazu. Drunten in der Schwendi ſitzt die Matrone auf den Treppenſteinen, vor ihres Tochtermannes Haus, die Roſenkranz-Schnur zwiſchen den dürren, zitternden Händen. Auch ſie hört des Glöckleins Schall und betet; aber ihre Gedanken weilen nicht im Heiligthume des ererbten Glaubens. Ihre Erhebung ſchweift wohl hinauf, aber nicht in die glanzerfüllten Räume des Alls, wo nach ihrer kindlichen Meinung, jenſeit der Wolken, die Gebenedeite auf dem Strahlenthrone weilt, umgeben von Engelſchaaren: — ihr Sinnen und geiſtiges Empfinden erhebt ſich nur zur Ebenalp. Sie denkt des heute zu feiernden Feſtes, wie es in ſeiner ländlichen Pracht vor ihrer Mädchenzeit freudevoll vorüberrauſchte. Damals vor fünfzig Jahren war ſie die Schönſte der ganzen Inneren Rhoden; des Franz-Antoni's Mareieli mußte bei allen Tanzſpinnenen und winterlichen Abendverſammlungen ſein, die es weit umher gab, — ſie war die Zierde jeder Alpſtubete und der Urnäſcher Chilbi, des leidenſchaftlich-fröhlichſten Hirtenfeſtes im ganzen Appenzeller Lande. Im Kranze der ſingenden Mädchen war ſie Tonangeberin; ihre helle, glockenreine Stimme jauchzte am Freudigſten hinaus gegen die Bergwände und — als ob das Echo Mareieli bevorzugend zu ſeinem Lieb erkoren hätte, gab es nur ihren „Juchzger" freudevoll accentuirt, überlaut zurück, während der Widerhall vom Geſang

der Uebrigen nur wie Folie klang, von der Mareielis Jubel diamantklar ſich ablöſte. O! ſie hatte eine herrliche, harmloſe Jugend verlebt, und juſt am Schutzengelfeſte wars, wo ſie der Sepp von ihren Eltern zum Weibe begehrte. Jetzt iſt er todt, ſchon zwanzig Jahre lang; der heil. Michael war ihm kein Schutzengel geweſen, denn juſt unterm Wildkirchli war er beim Laubſammeln geſtürzt und todt gefallen. Nun ſitzt's Mareieli drunten allein, alt, gebrechlich und arm. Des Glöckleins Klang läutet ihr Erinnerung: Freude und Gram zugleich ins lebensmüde Herz.

Wir kehren zur Alp zurück! — Vorhin wurde des Kuhreihens gedacht. Dieſer weltberühmt gewordene Hirtengeſang, der in Frankreich einſt bei Todesſtrafe verboten wurde, weil bei ſeinen Klängen die Soldaten der Schweizerregimenter, vom Heimweh befallen, maſſenweiſe deſertirten und den Bergen zueilten, — der wirkliche ächte „Chüereiha" iſt faſt gänzlich verſchwunden; vollſtändig hört man ihn ſelten mehr. Er iſt, wie ſchon geſagt, das Eintreibelied, welches der Kuhhirt unter der Stallthür ſingt und durch dieſe, dem Vieh bekannten Töne daſſelbe herbeilockt. Um ſie folgſamer zu machen, giebt er ihnen aus dem „Läcktäſchli" ein wenig Salz. Der Text zum Appenzeller Kuhreihen lautet: „Wönd—d—er iha Loba? (Wollt ihr herein Kühe?) Allſamma mit Nama, di alta, di junga, allſamma Loba, Loba, Lo — — — ba. Chönd (Kommet) allſamma, allſamma, Loba, Loba. Wenn i—em Vech ha pfeffa (wenn ich dem Vieh habe gepfiffen), ha pfeffa, ha pfeffa, ſo chönd allſamma zuha ſchlicha, — ſchlicha, wol zuha da zuha. Trib iha allſamma, wohl zuha, bas zuha. Höpſch ſönds ond frei, holdſälig dazue. Loba, Lo — — ba. Wääs wohl, wenn — ers Singa vergod: wenn e Wiega i — dr Stoba ſtod, wenn de Ma mit Füſta dre ſchlod ond der Loft (Wind) zue ala Löchera inablost. Lo — — ba, Loba, Loba, Lo — — ba. Trib iha, iha alſamma, n'alſamma: die Hinked, die Stinked; die B'bletzed, die Gſchegget; die Gflecket, die Bläſſet; die Schwanzert, die Tanzert; Glinzeri,

Blinzeri; d' Lehneri, d' Fehneri; d' Schmalzeri, d' Hasleri, d' Moseri; s' Halböhrli, s' Möhrli; s' E—äugli, die erst Gel ond die Alt, der Großbuch ond die Ruch; d' Langbeneri, d' Haglehneri, — trib iha wohl zuha, da zuha, bas zuha. Lo — ba. — Sit das i g'wibet ha, ha — n — i ke Brod me k'ha, sit das i g'wibet (geweibet, geheirathet) ha, ha — n — i ke Glöck me k'ha! Loba! — Wenns asa wohl god ond niena still stod, so iß jo grotha, (wenns also wohl geht und nirgends still steht, so ists ja gerathen), — s'iß kena Lüta bas, as öfera Chüeha; sie trinkid of — sem Bach, ond mögid trüeha (S'ist keinen Leuten besser als unseren Kühen, sie trinken aus dem Bach und mögen gedeihen)". — So wenig Poesie im Ganzen ist, so muß man doch die große Gemüthlichkeit anerkennen, die darin liegt, wenn der Hirt, seine Kühe beim Namen aufrufend, anfragt, ob sie herein wollen, und in Mitte dieser alpinen Harmlosigkeit plötzlich an die Mißhelligkeiten seines Ehestandes erinnert wird, sich jedoch rasch zu trösten weiß.

Die waatländer Aelpler im Ormonds-Thal haben einen ähnlichen Kuhreigen (Ranz-des-Vaches), nur daß er bei Weitem mehr poetischen Schwung hat. Der Anfang desselben lautet:

Les armailles dé Colombetta	Die Hirten der Colombetta
Dé bon matin sé son lévâ,	Sind früh aufgestanden!
Ah! ah! lioba, lioba, por t' aria.	Ho! Ho! Kühe, Kühe! zum Melken.
Venidé totê, petité, grozzé,	Kommt alle, kleine und große
Et bliantz' é nérê, d'zouven é autre,	Und weiße und schwarze, junge und alte
Dézo stou tzano, yo yié ario,	Unter diese Eiche, wo ich Euch melke,
Dézo stou trimblio, yo yié trinzo!	Unter diese Espe, wo ich (die Milch) gerinnen lasse!
Lioba! lioba! por t' aria. etc. etc.	Kühe! Kühe! zum Melken u. s. w.

Der Eindruck, den solche Aelpler-Gesänge auf das Thier machen, ist unauslöschlich. Denn wenn Kühe von Alpenzucht aus dem Geburtslande entfernt werden und später durch Zufall den Refrain wieder hören, so scheinen alle Erinnerungen an ihre früheren Bergweiden wieder in ihnen wach zu werden; sie schlagen aus, thun völlig ungeberdig, rennen umher und durchbrechen in ihrer

Raserei die Zäune. Ueberhaupt äußert das Vieh, welches auf den Alpen groß gezogen wurde, im Frühjahr ein sehnendes Verlangen nach den Bergen; es ist unstät im Weiden, wählerisch im Fressen und beruhiget sich nicht eher, bis der ihm innewohnende Naturtrieb nach dem Hochgebirge befriedigt wird. Corrodi sagt in seinen Alpenbriefen: „Die Alpenkühe haben Intelligenz. Wenn Du bergan gehst über die Weiden und die schönen Thiere erheben den Kopf so klug und fragend nach Dir, dann meinst Du, Du müsseſt ihnen den Paß vorzeigen! — Das sind keine Kühe, wie sie im Land unten vor alle möglichen Fuhrwerke gespannt und abgekarrt werden, daß man an den Hüftknochen den Hut aufhängen könnte, — das sind Honoratioren, bewußtvoll, sich fühlend, nicht Vieh mehr, sondern Thier. Da ist Race, Schnitt, Charakter. Glaubst Du, ein Thalkühlein würde Empfindung zeigen, wenn sie die große Glocke getragen und man sie ihr wieder abnähme? Nein. Geh aber und frag', wie die Leitkuh traurig wird und nicht mehr fressen mag, wenn man sie ihrer Glocke beraubt" ꝛc.

Die Leitkuh ist das schönste Thier des Sennthums, und weil sie von allen Kühen am Weitesten, also gleichsam an der Spitze derselben geht, wird sie die „Heer-Kuh" genannt und trägt eine Glocke. Begegnet es nun, daß ein solches Thier, das in seinen früheren Verhältnissen den Vorzug genoß, Führerin der Schaar zu sein, durch Kauf zu einer anderen Herde kommt und soll sich hier der Prinzipalität einer anderen Leitkuh unterordnen, so entsteht nicht selten ein Kampf auf Tod und Leben. Die pensionirte Leitkuh greift die, im Besitz der Glocke sich befindliche Vorgesetzte an, und zwar mit einer Entschlossenheit und mit einer Wuth, daß die intervenirenden Hirten oft große Mühe haben, die Kämpferinnen auseinander zu bringen. Weil sie um den Vorrang ringt, wird sie deshalb in der Sennensprache auch „d' Ringgeri" genannt. — Ganz ähnlich verhält es sich mit den Zuchtstieren der Herden. Einsichtige und aufmerksame Hirten verhüten es, daß zwei Sennten,

deren jedes einen „Pfaar" hat, auf unmittelbar aneinander ſtoßende Weiden getrieben werden; kein Graben und Zaun, ſelbſt keine Schlucht würde die eiferſüchtig aufeinander werdenden „Muni" von einem Zweikampfe abhalten, der in der Regel mit einem Verluſte endet. So wars im Sommer 1856 der Fall, daß auf den Almend-Weiden der Gemeinde Tamins (im Vorder-Rheinthal) zwei Herden auf dieſelbe getrieben wurden und durch die Sorgloſigkeit der Gaumer ſich ſo näherten, daß beide gehörnten Großherren einander anſichtig wurden. Unter tiefem Gebrüll, mit zum Angriff geſenkten Häuptern ſtürzten ſie aufeinander los und der Stierkampf begann. Lautlos, erwartungsvoll ſahen die Herden beider Parteien zu. Die herbeigeeilten Hirten wagten es nicht ſich zwiſchen die wüthenden Thiere zu werfen, und das ſchöne, aber koſtbare Schauſpiel endete damit, daß nicht nur der Beſiegte in den Abgrund ſtürzte, ſondern auch der Sieger im wuchtigen Anlauf ſich nicht zu halten vermochte und ſeinem Feinde folgte. — Einen heiteren Gegenſatz zu dem finſteren, bösartigen Ernſte des Herden-Sultans bildet die harmloſe, naiv-plumpe Spielluſt des Jungviehs, ſeine ſtutzige, glotzende Dummheit wenn ſie etwas Neues, ihren jugendlichen Rindvieh-Horizont Ueberſteigendes erblicken und die Lazzi und tölpelhaften Sprünge mit denen ſie davon rennen; ſie geben Veranlaſſung zu den ergötzlichſten Scenen.*)

*) Als Meiſter Plato Ahrens, der vortreffliche Zeichner der kleinen Spalten-Panoramen in meinem Schweizer Reiſehandbuche unweit der großen Scheidegg im Berner Oberlande im Schatten ſeines patriarchaliſchen Familien-Schirmes eines Tages emſig an einem Alpen-Rundbilde ſkizzirte, geſellte ſich ein junges Rind zu ihm und beobachtete lange das Treiben des Bleiſtiftes auf der weißen Papierfläche. Es mußte ſich aber doch gelangweilt haben, genug es fing an ſich mit den ausgebreitet umherliegenden Gegenſtänden zu beſchäftigen, zuerſt prüfend dieſelben zu beſchnüffeln, dann zu belecken und ehe ſichs unſer Zeichner verſah flog ſein halb gepackter Seehund-Torniſter, hoch in die Luft geſchleudert, der abgeböſchten Halde zu und anderes ſollte folgen, als der Hirt herzuſprang und den Zeitvertreib ſeines Zöglings lachend mit der Verſicherung entſchuldigte: es ſei nicht bös gemeint „ſie wey halt narre". — Das mag ſein, nur verſteht der Nicht-Senn dieſen Humor nicht. Berlepſch.

So entschiedene Abneigung der Senn gegen Reinlichkeit und Akkuratesse in seinem alpinen Hauswesen hat, so sehr besorgt ist er dennoch um das Gelingen seines Manufaktes, seines Milchproduktes. Ihm widmet er die größte Sorgfalt und Pflege, und wie der große Reben-Kultivateur und Wein-Producent den Kenner mit Wohlbehagen in seinen unterirdischen Räumen zwischen den Fässer-Alleen herumführt, so weiß sich der tüchtige Senn etwas auf seine Käse-Speicher einzubilden. Der arme Talpi, dem die Käse „vertschaaggen" d. h. mißrathen, verderben, bleibt Jahre lang Gegenstand des Dorfgespöttes, und es giebt deren, die heutiges Tages noch von ihres Großvaters Zeiten her einen Spitznamen tragen müssen. Die Anerkennung, ein perfekter „Chäser" zu sein, ist, (wer sollte es glauben!) sogar von Einfluß bei Liebesverhältnissen; „s' Maitli" vermags nicht zu ertragen, wenn ihr Bub nicht als ein perfekter Senn gilt, und manche „Bröggleri" (d. h. Stolze) hat darum ihrem Liebesbewerber einen Korb gegeben, wenn er sonst schon wacker Batzen besaß. Ganz verwandt ists in den Vorarlberger Alpen wo Sennerinnen die Milchwirthschaft betreiben; es herrscht keine geringe Eifersucht unter ihnen über den Nutzen und die Güte der ihnen anvertrauten Kühe. Zu bestimmten Zeiten wird während des Sommers auf den Alpen „Zona" gehalten, d. h. von Gemeindevorstehern untersucht wie viel Milch (Butter und Käse) die Kühe einer Sennerin pr. Tag geben; an diesem Tage müssen die Sennerinnen und ihre Hirten (welche das Vieh hüten) abtreten und ihr Geschäft dem Alpmeister und seinen Gehilfen überlassen. Dieser Tag wird der Zontag, das Holz in welche mittelst Einkerben die Notizen über die Ergiebigkeiten gemacht werden, das Zonholz genannt. Das Milchmaß bestimmt den Sieg oder die Niederlage einer Sennerin. Da meist zwei Alpen benachbart sind, so erhält die Siegerin die „Schalla" (Schelle, Glocke), die Besiegte die „Geiga" (Anspielung auf das sich Heimgeigenlassen) heimlich unter allerlei Scherzen an die Thür ihrer Alphütte gemalt. (Schnars.)

Es kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß Käse für das getreidearme Gebirgsland ein wesentlicher Bestandtheil der täglichen Nahrung ist und daß man die gesammten Milchprodukte des ganzen Alpenlandes, einschließlich Selbstverbrauch und Ausfuhr jährlich auf mehr als hundert Millionen schwerer Gulden schätzt. Denn was die Schweiz allein an dem allenthalben so beliebten Schweizer-Käse versendet, erreicht die Höhe von mindestens acht Millionen Franken.

Nicht die Sehnsucht zur Thalheimath, nicht der Mangel an Futter nöthigen den Sennen zum Rückzug von Staffel zu Staffel; es giebt viele Alpen, die nicht eigentlich „abgeweidet" sind, wenn die Herde sie verläßt. Das Eintreten kälterer Nächte in diesen Höhen ists, was ihn erfahrungsgemäß vertreibt; darum kommts vor, daß in milden Jahrgängen ausnahmsweise der Senn einige Wochen länger auf Alp bleibt, als es sonst üblich ist. — Herbstelet es nun entschieden, kandiren die Nachtfröste mit ihren Reifen Blatt und Halm, entfärben sich die Laubkronen und zieht der Wald sein buntscheckiges Kleid an, dann mahnts den Hirten die „Alp zu entladen." Vor seiner Hütte zündet er am Vorabend der „Abfahrt" ein lustiges, weit ins Thalgelände hinableuchtendes Feuer an, das uralte Flammenzeichen der Gebirgsvölker, durch das sie in ihren Freiheitskämpfen korrespondirten, und überlaut jauchzend rollen sie die glühenden Klötze über die Felsenhänge hinab, daß die Funken zerstiebend die Lüfte durcheilen. Das Thalvolk siehts, und lauscht und freut sich der Heimkehr der Herden.

Hin ist die Poesie des Hirtenlebens fürs laufende Jahr, und im Besitz des errungenen Gewinnes, im Andenken an die Freuden der Alpzeit, zieht der Senn hinab und zehrt an der Erinnerung in der tief eingeschneiten Winterhütte des Thales im Hoffen auf die Wiederkehr des Frühlings.

Das Alphorn.

Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an;
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

(Altes Volkslied.)

In den Rahmen eines idyllischen Bildes aus dem Hochgebirge der Schweiz gehört das Alphorn, — ein Instrument, das so wenig zu den musikalischen gezählt wird und doch so große Wirkungen und eigenthümliche Stimmungen hervorruft, — freilich auch nur in seiner ursprünglichen Heimath. Es gehört die Großartigkeit der hohen Gebirgswelt dazu, die gigantischen Felsenfirnen ob engen Thälern, mit ihrem bezaubernden Echo, die frische, reine Luft und deren geschlossene Strömungen, um die eigenthümliche Tonfärbung zu erzeugen, wie sie kein anderes musikalisches Instrument besitzt, und die hier so mächtig ergreift und entzückt.

Einfach wie die große, hohe Alpennatur und das dieselbe bewohnende Volk ist auch der äußere Bau dieses Hirten-Instrumentes mit seinen gewaltigen und doch wieder so zarten, sehnsuchtsvolles Heimweh erregenden Tönen. Das Ganze repräsentirt den Instrumentenbau in seiner frühesten Kindheit. Ein Alphorn ist aus zwei Theilen zusammengesetzt; das obere bildet eine junge Tanne von ungefähr 5 Fuß Länge, welche nach dem untern Ende hin breiter ausläuft und gewöhnlich mit einem Eisen hohl ausgebrannt

oder auch ausgebohrt wird. Das untere Theil besteht aus einem zweiten Stück Tannenholz, das gekrümmt und becherartig erweitert ist und eine Länge von etwa $1^1/_2$ Fuß einnimmt. Das ist der ganze äußere Bau. In neuerer Zeit versuchte man dem oberen, dünnen Ende ein Mundstück aufzusetzen, ähnlich wie bei den großen alten Trompeten, um dadurch den Ton rascher und präciser hervorbringen zu können und das Instrument selber für größere und ausgeführtere Weisen zu gewinnen. Allein was hierin gewonnen wurde, ging auf der anderen Seite in weit größerem Maße wieder verloren. Das Instrument, ursprünglich ohne Mundstück geblasen, verlor durch diesen Ansatz die Größe und Poesie des Tones, den Schmelz und den zauberhaften Klang der (musikalisch bezeichneten) „Naturtöne", wenn allerdings nicht geleugnet werden kann, daß es durch die künstliche Erweiterung einen runden volleren Ton erhielt. Es ergiebt sich ungefähr das gleiche Verhältniß wie bei dem alten Waldhorne ohne Ventilen und den neueren Maschinenhörnern: dort Einfachheit und Größe, ein unaussprechliches Wohl und Wehe; — hier ein etwas bedeckter, umflorter Ton, aber instrumentlich erweitert und zu allen harmonischen Wendungen und Tonversetzungen fähig gemacht.*)

*) Die erschöpfendste wissenschaftliche Arbeit über dieses musikalische Instrument wurde von Herrn Musikdirektor Heinr. Szadrowsky in Chur durch das Jahrbuch des Schweizer Alpen-Clubs 4. Band, mitgetheilt, auf welche diejenigen hierdurch verwiesen sein mögen, die Einläßlicheres zu erfahren wünschen. — Aus dieser kulturhistor. Skizze geht hervor, daß das Alphorn in den österreichischen Alpen nirgends zu existiren scheint, daß dagegen in den bayerischen Alpen und in den Pyrenäen, kürzere, weitröhrige ähnliche Instrumente aber von dunklerem, fast heiserem Tone vorkommen. Als „Kuhhorn" hat sich das Schweizer Alpenhorn in einige Gegenden des Schwarzwaldes und sogar des Spessart verpflanzt, welches indessen von den Dorfhirten mehr als Signalhorn zum Austreiben der Viehherden benutzt wird. — Der wesentlichste Inhalt meines Aufsatzes über das „Alpenhorn" wurde mir im Jahre 1859 bereits von Herrn Szabrowsky, der damals schon sich lebhaft mit Untersuchungen über den Gegenstand beschäftigt hatte, freundlichst mitgetheilt.

Berlepsch.

Der allgemeine Charakter des Alphorntones kommt dem einer etwas gedämpften, großen Trompete am Nächsten, läßt aber keinen speciellen Vergleich zu mit den bestehenden Instrumenten. Von der erwähnten Trompete besitzt das Alphorn den Metallton — und als Holzinstrument die Weichheit und Fülle einer guten Klarinette. Durch seine Länge dagegen gewinnt es die Klangstärke einer achtfüßigen Orgelstimme, annähernd dem Bourdon in der mittleren Lage — ein Gemisch von Metallklang und Holztoncharakter, eigenthümlich wie das ganze Instrument selber. — Der Tonumfang ist ungefähr in der gleichen Ausdehnung wie der einer Trompete, innerhalb welchem hauptsächlich die Mittellage benutzt wird, weil die Töne dieser Lage leichter hervorzubringen sind und auch die Klangfarbe die schönste ist.

Die Wirkungen des Alphorntones hängen dagegen von einer Menge äußerer Umstände, ja selbst von Zufälligkeiten ab. In unmittelbarer Nähe gehört, klingt das Alphorn rauh, unangenehm, mehr mit einem heiseren Gestöhn, als mit einem klangvollen Tone zu vergleichen. Schon in einiger Entfernung vermindert sich diese Rauheit (zu welcher auch die bedeutende Lungen-Anstrengung des Bläsers viel beitragen mag) und der Ton zieht klangvoll, weich, fein und zart fibrirend über die Thäler dahin, sich mächtig ausbreitend, je weiter die Luft den Ton trägt. Bei heiterem Himmel, überhaupt bei reiner Luft klingt der Ton hell, markirt, scharf, glänzend und ähnelt hier in seinem Klangcharakter am Meisten der Trompete. An gewitterschwülen Tagen oder sonst bei bedecktem Himmel nimmt der Ton des Alphornes einen melancholisch-düster gefärbten Charakter an, sehnsuchtsvoll, wunderbar-eigenthümlich klagend, — jenen Ton, der schmerzlich in uns nachklingt, wehmüthige Stimmungen in uns wachruft und dem wir doch nicht entfliehen können, — denn er zaubert und bannt unsere Seele, entzückt und berauscht unsere Sinne. Es mag ein Theil sein von Orpheus, durch Milde und seelentiefe Zartheit, Alles bewältigendem Tone. Eine beson-

dere Merkwürdigkeit in der hohen Gebirgswelt findet sich bezüglich unseres Instrumentes darin, daß gewisse Felsenwände und darunter liegende Thäler oder bewaldete Felsenpartien den Klang des Alphornes ganz eigenthümlich umgeschaffen wiedergeben. Leider hat bis jetzt die Physik in Bezug auf Akustik die Resonanz der Gebirgswände für den Ton, die Verschiedenheit des Tones gegen diese oder jene Felsenwand, oder einer mit Felsenwänden abgeschlossenen, Echo erzeugenden Gegend — noch nicht so genau in den Kreis ihrer Studien gezogen, daß sich Gesetze aufstellen ließen wie im Bereiche der musikalischen Instrumente und ihrer akustischen Wirkungen.

Die Weise des Alphornes, das seine jungfräuliche Reinheit bewahrte und noch nicht zum konzertirenden Instrumente emporgeschraubt wurde, ist eine kleine, fanfarenartige Melodie von wenig Takten und variirt je nach der Laune, Fertigkeit oder „Phantasie" des Bläsers. Immerhin aber ist sie rhythmisch und zwar streng-rhythmisch, sogar herb, zerhackt zu nennen. Da das Alphorn nur für die großartigen Raum-Verhältnisse der Gebirgswelt geschaffen ist, so liegt auch sein Zweck nahe und schließt damit jede größere, melodisch ausgeführte Weise fast von selbst aus; das Echo ist sein Ziel. Diese wenigen Takte, mit dem in der Regel etwas länger und kräftiger gehaltenen Schlußton, sind hinreichend, ein prachtvolles „Natur-Konzertstück" mittelst des Echos zu erzeugen. Die Weise oder die Melodiefigur selbst ist so kurz, daß zwischen ihr und dem Widerhall eine merkliche Pause liegt, so daß das Echo dieselbe unverwischt und ungestört zu uns herübertragen kann. Gewöhnlich wählen die „Alphornkünstler", die sich in der Regel für die unermüdliche Bereitwilligkeit und modulirende Virtuosität des Echos mit einer Kleinigkeit honoriren lassen, solche Standpunkte, welche eine mehrmalige Repetition des Echos veranlassen. Wie diese widerhallenden Felsenstimmen selber auftreten, ist sehr verschieden. Man hört deren, die drei- bis viermal rück-

kehrend, immer voller und muthiger anschwellen, also im crescendo sich wiederholen, gleichsam als ob der Ton, an die Granitwände anschlagend, von deren festem, körnigem Wesen gekräftiget, etwas annehme; — dann wieder, an anderen Orten, jauchzt das erste Echo hell und lebendig in reiner, freudiger Fülle wie ein wahres urchiges Alpenkind, ermattet dann aber von Stufe zu Stufe, und klingt die folgenden Repetitionen in elegisch aushallenden, weit, weit in die Berge hinein verfliegenden Reminiscenzen nach, wie der vergeistigende Aushauch einer schönen Seele; — und wieder umgekehrt giebt es dann auch solche, die fast mit Scheu, mit mädchenhaft-verschämtem Zögern beim Erstenmal antworten, dann Muth fassen, sich aufraffen und laut und bestimmt hervortreten, sofort aber wieder erschreckend zusammenfahren, verwirrt durcheinandermurmelnd unverständlich werden und fast bedeutungslos auslaufen. Genug, ebenso mannigfaltig wie der plastische Bau der Alpen und ihrer Felsenstirnen und die verschiedene Entfernung der Berge ist, welche die Resonanzflächen abgeben, ebenso variirend sind die akustischen Resultate in ihrer mehr oder minder raschen Aufeinanderfolge und in der Fülle und Kraft ihres Tones. Wenige Schrite rechts oder links, auf- oder abwärts des vorher eingenommenen Standpunktes, verändern oft auffallend den Gegenschall-Effekt. Könnte man die Schwingungswellen, welche den Ton durch die Lüfte tragen, sehen und fixiren, es würden neue wunderbare Räthsel sich darbieten, welche zu lösen einen Aufwand von Untersuchungen veranlassen müßte. So aber müssen wir uns einfach mit den gegebenen, unentschleierten Resultaten begnügen, die so zauberhaft-schöne Wirkungen hervorbringen. Nun aber sind die steigende und fallende Tonstärke und die so abweichenden Intervallen innerhalb jeder Echo-Repetition nicht die einzigen Probleme, die dem lauschenden und denkenden Hörer sich aufdrängen, — es zeigen sich noch ganz andere Geheimnisse aus dem Gebiete der Tonerzeugung. Die Weise wird hinübergetragen an die Schallwand und

kommt das Erstemal in gleicher Tonhöhe zurück, rein, scharf, markirt, wie das Original; das zweite Echo ist jedoch schon um fast einen Viertelton gesunken, hat die rhythmische Lebendigkeit verloren, klingt matt, etwas langsamer, schier hinsterbend. Welcher Umstand, welches unbekannte Luft-Medium, welches Resonanz-Geheimniß transponirt die Reproduktion des ersten so reinen, markigen Echos? Wir haben das Echo unterhalb des Faulhornes beobachtet, wohl zwanzigmal wiederholen lassen und immer dasselbe Sinken des Tones bei dem zweiten Echo und die gleiche, langsame Bewegung, ein fast synkopirtes Hinziehen der Melodie zurückerhalten. Die verminderten Schwingungen durch die große Entfernung erklären wohl einzig das Sinken und allmähliche Hinsterben des Tones. Ein anderes wieder abweichendes Beispiel giebt das Echo des Alphornbläsers auf Alpiegeln gegen die Bustiglen-Läger zu, wenn man von Grindelwald gegen die Wengern-Scheidegg (im Berner Oberlande) aufsteigt. Dort scheint der Itrammenwald die ganze Tonsumme der Alphorn-Melodie aufzufangen und in seinen Tannenhallen tausendfach-reflektirend zu vermengen; denn das Echo kehrt, wie die rollenden Orgelklang-Massen aus dem majestätischen Gewölbe eines Münsters, in mächtig-ergreifenden, großen, vollen Wogen, rund ineinander verflossen, zurück, ein gewaltiger, erschütternder Hymnus, den Alpendom durchfluthend.

Am Genußreichsten ist des Alphornes Zauberschall, wenn er dem Wanderer unerwartet entgegenklingt. Wir stiegen eines schönen Sommermorgens aus dem Lauterbrunnen-Thale gegen die Hütten und Speicher des Wengenberges, auf steilem Pfade, durch uralte Tannen mit langzottigen Aesten, empor. Rechts drüben strahlte die herrliche Jungfrau, die hohe stille Königin des Alpenreiches in unvergleichlicher Pracht und Klarheit; von der Höhe und aus dem Thalgrunde herauf tönte das melodische Glockengeläute der Herden. Da drang an unser Ohr ein langgehaltener Ton von den Felsenwänden der Jungfrau herüber. „Ein Alphorn", rief freudig über-

raſcht Einer dem Andern zu, und Alle ſtanden ſtill, in vollen Zügen genießend, was ſelbſt eine Beethoven'ſche Symphonie nicht zu bieten vermag. Der Hirt begann ſeine Künſte und wir lauſchten athemlos den ſympathie-entzündenden Tönen, die aus den Gletſchern der Jungfrau herüber zu wehen ſchienen; den Bläſer vermutheten wir in einer Entfernung von mindeſtens einer halben Stunde, und beeilten uns denſelben aufzuſuchen. Wie groß aber war unſer Erſtaunen, als wir um eine Waldecke biegend den Alphorniſten, links ab dem Wege, ganz in unſerer Nähe erblickten, — ihn, den wir weit entfernt geglaubt und deſſen Felſen-Jodler jetzt breit und derb ertönten.

Das Alphorn wird leider nicht mehr häufig geblaſen, und es will ſcheinen, als ob der Gebrauch deſſelben immer ſeltener werde. Selbſt wo es noch zu finden iſt, mißhandeln es meiſt Stümper und quälen damit ſich und die getäuſchten Zuhörer, wie z. B. auf dem Rigi. In der Orcheſterkompoſition iſt, mit Ausnahme von Meyerbeers Oper Dinorah und Richard Wagners Muſikdrama Triſtan und Iſolde keine weitere Einführung und Gebrauch des Alpenhornes bekannt. In Roſſini's „Tell" tritt die Schalmei, im Tone der Hoboe verwandt, im Mittelſatze der Ouvertüre charakteriſtiſch auf und zeichnet eine Seite der „Alpenmuſick", welche noch weniger kultivirt wurde, als das Alphorn. Welchen großartigen, eigenthümlichen Effekt würde Roſſini in der „Grütliſcene" erreichen, wenn er hier ein Alphorn angebracht hätte, das durch die ſtille Nacht, wie von den Bergen herüberklingend, die bedeutungsvolle, große Schwurſcene national einzuleiten. Die Wirkung müßte eine gewaltige ſein.

Man hat auch ſchon verſucht, Alphörner zu ſtimmen, um mit ihnen Quartetten oder auch nur zweiſtimmig zu blaſen. Der Verſuch ſoll ſ. Z. zwar gelungen ſein, ſich aber wieder verloren haben. *)

*) Szadrowsky theilt in dem erwähnten Aufſatze mit: daß Ferd. Huber, ein um die Erforſchung und das Weſen der geſammten Alpen-Muſik hochverdienter, nun verſtorbener Mann, auf Veranlaſſung des damaligen (1826)

Dagegen haben Alphornbläser sich schon das Vergnügen gemacht, von entfernten, einander gegenüberliegenden Alpen, zu korrespondiren, was bei der Verschiedenheit der Höhe oder Tiefe des Tones und den auftauchenden Echo's eine unbeschreiblich schöne Wirkung hervorbrachte. Wir hörten einmal im Berner Oberlande in der Nähe von Kandersteg einem solchen „musikalischen Wettstreite" einem „Alphornkriege" zu. Das Interessanteste dabei war, daß das antwortende Alphorn genau einen ganzen Ton tiefer in der Stimmung stand, als das rufende. Diese, mit ganz verändertem Toncharakter zurückgegebene Antwort machte eine frappante Wirkung. In früheren Zeiten war der Gebrauch des Alphornes allgemeiner; mit dem Eindringen neuer Lebensformen in die stillen Alpenthäler, mit dem allmählichen Verschwinden der alten volksthümlichen Gebräuche und Trachten, verschwand auch das Alphorn. Früher, als der Kuhreigen noch allgemein in den Bergen existirte, wurde dieser Aelpler-Sang mit dem Alphorne begleitet, oder sogar die Melodie desselben allein auf dem Alphorne geblasen; auch dieser Gebrauch ist geschwunden. Sein Ursprung geht weit zurück; Conrad Geßner erwähnt desselben in seinem 1555 gedruckten Buche vom Pilatus-Berge, nennt es lituum alpinum und sagt, daß es eilf Fuß Länge habe. Im vierzehnten Jahrhundert diente es den muthigen und mannhaften Entlibuchern und Unterwaldnern als Signalhorn, um aus weiter Ferne den anrückenden Feind zu verkünden, — und heutiges Tages werden ihm mit Qual einige Töne abgerungen, um — ein Trinkgeld einzuziehen. Andere Zeiten, andere Sitten.

Landammannes von Müllinen, sechs Alphörner habe anfertigen lassen und dann in Grindelwald 14 Tage lang eine Anzahl junger Leute instruirte, welche dann auch bald eine tüchtige Fertigkeit im Alphornblasen erreichten. Huber brachte, indem er im nächsten Jahre den Kursus fortsetzte die Leute so weit, daß sie zwei- und dreistimmige Jodler rein und rhytmisch genau blasen konnten, wobei er sie auf verschiedenen Hügeln aufstellte.

Der Geißbub.

Juheh, der Geißbueb bi — n — i ja!
Mys Hörnli u my Geißli da
Thüe mir no nit verleide.
Im Täſchli ha — n — i Chäs u Brod;
Mys Haar iſt chruus u d' Backe roth,
U d's Herz voll Luſt und Freude.
Jungi, Alti,
Melchi, Galti,
Großi, Chleini,
Hübſchi, G'meini
Führe — n — ig uf Berg und Weid.

G. J. Kuhn.

Flüſterndes, ſäuſelndes Glockengeläute, ineinander verſchwimmend, bald fern vom Winde verweht und erſterbend, verſtummend, — dann plötzlich wieder laut anſchwellend, im gaukelnden Durcheinander eine akkordloſe Harmonien-Fülle, ſtrömt von der Höhe hernieder. Nun tönt einfarbig, hohl, aber doch auch von den Lüften weich modulirt und abgerundet ein Hornruf dazwiſchen, — der kommt und geht, bald nah und grell ans Ohr ſchlägt, dann wieder weit, weit hinein ins Schluchten-Gewirr der Felſen ſich verkriecht, ein neckiſcher Kobold, der Verſteckens zu ſpielen ſcheint.

Du stehst und lauschest diesem geisterhaften Klangspiel, das zauberisch und unbestimmt daher weht, und Dich gefangen hält, ein neuer, wunderbarer Reiz der Alpenwelt. Es ist der Geißbub, der droben an den Flühen seine genäschige, neckische, kletternde Herde weidet. Er hat uns erblickt und ein freude-schmetterndes „Juhu" sendet er uns als kernigen Alpengruß herüber.

Der Geißbub ist ein Attribut der Gebirgswelt wie der Lauinendonner und das Alpenglühen, wie der Gemsjäger und das fliehende, pfeifende Murmelthier. Er ist ein Schmuck der Berge, ein jovial die hohen Fluhtossen und Felsenwüsten belebendes Element. Wohin kein Senn die schweren Thiere treiben darf, weil Weg und Steg verschwinden und die Kräuterdecke nur wie zerzauste Flocken am verwitternden Gesteine hangt, da klettert der braune, fröhliche Knabe mit der meckernden Ziegenschaar hinauf und träumt sich größer und reicher und seliger als Ordens-Komthure und Kapital-Regenten.

Und doch ists gewöhnlich der ärmste Bube des Dorfes, oft vaterlos oder ganz verwaist, der nicht die Jugendfreude anderer Kinder kennen lernte, nicht am elterlichen Herde Schutz und Nahrung und Frieden fand. Damit er nicht der Gemeinde zur Last falle und früh sein Brod verdienen lerne, wies ihn die Vormundschaft hinaus in die Einöde des Gebirges, wo sonst keines Menschen Fuß weilt. Dort ist sein Aufenthalt vom beginnenden Frühling bis spät hinaus ins Jahr; dort zieht Mutter Natur an ihrem Busen ihn groß und tränkt ihn mit reinem Aether und macht ihn groß und stark zum gefährlichen Beruf, den er spielend und mit Freude erfüllt. Aber er liebt sie auch, die nährende Mutter, und der wie ein wildes Reis aufgeschossene, halb verwilderte Knabe schwelgt in Genüssen, die wir bedürfnißvollen Thalmenschen kaum zu ahnen vermögen.

Der Bergbauer theilt die große reiche Tafel, welche die Alpen seinem Viehstande darbieten, nach seiner Konvenienz, nach der Mög-

lichkeit: den größten Nutzen aus den Weideplätzen zu ziehen, in verschiedene Klassen ein. Was drunten in der Nähe der menschlichen Wohnungen und in den „Vorderen Berggütern" liegt, das schneidet die Sense für die winterlichen Vorrathskammern, für die aromatischen Heustöcke ab. Weiter hinauf, was sanft geneigt als flächenhafte Halde oder Hochmulde sich ausdehnt, ist zu Kuhalpen „gerechtsamt und verbrieft" und wird nach den verschiedenen Staffeln mit einer bestimmten Anzahl Vieh „bestoßen" und „abgeätzt". Was darüber hinausliegt, steil und steinig wird, wo nur ganz kurzes Futter wächst, das steht im „Alprodel" als „Schaafalp" verzeichnet und wird in Tyrol und Graubünden an die Bergamasker Hirten verpachtet oder, in anderen Gegenden, sonst vom „Schäfler" abgeweidet. Und jene Parzellen endlich, die dann noch wilder und zerklüfteter sind, wo nur Legföhren und Alpenrosengesträuch den kleinen Kräuterwuchs überwuchern, — oder die Holzschläge und „Forst-Stocketen", in denen eine reichfarbig-blühende Flora prangt, nach der das große Milch-Vieh aber wenig Gelüsten zeigt, — diese gehören dem Geißbuben und seiner Herde an.

Es ist ein ganz anderes, lebensfrischeres, bestimmteres Naturell, das aus solch einem Geißbuben herausschaut, als das träge, verschwommene Element des strumpfstrickenden Schäfers in der norddeutschen Haide, oder des halb-stumpfsinnigen, platt-vegetirenden Dorfhirten in den Agrikultur-Distrikten. Hier ist Elasticität, Festigkeit, Raçe, — wenn auch noch so roh und naturwüchsig. Durch das tägliche Verweilen in der Wildniß und bei steter Uebung werden diese 12 bis 16jährigen Knaben so vertraut mit allen anwendbaren Vortheilen im Felsenklettern, daß man ebensowohl über ihre eminente Gewandtheit als naturalistische Gymnastiker, wie über ihre seltene Unerschrockenheit und ihren resoluten Ueberblick, mit welchem sie den rechten Pfad ausspähen, erstaunt. Da, wo man wähnt, es könne kaum eine Maus auf dem schmalen Felsenkarnieß vorüberschlüpfen, geschweige denn eines Menschen Fuß Raum

für Tritte finden, späht der Geißer Wege für sich und seine Ziegen aus. Pfeifend und johlend kriecht er wie eine Katze an den Absätzen herum, denn er hat ein Kletterbedürfniß in den Gliedern, das ihn nicht ruhen läßt. Schwindel ist ein Ding, das nicht in seinem Begriffs-Vokabularium steht. Als J. G. Kohl auf seinen Alpenreisen einen Gotthards-Bergbauer fragte, ob denn sein Bube keine Furcht habe, an den Zacken herumzuklettern, antwortete dieser ihm: „non ha paura di cervello“ d. h. er hat keine Gehirnfurcht (Schwindel); „als Säugling ist er mit Ziegenmilch genährt worden, und das giebt Berggeschick und Klettermuth.“ Das ist der gleiche Volksglaube wie mit dem Gemsenblut, von dem ältere Alpenbeschreiber faseln, daß die Jäger es warm tränken, um den Schwindel zu verlieren.

Und adlerartig-scharf bildet das Auge sich aus, eine Kräftigung der Sehorgane, die ans Mährchenhafte gränzt. So ein Bube zeigt uns auf stundenweit entfernten Höhepunkten Gemsen, beschreibt ihre Bewegungen und specialisirt das Terrain nach seinen kleinsten Formverhältnissen, wo der Ungeübte nur eine große, unbelebte Gesammtmasse erblickt. Aus solchen Buben werden dann in der Regel auch die verwegensten Wildheuer, die furchtlosesten und leidenschaftlichsten Gemsenjäger. Ich habe Geißbuben gesehen, die den Ernst eines in der Schule des Lebens gestählten Mannes hatten; unter der braunen, verwitterten Wildheit des Antlitzes schaute etwas von der kalten Energie jener Marmorgesichter hervor, welche die Helden alter Zeiten auszeichnete. O! Exemplare solcher Jungen giebts, die, wenn sie auf einem in der Weide liegenden Felsenbrocken stehen, trotz der zerlumpten Lodenhose und dem formlosen, alten Filzdeckel etwas Diktatorisches in ihrem ganzem Wesen haben; in dem ruhig beobachtenden Blicke, in den jugendlich-entschlossenen Mienen des verbrannten Gesichtes, in der dreisten, ungezwungenen Haltung, liegt das ausgeprägte Bewußtsein: „Hier bin ich Herr!“ — Und er ists im vollsten Maße, er ist Allein-

herrscher in dem von ihm betriebenen Gebiete. Gehen wir hinauf auf die Hochalp in die Steinriesete oder in die Gocht, wo der Geißer haust! Er, der vorhin uns mit einem elektrischen „Juchzger", wie man ihn weit und breit in den Bergen nicht mehr hört, bewillkommnete, hält uns nun, wo wir ihm näher kommen, keines Grußes werth. Keck schaut er uns ins Gesicht, als ob er fragen wollte: „Und nun?" Es liegt etwas Herausforderndes in dem messenden Blicke, und dabei spielt ein verschlagenes Lächeln, wie fernes Wetterleuchten, um die Mundwinkel. Nun gut! grüßen wir ihn zuerst und richten wir irgend eine Frage an ihn. Die seinem Ohre fremden Laute müssen ihm unendlich komisch klingen, denn das Lächeln nimmt einen leicht höhnenden Ausdruck an; es zuckt über die Stirn, als ob er sagen möchte: „Ach! Ihr Mode-Mannli, was wollt auch Ihr da in meinem Revier?" Nöthigen wir ihn endlich zu einer Antwort, so fragt es sich noch sehr, obs nicht eine ziemlich abweisende, wenn nicht gar trotzige ist. Er betrachtet es eben als absolut überflüssiges Unternehmen, da in die Wildniß zu ihm herauf zu steigen, und man darf es solchen in dieser Einöde aufgewachsenen, fern von allem geselligen Umgange abgeschnittenen, urnatürlich-entwickelten Knaben nicht verübeln, wenn Mißtrauen gegen fremde Leute in ihm wohnt. Eine Ausnahme davon machen die Appenzeller Buben; das Bedürfniß, in einem derben, ungesuchten Witze ihren Anschauungen und plötzlichen Launen Luft zu machen, der im ganzen Volke tiefwurzelnde Hang zur Spöttelei, tritt bei diesen Buben schon drastisch zu Tage, und es bedarf eines recht gemüthlichen, durchaus nicht empfindlichen Eingehens auf den angeschlagenen Ton, um sie zu einiger Vertraulichkeit zu bewegen. Hat man dies Ziel erreicht, dann ist solch ein Knabe aber mitunter auch ein wahrer Goldkerl voll frischer, urwüchsiger Gedanken, wie eine flott gewurzelte a la prima-Skizze eines genialen Malers. Aug. Corrodi schwärmt (in seinen genialen Alpenbriefen) mit Recht für den Hanbischli (Johann Baptist) auf der Ebenalp.

Aber auch den Gefahren gegenüber sind solche Buben völlig Herren ihres Revieres; von der Vermessenheit ihres Muthes, von ihrer spannfrischen, nervigen Schlagbereitschaft, von ihrer momentanen Entschlossenheit, macht man sich kaum einen Begriff. Sie sind gleichsam auf der Mensur großgewachsen, haben von Jugend auf den feindlichen Elementen trotzen lernen, und darum überrascht sie auch durchaus Nichts. Wehe dem Räuber, der ein Herdestück anzugreifen wagt, — er hats mit einem hartnäckigen, besonnenen und entschlossenen Kämpfer zu thun. Am Meisten habens die Buben auf die großen Raubvögel abgesehen; wissen sie das Nest eines solchen, so ists um die junge Brut geschehen. Beispiele von den frechesten Wagestücken, um Nester von Stoßvögeln auszunehmen, giebts in den Alpen allenthalben. Aber auch den Alten gegenüber stehen sie ihren Mann. Ein Bravourstück jüngerer Zeit möge hier Platz finden. Gegen Ende des Juli 1859 befand sich der vierzehnjährige Knabe Jann Guler auf einer Schaafalp im Gemeindsgebiete von Klosters (Prätigau), da wo es „im Hafen" heißt. Schon früher hatte er einigemal einen großen Raubvogel in den Lüften über seinem Weideplatze kreisen sehen und war deshalb besonders aufmerksam. Eines Tages sieht er plötzlich seine Thiere aufgeschreckt auseinanderfahren, und in der nächsten Sekunde stürzt ein völlig ausgewachsener Adler hernieder und verfolgt ein in die Legföhren sich flüchtendes Lamm. Der Knabe, rasch entschlossen, springt mit seinem eisenbeschlagenen Bergstecken zu dem Gebüsch, in welches der Raubvogel sich so völlig verstrickt hatte, daß er von den Flügeln keinen Gebrauch machen konnte; hier hämmerte nun der Knabe so lange energisch auf den Adler ein, bis dieser tödtlich getroffen erlag.

Nicht mindere Besonnenheit, Muth, Ausdauer und Gewandtheit entwickeln die Geißbuben, wenn eines ihrer Thiere sich verstiegen oder „verjuckt" hat, d. h. durch einen Sprung auf einen Felsensatz gekommen ist, von dem es weder vor noch zurück kann.

Denn wo nur irgend eine grüne Stelle lockt, klettern die Ziegen wie die Schaafe hin, erblicken dann von der Höhe unter sich abermals neue Rasenbänder und springen von Absatz zu Absatz, oft klafterhoch, hinab, bis sie nicht weiter können. Da wird es dann Aufgabe des hütenden Knaben, das gefangene Thier zu lösen. Unser Illustrator Rittmeyer hat auf dem beigegebenen Blatt einen solchen Moment dargestellt. Das ist ganz die zähe, unnachgiebige, störrische Natur eines ächten Vollblut-Geißbuben. Beide, Thier und Knabe, sind wie aus einem Stück gegossen. Droben schweben die Adler, die durch das Klagegeschrei der Ziege aufmerksam gemacht, diese, ohne des Buben Erlösung, durch Flügelschlag in die Tiefe gestürzt und als Beute zerfleischt haben würden. Und kämen sie noch jetzt, eher ließ sich der Bube mit in den Abgrund niederschmettern, als daß er seine Geißmutsch loßließe.

Im Hochgebirge bleiben die Schaafe oft Monate lang sich selbst überlassen und nagen die sporadisch an den Felsen hangenden Rasenstellen ab. Es genügt dann, daß der Eigenthümer vom Thal oder von seiner Hütte aus (wo er mit dem Großvieh weilt) täglich einigemal durchs Fernrohr seine Schaafe beobachtet und überzählt.*) Entdeckt er nun, daß sich einige derselben verstiegen

*) Ende Oktober 1867 begab sich Martin Horner von Netstall (Kanton Glarus) nach der Alp Auern um daselbst Schaafe aufzusuchen die er bei einem mehre Wochen vorher unerwartet eingetretenem, heftigen Schneefall dort hatte zurücklassen müssen. Von der Gaumer- (Hirten-) Hütte aus gewahrte er am s. g. Thorgrat, oben im Thäli, auf einem Felsen-Vorsprung, ein Schaaf. Vermuthend, es möchten noch mehre in der Gegend sein, wagte der kühne Mann, obwohl er ganz allein war, es dennoch, die Stelle, wo er das Schaaf wahrgenommen hatte, zu erklettern. Hier zeigte es sich, daß das Thier aus dem Schnee sich hervor gearbeitet hatte. Horner grub nun, gegen die Felsenwand hin, den Schnee 7 bis 8 Fuß tief weg und stieß alsbald auf weitere neue Schaafe, die dort unterm Schnee begraben lagen; sechs waren noch am Leben, die anderen tod. Mit unsäglicher Mühe gelang es dem Horner dieselben zu retten und in Sicherheit zu bringen. Was diese Thiere, die seit 24 Tagen unter dem Schnee sich befanden, auszustehen hatten, kann man beurtheilen, wenn man weiß das dieselben als Nahrung der Wolle sich bedienten, die sie gegenseitig sich abfraßen.

haben, so steigt er auf die Höhe des Gebirges, von der aus er glaubt senkrecht von oben herab den Schaafen beikommen zu können. Der Entschlossenste, meist ein Bube unserer Zeichnung, wird dann am Seil hinabgelassen. Da begegnets denn, daß die Thiere scheu gemacht durch die von oben herniederschwebende Erscheinung, diese wahrscheinlich für einen Raubvogel halten, sich zu flüchten suchen, und sämmtlich in den Abgrund stürzen. Dann aber kommts auch wieder vor, daß man die genaue Richtung verfehlt hat und der Bube noch über manches Rasenband, oder längs glatter Felsenwände, an denen er fast nur wie eine Schwalbe klebend sich zu halten vermag, weiter klettern muß. Hat er dann wirklich die Thiere erreicht, dann kommt erst das eigentlich Lebensgefährliche der Aufgabe. Auf schmaler Felsenkante muß er das Thier ergreifen, nach sich ziehen oder Angesichts des oft schaurigen Abgrundes das Thier sich über den Kopf heben und so belastet, nur mit einer freien Hand zum Anklammern, den Rückweg antreten, bis er das Seil erreicht, an dem dann das wiedergewonnene Herdenhaupt gebunden und emporgezogen wird. Dieses Manöver setzen solche Buben drei, vier und mehrmal fort, bis sie ihren Zweck erreicht haben. Sie sind durch Nichts abzuschrecken, und es ist oft vielleicht weniger der eigentliche Werth, um den es sich hier handelt, als das eigenwillige, starrköpfige Durchsetzen eines einmal gefaßten Entschlusses. — Aber auch ungeahnte, plötzlich hereinbrechende Gefahren drohen dem Geiß- und Schaafhirten wie jedem Aelpler. Im Juni 1863 trieb der Schäfler von Brienzwyler seine, über 100 Haupt zählende Herde, Nachmittags etwa 4 Uhr über einen guten sichern Pfad der s. g. Oltschiburg zu, wo die Schaafe gesömmert wurden, als plötzlich ob ihm, in schwindelnder Höhe ein großer Felsenbruch sich ablößte und die ganze Herde über den Abhang wie Staub wegschleuderte. Nur durch ein Wunder entging der Schäfler selbst dem Tode, während sein treuer, ihm auf dem Fuße folgender Hund gleichfalls vom Luftdruck er-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

griffen und hinabgeworfen wurde, doch aber mit dem Leben davon kam.

Und dann der Lohn aller dieser Gefahren, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten? — Betrachten wir die Lebensweise dieser originellen Halbwilden im Kulturlande ein wenig näher. Der Geißer treibt gewöhnlich Morgens sehr früh vom Thal aus eine große Menge Milchgeißen ins Gebirge hinauf. Hier schon ereignen sich reizende Scenen, eine Menge kleiner charakteristischer Momente die zur Darstellung eines alpinen Morgenbildes gehören; es ist als wenn die Ziegen, sowie sie aus den Ställen gelassen werden, untereinander sich begrüßten, und je nach ihren individuell-freundschaftlichen oder antipatischen Gesinnungen nach der gehabten Nachtruhe sich erkundigten oder absichtlich sich negirten. Der Gaißbub hat sein näschiges, neugieriges, überall hin excusirendes Hornvölklein gut in Ordnung und kommt mit demselben viel rascher in die Höhe hinauf, als man glauben sollte. Nun kommen drunten noch Nachzügler, die zu spät gemolken wurden; der Bub ist schon weit droben am Berge als immer noch keuchende Weiber die Spätlinge nachtreiben, welche rechts und links vom Wege abweichend, überall naschen, so daß sie der Herde kaum nachkommen. Der Geißer siehts ganz wohl, daß die Melkmütter fast den Athem sich ablaufen, — aber er kümmert sich nicht drum, man hört nur seine lauten, antreibenden Kommando-Worte; ehe die Sonne nur einigermaßen hoch steht, ist er schon mehrere Stunden weit von seinem Dorfe. Dort überläßt er die Herde ihrem bon plaisir, legt an einem ihm bequemen Platze sich nieder und verträumt im Ideenkreise seiner Geißbubenphilosophie den Tag. Hat er Hunger, so muß ein Stück hartes, trockenes Gerstenbrod und etwas Käse ihm zur Sättigung dienen, — hat er Durst, so zieht er die erste beste Ziege herbei, legt sich unter ihre Euter und melkt in den Mund hinein, daß es schäumt. Rückt dann der hohe Mittag heran, der mit sengender Gluth die Felsenwände erhitzt, dann sucht der Knabe

für sich und seine Herde ein schattiges Plätzchen, wo alle zusammen Siesta halten. So auch für einbrechende Hochgewitter hat er Höhlen oder Felsenbuchten, in die er sich flüchtet. Ists aber ein kalter, regnerischer Sommer, dann hat der arme, barfußlaufende Tropf höchstens einen alten Sack über die Schultern zum Schutz gegen die Nässe. Dessen ungeachtet ist er fröhlich und scheint die Unbilden der Witterung wenig zu fühlen. Abends dann treibt er heim, hat seinen Hut mit Alpenblumen geschmückt, und kehrt so frisch und kräftig ins Dorf zurück, als er am Morgen auszog. In gleicher Weise wie am Morgen ereignen sich, namentlich in den im Gebirge gelegenen Kurorten (wie z. B. in St. Moriz im Engadin) kostbare Scenen, reichlicher Stoff für Genre-Maler. Die Post ist angekommen und ladet eine Menge neuer um ihre Bagage, ihre Unterkommen besorgter Kurgäste oder Touristen aus; um die gleiche Zeit werden die Kühe und Geißen heim getrieben. Letztere, in ihrem naseweisen Naturell, beschnuppern die Koffer und Reise-Säcke, nagen wohl auch daran herum, während die Kühe mit ihren großen blauen Augen die Fremden, ihre Bagage, genug das Außergewöhnliche des sonstigen Dorf-Einerlei dumm anglotzen und ihre Verwunderung durch lautes Blöcken dem ganzen Dorfe ausdrücken. Die Hirten schreien dazwischen, wollen ordnen, prügeln auf ihre Herde erbarmungslos hinein; manche von den gehörnten Orts-Angehörigen machen ganze Wendung, die Besorgniß der aussteigenden Passagiere wächst, das Gaudium der älteren bereits an solche Auftritte gewöhnten Kurgäste erreicht seinen Höhe-Punkt, — allgemeine hochtragikomische Scene die nach und nach sich entwirret. — So gehts beim Geißbuben vom frühen Frühjahr bis in den Spätherbst. Und als baaren Lohn erhält er fürs Stück jährlich zwei bis drei Batzen. Es gehört eben Geißbubenstoff zu solch einem Menschen.*)

*) Der prächtige Gaißbube, den ich beim Niederschreiben gegenwärtigen Abschnittes vor Augen hatte, der von Wallenstaad (im Kant. St. Gallen in

Am Südabhange der Alpen giebts große prachtvolle, langhaarige Thiere. Im Herbst, wenn sie keine Milch mehr geben, werden sie in die Wälder getrieben, ohne Aufsicht und Huth sich selber überlassen, und erst im Frühjahr, wenn sie dem Gitzelen nahe sind, halb verwildert wieder eingefangen. Nach Belgien, Frankreich und England werden die zarten Ziegenfelle in großen Massen zur Verwendung für Glacé-Handschuhe ausgeführt. Ob wohl eine unserer schönen Leserinnen schon je daran gedacht hat, wenn sie ihre feinen, weichen, dehnbaren und parfümirten Handschuhe anzog, daß der Stoff dazu aus den wildesten und entlegensten Gegenden der Alpen stamme, wo die „Gizzi" und ihr Bub ein armseliges, dürftiges, aber freies Leben fristen?

Das Geißhirtenleben hat auch seine schauerlich-romantische Seite. Wenn Nachts die Eulen in den Wäldern schreien, daß es wie ein hölliſches Jauchzen klingt, ähnlich wie mans beim Heuet in den Bergen hört, dann sagt das Volk, es sei „der wilde Geißler." Mit dem soll es folgende Bewandniß haben. Ein großer Geißbube, der vor Uebermuth und Langeweile oft nicht wußte, womit er die Zeit sich vertreiben sollte und schon tausend tolle Streiche mit seinen Thieren begonnen hatte, gerieth auf den Einfall, einen großen, starken Bock zu kreuzigen, d. h. ihn an ein aus rohen Baumstämmen improvisirtes Kreuz mit Schlingpflanzen oder Stricken anzubinden, als Heiland aufzurichten und dann seine Herde davor zu treiben, mit der er Kirche halten wollte. Dieser Frevel wurde aber augenblicklich bestraft. Ein furchtbares Gewitter zog herauf, jagte mit schrecklichem Donner und Blitz die Herde auseinander und erschlug den Buben sammt dem gekreuzig-

---

der Schweiz) stürzte im Frühling 1863, als er eine, auf überhangender Felsklippe wachsende Blume zu erklettern strebte, in den Abgrund. Erst zwei Tage später fand man seinen zerschmetterten Leichnam; aber die Blume hatte er erreicht und hielt sie krampfhaft in der erstarrten Faust. Sie schmückte dann auch seinen Sarg. B.

ten Bock, so daß Aelpler ihn am anderen Tage mit gräßlich verzogenem Gesicht und über und über schwarz am Körper fanden. Zur Strafe aber für seinen gottlosen Muthwillen müsse er nun Nachts als „wilder Geißler" umgehen. Im Walde bei Adlenbach im Kanton Glarus hört man ihn Abends pfeifen, von wo aus er dann über die Alpen treibt. So meldets der Volksglauben. — Aber es giebt auch verhexte und verzauberte Ziegen. Corrodi's Hannbischli erzählte auf der Ebenalp wörtlich folgende Geschichte: „Eben im Herbst ist en Roßma (Roßhirt) uf de Siegel ui (auf den Alpsiegel hinauf), ebe daß er e Roß hät müsse suche. So hät er das Roß nit gfunde, 's ist niene gsi (es ist nirgends gewesen), und so ist er in e Stadel ie cho (in einen Stall hineingekommen) usem Siegel. Chuebode häßts. So sind siebe Motschgäße (ungehörnte Ziegen) drin gsi i dem Stadel. So hät's e ghungeret; so denkt er, er wöll suge (er wolle saugen, d. h. melken), und so wie=n=er wott suge, het's ke Milch ge, het's ke Strich gha (es hat keine Milch gegeben, keinen Strich gehabt); do sät er: „du Oflat du, bisch gad e Bock!" (du Unflath du, bist nur ein Bock). Und so händ die andere Gäße nebet ihm zue glachet. So hei's em gfürcht und so hei er gsät, das seiid Onghür (das seien Ungeheuer), da göng er wieder. Und so lauf er e halb Viertelstond wite abe und d'Gäße seiid em naheglaufe und heiid en all usglachet. Und so ist er halt in Sämtis abi und hät's Roß gfunde und ist mit i's Land usi gfahre (hinaus gefahren), und het's verzellt, wie's em im Chuebode gange sei: es seiid Onghür dobe, es sei nöd ganz richtig, 's hei em grusam gfürcht, er sei glause, daß er d'Füß fast verlore hei."

So wenig beneidenswerth das Loos eines alpinen Geißbuben auch erscheinen mag, so ists dennoch ein gemächliches und freundliches gegenüber dem von manchen Schaafhirten in den Alpen. Wir meinen hierbei nicht die Bergamasker Schäfer, die auch außerordentlich frugal leben und sich nicht getrauen von ihren selbst

producirten Käsen zu essen; sondern jene, in einer freiwilligen Verbannung den Sommer verlebenden Schaafhirten wie am Zäsenberg unterm Eiger und ähnliche. Der Zäsenberg liegt in der Tiefe des unteren Grindelwaldgletschers, gegenüber von den Schreckhörnern, und ist rings vom Eis umgeben. Hier wirthschaften zwei Hirten mit einem Buben, mehreren hundert Schaafen und einigen Ziegen. Die eine ihrer Sennhütten ist unter einem Granitblock ausgegraben, und die andere schmiegt sich an diese, aus roh übereinander gelegten Gneisscherben errichtet, an. Die Genügsamkeit dieser Hirten übersteigt, nach Hugi's Versicherung, der sie besuchte, alle Begriffe. Zwei kleine Kübel und eine Pfanne sind die ganzen Geräthschaften des einen Hirten. Der andere, welcher kleine Schaafkäse bereitet, hat ein paar Stückchen Hausrath mehr, Alles aber in urthümlichster Einfachheit. Das Holz muß mehr als zwei Stunden weit übers Eismeer heraufgetragen werden; nichtsdestoweniger gehen sie mit ihrem Bischen künstlicher Wärme sehr verschwenderisch um und stopfen nicht einmal die Klinsen zwischen den Steinen mit Moos oder Heu aus, um die Wärme zusammenzuhalten. Alles Denken, alles Weiterstreben scheint hier aufzuhören, und über die vorzeitlichen Einrichtungen hinaus wird Neuerungen kein Zutritt gestattet. Vom fröhlichen Leben, das auf anderen Alpen herrscht, ist hier nicht die mindeste Spur. Die Sprache scheint den Leuten eingefroren zu sein; ihr ganzes Wesen ist so frostig und kalt wie die wilde, große Eisnatur, welche sie umgiebt. Kein Mensch kommt zu ihnen hierher, und begegnets, daß einmal Touristen über die Strahlegg kommen, die sie von ferne sehen, so ists ein Ereigniß in dieser gewaltigen Einöde; zu keinem Dorfe kommen sie den ganzen Sommer über hinab, auf keine befreundete Alp können sie zum Zeitvertreib gehen, zu keinem theilnehmenden Menschen vermag das Johlen des Hirtenrufes zu dringen. Unter sich sprechen diese Troglodyten ebenso wenig, und nur ein kurz abgebrochener gellender Ruf ladet die Ziegen zum dargereichten Salz

und zum Melken ein. Die Schaafe aber irren, ohne je die Hütte zu sehen, immer auf den Kämmen und Graten umher. Was dann im Spätjahr die Herde, nachdem sie nach Grindelwald wieder hinabgezogen ist, noch übrig gelassen hat, das weiden endlich die Gemsen noch ab. — Noch trauriger ist der Oberaarhirt daran; im Jahre 1841 bei Agassiz's Besteigung der Jungfrau hatte man ein armes Bübchen von zwölf Jahren aus dem Wallis daherauf geschickt, das schlecht gekleidet und schlecht genährt, ein stupides Aussehen hatte. Es war für drei Monate mit Lebensmitteln versehen; sein Brod war so hart wie der Granit seiner jämmerlichen Hütte, und der Käse war trockner als das Heu, auf dem das arme Kind schlief. — So schlimm haben es nun freilich nicht alle Schäfler; es giebt deren, die ein ganz gemüthliches Leben führen. Da ist z. B. der Schäfler auf den Churfirst-Alpen, ein ungemein freundlicher und beredter Bursch, der aber das Unglück hat, keine Hütte zu besitzen. Man wollte ihm droben unterm Falzloch, wo der Uebergang ins Toggenburg ist, eine Hütte bauen; aber die kunstlosen Naturmauern wurden, wie der Mann behauptet, immer wieder von unsichtbaren Händen eingerissen und die Arbeiter mit Steinwürfen verfolgt, so daß der Bau unmöglich wurde und aufgegeben werden mußte. Seitdem weiden die Schaafe unangefochten im Felsenkessel des Käsera-Ruck, und der Hirt hospitirt in den Hütten von Büls.

Von einem anderen Robinson Crusoe, dem Schaafhirten von Schnals erzählt Steub in seinem kostbaren Buche „drei Sommer in Tyrol" der ganz in Thierhäute gehüllt, mit verwirrten Haaren und wohl seit Monaten ungewaschen aus seiner kleinen schwarzgrauen Hütte ihnen sehr freundlich entgegen getreten sei und große Freude darüber bezeugt habe, daß man ihm einen Besuch abstatte. Mit größter Gastfreundschaft habe er ihnen von seiner Milch angeboten und fand für seine Gabe sich mehr als königlich belohnt als die Reisenden ihm einen

Schluck von ihrem Vintschgauer Branntwein gaben. Am Thürpfosten hatte er ein geschnitztes Heiligenbild angeheftet, vor welchem, wie dieser edle Wilde sagte, er seine Andacht verrichte.

Dies ist noch eine der Kehrseiten vom Leben in den freien Alpen.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Der Wildheuer.

Und weiter, höher, steiler treibt die Hast,
Der Unmuth fort, der Berge trüben Gast,
Auf Klippen, wo den Pfad die Furcht verschlingt,
Wohin verzweifelnd nur die Gemse springt.

Lenau.

Droben, auf jenen Felsenköpfen, die vom Thal gesehen für den menschlichen Fuß unerreichbar scheinen, dort wo die kleinen runden, maigrünen Rasenpolster, eine freundliche, das Auge beruhigende Unterbrechung, an den glatten, senkrechten, grauen Fluhwänden hangen und die, von der Verwitterung gerissenen, klaffenden Zacken-Linien des todten, spröden Gesteines mildernd überkleiden, — da wo man höchstens die Horste des Adlers und Lämmergeiers sucht, — dort ist der Ernteplatz für den Wildheuer.

Als Armgart, das vom Kummer gequälte Weib, in Schillers Wilhelm Tell, dem Landvogt Geßler auf offener Straße sich vor das Roß niederwirft und jammernd ihm entgegenruft:

„Mein Mann liegt im Gefängniß;
„Die armen Waisen schrei'n nach Brod — Habt Mitleid,
„Gestrenger Herr, mit unserm großen Elend!"

und Rudolph der Harras ſie darauf fragt:

„Wer ſeid Ihr? Wer iſt Euer Mann?

da antwortet ſie mit zitternder Stimme:

„Ein armer Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
„Der überm Abgrund weg das freie Gras
„Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
„Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen.“ —

und der ſtolze Ritter, wohl wiſſend, welch trauriges Loos dieſer Erwerb iſt, bittet nun ſelbſt für den Mann:

„Bei Gott! ein elend und erbärmlich Leben!
„Ich bitt' Euch, gebt ihn los, den armen Mann!
„Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
„Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.“

Ja, wahrlich, es iſt ein armſelig Leben, ein müheſam Tagewerk, voller Entbehrungen, gegen Wind und Wetter kämpfend, ſtets mit einem Fuße auf der Gränzlinie zwiſchen Leben und Tod ſchreitend. Denn zu Wildheuplätzen werden lediglich jene ſchwer nahbaren Grashalden im Hochgebirge, meiſt über der Waldregion gelegen, alſo in einer Höhe von 6000 Fuß und darüber, erklärt, die ihrer ſteilen Böſchung halber weder mit Schaafen noch Ziegen, viel weniger mit ſchwerem Großvieh betrieben werden können, oder zu denen der Aufgang für eine Herde völlig unpraktikabel iſt.

Hierher, wo höchſtens der Wageſprung der ſchwindelfreien Gemſe noch Boden findet, anklammernd ſich feſtzuhalten, — hierher wagt der Menſch ſich im Kampfe um ſeine Exiſtenz, hier ſucht er Winterfutter für das, ihn und die Seinen ernährende Stallthier; — und wenn das Bibelwort Moſis dem Arbeiter ſein hartes Loos phrophezeit: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen“, — ſo muß man beim Wildheuer hinzufügen: „als Lohn deines Arbeitsmuthes und deiner Todesverachtung, darfſt du deine Milch trinken.“ Denn es giebt Wildheuplätze, wo der erwerbungsluſtige Wagehals den ganzen Tag über die Fußeiſen

nicht ablegen darf, weil er zu seinem Schutz bei Schritt und Tritt mit den Stachel-Sohlen sich am Boden einbohren muß.

Diese ungeheuerlichen Gegenden, die fast einem Besitzthum im Monde gleich zu achten sind, weil ihr Werth erst durch die Tollkühnheit des Wagehalses geschaffen wird, der, um der Aussicht auf einen dürftigen Gewinn halber, sein Leben als Einsatz riskirt, — diese kulturunfähigen Wildnisse, sollte man meinen, müßten Gemeingut alles Alpenvolkes, ein und desselben politisch zusammengehörenden Landes sein. O nein. Die Eroberungssucht und Habgier des Menschen und dessen Bestreben, durch Verträge seinen Besitzstand sicher zu stellen, bringt auf Erden so weit, als das Auge zu reichen vermag. Da, wo Grenzsteine und trennende Holzhäge oder tiefeingeschnittene Runsen und Tobel als natürliche Grenzen des Mein und Dein im Gebirge nicht sichtbar scheiden, läuft die Gemeinde-March eines Alpendorfes in idealer Linie über geborstene Felsenzacken und umnachtete Abgründe, über Gletscher und Firnfelder, durch Wüsteneien, in welche vielleicht noch nie eines Menschen Fuß hindrang.

Aber innerhalb dieser Gemeinde-Grenzen handelt es sich um Aufstellung einer zweiten Linie, welche die guten, für den Weidegang brauchbaren Alpenmatten von den gefährlichen Grashalden oder „Bösenen" trennt, — und diese steht nicht allenthalben fest. Darum herrscht selbst hier oben, in diesen wildesten Gegenden des Gebirges, der alte, wohl nimmer endende Hader zwischen den Schicksals-Antipoden „Arm" und „Reich." — Denn der habliche, im Bewußtsein des Besitzes sich fühlende Bauer, der so glücklich ist, ein ganzes Sennthum Vieh zur Sömmerung auf die Alpen treiben zu können, der seine Stimme im Gemeinderathe mit Nachdruck erheben darf, weil er zur Geld-Aristokratie des Dorfes zählt, dieser will sich den Vollgenuß seiner Privat- oder Kommunal-Rechte nicht um einen Zoll schmälern lassen und begehrt nach altem Landesbrauch die wachsenden Kräuter zur Weide für sein Vieh, „so weit man mit Kuh und Kalb ätzen könne." Dies ist

freilich sehr relativ, und es kommt dabei viel auf die Schwere des Viehs, dessen Kletterfähigkeit und auf das Risiko an, welches jedenfalls derjenige übernimmt, der Herden an Orte treibt, die wenig geeignet für Weideplätze sind. — Der arme Wildheuer dagegen, auf dem der Ernst des Lebens bitter lastet, der mit Todesgefahr schwer nach dem kümmerlichen Erwerbe ringt, der vielleicht kaum ein mageres Zicklein sein Eigenthum nennt, der aber ebenso gut anspruchsberechtigter Gemeinds-Genosse ist, wie der vermögliche Sennten-Bauer, findet die Gränze für den Anfang seiner Sichelthätigkeit zum Abmähen des den Armen gehörenden Wildheues schon einige hundert Fuß tiefer in den Alpen. Darum stehen die Ansprüche der Besitzenden und die der Besitzlosen in denjenigen Gegenden immer auf der Mensur, wo nicht durch endgültigen Gemeinde-Beschluß allen Interpretationen ein für allemal vorgebeugt wurde.

Der Wildheuer übt seinen halsbrechenden Beruf begreiflich nur während weniger Wochen im Jahre aus, gemeiniglich in den Monaten August und September; die übrige Zeit hindurch ist er Kleinbauer, Tagelöhner, im Herbst vielleicht Gemsenjäger, im Winter Weber, Holzschnitzler, Dorf-Handwerker oder Waldarbeiter. Entweder durch Gemeinde-Beschluß oder durch das Gesetz ein für allemal, (Glarus den 13. August), wird der Tag festgesetzt, von welchem an das Wildheuet erlaubt ist. Aus einer Haushaltung darf in der Regel nicht mehr als ein Mann gehen.

Um Mitternacht vor der Eröffnungsfrist zieht der Wildheuer aus; mit Tages Anbruch will er schon auf jener „Plangge" sein, die er sich als Ernteplatz auserwählt hat. Freudigen Muthes nimmt er Abschied von seinem „Heimet", von Weib und Kind, — vielleicht für ewig, — auf Nimmerwiedersehen. Die Sense, der Bergstock, die Fußeisen, ein Garn oder Tuch, um das zu gewinnende kurze Heu darin zu den „Wild-Gaden" zu tragen, und ein Säcklein mit Lebensmitteln bilden die ganze fahrende Habe

des armen Mannes. Mitunter folgt ihm eine Ziege als getreue Genossin und milchspendende Quelle in seine Einsamkeit. So gehts durch die Nacht fort, bergauf. Wie es dämmert, „juheit" er mit schmetternder Stimme in die schweigende Felsenwelt hinein, an welcher er auf schmalem Pfade emporklimmt. Weich modulirend wirft das Echo den dargebrachten Morgengruß zurück, und von verschiedenen Seiten, von nah und fern, antworten die Stimmen anderer Kameraden, die auf gleicher Bergfahrt begriffen sind. Es geschieht aus Ungeduld und Besorgniß, um auszukundschaften, ob ihm nicht ein Anderer zuvorgekommen sei. Denn zu Schutz und Trutz muß der Wildheuer gerüstet sein, nicht nur gegen die Unwirthlichkeit der Gebirgsnatur, sondern auch gegen seinesgleichen, gegen den Konkurrenten seines Erwerbes, der ihm vielleicht den Platz streitig machen will. Da hats schon blutige Kämpfe gesetzt, dicht am Abgrunde, da wo jeder unbewachte Tritt über die Schwelle zur Ewigkeit führen kann.

Das Heuen ist aber außer den genannten, noch von anderen Fährlichkeiten bedroht. Schon mancher Wildheuer wurde von herabstürzenden Steinen erschlagen, die von höher gelegenen Felsenwänden abbröckelten; andere ereilte der Tod, wenn sie die vom schweren Gewitterregen urplötzlich hochangeschwellten Runsen durchwaten wollten, ausglitten und vom jagenden Wildwasser fortgerissen wurden. Oder jäher Schneefall, der auf Höhen von 6000 Fuß und darüber im Hochsommer keine seltene Erscheinung ist, überdeckt und verkittet die schmalen Felsenbänder binnen wenig Minuten dermaßen, daß über dieselben hinabzusteigen fast unmöglich wird. Und solche Quergurte sind an den vertikal aufstrebenden Riesenkörpern der Berge meist die einzigen natürlichen Zugänge, deren der Wildheuer sich bedienen kann, um zu seinen „Fluhsätzen" oder „Bergbetten" zu gelangen.

Je wärmer und beständiger die Witterung im August und September ist, desto reichlicher fällt auch die Bergheu-Ernte aus,

und ineinandergerechnet vermag jeder Mann täglich wohl einen Zentner einzubringen. Er verdient damit etwa einen Tagelohn von 3 bis 4 Franken. Tritt aber stürmisches Wetter ein, weht der in der Höhe oft wildbrausende Wind das geschnittene Kammheu über die Wand hinab, dasselbe weit umher zerstreuend, oder schwemmen brausende Regengüsse dasselbe fort, dann ist freilich viel Gefahr und mühevolle Arbeit umsonst gewesen. Denn das Wildheu besteht größtentheils aus zarten, dünnstengeligen, kurzen Kräutern und Gräsern von ungemein zierlichem Wuchse, eine wahre Liliputaner-Vegetation, gegenüber dem halmenreichen, hochgeschossenen, breitblätterigen „Feistheu" der Thalwiesen. Die duftende Mutteri (Meum mutellina) mit ihren röthlichen Dolbenblüthen nimmt die vornehmste Stelle unter den Futterpflanzen ein; sie gilt für das milchergiebigste Alpenkraut, dem das Adelgras oder Riz (Plantago alpina, Alpenwegerich) an Milchgehalt zunächst steht. Mit ihnen konkurriren: die flach an den Boden gedrückte Bergbenedikte (Geum montanum, Bergnelkenwurz) mit breiten, leyerförmigen Blättern und großen rosettirten Goldblüthen, — das niedliche, weißblumige Alpenmaslieb (Chrysanthemum alpinum), — der zierliche Mannsschild (Androsace obtusifolia und chamaejasme) und das runde Frauenmänteli (Alchemilla vulgaris und A. alpina), auch „Thaumänteli", „Thauschüßeli" genannt, weil die mittelalterliche Heilkunst und der Volksglaube dem, auf die nierenförmig-rundlichen, seidenharigen Blätter niedergeschlagenen Thau Wunderkräfte zuschrieb. Dazwischen birgt sich der hygrometrisch-empfindliche Eberwurz (Carlina acaulis), der zwergartige Alpenehrenpreis (Veronica alpina), das niedrige, brennendgelb blühende Fingerkraut (Potentilla aurea), der feingestaltete Alpenschwingel (Festuca pumila und nigrescens), der niedliche Felsen-Windhalm (Agrostis alpina), und die ihrer Nährkraft halber hochgeschätzte Romehe (Poa alpina, Alpen-Rispengras). Aus diesem, oft dicht ineinander gefilzten Kräuter-

raſen erheben ſich ferner ſporadiſch das Frauen-Schüheli oder der Wundkrautklee (Anthyllis vulneraria und deſſen Alpenform: A. alpestris Hegetschweiler), die ſchwarzgrün-kelchige Schaafgarbe (Achillea atrata) auf niederem, mit vielfach geſchlitzten Blättchen garnirtem Stengel, — der prächtige Alpenklee (Trifolium alpinum und medium) mit ſeinen herrlichen fleiſchrothen, großblüthigen Blumenknäueln, — der vereinzelt wachſende Knöterich (Polygonum viviparum) über ſeine lanzettförmigen Blätter langſtengelig die mit rothen Knötchen beſetzte weiße Blumenähre hervorſtreckend, — dann die aus dichtem Raſenſchopf die azurblauen Blumenköpfchen emportreibende, niedliche, pfriemenblätterige Rapunzel (Phyteuma haemisphaericum), — der bunte Hafer (Avena versicolor), — die purpurgoldigen Crepis-Arten, die brennend-violetten Campanulen, die behaarten Hieracien, die lappenblätterigen Alchemillen, die Gentianen, die endloſe Sippſchaft der Gramineen und wie die kräftigen, aromatiſchen Bergpflanzen alle heißen. Dieſe zuſammen komponiren das Wildheu, welches darum auch von ungemein ſtarkem Geruch iſt, das Vieh viel raſcher mäſtet und eine an Butterkügelchen ungleich reichhaltigere Milch liefert als das Thalheu. In Norwegen halten es die Bergbauern der Kjölen für ein Polychreſtmittel wider alle Viehkrankheiten; deshalb holen ſie es mit Lebensgefahr von den höchſten Zacken und Zinken, und heben ein Bündel davon als Arkanum bis zur nächſten Ernte auf.

Iſt das Heu je vom einen zum anderen Tage glücklich gedörrt, ſo gilts, daſſelbe an einem tieferliegenden, beſſer zugänglichen Platze zu ſammeln. Dieſer Theil der Arbeit iſt nicht minder beſchwerlich und gefahrvoll als der des Abmähens ſelbſt. Wenn die Felſenwand, ob welcher der Heuplatz liegt, nicht zu hoch oder zerklüftet iſt, dann wirft der Wildheuer die in grobe Leintücher oder Netze zuſammengepackten „Burdenen“ einfach hinab, ſteigt unbelaſtet hinterher und befördert Alles an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Ist aber der Felsenhang sehr tief, so daß durchs Werfen die schweren, fest zusammengeschnürten Bündel beim Auffallen zerplatzen könnten, oder ist die absinkende Fluh stark mit Gestrüpp und Knieholz bewachsen, in welchem das Ballot hängen bleiben könnte, dann hat der Wildheuer keine andere Wahl, als die zentnerschweren Lasten auf den Schultern hinabzutragen, — hinabzutragen auf Pfaden, die oft kaum Raum bieten, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Man denke sich eine Felsenwand mehrere hundert Fuß fast lothrecht über der darunterliegenden, üppiggrünen Alpen-Terrasse aufsteigend und hoch droben auf dem Felsengerüst die Wildheu-Plangge. Diese ungeheure Strebemasse, gegen welche der größte Münster, das riesigste Bauwerk der Erde Spielzeug zu sein scheinen, besteht aus emporgerichteten, gleichsam auf die Kanten gestellten Schiefer-, Kalk- oder Dolomit-Schichten. Die Verwitterung hat in verschiedener Höhe einzelne Lagen abgeblättert, gebrochen und zu Thal gestürzt, so daß, gleichsam terrassirt, horizontal geneigte Bruchkanten an der gewaltigen Front, wie Gesimse an einem Gebäude hinlaufen. Je nach der Dicke der abgebrochenen Schichten, sind begreiflich auch diese Gesimse nur wenige Zoll oder Fuß breit und bilden jene „Felsenbänder", oder wenn sie bewachsen sind, s. g. Grasbänder (Draie), die vom Thal gesehen, gleich dünnen, zarten, grünen Litzen die graue oder okerfarbige Felsenfront überspinnen. Es sind die Pfade des Gemsenjägers, des Wildheuers. Rechts wächst die Wand jäh, glatt, senkrecht in die Lüfte empor bis zum nächsten Rasenband oder bis zu den Gipfelzacken, — links sinkt sie ebenso steil in die Tiefe nieder. Dazwischen liegt der Felsenweg, abschüssig, schlüpfrig, bröcklig, oft nur wenig Spannen breit. Frei kann das Auge über das große Thalbild hinschweifen, wenn der Kopf schwindelfrei und an die gewaltigen Eindrücke gewöhnt ist; ein unseliger Blick in die erblauende Tiefe, — hinab auf die Gipfelpyramiden der Tannen-

wälder, die zu Moosdecken zusammengeschrumpft zu sein scheinen, — reißt den Mann mit magnetischer Kraft zum Todessturz.*)

Verschwunden ist das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und selbst der Pfad scheint bang zu beben,
So zwischen Wand und Todesklust. Lenau.

Aber das Bergvolk ist so gewöhnt an die Größe und Majestät seiner Alpenwelt, so vertraut mit den entsetzlichen Schrecknissen der Gebirgsnatur, daß es da droben, wo jeder Andere zittern würde, erst recht in seinem Elemente lebt und webt. Die meisten Unglücksfälle, welche beim Herabtragen sich ereignen, entstehen dadurch, daß der Träger mit seiner Bürde an irgend einem Strauch oder Felsenvorsprung hängen bleibt, das Gleichgewicht verliert und stürzt. Schon frühzeitig nimmt der Vater den Buben mit in die Berge, daß er sich gewöhnen lerne. Anfangs schreitet dieser wohl etwas befangen längs den Abgründen, hält sich am Gestein fest und läßt mit Herzklopfen, in bangender Neugier den Blick niedersinken auf die Waldnacht in den Tobeln, auf den tief drunten rauschenden Bergbach oder auf die silberblinkenden, steinbeschwerten Schindeldächer der Sennhütten, während der Alte mit schwerer Last im Nacken, sichergewohnten Schrittes ihm folgt, überrechnend, ob er mit dem Ertrage seines Tagewerkes den Zins auf Michaeli werde decken können. Aber es macht dem Buben Freude, es ist der Durchbruch des zähen, trotzigen, nach Selbstständigkeit ringenden Naturells, das allen Gebirgsvölkern eigen ist, die im Kampfe mit der sie umgebenden Natur groß werden. Welches Loos harrt denn des Knaben? Muß er nicht das Handwerk des Vaters auch einst ergreifen? Ihm bleibt keine Wahl.

*) Ich erinnere hierbei an den tragischen Tod meines jungen Freundes des Botanikers Dr. Wilhelm Kabsch aus Breslau, am 20. Juni 1884 unterm Hohen Kasten (Kanton Appenzell), der jedenfalls auch durch einen Schwindel-erregenden Blick, Haltung und Kraft verlor, als er allein botanisirend von den Rasenbändern dieses Gebirgsstockes zur Tiefe stürzte. B.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Weiter drunten, wo der Berg sich behaglich auszudehnen beginnt, am Fuße der Schreckenswände, stehen kleine Heuspeicher, kunstlose Holzhütten, — „Bargaun“ nennt sie der romanische Graubündner, — „Gäden“ der deutsche Schweizer; in diesen birgt der erntende Wagehals sein gewonnenes Wildheu den Herbst über, bis der Schlittweg des Winters ihm bequeme Gelegenheit giebt, die Vorräthe vollends ins Thal hinab zu bringen. Oft aber fehlen auch diese armseligen Nomaden-Magazine, und vertrauend auf gut Glück und den Rechtlichkeitssinn seiner Nachbarn, speichert er die errungene Habe im Freien auf, wo einiger Schutz gegen Sturm und Unwetter ist. Solche „Heu-Feimen“ werden um eingerammte Stangen festgetreten und mit großen Steinen beschwert. Nicht selten aber ists der Fall, daß, wenn der arme Mann um Weihnachten sein gewonnenes Futter holen will, die Berghasen oder anderes hungeriges Wild, seine Vorräthe halb aufgezehrt haben.

Im Winter, wenn dann Weg und Steg dick eingeschneit sind und alle Felsenvorsprünge unter der großen allgemeinen weißen Decke verschwimmen, wenn

> Eisblumen starr krystallen an den Scheiben
> Wie ein Gehege gen der Sturmnacht Tosen, — A. Grün.

dann geht der Wildheuer mit seinem „Hornschlitten“ auf dem Rücken, sobald der „Schnee trägt“, d. h. sich fest gesetzt und eine harte Kruste bekommen hat, hinauf zu seinen Magazinen, ladet einen derben „Schochen“ festgeschnürt auf, stellt sich dann zwischen die hoch heraufgehenden Kufen an die Stirn seines Fahrzeuges, und dieses gleitend in Bewegung setzend, jagt er mit Lokomotiven-Geschwindigkeit über die Abhänge hinab. Auch dieser letzte Theil der sorgenvollen Arbeit ist noch mit großer Gefahr verbunden, weil gar häufig, wenn drunten im Thal Alles pickelhart gefroren ist, in der Höhe weit mildere Lüfte wehen oder gar der warme Föhn regiert und dann Lauinen losbrechen, die den Mann sammt seinem

Geschirr begraben. Darum bereitet sich der Tyroler, wenn er mit seinen Gefährten zum „Hatzen oder Heuziehen" in die Berge geht, auf alle Schicksalsfälle vor, und ein gemeinsames Gebet eröffnet das bedrohliche Tagewerk. Glückt das oft wiederholte Wagstück, kehren Alle wohlerhalten und frischen Sinnes heim, dann wird das Gelingen durch eine gemeinsame Zeche, das „Hatzermahl" gefeiert.

Nicht alles Heu, welches im Winter ab den Bergen geschlittet wird, ist nur Wildheu; es giebt auch Bergwiesen, die ebenso bewirthschaftet werden wie die im Thale liegenden fetten oder „Mahd-Wiesen." Liegen diese nun zu entfernt vom Dorfe oder des Eigenthümers „Heimet", dann wird der Ernte-Ertrag derselben, ebenso wie das Wildheu in Gäden aufgespeichert, und entweder an Ort und Stelle im Winter gefüttert, oder in angegebener Weise zu Thal geschlittet. — Die Verwegenheit und das Geschick, mit denen der Heuschlitter seine, ihn hoch überragende, mehrere Zentner wuchtige Ladung dirigirt, ist bewundernswürdig. Völlig vertraut mit den Gefahren, welche ihn bedrohen, kennt er die (jetzt mit Schnee ausgefüllten) Schluchten, durch welche seine Eisbahn läuft, bis in die kleinste Einzelnheit genau; mit scharfem Blick und sicherer Berechnung zirkelt er die Bogenfahrt ab, so daß er pfeilschnellen Fluges dicht am schauerlichen Abgrunde mit seiner Last vorüberstürmt; — nur wenig Fuß Fehlberechnung in der Kurve, würde ihn hinabschleudern in Tiefen, aus denen es keine Rückkehr giebt.

„Dem Muthigen hilft Gott" und „Kein Muthiger erbleicht vor kühner That!" Diese Worte Schillers finden volle Anwendung auf alle Wildheuer, namentlich aber auch auf jenen tollkühnen Molliser (Kanton Glarus), der einst von den Heubergen unterm Frohnalpstock bei seiner Fahrt zu Thal den allerdirektesten und schnurgeradesten Weg über die treppenförmig sich abtiefenden Fluhsätze nahm. Sichere Zeichen verkündeten ihm, als er droben geladen hatte, daß Lauinenstürze zu befürchten ständen. Mehrere Stellen seines gewöhnlichen Weges lagen in den Schreckensbahnen

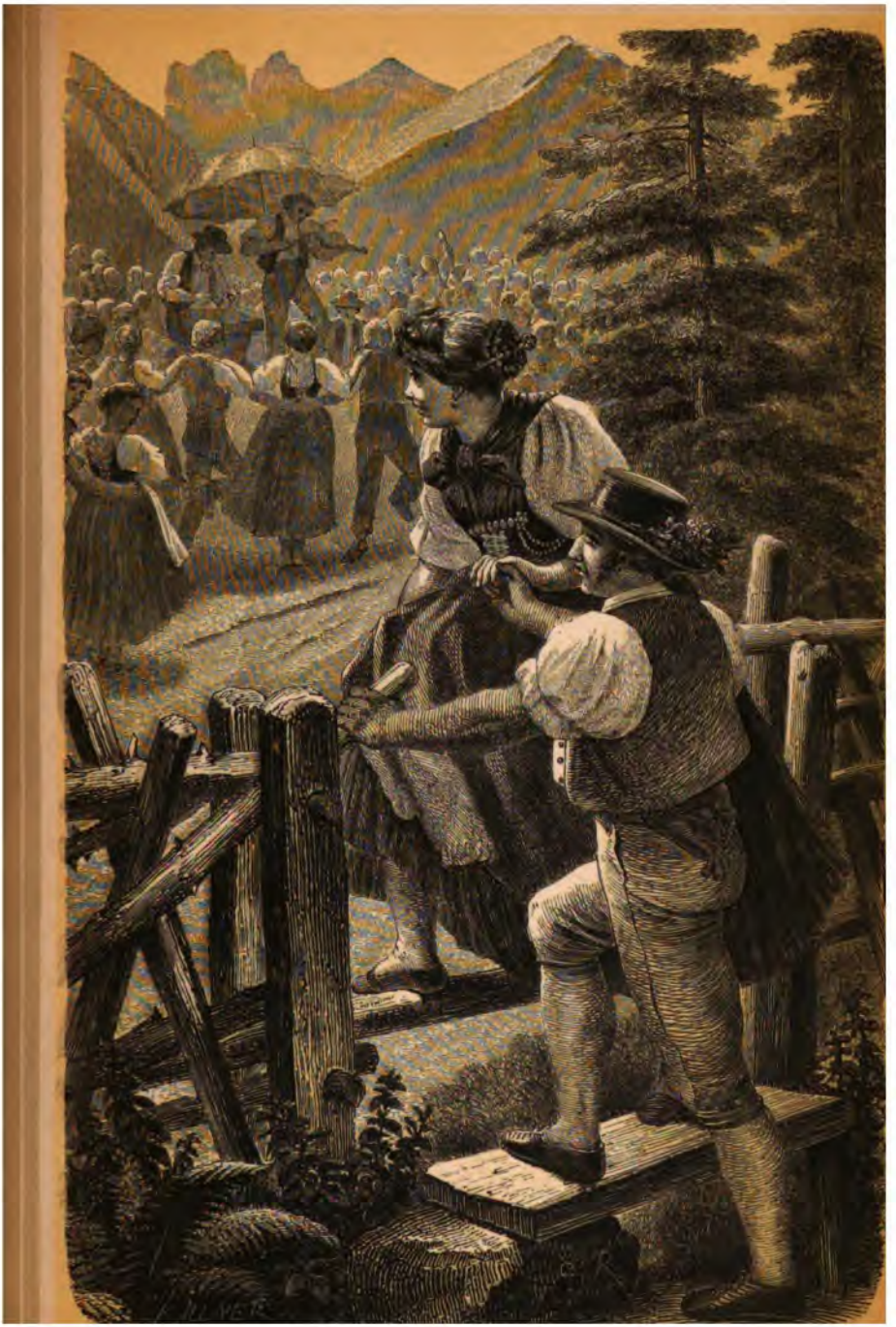
dieſer Donnergrüße des Winters; ihm drohte der entſetzliche Tod: verſchüttet zu werden. Jede Minute Zögerung vergrößerte die Gefahr. Da entſchloß er ſich kurz, befahl dem Himmel ſeine Seele und wählte unter zwei Schreckniſſen das kleinere. Wer das Terrain kennt, hält ſolch ein Unternehmen für Wahnwitz; denn es iſt weitaus mehr Wahrſcheinlichkeit, daß der Wagehals dabei umkommt, als daß ſeine Force-Tour gelingt. Genug, unſer Heuſchlitter unternahms, ſtellte ſich jedoch nicht an die Spitze ſeines Trains, ſondern klammerte ſich hinter demſelben an, ſteckte den Kopf ins Heu und überlies das Weitere der Fügung des Schickſals. Und ſiehe, die kühne That gelang, den muthigen Mann rettete ſeine gewaltige Entſchloſſenheit.

Alpstubete oder Aelplerfest.

Ich seh vor mir den stillen Alpensee,
Von hoher Bergwand sorglich eingegränzt.
Wie lacht vom Haupte nicht der frische Kranz
Dornloser Alpenrosen, überhängt ins Thal,
Und schüttelt seine Blüthendolden aus'
Aufs junge Volk, das auf der Matte tanzt
Beim Klang des Hackbretts und der luft'gen Geige.
Da schwingt der Bursche hoch sein Sennenkind
Und stampft im Jugendübermuth den Rasen,
Indeß ein helles Jauchzen wiederhallt,
Der Freude Rottenfeuer, von den Bergen.
O, unversiegbar bist du frischer Quell
Des Lebens, wie du sprudelst aus dem Volke,
Wenns nicht in Dämme künstlich eingezwängt,
Nein, frei hinrollt in selbstgeschaff'nen Wegen.

Carl Morell.

Das Volksfest! Dieses Erinnerungs-heitere, Freude-verheißende Wort, an dem die Hoffnung von Tausenden fröhlich emporrankt, — dieses strahlende Gestirn im trüben Gedränge des einförmigen Alltagslebens! wie sehr entschwindet unter dem Einflusse der fortschreitenden, mächtig-umgestaltenden Zeit, immer mehr sein ursprüngliches, kindliches, harmloses Wesen! wie verliert es täglich mehr



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

an frischem Geist und Gehalt, und bleicht zum blassen, mark- und körperlosen Schemen ab! Schon müssen sinnenberauschendes Gepränge und eitler Tand jene Gemüths-Armuth und Blöße decken, die mit dem Ueberwuchern des Scheins, auch bei den Festen, wie eine böse Seuche immer schrecklicher um sich greift. Da tritt uns denn ein Aelplerfest in seiner ungesuchten Einfachheit, in seiner natürlich-sprudelnden Lust, als eine wohlthuende Erscheinung entgegen. Wie sich so Manches in Sitten und Gebräuchen noch rein und ungeschminkt beim Gebirgsvolke erhalten hat, gleich als ob der harte, feste Grund und Boden, auf dem es lebt, auch in sein Denken und Handeln übergegangen wäre, so sehen wir noch heute den kecken, muskelstrammen Burschen auf der Alp die Spiele üben, an denen sich die Aeltervăter vor Jahrhunderten ergötzten und ihrer Zeit ein kräftiges und unerschrockenes Geschlecht gaben.

Alpstubeten oder Dorfeten sind Hirtenfeste, die so alt sein mögen, als die Sennerei, die so lange bestehen, als die Herden zur Alp getrieben werden. Ihr Name ist ebenso naiv und an die Anfänglichkeit der Zustände erinnernd, wie ihr Wesen und Verlauf heute noch ist. In jenen zerstreuten Gebirgsdörfern die aus den allmählichen Ansiedelungen und Familien-Erweiterungen entstanden, die abseit der großen Handelswege und Verkehrsstraßen lagen, gab es bis in die jüngste Zeit, und giebts sogar heute noch in Savoyen, Wallis, Graubünden und Tyrol keine Wirthshäuser mit großen Lokalitäten. Die Alpenbauern kannten das Bedürfniß nicht, zu einem ihrer Nachbarn zu gehen, um bei demselben für Geld zu zechen; Geld überhaupt kursirt in manchen Bergdörfern fast das ganze Jahr nicht, weil jeder selbst erzeugt, was er für sein Haus bedarf. Wohl aber stellte sich bei ihnen das Bedürfniß geselligen Lebens, freundnachbarlichen Besuches zum Zweck der Unterhaltung ein, und da es, wie gesagt, keine Gesellschaftshäuser und keine Casino in den Gebirgsorten giebt, so ging man in die Stube des Anderen, und diese Visite wurde eine „Stuberta" genannt.

Die Bezeichnung wurde aber auch ganz beſonders auf jene Zuſammenkünfte junger Leute angewendet, welche zu Spiel, Geſang und Tanz ſich in der größten oder am Bequemſten gelegenen Stube eines Nachbarn zuſammenfanden, und dieſe improviſirten Geſellſchaften beſtehen überall in den Alpen und im Schwarzwalde noch. Sie ſind nun keineswegs immer ſo harmloſen, idylliſchen Charakters, dieſe eigentlichen Stubenzuſammenkünfte, wie man behaupten will, ſondern ſie ſind vielſeitig Urſache immer größerer Entſittlichung des Volkes.

Anders verhält ſichs mit unſeren Alpfeſten, auf welche man, da es gleichfalls Beſuche und Vergnügungs-Anläſſe, wie die drunten im Dorfe, ſind, auch den gleichen Namen übertrug. Der Tag ihrer Feier ſteht ebenſo feſt wie der eines Kalender-Heiligen, und hängt, wie ſchon bemerkt wurde, in den katholiſchen Gebirgsgegenden meiſt mit der Feier eines Patronatsfeſtes zuſammen. Alles Bergvolk, das während des Sommers ſich mehr vereinſamt fühlt als zu jeder anderen Jahreszeit, weil die Hälfte droben in den Alpen, die andere Hälfte drunten im Thale lebt, ſtrömt nun mit Ungeduld dem allgemeinen Sammelplatze zu, hört Predigt und Meſſe herkömmlich an, und wenn dieſer althergebrachten Sitte Genüge gethan iſt, dann werden alle geiſtigen und geiſtlichen Gedanken für dieſen Tag quittirt, — die kommenden Stunden gehören nur der ausgelaſſenſten Freude. Alles Volk prangt im Sonntagsſtaat, in hellen, leuchtenden Farben. Dazwiſchen mangelts nicht, daß auch ein Senn im Ehrenkleid der Stall-Arbeit, wenn nicht zum Schmuck, doch zur maleriſchen Ergänzung der Gruppen, ſich zwiſchen den Feſtgenoſſen bewegt. Unter lautem Jubelruf und johlenden Jauren und „Löcklen", daß die Bergwände es gellend wiederhallen und die Lüfte von klingender Freude erfüllt ſind, ſpringt nun jeder Sennbub mit dem Mädchen ſeiner Neigung zu den umliegenden Sennhütten. Hier iſt ſchon Alles auf den Beſuch vorbereitet; Krapfen und Küchli, Birnenweggen

und geschwungener Nidel (zu Schaum geschlagener fetter Rahm), lockend feines, weißes Weizenbrod und Wein, genug, was des Alpensohnes Kunst vermag, wird hier in Menge zum fröhlichen Mahl aufgetischt. Das ist ein Scherzen und Kosen, ein Föppeln und Necken, mitunter weiblich derb und unglimpflich, wie's eben Sitte ist da droben.

Noch einmal trennt sich das junge Volk. Die Mädchen ziehen schaarenweise singend umher, suchen die bekannten Stellen auf und zwingen die Gnomen der Felsenwände, durch alle Tonarten hindurch ihnen als Echo zu sekundiren. Es ist der vollendetste Uebermuth, die aufs Aeußerste gespannte Elasticität des Humors und der Freudenbegierde, die sich zu entladen bestrebt und nun jeden Anlaß benutzt, um das Ueberselige der Stimmung zu bethätigen.

Die Sonne steht hoch! Der Himmel strotzt im tiefsten Blau des unendlichen Aethers! Da jauchzts und ruggüßelet es aus jedem Winkel hervor, von allen Halden herab. Wo irgend eine Hütte hinterm Tannenschopf verborgen liegt, oder wo es über einen Bühel hinaufführt in ein anderes Berggut, oder der schmale, schlängelnde Pfad hinüberläuft übers Tobel zur Nachbar-Alp, von allen Seiten strömts herbei, das genußdurstige Volk, elektrische Freudenblitze durch die Lüfte schleudernd. Hei! drunten auf dem Plan der Bergwiese, welch ein Gedränge, welch wogendes, schwirrendes Durcheinander! Da ist das Fest im vollsten Gange schon. „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen!" Erhöht auf einem Felsenblock hat ein Orchester seine Kunstwerkstätte aufgeschlagen. Zwei Musikanten sinds, Autodidakten, die hemdärmelig dem Volke neckische Weisen aufspielen. Der eine hat das Hackbrett auf den Knieen, den Urgroßvater aller pianistischen Instrumente, dessen Saiten er mit dem Stahlstäbchen hellschwirrende Metalltöne in kecken, zuckenden Rhythmen entlockt. Sein Sekundant ist ein Geiger, ebenso ein origineller Kauz; voll Witz und sprudelndem Humor schmückt er die ohnehin schon herausfordernd muthwillige Melodie

noch mit Schnicken und Schnacken aus, lebt und zappelt am ganzen Körper, und stampft mit den Füßen metrisch den Takt zu seinen musikalischen Arabesken. Der arme Narr schwitzt über und über, und um bei seiner schweren Arbeit wenigstens einigen Schutz zu haben, so hat er den Baldachin eines großen, rothbaumwollenen Familien-Regenschirmes, an einen langen Stock gebunden, hinter sich aufgerichtet, in dessen leuchtendem Schatten er sein Tagewerk vollbringt.

Just so ist's dem Volke recht; das ist die Musik, die es sucht und haben will. Stellt ihm die Virtuosen einer fürstlichen Kapelle hin; — mit aller ihrer Präcision und Glockenreinheit im Spiel vermögen sie es nicht, das sinnenberauschende Alpenvölklein so auf dieser zitternden Höhe der Glückseligkeit zu erhalten und zu balanciren, als der verschmitzte, diabolisch-anspannende Dorfgeiger. — Und nun der Reigentanz selbst, der uralte, den heute noch die Indianer und wilden Völker bei ihren Festen tanzen, der große, runde Ring von Menschen-Armen, die zu einer Kette verschlungen, den braunbemoosten Felsenklotz umjauchzen. Was ist das noch ein primitives Springen und Bewegen im Vergleich mit dem ästhetisch-feenhaften Schweben der Kunsttänze auf unseren Soireen und Bällen! Und dennoch ist Grazie und Anmuth darin, weil Natürlichkeit aus jeder Körperwendung schaut. Die Buben haben sich bei den Händen gefaßt, und in jedem solchen männlichen Armsessel lehnt, sich sicher wiegend, die Sennerin, indem sie ihre Arme leicht und nachlässig auf die Schultern ihrer beiden Tanznachbarn legt. Es liegt eine schelmische Koketterie in diesem Geflecht, die ungemeinen Reiz hat und wellenhaft schöne Formen darbietet. Daneben werden Extratouren gegeben. Ein Bursch, dems in den Füßen zittert und zuckt, als ob ein galvanischer Strom ihn durchbrause, hat seine Tänzerin mit beiden Händen beim Mieder gefaßt, rundwirbelt kreiselartig auf einem Plätzchen, das eben groß genug ist, um vier menschlichen Füßen Raum zu gewähren, durchbohrt

die Lüfte mit seinen maifrischen Jauchzern und schwingt das lachende Alpenkind hoch über sich wie ein Spielzeug seiner rosigsten Laune.

Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,
Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.

Schiller.

So gaukelt und braust es durcheinander, ein im Entstehen sich schon wieder verzehrendes Bild.

Das ist der innere Kern, das Centrum der Freude und Lust. Mit reichen, lebensvollen Gruppen, je wenig Menschen ein drastisches Genrebild aufstellend, ist diese große Scene eingefaßt. Auch die Kühe sind herzugekommen und starren mit verwunderten Augen hinein in das Gedränge, das ihrem stillen Tempe sonst so fremd ist. Durch lautes Blöken geben sie ihre Theilnahme zu erkennen; solls ein Protest sein, daß man ihren kräuterreichen Futterboden so übermüthig zerstampft, oder sinds Beifallsbezeigungen in der Kuhsprache! Der Gaumer, der sich an einem Glase Wein ergötzt hatte, gestattet aber solche familiäre Einmischung der Hausthiere nicht und jagt die mit gestrecktem Schweif zurückgaloppirenden Thiere wieder auf das ihnen zur Weide angewiesene Terrain.

Endlich lechzt und schnauft und fieberglüht der ganze Kreis unter dem Druck der sengenden Strahlen, — der Regenschirm-Geiger und der „Hackbrettli-Ma", die Buben und Mädchen müssen rasten vom Uebermaß der Lust.

Da zieht ein neuer Kreis, den wir bisher nicht beachtet hatten, unsere volle Aufmerksamkeit auf sich. Ein großer, schwerer Centnerstein fliegt durch die Luft und fällt dumpf dröhnend auf den Boden; gellendes Gelächter folgt. Das sind die Kraftproben im Steinstoßen, dieses wiederum uralte Aelplerspiel, eine Mahnung an die rollenden Felsenblöcke in den Schlachten am Morgarten und am Stoß, die wie der böse Feind in die kampfgerüsteten Züge der

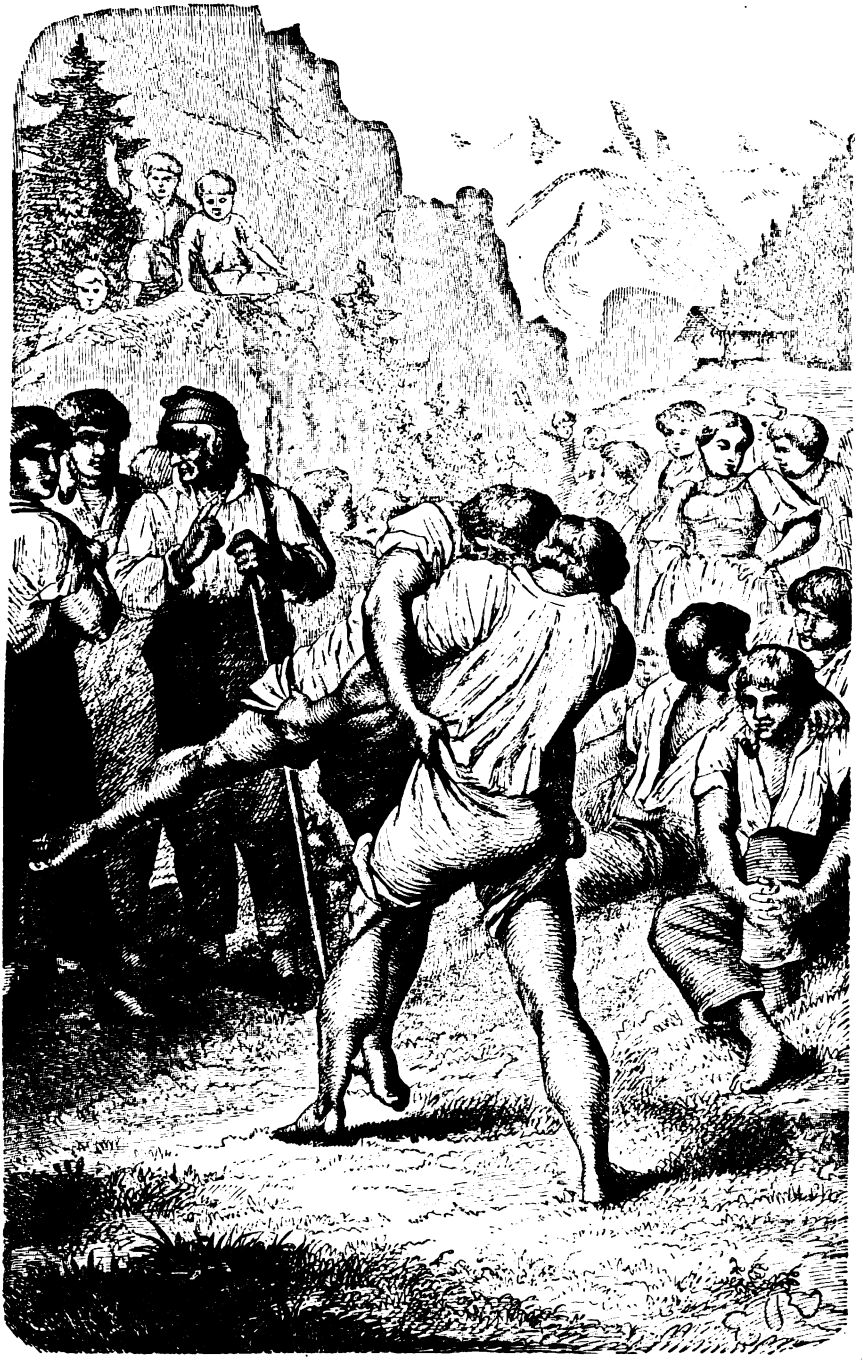
Ritter und Reisigen schmetterten und sie zu Boden warfen. Hier ists nur Scherz, fast nur ein Kinderspiel im Großen, und doch bekundet es den streitbaren, männlich sich rüstenden Geist, der in diesem Bergvolke lebt und webt. Mit festen Händen umspannt der Senn den Laststein, hebt ihn scheinbar leicht sich auf die Schulter, während die innere Fläche der rechten Hand ihn eigentlich trägt. Das Ziel, das er im Wurfe erreichen will, ist etwa ein Dutzend Schritte vor ihm abgesteckt. Im wiegenden Schwanken des Oberkörpers sucht er den rechten Augenblick abzupassen, und plötzlich den Arm ausstoßend wirft er den Stein dem Ziele zu. Es gilt gewöhnlich eine Wette, die durch ein Halbes Wein ausgeglichen wird.

Turnübungen wurden von den Aelplern naturalistisch schon Jahrhunderte lang exerzirt, bevor der „Demagogen-Jahn" und Vater Maßmann auf der Hasenhaide die ersten Lektionen gaben. Das Klettertalent der Geißbuben ist ebenso alt als ihr Stand, und von der Sicherheit des Schusses legte Wilhelm Tell schon vor mehr als 500 Jahren eine historisch gewordene Probe ab. Die unterhaltendste aber von allen Turnerfähigkeiten können wir auf unserem heutigen Aelplerfeste sehen; es ist das „Schwingen" oder der „Hosenlupf". (Man vergleiche das beikommende Rittmeyer'sche Bild.) Im Lande Appenzell sind sie unmittelbar im Gefolge einer Alpstubete; im Entlibuch und Emmenthal, im Berner Oberlande und im Kanton Unterwalden bestehen sie als selbsteigene Volksfeste, die aber ebenso wie dort die Stubeten ihre unabänderlich festen Tage haben. So finden deren auf der Wengenalp und auf der Großen Scheidegk am Fuße des Wetterhornes statt, — jenes von den Grindelwaldnern und Lauterbrunnern, dieses von den Grindelwaldnern und Bewohnern des Haslithales besucht. Gewöhnlich ists auf einer Gränzalp, zu der von beiden Thalseiten die kampfeslustigen Jünglinge hinaufsteigen. Denn es kommt darauf an, daß zwischen den Parteien zweier Thalschaften die eine den Sieg über die andere

erringe. Begreiflich ists, daß die, welche das letzte Mal mit Ruhm gekrönt vom Platze ging, diesen Ruhm nun nicht einbüßen mag und alle ihre besten Kräfte aufbietet, das Aeußerste zu leisten, was immerhin nur möglich ist. Die jüngsthin überwundene Partei jedoch strebt diesmal die ihr angethane Schmach zu rächen und heute als Sieger den Platz zu verlassen.

So wie ein solches Schwingen um die Wege ist, ziehen sich die Burschen, welche mit zu kämpfen gedenken, von den strengsten Arbeiten zurück, pflegen den Körper und genießen kräftigende Speisen und Getränke. Ist nun der Schwingtag erschienen, so finden sich die Kämpen beider Seiten in einem Wirthshause ein. Jeder sucht sich von der Gegenpartei seinen Mann aus, mit dem er einen Gang zu unternehmen wünscht, und in herzlichster Freundschaft und Eintracht zechen sie gemeinschaftlich, einander wacker zutrinkend. Die Stunde ruft. Arm in Arm, vorauf Musik, ziehen die Gegner paarweise als Zug geschaart zum Schwingplatz, wo ihrer schon ein großer Haufen Volkes wartet. Das Kampfgericht, von alten kundigen Vertrauensmännern gebildet, ist schon gewählt. All das übrige Volk formirt nun einen großen Ring, in dessen Mitte die Kämpfer stehen. Sie haben sichs bequem gemacht; das Hemd und die Schwinghose sind die einzigen Kleidungsstücke, welche sie auf dem Leibe tragen. Die Schwinghose besteht aus festem, derbem Drill, der dauerhaft genäht sein muß. Sie wird über die nackten Füße und Kniee bis auf die halben Schenkel fest heraufgerollt, und hat am Gurt um die Taille einen Wulst zum Anfassen. So ausgerüstet treten die Ringer paarweise an. Der selbstgewählte Obmann ordnet die Reihenfolge an, in welcher die Paare mit einander zu kämpfen haben; — zuvörderst die Schwächeren und dann gradatim steigend, die Stärkeren, Robusteren. Allgemeine Schwingregeln bestehen bei allen Alpenbewohnern. Zuerst bieten beide Parteien treuherzig sich die Hand, um öffentlich zu bekunden, daß Keiner Haß und Groll gegen den Anderen im Herzen trage,

und daß das Schwingen ein freies, freundliches sein solle. Der Hemdenkragen ist geöffnet, damit dem Athmen kein Hinderniß beschwerlich falle; die Hemdärmel sind bis über den Ellenbogen hinaufgerollt, so daß die Arme entblößt sich um so leichter bewegen können. An der ganzen Kleidung soll, altem Herkommen gemäß, nichts Geschnürtes bleiben, überhaupt der Eine wie der Andere im Anzuge sein, weil bei längerem, hartnäckigem Kampfe irgend eine Kleinigkeit durch früheres Ermüden den Ausschlag geben könnte. So vorbereitet tritt das erste Paar in den Kreis; Freude, Heiterkeit, Zuversicht, Kampfeslust leuchten aus den Augen. In aller Ruhe erfolgt das Zusammengreifen, d. h. ein Jeder schlägt seine rechte Hand fest in den Taillen-Gurt des Gegners, die linke in den aufgerollten Hosenwulst am rechten Schenkel des Anderen, oder wies im Entlibuch heißt „ins Gestöß". Alle falschen und betrügerischen Praktiken sind streng untersagt, wohin namentlich auch gehört, den Gurt mit Talg einzureiben, weil dann der Gegner keinen festen Halt hat. Das „Zusammengreifen" geschieht je nach Belieben stehend oder knieend, die Köpfe Beider je auf des Gegners rechter Schulter liegend. Sinds nun zwei recht geübte Ringer, so treiben sie, im taktmäßigen Hin- und Herwogen, sich mehrere Minuten lang im Kreise umher; Keiner von Beiden versucht den ersten Kunstgriff oder Schwung, bevor er nicht den rechten Moment gekommen glaubt. Weil ein Jeder sich auf der Defensive hält, so erwartet er von Augenblick zu Augenblick des Gegners unvermutheten Angriff und hat vorläufig seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, fest zu stehen. Die kleinste Blöße, die geringste Schwäche vom Gegner wahrgenommen, benutzt dieser sofort zu einem energischen Schwung oder Zug. Es begegnet aber auch, daß Beide so lange auf einander „dusen" (wie es im Entlibuch heißt), daß sie ermattet voneinander ablassen, sich auf den kühlen Rasen werfen, um zu verschnaufen, brüderlich ein Glas Wein selbander trinken zur neuen Stärkung, die Hände mit Erde reiben, um die Haut rauher zu



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

machen. Während des „Duſens" herrſcht lautloſe Stille im Kreiſe; Alle lauſchen geſpannt auf den erſten Schwung, und ſo wie dieſer erfolgt und nun das verzweifelte Ringen, das Beinſtellen und Anziehen, das Heben und Drängen beginnt, da folgen mit fieberhafter Haſt, mit jagenden Blicken, mit klopfendem Herzen die Zuſchauer beider Parteien allen Bewegungen. Halblaute Rufe, unterdrückte Interjektionen, Anfeuerungen begleiten den Kampf, bis plötzlich durch eine einzige Wendung, durch einen unvermutheten Griff und Zug der Eine des Anderen Herr und Meiſter wird und ihn zu Boden wirft. Dieſe einmalige Ueberwindung entſcheidet indeſſen den Sieg noch nicht. „Eines Mannes Red iſt keine Red, man muß ſie hören alle beed!" Nach dieſem Grundſatz wird dem Ueberwundenen nochmals Gelegenheit gegeben, ſeine Ringer-Ehre zu retten, und nicht ſelten iſts der Fall, daß diesmal das Glück auf ſeiner Seite iſt. Nur wer zweimal ſeinen Gegner auf den Rücken wirft, iſt wirklich Sieger.

Kämpfen nun die Schwinger zweier Thalſchaften mit einander für die Ehre ihrer Partei, z. B. die Unterwaldner und Haslithaler auf der Alp Breitenfeld ob Mehringen, oder die Entlibucher und Emmenthaler am Schüpferberg oder auf Ennetegg, — ſo tritt aus der Partei des zuletzt Gefallenen der Erſatzmann heraus und verſucht ſeine friſchen Kräfte an dem, der im vorhergehenden Gange Sieger blieb, deſſen Kräfte jedoch ſchon ziemlich angegriffen ſind. Dieſe Reihenfolge wird beſonders feſt innegehalten, wenn um einen ausgeſetzten Preis gekämpft wird. Iſts indeſſen nur ein Schwinget gewöhnlicher Art, ſo treten überhaupt eine beliebige Anzahl Ringer aus zwei verſchiedenen Pfarrgemeinden auf, die ihre Kräfte mit einander meſſen.

Iſts jedoch der Fall, daß bei einem ſolennen Schwinget die ſtärkſten und gewandteſten Kämpfer beider Parteien die letzten ſind und jede Thalſchaft ihre endliche und entſcheidende Siegeshoffnung auf ihren Mann ſetzt, es alſo gilt, die Ehre des Tages für eine

ganze große Gemeinde zu retten, ſo entfaltet ſich mitunter ein Schauſpiel eigener Art. Beide Ringer, einander fürchtend, ſuchen ſich nur defenſiv zu verhalten, jeder nur ſeinen Fall zu verhüten und dadurch den Sieg des Gegners unmöglich zu machen. Dann weichen beide in der Regel von der gewöhnlichen Schwingart ab. So wie die beiden Gymnaſten ſich ordnungsmäßig gefaßt haben, laſſen ſie ſich, der eine genau die Stellung des anderen abmeſſend, aufs rechte Knie nieder und entfernen ſich mit dem ganzen Unterkörper, ſo weit es Griff und Muskelanſpannung erlauben, von einander. Fürchtet der Eine auf dieſe Art von ſeinem Gegner mit übermächtiger Gewalt dennoch gelüpft zu werden, ſo legt er ſich platt auf den Bauch, worin ihm dann auch der Mitkämpfer folgen muß. In ſolch unnatürlicher Stellung martern Beide einander oft eine halbe Stunde lang, winden ſich am Boden wie kriechende Schlangen, und ſpannen Sehnen und Muskeln ſo übermäßig an, daß von dem furchtbaren Kraftaufwande das Antlitz braunroth erſcheint. Vermag nun Keiner durch Ausdauer, Kraftübermaß oder Liſt den Gegner zu bewältigen, ſo ſtehen ſie endlich freiwillig, aber zum Tode erſchöpft, vom Kampfplatz auf, bekennen einander mit traulichem Handſchlag gegenſeitig ihre Männerſtärke, und keine Partei kann ſich des Tagesſieges rühmen. — Sie iſt wild, ja faſt barbariſch, dieſe Kundgebung der phyſiſchen Kraft; aber ſie legt Zeugniß ab für ein männliches, kampfbereites Volk, für ein Geſchlecht, das nicht verweichlicht iſt und noch Muth und Ausdauer genug beſitzt, für ſeine Ehre, ſeine Freiheit und ſein Vaterland mit äußerſter Entſchloſſenheit zu kämpfen.

Der originellſte Lupf, ſo weit überhaupt dieſe Kraftprobe volksthümlich exerzirt wird, findet im Refektorium des Kapuzinerkloſters zu Appenzell im Beiſein der Mönche ſtatt. Im Herbſt nämlich bringen an einem beſtimmten Tage junge kräftige Burſche von nah und fern Natural-Lieferungen an Wein, Früchten, Holz u. ſ. w. dem Kloſter freiwillig dar. Für dieſe Geſchenke nun laſſen die

Mönche den Lieferanten eine feste Mahlzeit verabfolgen, und als Dessert, wenn die Tische hinausgeräumt sind, wird zur Ergötzung der Konventualen im Refektorium von den Burschen ein Schwingen zum Besten gegeben. Die Mönche stehen auf Tischen und Stühlen, nehmen den lebhaftesten Antheil an dem Verlaufe des Zweikampfes und lachen oft so drastisch, daß die Schwinger über das Gelächter der Mönche selbst ins Lachen gerathen und kampfesunfähig werden. — Diese Kloster-Arena ist so landesbekannt, daß sich die Bursche das Jahr über nicht nur wegen Streitigkeiten auf den „Kloster-Lupf" laden, sondern recht herkulisch-starke junge Männer „Jedem im ganzen Lande ausbieten", d. h., einen Jeden, der sich mit ihnen messen will, einladen, im Kloster zu Appenzell am genannten Tage zu erscheinen.

Der Rest des Tages verläuft auf einer Alpstubeten, wie er begonnen, nur daß die Freude, statt zu sinken, sich noch steigert.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

In ungetrübter Glückseligkeit hüpft jedes Mädchen, an ihres Buben Hand, über Stock und Stein hinab ins Thal.

Holzſchläger und Flößer.

Welch ein Gebraus im grünen Alpſtrom-Schlunde!
Wie donnert Wog' an Woge mit Schaum-Gebrüll!
Wie tobt es wirbelnd, ſich ſelbſt verſchlingend!
Bin ich entrückt in des Orkus Nachtgrau'n?

„Cinque! sette! tre! Cinque! quatter! due! Hahahaha!" ſchallt brüllendes, heiſeres Geſchrei aus der Oſteria von Cremaglia. Die ſouveränen Bauern dieſes, auf hoher Berg-Terraſſe liegenden, teſſiniſchen Dörfchens ſitzen beim vollen Boccale des feurigen Weines von Cugnasco und ſpielen, die Finger auf dem Tiſche beinahe ſich wund ſchlagend und Tollhäuslern gleich einander gegenſeitig anſchreiend, mit leidenſchaftlicher Lebhaftigkeit das beliebte Mora-Spiel. In Deutſchland und dieſſeit der Alpen würde man die Geſellſchaft für Wahnſinnige halten, ſo geberden ſie ſich in aller Liebe und Freundſchaft; das iſt eben italieniſches Blut. — Der leventiner Aelpler, oder der aus der Tiefe des Val Maggia iſt ein ganz gelaſſener Mann, ſo lange die Leidenſchaften ihn nicht aufregen; Streit, Geſellſchaft, ein fröhlicher Trunk geſtalten ihn völlig um, und machen aus dem ſonſt ſo beſonnenen, ruhigen

Menschen einen hitzigen, tobenden Poltron. Was aber regt heute, an einem Werktage diese Handvoll Leute so auf?

Die ganze Gemeinde von Cremaglia ist officiell beisammen. Gianella, der Holzspekulant von Comprovasco im Blenio-Thale, hat wieder einen großen Wald der Gemeinde abgekauft und giebt einen Trunk obendrein. Die Ratification des Kaufes wird soeben von der Municipalità ausgefertigt und die baare, klingende Kaufsumme für dieses veräußerte Gemeinde-Gut kommt nicht etwa in die Kasse des Patriciato, um daraus Straßen zu bauen, Schulen und Almosen-Bedürftige zu unterstützen, sondern die Vicini oder Gemeinde-Nachbarn vertheilen den Betrag unter sich, so daß ein Jeder mehrere hundert Lire bekommt. Darum sind heute die Confederati von Cremaglia so heiteren Humors.

Ein jeder ehrsame, deutsch-schweizerische Bürger, der mit Stolz auf den „Gemeinde-Säckel" und das „Stockamt" blickt, der etwas auf den ökonomischen Stand seines Orts-Haushaltes giebt, oder ein jeder andere civilisirte Mensch, der überhaupt cultivirte Begriffe von den geordneten Verhältnissen sorgsam-verwalteter Kommunal-Güter hat, wird vor solch einer urgemüthlichen Handhabung der Verwendung von Genossame-Gütern zurückschrecken, — der tessinische Bauer nicht. Er hat keinen Begriff von der Nothwendigkeit eines geregelten, staatlich-beaufsichtigten Forsthaushaltes. Seine Berge sind noch reich an Hochwäldern, wenigstens seiner Meinung nach, die ihn und seine Kindeskinder überdauern, — und bis dahin, wo Holznoth eintreten könnte, wachsen neue Waldungen an Stelle der abgeholzten. So räsonnirt der Bauer. Früher gabs allerdings meilengroße Forste, die seit Jahrhunderten unbenutzt geblieben waren. Als dann in der benachbarten Lombardei die Holzpreise stiegen, kamen italienische Spekulanten in die Schweiz, unterhandelten, kauften um Spottpreise und ganze Gebirge wurden ihres kostbaren Schmuckes beraubt.

Jetzt soll auch wieder ein großer, schöner Hochwald, tief in

den hintersten, geschluchteten Thälern, am Fuße des Rheinwaldhornes, unter dem Beile der Borratori fallen. Die Waldung liegt weit von der Straße ab und wohl einige Tagereisen entfernt von dem lombardischen Orte, wo das Holz an den Sägemüller verkauft wird. Durch den Transport auf der Achse würde das Holz zu einem enormen Preise hinaufgetrieben werden, den Niemand zahlte; deshalb müssen andere Transportmittel ersonnen werden, — namentlich auch schon, um nur das Holz aus den tief-versteckten, einsamen Gebirgswinkeln erst in die Nähe menschlicher Kommunikation zu bringen.

Ueberall, wo große Bergströme von den Alpen herabkommen, sind auch die Thalwände sehr von Waldungen entblößt. Das Holz, welches nach Gewicht und Volumen in keinem Verhältniß zu seinem Werthe steht, ist, bei nur einiger Entfernung, ein undankbar zu transportirendes Naturprodukt. Darum nahm man die Flüsse für den Transport des Holzes in Anspruch, und deshalb griff die Axt zunächst diejenigen Forste an, welche in der Nähe kräftiger Wasseradern lagen. Auffallend entwaldeter ist die Südseite der Alpen als die nördliche. Das stark bevölkerte Italien erzeugte von jeher nicht seinen Bedarf an Hölzern; deshalb griff es in die Alpenwälder und rückte, Schritt für Schritt, immer weiter gegen den Kern der Forstschätze emporsteigend, mit seiner Plünderungsspekulation vor, bis jene auffallende Entblößung an den Südhängen entstand, welche uns bei jedem Berg-Uebergange so sehr auffällt. Die leicht und frei gelegenen Forste fielen zuerst, und als diese gelichtet waren, drang der Wälderhändler immer tiefer in die Seitenthäler und die holzreichen, verwinkelten Gebirgsschluchten ein, die früher selten eines Menschen Fuß betrat. Hier wächst, mit dem Näher-Eindringen an den Gebirgskern, auch die Böschung, die Zerklüftung des Bodens. An stotzigen Bergwänden, die gar oft der Abdachung eines Kirchthurmhelmes wenig nachstehen, klettern die Lerchen und Rothtannen wie rechte Sturmbäume muthig hinan,

daß einer dem andern immer weit über die Wipfelkrone hinwegschaut. Dann aber giebts da drin in den Winkelmysterien der großen Gebirgsfalten isolirte Kegel, rings von Abgründen umgeben, die prächtige Wälderkapuzen auf ihren Felsenschädeln tragen. Wie eine Gruppe von Baumschildwachen oder wie die kleine, muthige Besatzung einer Festung stehen sie da droben unantastbar, weil Niemand, so lange es noch bequemer zu fällendes Holz gab, auf den übermüthigen Gedanken kam, die Exklusiven da droben anzugreifen. Freilich modert, wie im Bannwalde, manch blitzerspälter Urstamm auf diesem Scheitel, mancher ästeloser Schaft leuchtet wie ein Ruinen-Splitter silberfarben aus dem Dunkel hervor, indessen die Nachkommenschaft frisch und stark, eine neue Generation, die Alten überholt. — Jetzt, wo in den Vorbergen Alles schon unter dem Beil der Holzknechte gefallen ist, wird dieses bisher wenig geachtete Reserve-Kapital auch angegriffen. Die Wälderspekulanten bieten, und mit dem Handschlag, mit der Namens-Unterschrift des Podestat, mit der Aufzählung der blanken baaren Kaufsumme, sind alle die verwegenen Trutzbäume zu Todeskandidaten gestempelt, und übers Jahr grinst eine kahle Felsenglatze in die Einsamkeit hernieder.

Solch einen versteckten Wälderkomplex haben die Bauern von Cremaglia soeben verkauft und freuen sich des Geschäftes. Denn sie selbst als Korporation hätten all ihr Lebtag das Holz aus den verborgenen Winkeln nicht hervorgeholt; dazu gehört ein fester spekulativer Wille, dazu sind kostspielige Vorkehrungen, Ausbeutungsbauten und disponible Kapitalien nöthig; — und an alle dem fehlts dem Sign. Gianella nicht. — Heute kreist noch der Boccale in lärmender Gesellschaft, heute freut sich noch Jeder des Lebens. Morgen beginnt die Gefahr-drohende Arbeit; wer weiß, ob er den letzten Stamm fallen sieht, — ob er nicht früher selbst mit zerschellten Gebeinen am Fuße der Felsenwand ruht.

Der Ticinese (Bewohner des Kanton Tessin) ist ganz ein

anderer Mensch, als der deutschredende Aelpler. In ihm vereint sich die kalte Entschlossenheit, das an harte Strapazen und Entbehrungen gewöhnte Leben des Gebirgsbewohners mit der drängenden Unruhe, dem heißblutigen, raschhandelnden Element des Italieners. Er ist ein vortrefflicher Arbeiter, umsichtig, scharfblickend, erfinderisch und nicht verlegen, wo es gilt, geschickte Handgriffe, kleine Hilfsmittel rasch zu ersinnen, die ihm sein Vorhaben praktisch erleichtern; dabei ausdauernd, fleißig und sparsam. Darum beschäftiget man ihn diesseit der Berge gern bei Straßenbauten. Einige Zoll Ingenieur-Fähigkeit bringt jeder als Natur-Geschenk mit auf die Welt, — und diese wendet er mit wunderbarer Gewandtheit ganz besonders bei der Ausbeutung der Wälder an.

Während alljährlich Tausende den Sommer über in der Fremde als Gypser, Glaser, Steinbrecher und Erdarbeiter ihr Brod suchen, und von dem zurückgelegten Gelde den Winter hindurch mit Frau und Kindern spärlich in dem versteckten Alpendorfe leben, — beschäftigen abermals Tausende sich daheim als „Tagliatori di selva“ und „Borratori“. Erstere sind die eigentlichen Holzfäller, die Männer mit Säge und Axt, die dem Baum den Todesstreich versetzen; letztere (oft Bergamasken) sind diejenigen, welche durch erfinderische Vorkehrungen die Stämme aus dem Labyrinth der Bergwildniß hinab zum Fluß befördern, der dann auf seinem Rücken die Blöcke spielend weiter trägt.

Haben wir die Klettertalente der Geißbuben bewundert, so finden wir hier würdige Genossen, Naturturner, die ihres Gleichen suchen. Wie Spechte laufen sie mit ihren Klettereisen-Krallen an den Stämmen empor, hängen schwindelfrei über tiefen Abgründen und hauen mit wuchtiger Faust die Aeste ab, so daß der schlanke Schaft wie eine Kerze, nur noch mit der Krone geschmückt, dasteht. Jetzt bekommt das Mordbeil Arbeit. Dort, wo das Moos am Ueppigsten den Stamm umspinnt, da ist der saftigste Zellenbau im Holzgewebe, da dringt der Aexte Schnitt am Ausgiebigsten hinein.

Wie dem Verbrecher, ehe der Henker seinen Schwertstreich führt, das Haar aus dem Nacken geschoren wird, so entblößt auch hier des Holzers Hand den Stamm von den Epheu-Fesseln oder dicken Moospolstern, die an dem starken Baum ihr kleines, ärmliches Schmarotzerleben fristeten. Jetzt blitzt es hell im Sonnenscheine! Hieb um Hieb durchhallt den weiten, stillen Wald, und immer tiefer dringt die Mordaxt ein. Zischend fliegen die Spähne durch die Luft, immer größer wird die Wunde, immer näher kommt sie dem innersten gesunden Kern des Stammes. Nun reicht das Beil nicht mehr. Nach kurzer Rast greifen die Holzknechte zur Säge. Es ist ein gefährlicher Stand, den sie einnehmen, denn vor ihren Blicken gehts jäh hinab. Am Wurzelgeflecht des Baumes, den sie tödten, wühlt sich ihr Absatz in die Erde. Nun Riß um Riß und Schnitt um Schnitt gehts immer tiefer von der anderen, gesunden Seite her, der Hiebwunde entgegen, bis auch hier die schwache Menschenkraft erlahmt und das Mordinstrument den Dienst versagt. Da kommt das letzte Martermittel für den schönen, resignirt seinem Ende entgegensehenden Baum: der breite Keil muß die klaffende Spalte erweitern, und leichter arbeitet nun der fressende Zahn der Säge fort. Jetzt stöhnts wie Todesschauern aus dem Baum; der Wipfel zittert, leise schwankend wogt er hin und her; noch wehrt er sich, noch will die urgesunde, feste, stramme Kraft, die in ihm wohnt, ihn halten, — da reißt der letzte Lebensfaden, ein knatterndes Zerbersten, und gebrochen sinkt die Säule des Waldes im sausenden Sturze jach hinab, bis irgend ein anderer Stamm, ein hervorragender Felsenzahn seine wilde Flucht aufhält. Schon mancher Holzer wurde von den Aesten des gegen den Berg stürzenden Baumes, wenn sie nicht genügend abgeschlagen waren, von seinem Posten hinweggefegt und in die Tiefe geschleudert.*)

*) Am 12. December 1867 waren im Rothwalde der Pfarrei Neuhaus an der Grenze von Steiermark zwei Abtheilungen von Holzknechten mit Holzfällen beschäftigt. Als die eine dieser Abtheilungen, bestehend aus 18 Mann

So geht das Schlachten. fort. So oft eine Partie am Boden liegt, beginnt das Zertheilen des Stammes in Blöcke oder „borre“ von gewisser Länge und das Abschälen der Rinde oder strapinà“. Bis hierbei hat das Fällen des Baumes, die Gefährlichkeit des Standortes abgerechnet, wenig Eigenthümliches; so ähnlich kommts auch in anderen Wäldern vor. Nun aber kommt die Arbeit der Borratori. Die schweren, festen Walzen würden nur mit außergewöhnlichem Kraft-Aufwande stundenweit bis an den Fluß geschafft werden können, wenn nicht der Scharfsinn ein anderes, viel leichteres Transportmittel erfunden hätte. Dies sind die „Sovenden“ oder „Seguenden“ d. h. Holzleitungen, die in Kühnheit ihrer Bauart den antiken Wasserleitungen nicht nur oft gleichkommen, sondern dieselben noch übertreffen. Mit vortrefflich ausgebildetem Orientirungs-Sinn, mit richtig taxirendem Augenmaß, und mit einem Scharfblick, der manchem Ingenieur zu wünschen wäre, erspähen sie, ohne Hilfe von Kompaß oder Situationsplänen, ohne Vermessungstafeln und hypsometrische Angaben, stundenweite, ideale Linien über Abgründe, durch Wälder, an Felsenwänden ein, bald in gerader Flucht, bald in einer Menge von Wendungen, die immer das richtige Fall-Verhältniß einhaltend, endlich im Hauptthale auslaufen. Dabei benutzen sie jeden kleinen sich darbietenden Vortheil; ein einzelner, weit hervorragender Baum, eine überhängende Steinwand, ja sogar die Dächer von

in ihrer Schlaghütte früh Morgens 8 Uhr versammelt war um die Frühsuppe einzunehmen, riß der Sturm eine an felsiger Bergwand überhangende Schneewächte (s. S. 213) los, welche mit furchtbarer Gewalt gerade auf die Hütte herabstürzte und dieselbe sammt allen achtzehn Holzarbeitern in die Tiefe mit sich fortriß. Erst am Samstag Nachmittags als die anderthalb Stunden entfernt beschäftigte andere Abtheilung der Holzknechte vergeblich auf ihre Kameraden wartete, um sich mit ihnen über Sonntag nach Hause zu begeben, ahnten sie Uebles, gingen zurück zur zweiten Hütte und sahen zu ihrem Entsetzen das schreckliche Unglück. Sie fingen sogleich an, Ausgrabungen vorzunehmen und schaufelten richtig an demselben Abende elf Verunglückte aus, von welchen sieben bereits todt, vier noch lebend aber vor Hunger und Frost ganz kraftlos waren. Sieben konnte man nicht finden.

Sennhütten müssen ihren Konstruktionen als Stützpunkte dienen. Diese Strüsone oder Holzrinnen werden ungemein präcis aus je 6 bis 7 glatten Baum-Stämmen gebaut; sie sind 3 bis 5 Fuß breit, muldenförmig, also an den beiden Seiten mit aufstehenden Rändern versehen und müssen immer ein Abdachungsverhältniß von mindestens zehn Procent einhalten. So lange es möglich ist, laufen sie auf festem Boden, über den Rücken der Berge; wo dann die Richtung dem Borratore nicht mehr konvenirt, verläßt er die sichere Unterlage und hängt seine Bahn an die nackten Gneis- oder Granitwände, gleich wie die Regenrinne unter der Traufe eines Daches schwebt, und wo auch dies nicht mehr thunlich ist, da spannt er in verwegenem Wurfe sein Geleise, thurmhoch durch die Lüfte, von einer Schluchtseite zur anderen, Seitenstücke zu den kühnsten Brückenbauten. Ueberall aber reservirt er sich dabei möglichst bequeme Zugänge, die freilich mitunter zu Standpunkten führen, auf denen nur der an schwindelnde Tiefen gewöhnte Gebirgsbauer zu arbeiten vermag.

Ist nun dieses ingenieuse, gefährliche und kostspielige Bauwerk hergestellt, das in den östlichen Alpen, in Tyrol und Steiermark „Las" oder „Laaß" genannt wird, so warten die Borratori und ihre Knechte den Winter ab. So wie der erste feste Frost eintritt, eilen sie hinauf zu ihren Holzrinnen, begießen sie fleißig mit Wasser, daß die Klunsen und Spalten sich mit Eis ausfüllen, und die ganze innere Fläche des Leitungskanales mit einer glatten Eisrinde überzogen wird. Oft, wenn der Föhn unvermuthet eintritt, schmilzt über Nacht die ganze, sorgsam-erzeugte Spiegelfläche wieder hinweg, und die Arbeit muß von Neuem wiederholt werden. Ist nun Alles in dieser Weise vorbereitet, so beginnt endlich der Transport. Abgehärtet, den eisigen Winden, den wildesten Wettern trotzend, klimmt er an den steilen Schneehalden empor bis zur Lagerstätte der Blöcke. Der Winter hat sein weißes Flockenkleid darüber geworfen, und nur undeutliche Umrisse verrathen die Tief-

vergrabenen. Das erste Geschäft ist nun der „portarünt", d. h. das Herbeischaffen des Holzes zur Gleite. Dies geschieht auf verschiedene Weise. Entweder, wenn der Schnee eine glatte, gefrorene Oberfläche hat, genügt es, die Blöcke in Bewegung zu setzen, die dann über die winterliche Rutschbahn hinabgleiten bis zur Stelle, wo sie auf die „Strüsone" gebracht werden, oder ein Knecht kuppelt deren einige in Form eines Triangels aneinander, setzt sich auf die Spitze, und mit den Füßen steuernd fährt er herab, oder es werden, wie in den übrigen Alpen-beim winterlichen Herniederschlitten des Heues oder Holzes, kleine Schlitten benutzt. Es muß diese Arbeit des Herbeischaffens an die Bahnlinie meist für den Winter aufgespart werden, weil die Blöcke als schwere, rauhe Körper bei nicht mit Schnee bedecktem Boden viel mühsamer zu transpotiren sind.

Soll dann die eigentliche Thalfahrt beginnen, so vertheilen sich die Borratori in gemessenen Entfernungen, wie die Wärter einer Eisenbahn, längs der ganzen Sovenda als Wacht-Posten in sicheren Hinterhalt, mit langen, starken Speeren bewaffnet; besonders an solchen Orten stellen sie sich auf, wo in Folge der Rinnen-Wendungen die hinabgleitenden Blöcke leicht ins Stocken gerathen könnten. An solchen Stellen haben überdies die „Eisriesen" (so werden die Rinnen in Nieder-Oesterreich genannt) an der äußeren Seite eine Erhöhung, um das Ausspringen der Balken bei ihrer raschen Bewegung zu verhindern. Jetzt werden die Holzstämme, einer nach dem anderen, eingeworfen und, in hetzender Hast, die Geschwindigkeit einer Lokomotive weit überholend, saust Stück für Stück hernieder, binnen wenig Minuten einen mehre Stunden langen Weg über Abgründe zurücklegend. Es wird in der Regel sorgfältig vermieden, krumme Stämme einzuwerfen, weil solche leicht Sperrungen verursachen oder über die Rinne hinausspringen. Entsteht eine solche Störung, so zeigt der Borratore mit gellendem Pfiff dem nächsten Posten die Hemmung an, und

das Singnal geht von Mann zu Mann, bis hinauf zur Einwurfstelle, wo so lange pausirt wird, bis die Hemmung beseitigt ist. Ein neues Signal giebt Ordre zur Fortsetzung. Wenn mehre recht trocken-frostige, klingend-kalte Tage mit mondhellen Nächten auf einander folgen, so begegnets, daß ohne Unterbrechung fortgearbeitet wird, um die Vortheile dieser vortrefflich geeigneten Witterung ökonomisch zu benutzen. Nur unter den freiwillig-auferlegten, härtesten Entbehrungen, und durch Anstrengungen, die fast zur Erschöpfung führen, wird es möglich, die Arbeit ununterbrochen fortzusetzen. Ihre Lebensweise während des Dienstes ist auffallend einfach und nüchtern; Polenta (Brei von Maismehl) und etwas Käse bilden die ganze Nahrung. Geistige Getränke, um durch dieselben sich anzuregen, muß er gänzlich ausschließen; denn bei dem oft stundenlangen Stillstehen in bedeutender Kälte möchte ihn leicht Schlaf anwandeln, wenn er Branntwein genösse, und der Tod des Erfrierens wäre sein trauriges Loos. Aber auch die Gefahr, durch Sturz oder plötzliches Ausgleiten sein Leben zu verlieren, umgiebt ihn ununterbrochen. Trotz der stachelbewaffneten Fußeisen an den Schuhen ist der Stand des Borratore auf übereister Felsenklippe oft ein höchst unsicherer. Haben sich Blöcke festgeklemmt in der Rinne, dann bedarf es nicht selten recht energischer Kraftanstrengung, um sie wieder flott zu machen; der erste, zweite, dritte Stoß wollen nicht helfen, — die Blöcke sind in einander verkeilt, daß es größerer Gewalt bedarf, um sie zu lösen. Der Borratore tritt auf den glatten Rand der Rinne und sucht mit seiner Axt nachzuhelfen, — aber die Klemmung wird nicht gehoben. Da wagt sich der Unbesonnene auf einen der Blöcke, um einen tieferliegenden ein wenig aufzulockern — und siehe, anders als er es vermuthet, geräth die ganze Ladung wieder ins Gleiten. Gelingt es ihm, so rettet ein augenblicklicher Rück-Sprung sein Leben; — aber ach! wie Viele verloren es schon, indem der Sprung mißglückte, oder indem sie von den hinabjagenden Hölzern

fortgerissen, besinnungslos in die Tiefe geschleudert, elend umkamen. Es giebt wenig „Holzer", die im Alter nicht mit erfrorenen Füßen oder sonst verstümmeltem Körper umherhinken. Und nichts desto weniger fehlts nie an jungem Nachwuchs, die ihr Loos im Alter kennend, dennoch dem lebensgefährlichen Berufe sich widmen.

Dort, wo der Waldhang unmittelbar zu den großen Wasserrinnen der Alpen, zu den lebendig strömenden Flüssen und kräftigen Bergbächen sich absenkt, bedarf es freilich keiner Bauten, um Bau- und Brenn-Holz weiter zu befördern; dort muß das Wasser seine alten Transportdienste verrichten. Das kommt nun zwar in allen Berg-Gegenden vor; aber die Alpen haben auch hier wieder ihre romantische und großartige Eigenthümlichkeit. Unbekümmert um den Wasserstand, wird Holz gefällt und in die oft halb trocken liegenden Flußbetten geworfen. Kommt Zeit, kommt Rath. Steigt nun während des Regens oder der Schneeschmelze der Bach, dann räumt er selbst das ihm zur Spedition anvertraute Gut auf, und dies ist der Moment, der neue, unbekannte Bilder komponirt. Bei Beschreibung durch Rüfe wurde gezeigt, zu welchen furchtbaren Verheerungen das Wildwasser führen kann, wenn sichs verstopft und plötzlich mit Uebermacht neue Wege sich bahnt. Wie dort der Anwohner, so muß jetzt der Holzflößer den Augenblick wahrnehmen und helfen, wo eine Stockung einzutreten droht.

Da donnert das Wasser, da schäumt es vor Wuth,
Sich freien Lauf zu erkämpfen!
Da strudelt und wirbelt die stürzende Fluth
In zischenden, siedenden Dämpfen.

Und mitten hinein in das aufgeregte Element, wo die Wellen mit zorniger Schleuderlust ihn umjagen, wagt sich der Flößer mit seinem Hacken und öffnet hier, und lenket dort, daß die viele Zentner schweren Blöcke gaukelnd an ihm vorübertanzen. In dichten Strömen gießt der Regen herab, — ihn kümmerts nicht! Es ist ja sein Beruf, er kennts nicht anders. Und zwängt der Strom

HOLZELÖSSER

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

sich durch ein schwarzes Felsenthor, in welchem große Gesteinstrümmer den freien Ausgang versperren, da läßt der unerschrockene Bergbewohner an dickem Tau sich in die grausige Tiefe hinab, und halb schwebend über den wildhetzenden Wogen, vielleicht mit einem Fuße nur an die Felswand sich stemmend, arbeitet er mit rastlosem Eifer, um ein armselig Tagelohn zu verdienen.

Beim Flößen in den durch starken Fall wild einherströmenden Gebirgswassern kommen beim Hochgang des Flusses auch häufig Felsenquadern mit aus den Alpen herunter, die ein Dutzend Pferde nicht würden vom Platze schaffen können. Diese versperren begreiflich das freie Flußbett und hindern den ungestörten Fortgang des Holzes. In solchen Fällen müssen die Flößer mit Schlägel und Meißel mitten in die Brandung des Stromes hinein und in die herabgeschwemmten Gebirgs-Rudera Bohrlöcher eintreiben, um mit Pulver die unwillkommenen Gäste zu sprengen. Hierbei begeben sich oft Unglücksfälle, die den Arbeitern das Leben kosten. Aber auch bei dem Flottmachen des verschlagenen, sich aufdämmenden Holzes, wenn die Flößer sich an Seilen (wie erwähnt) in tiefe Schluchten hinablassen müssen, werden sie gar oft eine Beute ihres Berufes. So wars am 2. October 1860 der Fall. Im Schanfigg, einige Stunden von Chur (Graubünden), waren vier Flößer in der Plessur-Schlucht beschäftigt, verstecktes Holz in Gang zu bringen. Ein sehr gewandter Flößer Namens Christian Jäger hing wie eine webende Spinne am Seil und begann mit der Axt zu arbeiten, während die Anderen ihn hielten, als ein warnender Signal-Ruf der aufgestellten Wache ertönte. Aber im gleichen Augenblicke prasselte auch eine Masse abgebröckelten Gesteines von der Wand hernieder und begrub alle Vier in des Flusses Tiefe unter seinem Schutt.

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht. Schiller.

Auf der Jagd.

Ihr Klippen ihr, an deren jähem Rand
Ich steh', wo vor dem Blick an Stromes Ufer
Zu niedrigem Gestrüpp die schlanke Tanne
Im Schwindel der Entfernung schrumpft: ein Sprung,
Ein Schritt, ein Ruck, ein Odemzug, er könnt'
Auf ewig an der Felsen rauher Brust
Zu Bett mich bringen. —

Byrons Manfred.

Der Aelpler ist eine feste, kernige, einfache Erscheinung in allen seinen Lebensbeziehungen, in allen seinen Lebensäußerungen. Ebenso genügsam, wie er in seinen Bedürfnissen, ebenso ungekünstelt wie er in seinen Sitten, ebenso muthig, wie er in Gefahren, und ebenso ausdauernd wie er bei den Beschwerden seines Erwerbes ist, — ebenso kühn und beharrlich, frisch und entbehrend ist er auch auf der Jagd. Sie steht im vollen Einklange mit seinem ganzen Wesen und mit der gewaltigen, großartigen Natur, die ihn umgiebt.

Der Bürschgang auf Alpenthiere ist nach Terrain, Suche und Jagdart eine völlig anderen Bedingungen unterstellte, gänzlich

anderen Umständen unterliegende Thätigkeit, als die zur Wissenschaft und noblen Passion ausgebildete hohe Jagd im Hügel- und Flachlande. Der größte Theil jener Praktiken, welche dort zulässig oder sogar geboten sind, und deren genaue Kenntniß und fertige Handhabung den flotten Jäger kennzeichnen, können in den Alpen nicht in Anwendung kommen; es ist keine paragraphisch-systematisirte Waidmannskunst, die sich theoretisch aus Büchern einschulen läßt, um ritterlich-elegante Komödie damit zu treiben, sondern so urnatürlich derb und wild, wie die Alpen selbst, ist auch die Jagd. Wer nicht das Zeug dazu in Knochen und Blut, in Muskeln und Fasern hat, wer nicht Gefahren und Strapazen lachend die Stirn bieten kann, wessen Auge nicht scharf und schwindelfrei in Abgründe zu blicken vermag, der lasse den Stutzen daheim, oder versuche sein Glück drunten im blassen, dürren Stoppelfelde und zwischen den Krautäckern, wo ihm der Hund den Hasen fangen hilft oder die Kette Hühner vor den Schuß bringt. In den Alpen gilts wilden Bestien: Bären, Wölfen, Adlern und Geiern, oder der flüchtigen, weit witternden Gemse, oder den schlauen, scheuen, Stein- und Schneehühnern. Es kann Einer ein perfekter Nimrod auf Rothwild sein und in der Sauhatz schon mancher Bache den Garaus gemacht haben, ohne auch nur eins der bezeichneten Alpenthiere erlegen zu können.

Zuvörderst gehört Mark in den Knochen dazu, ein leichter, sicherer Tritt, der, wenn auch Geröll und faulendes Gestein an jäher Bergwand ihm unter den harten, stachelbewaffneten Sohlen weicht, dennoch mit Sicherheit und kalter Ruhe darüber hinweg-eilt, der sich zu helfen weiß im Labyrinth der Gletscher-Spalten und an der glatten, trügerischen Firnhalde, wie sie im früheren Abschnitt „Alpenspitzen" (S. 265) geschildert wurden, — der nicht vorm Wagesprung zurückschreckt in den kahlen Kalkklippen, und der auf den Rasenbändern an den Felsenwänden so unbefangen geht wie der Dachdecker am Kirchthurm-Gesimse; — mit einem Wort,

der Alpenjäger soll ein guter, ausdauernder Berggänger sein. Denn auf flinken Jagdroß kann man nicht in die Flühenen reiten, wo das Wild haust; der eigene, feste Fuß muß den Alpenschützen hinauf in die zackige Gebirgs-Wildniß zum Waidwerk tragen. Dann ferner soll er vertraut mit den Revieren sein, in denen er sein Glück versuchen will. Er muß die Gebirgs-Stöcke und ihre Sippschaft, die Grate, Joche, Zinken und Kämme, den inneren Zusammenhang der Schluchten und gewundenen Felsengassen kennen, um sich nicht zu versteigen, wie weiland Kaiser Max an der Martinswand oberhalb Zirl im tyroler Innthal, oder Rudolph Bläsi von Schwanden, dessen haarsträubendes Jagdabenteuer der Dichter Reithard in seiner bekannten poetischen Erzählung: „Die beiden Gemsjäger" aufbewahrt hat. Es ist wohl kaum ein rechter Bergschütz, der nicht schon oft in ähnliche Lagen gerieth und nur durch einen Verzweiflungs-Sprung sein Leben rettete. Wie viele schon dabei zu Tode stürzten oder einsam verhungerten, ist nicht zu berechnen. — Und endlich muß er entbehren können, entbehren Speise und Trank, Ruhe und Wärme. Wer bedenkt, daß die Jagd in den Bergen meist erst aufgeht, wenn die Alpen von den Herden verlassen sind, daß also in den Hütten keine labende, kuhwarme Milch, kein Imbiß Brod zu haben ist, wer bedenkt, daß der Schütze oft vier bis fünf Tage in der Einöde umherschweift, ohne inzwischen zu seiner tief unten im Thale liegenden Wohnung hinabzusteigen, daß er also seine Mahlzeiten knapp eintheilen muß, um mit dem wenigen trocknen Brod und Käse und seinem Fläschchen „Chriesiwasser" (Kirschgeist) auszureichen, — wer endlich erwägt, daß nicht einmal der rauhe Wildheusack in dürftiger Alphütte ihm eine gegen Kälte und Wetter schützende Lagerstätte bietet, sondern daß der Mann auf hartem Stein, in irgend einer Felsenspalte gar oft zu übernachten gezwungen wird, wenn ihn die Nebel in den Höhen überfallen, und er ohne äußere Gefahr nicht von der Stelle gehen darf, — der wird zugestehen, daß ein ungemein

an Entbehrungen gewöhnter Körper außer den oben angeführten Eigenschaften zur Ausübung der Jagd in den Alpen gehört. Alle diese körperlichen Requisiten bedingt die edle Hochjagd in Deutschlands hügeligen Auen und Wäldern nicht.

Rechnen wir dann schließlich noch hinzu, daß alle jene Fährlichkeiten, welche die mindeste unvorsichtige Behandlung der Feuerwaffe bei der niederen Jagd schon so unendlich oft herbeiführten auch hier in nicht vermindertem Grade vorhanden sind. Wie mancher tapfere Gemsenschütz wurde unwillentlich schon zum Selbst-Verstümmler, weil er im Eifer der Verfolgung den „Hahn in Ruh" zu setzen vergessen hatte, die Büchse durch einen leichten Stoß am Felsen, vielleicht nur durch das leise Streifen eines Alpenrosenzweiges am Drücker, sich entlud und den Jäger statt des Wildes traf. — Im Hintergrunde des romantischen Kaunser-Thales in Tyrol, ehe man zur Gpaatscher Alp kommt, steht am Wege eine kunstlos, aus rohen, nunmehr verwitterten Brettern gefügte kleine Kapelle mit einem Madonnenbilde; daneben die Gedenktafel an den Wildschützen Joseph Stadlwieser, der auf der Gemsjagd im Rostiz-Thal (einem schluchtigen Nebenthal) durch eine Unvorsichtigkeit gedachter Art sich selbst tödtete.

Das Kapitel von den Gemsen und deren Jagd ist von dem gründlichen Kenner der Alpen, Fr. von Tschudi, in seinem „Thierleben" erschöpft. Indem ich auf dasselbe verweise, trage ich zur Ausfüllung des Rahmens, der diese Bilder umschließt, blos einige charakteristische Jagdabenteuer nach.

Jäger-Spürsinn und Wild-Instinkt sind neben den soeben aufgezählten körperlichen Erfordernissen die ersten bedingenden Eigenschaften des Gemsen-Jägers. Er muß die Standquartiere, die Weidegänge und Nachtlager erforschen, um mit einiger Sicherheit berechnen zu können, in welcher Gegend er um irgend eine bestimmte Zeit Gemsen zu treffen hoffen dürfe. Der Spittler Jan aus dem Graubündner Münsterthale, seines Gewerkes eigentlich ein

Musikant, zugleich aber einer der verwegensten Gemsenschützen, soll mehrmals Wetten gewonnen haben, weil er genau Stunde und Platz angab, an denen man so und so viel Stück antreffen müsse. — Kennt er nun überhaupt den Jagdplatz, auf dem er seine Beute holen will, so bricht er, je nach der Entfernung seines Wohnortes (wenn er, wie dies die besten Gemsjäger immer thun, allein jagt), um Mitternacht oder bald nachher auf und steigt in schweigender Nacht so weit empor, als er unbeschadet seines Jäger-Vortheils kommen kann. Hierbei achtet er sorgfältig auf die Richtung des Windes, damit derselbe nicht den Gemsen Witterung und Schall des Kommenden zutrage. Ist er nun den Thieren im Rücken, die noch ruhend im Grase liegen und nur die „Vorgaiß" als Posten auf erhöhtem Felsenblock aufgestellt haben, so schleicht er, noch unter dem Schutze der Dämmerung, so nahe als immerhin möglich, sich heran und sucht seinen Körper durch irgend einen Felsenblock, Baumstrunk oder wie sonst zu decken. Hier wartet er, schußfertig, den Anbruch des Tages ab. Welche unendliche Behutsamkeit und Vorsicht gehört zu diesem katzenartigen Vorgehen, welch äußerst spannendes Lauern bei größter Ruhe und Kälte! Erst nachdem sich die Thiere erhoben haben, wählt er sein Opfer aus und schießt. Oft begegnets, daß der resolute Jäger, bevor das erschrockene Gemsenvolk die Gegend ausfindet, von welcher Gefahr droht, noch ein zweites Thier mit seiner Doppelbüchse erlegt. Hat er gut getroffen, so schnellt die Gemse hoch auf und stürzt rasch zusammen; es trifft aber auch, daß angeschossene Thiere, die nicht tödtlich verwundet wurden, mit dem ganzen Rudel auf und davon jagen. Mitunter giebt es auffallend große Gesellschaften dieses Wildes, die bis zur Paarung bei einander bleiben; der bekannte Berggänger Statthalter Gottl. Studer in Bern sah deren einst im Wallis 60 zusammen weiden. Solojäger pflegen in der Regel keine Hunde mitzunehmen.

Der gewaltigste Gemsenjäger der Jetztzeit möchte vielleicht

Ignaz Troger von Ober-Ems in Eischol (Wallis) gewesen sein; wenigstens erzählen die Hirten auf den Alpen des Turtmann- und Nikolai-Thales völlige Wunderdinge von ihm. Er scheint ein moderner Colani der dortigen Gegend gewesen zu sein, der ein mehrere Quadratmeilen großes Gebiet stillschweigend als ausschließlich nur ihm zuständiges Jagdrevier usurpirt hatte, in welches kein anderer Schütze sich getraute. Außerdem umgab ihn der Volksglaube mit einem unheimlichen, sagenhaften Nimbus und machte ihn zu einem Freischützen, der auf jeden Schuß sich holen könne, was er verlange. Jedenfalls steht es fest, daß er im ganzen Kanton Wallis der beste Alpenjäger war, und wahrscheinlich mag der Umstand, daß er unter schlauer Benutzung gemachter Erfahrungen vielleicht an einem Tage 3 und 4 Gemsen schoß, diese geschickt verbarg und dann eine nach der anderen in seine Wohnung hinabtrug, Veranlassung zu allerlei Fabeleien gegeben haben. Zugleich war er der verwegenste und unternehmendste Berggänger. Passionirte Gemsenjäger, namentlich in den Grenz-Distrikten, sind eifersüchtig auf die Respektirung des Herüben und Drüben, und man erzählt Schauergeschichten, die anläßlich der Freibeuterei auf fremdem Gebiete in jenen zeugenlosen Einöden vorgefallen sein sollen. Namentlich ist man geneigt entschlossenen Schützen das Verbrechen eines geheimen Mordes aufzubürden, wenn irgend ein jenseits der Grenze heimathlich angesessener, ebenfalls verwegener Gemsenjäger spurlos verschwindet. Weit weniger unterstellt man die größere Wahrscheinlichkeit eines todbringenden Sturzes, als die Vermuthung, daß der Fehlende auf fremdem Gebiete betreten und von einem Konkurrenten hinweggeputzt worden sei. — Daß Grenzüberschreitungen in jenen Wildnissen, wo keine Marksteine stehen, oft vorkommen, liegt wohl außer Zweifel; aber wohl auch nur in den wenigsten Fällen werden sie entdeckt. Geschiehts jedoch, daß zwei Jäger sich begegnen, von denen der eine auf unerlaubtem Boden sich mit der Waffe betreten läßt, dann ist, wenns gut geht, Konfiskation

des Gewehres wohl das Mittel des Stärkeren, womit er die Grenzverletzung faustrechtlich ahnt. Aber es hat auch schon derb humoristische Strafen gegeben; so z. B. schickte ein Sinser Jäger im Unter-Engadin, einen Tyroler Wildschützen den er zum dritten Mal auf seinem Gebiete ertappte, ganz, bis aufs Hemd entkleidet über die Grenze. Von einem andern Tyroler, der einen langen Haynau-Schnauzbart trug und nicht wenig stolz auf denselben war, wird erzählt daß ihm seine Gegner, als sie ihn ebenfalls auf unerlaubtem Revier trafen, gewaltsam die eine Hälfte des martialischen Schnauzbartes abschnitten und ihn mit der anderen laufen ließen.

Minder gefährlich ist das von den weniger hervorragenden Jägern gesellschaftlich unternommene Treibjagen auf Gemsen. Es findet meist in den ziemlich wildarmen Voralpen statt und nähert sich in manchen Beziehungen der organisirten hohen Jagd des Flachlandes, weil eine Aufstellung der Jäger, wie beim Anstand, stattfindet und oft auch Hunde zum Zutreiben benutzt werden.

Diese Jagdweise hat indessen auch wieder ihre eigenthümlichen Fährlichkeiten, die nach der Ursache und Veranlassung bei der Solojagd verhältnißmäßig weniger vorkommen können. Wie bei jedem Treibjagen, so muß auch hier ein Plan, eine gewisse Verständigung unter den Jägern und Treibern stattfinden; wird die getroffene Abrede durch einen der im Gebirge leicht möglichen, unvorhergesehenen Zwischenfälle nicht genau inne gehalten, so ist leicht ein gänzliches Fehlschlagen des Jagdtages das Resultat vieler Anstrengungen. Einen solchen Moment repräsentirt unser Bild. Drei wohlgeübte Schützen des Appenzellerlandes jagten an der Gloggeren, jener hohen Wand südöstlich von der Seealp, an dem Wege gelegen, wenn man vom Weißbad über Meglisalp zum Sentis aufsteigt. Einer derselben ging diesen unteren Weg, ein zweiter droben über Marwies, und der dritte Jäger über ein schmales Rasenband an der Felsenwand, zwischen den beiden zuerst Genannten. Auf dieses Rasenband waren die Gemsen getrieben

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Der zu unterst und zu oberst Gehende hatten leichteren Marsch und kamen früher an der Stelle an, wo das gemeinschaftliche Schießen beginnen sollte. Ersterer sieht die Thiere auf sich zukommen, ihm direkt in den Schuß gehen, wartet und wartet und erblickt immer noch nicht den auf dem Rasenband treibenden Jäger. Die Gemsen kommen immer näher; er befürchtet um den Schuß zu kommen, legt fieberhaft aufgeregt an, drückt los und — aufgeschreckt durch den Knall, kehren die Thiere sofort um und fliehen in jagendster Hast auf dem Rasenbande den Weg zurück, den sie gekommen waren. Just an einer sehr schmalen, abschüssigen Stelle von kaum etwas mehr Breite, als für einen Menschen zum Gehen nöthig ist, da, wo es um eine Felsen-Ecke biegt, stoßen sie in wildester Flucht auf den mühsam emporkletternden Jäger. Ein Begegnen Beider in aufrechter Stellung, auf diesem schwindelnden Felsenbande, hätte unfehlbar zum Sturze des Jägers in eine mehr als hundert Fuß absinkende Klippentiefe führen müssen, da die Gemsen instinktmäßig, in der Angst der Verzweiflung den Durchpaß zwischen der Felsenwand und dem Jäger gesucht haben würden. Dies erkennt der besonnene Mann, und um sein Leben zu retten, wirft er sich nieder, und läßt das ganze Rudel in flüchtigem Sprunge über sich hinwegbrausen. — Ein anderer Jäger, im Glarnerlande, in ähnlicher Lage an kritischer Stelle, glaubte dennoch durch raschen Entschluß seine Beute erlegen zu können und kauerte sich sitzend, fest an die Felsenwand gestemmt, nieder und schoß. Die Ladung ging fehl, die Gemse setzte über ihn hinweg, berührte ihn aber im schnellenden, elastischen Sprung mit einem der Hinterläufe an seiner Jacke und riß ihm das oberste Knopfloch aus; ein Hängenbleiben hätte unfehlbar zum zerschmetternden Sturze Beider geführt.

Von einem tessiner Gemsenjäger aus dem Val Blegno wird folgende verbürgte Force-Tour erzählt. Ihrer Zwei waren aufs Treiben ausgegangen. Da kommt der Eine von ihnen zum Schuß, trifft den Gemsbock gut ins Vorderblatt, der verwundet und blu-

tend, dennoch fortrennt und dem anderen Jäger in einem Defilé zwischen zwei kolossalen Felsenblöcken entgegenspringt. Dieser, durch den Block gedeckt, so daß das geängstete Thier ihn nicht sehen kann, schlägt an, drückt los, — aber das Gewehr versagt. Rasch entschlossen, wirft der Tessiner seine Waffe fort, springt dem großen Gemsbock in dem Augenblick entgegen, als dieser in der Felsengasse weder rechts noch links fortkann, packt ihn glücklich erst mit einer, dann auch mit der anderen Hand bei den Hörnern und läßt sich von dem wahre Löwenkräfte entwickelnden Thiere 30 bis 40 Schritte weit über Rasen und Gestein bis dicht an einen Abgrund schleifen, wo dasselbe erschöpft zusammenbricht. Noch zwei oder drei Sprünge und der Abgrund hätte Beide aufgenommen. Hier am Rande der Tiefe entsteht nach einer Sekunde, in einer Blutlache, nochmals ein Ringen Beider. Mit der einen Hand hält der Jäger krampfhaft den zähen Zweig einer Föhre fest, während er mit der anderen die Hörner des Thieres umspannt, auf dessen Halse er kniet. So verweilt er einige Minuten, bis sein Gefährte herbeieilt und durch einige Stiche mit dem Brodmesser dem Leben des bis zum Tode sich wehrenden Thieres ein Ende macht.

Bei Streifzügen durch die Alpen begegnets höchst selten, daß Touristen, wenn auch nur in großer Entfernung, Gemsen zu sehen bekommen. Eine Stelle giebts, wo man im Frühsommer fast täglich sehr nahe Gemsen sehen kann; dies ist in den Churfirsten-Alpen oberhalb Wallenstad im Kanton St. Gallen. Diese Berge zwischen dem Speer und dem Gonzen sind zu „Freibergen" von der Regierung erklärt, — dort darf, bei hoher Strafe, keinerlei Wild geschossen werden. Wer in Wallenstad übernachtet und frühzeitig nach den Alpen Lösis und Büls aufsteigt, wird außer einem großartigen Gebirgs-Panorama leicht Gemsen zu sehen bekommen. Der Weg ist ganz bequem, selbst für Damen praktikabel.

Die Bärenjagd ist nicht, wie die Gemsenjagd, ein zur Leiden-

ſchaft gewordener Akt waidmänniſchen Vergnügens oder des Geldverdienſtes; ſie iſt entweder (und zwar in den ſeltenſten Fällen) eine unfreiwillige durch den Zufall herbeigeführte Muthprobe für den Aelpler, — oder ein abſichtlich aufgeſuchter, höchſt gefahrvoller Vernichtungskampf gegen den gefürchteten Herden-Räuber. In beiden Fällen iſt dieſe Jagd nicht minder beſchwerlich und drohend als jene, nur daß die Gefahr weniger in dem zu paſſirenden unzugänglichen Terrain, als vielmehr in der Natur des zu erlegenden Wildes beruht.

Die eigentliche Bärenheimath in den Alpen ſind die Kantone Wallis und Graubünden. Als das am Schwächſten bevölkerte Alpenland, welches zugleich noch die ausgedehnteſten, dichteſten Waldungen und umfangreiche, wenig betretene Gebirgsreviere beſitzt, bietet es dem großen Raubwild die beſte Gelegenheit zu ungeſtörtem Aufenthalt. Es vergeht kein Jahr in den rhätiſchen und walliſer Alpen, daß nicht bald hier, bald dort die Schreckensbotſchaft ins Thal hinabkommt: der Bär habe wiederum Schaafe, Kälber oder überhaupt Jungvieh auf der Alp zerriſſen. Aber zur Genugthuung der allgemeinen Sicherheit verbreitet ſich dann auch oft die freudig wiederhallende Kunde durch die Berge, daß unter den, oft abenteuerlichſten, Umſtänden wieder ein Bär erlegt worden ſei. Die Summe der in den Alpen geſchoſſenen Bären darf in neuerer Zeit immerhin jährlich auf 10 bis 12 Stück angenommen werden. Es giebt, möchte man ſagen, Bärenjahre, in denen ſich dieſe Beſtien außerordentlich zahlreich zeigen, und deren viele in engen Grenzen geſchoſſen werden, und wieder andere Jahre, in denen wenig von dieſem Raubthiere verlautet. Die Menge der erlegten Bären würde bei Weitem größer ſein, wenn es mehr Jäger in den Bergen gäbe und die geſetzte Schußprämie größer wäre. (Graubünden z. B. zahlt von Regierungswegen nur 28 Francs für jeden erlegten Bären, ob alt oder jung, wobei dem Schützen dann das Thier ſammt Fell zum Verkauf noch bleibt.) Taxationen

von Forst- und Jagd-Männern schätzen den Bären-Reichthum von den grajischen Alpen bis hinaus nach Steiermark und Krain auf etwa 500 Stück; doch ist diese Annahme um so unsicherer, als erwiesen ist, daß der Bär in fortwährendem Wandern zwischen dem Osten und Westen Europas begriffen ist und nur für unbestimmte Zeit feste Standquartiere bezieht.

Münchhausen ist nicht blos ein Kollege der Jäger des Hügel- und Flachlandes, er hat auch Niederlassung bei den Alpenjägern gesucht und gefunden; daher kommts, daß eine Menge der übertriebensten Anekdoten von Bärenjagden existiren. Dies schließt indessen nicht aus, daß es Jagdabenteuer giebt, die zu den wirklich drastischen gehören.

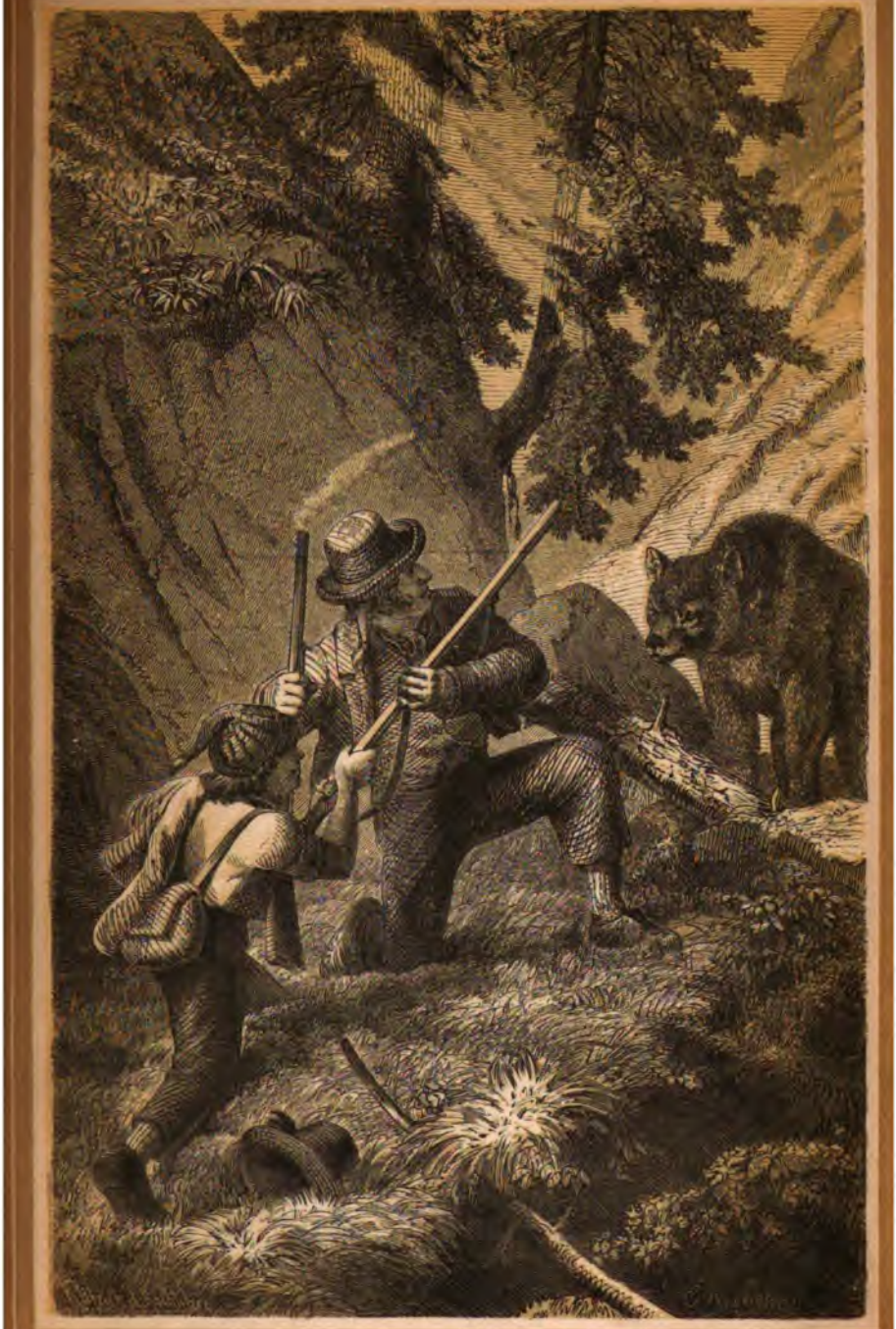
Eine höchst tragi-komische Bären-Attake trug sich im Sommer 1857 in der Tiefe des Engadiner Val d'Uina zu. Schon mehrfach hatte ein hungeriger Mutz Herden angefallen, die unterm Griankopfe und an den Abhängen des Piz Cornet weideten, so daß man Jagd auf ihn machte. Ein Mann von Sins begegnet in wilder Einöde dem zottigen Gesellen, legt auf ihn an und brennt ihm eine Kugel auf den Pelz. Der Bär, zu gering verwundet, um durch den Schuß kampfesunfähig zu werden, wendet sich zornig gegen den Jäger, der das Gefahrvolle seiner Lage sofort erkennend, sich hinter einen großen, ringsum freien Felsblock flüchtet. Während der laut brummende Bär hinkend ihn verfolgt, ladet der Jäger aufs Neue, indem er den Felsen fortwährend umläuft. Da, als die Büchse wieder schußfertig ist, stellt er sich zum zweiten Mal, und trifft das Thier, abermals jedoch, ohne es tödtlich verwundet niederzustrecken. Die Wuth des Bären wird dadurch nur gesteigert, und bald rechts, bald links den Block umgehend, entsteht nun ein Haschens- und Versteckens-Spiel zwischen dem fortwährend blutenden Thiere und seinem flüchtenden Verfolger, das von Augenblick zu Augenblick schrecklicher zu werden beginnt. Denn weit und breit nur felsige, todte Einöde, — kein rettender Freund,

kein kampfunterstützender Jagd-Genosse. Der Sinser Bauer verliert immer noch nicht seine Geistes-Gegenwart und die gewiß seltene Kaltblütigkeit; im Springen gelingt es ihm, die Büchse zum dritten Mal zu laden und den dritten Schuß auf seinen Gegner abzufeuern. Ob dieser traf, ist unbestimmt. Zu seinem Entsetzen entdeckt aber der Jäger nun, daß seine Munition zu Ende ist; wahrscheinlich hatte er einen Theil derselben während des springenden Ladens verloren. Das Verfolgungsspiel beginnt gräßlich zu werden. Zwar zeigen sich die Blutverluste des Bären immer mächtiger, aber auch die Wuth desselben steigert sich immer mehr. Noch eine Zeitlang setzt der nun fast die Besinnung verlierende Aelpler das Fluchtspiel um den Felsenklotz fort und glaubt das Thier so zu ermatten, daß ihm zuletzt die Kraft zur weiteren Verfolgung fehle; — aber vergeblich. Stets fort und fort sieht er sich von dem lautbrüllenden Ungeheuer auf Schritt und Tritt verfolgt, bald unmittelbar dicht hinter sich, bald durch Umkehr ihm entgegenkommen. Die Knie zittern ihm, der Fuß wird unsicher und strauchelt ein übers andere Mal, — der Athem geht ihm aus, und in Schweiß gebadet wähnt er jede Sekunde ohnmächtig niederstürzen zu müssen. Da endlich ermattet auch das Raubthier, sein Gebrüll ertönt nur noch stoßweise, und Unterbrechungen im Laufe treten ein. Diesen Umstand benützt der auf den Tod geängstete Jäger und stürmt, mit letztem Aufwand aller seiner Kräfte, dem Thale zu, — lange Zeit ohne umzuschauen, ob er verfolgt werde oder nicht. Er war gerettet, vermochte aber kaum seine Wohnung zu erreichen. Eine schwere Krankheit warf ihn aufs Siechbett. — Nachbarn, die am andern Morgen gut bewaffnet an die bezeichnete Stelle gingen, fanden, den Blutspuren folgend, das Thier in ziemlicher Entfernung vom Schauplatze des entsetzlichen Jagdspieles verendet.

Nicht mindere Geistesgegenwart und rettende Entschlossenheit entwickelte einst der als Gemsenjäger hoch berühmte Colani von Pontresina im Ober-Engadin. Auf seinen Streifzügen entdeckte er

eines Tages die unverkennbaren Fährten eines Bären, und verfolgte dieselben über ein nur wenige Fuß breites Felsenband (ähnlich dem, wie es unsere Abbildung des Gemsenjagd-Abenteuers zeigt) bis zu einer Höhle, vor welcher der Pfad auslief. Da es schon spät am Tage war, und er nur eine leichte Büchse bei sich trug, so beschloß er den Angriff auf das Thier zu verschieben, und nahm seinen Rückweg mit der größten Vorsicht.

Am andern Morgen, zu rechter Jägerzeit, noch ehe es tagte, ging er, von seinem, damals zwölfjährigen Sohne begleitet, mit der besten Doppelbüchse bewaffnet, vor die Bärenhöhle; auch der Knabe trug eine gleiche Waffe. Nicht lange liegen Beide auf der Lauer, der Alte kniet zuvörderst, der Knabe dicht hinter ihm, als es da drinnen lebendig zu werden beginnt. Bald funkeln zwei Augen, den Kohlen gleich, aus dem Dunkel der Höhle hervor, und der alterfahrene Schütze sendet ihnen die erste, wohlgezielte Kugel entgegen. Sie hat getroffen, denn laut stöhnendes Geheul erschallt aus der Tiefe; zugleich aber auch entwickeln sich die dunkelen Umrisse immer mehr, und im nächsten Augenblick kriecht eine gewaltig große Bärenmutter aus der Höhle hervor. So wie Colani des Schusses sicher zu sein glaubt, giebt er die zweite Salve. Sie zerschmettert dem Ungethüm die rechte Vorderpfote, das mit donnerndem Gebrüll zwar niederstürzt, jedoch sofort sich wieder erhebt, vollends hervorkriecht und sich zum Kampfe auf den beiden Hinterbeinen emporrichtet, da ihm die vorderen den Dienst versagen. — „Vater! soll ich schießen?“ ruft der über seines Vaters Rücken im Anschlag liegende Knabe, vor Begierde zitternd. Aber der alte Colani verliert nicht einen Augenblick seine entsetzliche Jäger-Ruhe und kalte Besonnenheit. Der nächste Schuß mußte unbedingt dem Thier ein Ende machen, sonst wars um ihn und sein Kind gesehen. — „Gieb mir die Büchse!“ herrscht er, ohne den Blick von seiner Beute zu verwenden, dem Knaben zu und wechselt, während der Bär nur wenig Schritte von ihm entfernt ist, mit



BÆRENJAGD.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

feſter Hand die Waffe. So läßt er das hochaufgerichtete Thier in fürchterliche Ruhe ſo dicht herankommen, daß faſt die Mündung der Rohre in den weit aufgeriſſenen Rachen der Beſtie reicht. — Ein Druck, — der erſte Schuß verſagt, — der zweite knallt, und die Kugel jagt durch das Gehirn, daß das Raubthier mit ſchwerem Fall zuſammenſtürzt. Da leidets den Bub nicht mehr; im Nu hat er am jähen Abhang den Vater umklettert und hämmert mit verkehrter Büchſe auf den Schädel des röchelnden Feindes ein, daß dieſem der letzte Lebensfunken entflieht. — Colani iſt ſchon lange geſtorben, aber der 12jährige Bub iſt jetzt ein muthiger Gemsjäger und im Sommer Führer zu dem Gipfel des Piz Languard.

Das neueſte und putzigſte Bären-Abenteuer ereignete ſich am 18. Auguſt 1860 Mittags auf dem Buffalora-Paß. Ein Bergamasker Schaafhirt, dem einige Schaafe todt gefallen waren, hatte denſelben das Fell abgezogen, das noch brauchbare Fleiſch ausgeſchnitten und Alles auf ſein Pferd geladen, um es in ſeine Hütte zu bringen. Nicht an die mindeſte Gefahr denkend, reitet er, nach Bergamasker Art ſeitwärts ſitzend, die Straße, als er plötzlich zwei jungen Bärchen begegnet, deren eines, von dem ungewohnten Anblick erſchreckt, laut zu blöcken anfängt. Die Bärenmutter im Wahn, es begegne ihren Kindern etwas Böſes, ſtürzt aus dem Walde hervor und greift Roß und Reiter wüthend an. Der Hirt ſpringt ab und überläßt, um ſich zu retten, ſeinen Gaul dem Zufall. Dieſer, muthiger als ſein Herr, ſchlägt mit den Hinterhufen ſo kräftig aus, daß die Bärin, von den gepfefferten Ohrfeigen betäubt, einigemal zurücktaumelt, immer aber ſich wieder erholt und aufs Neue ihre Angriffe fortſetzt. Durch die exceſſiven Bewegungen des Pferdes iſt der braune grobe Wollentuchmantel des Hirten, mit dem die Fleiſch- und Fell-Ladung überdeckt war, locker geworden und fällt bei einem neuen Sturm der vor Raſerei blind tobenden Bärin über den Kopf. Dieſe im Wahn, ein Feind umnachte ſie alſo, läßt nun das Pferd in Ruhe und begiebt ſich mit

ihren Jungen daran, den Mantel in Millionen Fetzen zu zerreißen, während der Hirt mit seinem Gaul eiligst die Flucht ergreift und glücklich das Ofen-Wirthshaus erreicht, wo ihn eine Krankheit überfiel.

Der Sommer 1860 war überhaupt außerordentlich bärenreich; im Unterengadin kamen sie oft bis in die unmittelbarste Nähe der Dörfer, und bei Süß wars der Fall, daß ein großer, ausgewachsener Meister Petz etwa eine halbe Büchsenschuß-Weite von der Landstraße unbesorgt weidete, während ein Fuhrmann aus Leibeskräften mit der Peitsche knallte, um ihn zu vertreiben, und jenseits des Inn mehr denn ein halb Dutzend Leute mit Heuen beschäftigt waren. — Bei Zernetz hatte kurz vorher ein Bär in der Zeit von zehn Tagen 17 der fettesten Schaafe geraubt.

So zufällig trifft sichs denn doch nicht jederzeit. Auf die Kunde von dem übermäßigen Bärenreichthum des Jahres 1860, machten ein Paar hohe Herrschaften: der auf seinem Sommersitz Weinburg (Kanton St. Gallen) verweilende ehemalige Preußische Premier-Minister, Fürst von Siegmaringen, und der Großherzog von Hessen, in Begleitung einiger tüchtiger Alpenjäger, gegen Ende September im Engadin den Versuch einer Bärenjagd, konnten aber keine Bestie auftreiben, und mußten sich begnügen, einige Gemsen geschossen zu haben.

Der Bär ist ursprünglich scheu, ja fast möchte man sagen feige; er flieht mit seiner Beute, wenn er eine Herde beraubt hat, als ob das böse Gewissen ihn jage, die Nähe der Menschen. Lediglich wenn er gereizt, angegriffen wird, oder wenn er seine Jungen bedroht wähnt, geht er zur Offensive über. Frecher als Meister Braun ist unter den Alpenraubthieren der Lämmergeier. Er wartet nicht den Angriff ab, sondern er greift selber an, jedoch nur nach ungemein kluger Berechnung, wenn er glaubt seines Erfolges gewiß zu sein. Gemsenjäger, Wurzelgräber, Wildheuer wissen genug Fälle zu erzählen, wo sie an jäher Felsenwand von einem

großen Raubvogel überrascht wurden und derselbe versuchte, durch Flügelschlag die Kletternden in den Abgrund zu stürzen. Christian Danuser von Felsberg, Forstaufseher im Val Mesocco (Graubünden), stand eines Morgens um die Mitte des Octobers 1856 dicht am Rande einer hohen Felsenwand und spähte nach Gemsen in die Tiefe hinab. Durch ein starkes, rasch wachsendes Rauschen in der Luft aufgeschreckt, erblickt er in einer Höhe von etwa 60 Fuß über sich einen großen Steinadler, eben im Begriff, mit eingezogenen Schwingen sich auf ihn herabzustürzen. Danuser, der die meuchlerische Angriffsweise dieses Thieres wohl kannte, springt eilends einige Schritte zurück, wirft sich zu Boden und liegt kaum auf dem Rücken, als der Adler herabschießt und so nahe an ihm sich vorüberschwingt, daß er ihn noch mit den äußersten Spitzen des einen Flügels streift. Kaum ist das in seinem Schuß mit vollster Gewalt herabsausende Thier an dem Bedrohten vorüber in die Tiefe, als dieser schleunigst emporspringt und seine Kugelbüchse auf den langsam sich wieder hebenden Adler anschlägt und ihn in dem Moment niederschießt, als er zum zweiten Male sich anschickt einen Angriff zu unternehmen. Die Kugel des entschlossenen Schützen hatte die Brust des Vogels durchbohrt, und mit einem mächtigen Klapf (wie Danuser sich ausdrückte) fiel er vor ihm nieder. Jetzt ziert das schöne Exemplar ausgestopft eine Sammlung zu Frankfurt am Main.

Dorfleben im Gebirge.

Im Dorfe wohnt ein friedlich-still Geschlecht,
Das, weil es nie des Glückes Gunst erfährt,
Auch nicht des Glückes Launen fürchten darf, —
Das tausend Dinge, die die Stadtbewohner
Zu ihrer Qual besitzen, gar nicht kennt, —
Und dessen Schicksal, meistens an den Gang
Der stets ausgleichenden Natur gebunden,
Wenn's leicht verwundet, schnell auch wieder heilt.

Mit dem Dorfleben im Gebirge gehts fast ebenso wie mit der geträumten Poesie des Sennen-Lebens auf den Alpen; man denkt sich dasselbe in gewissen Beziehungen viel ideal-romantischer, als es in Wirklichkeit ist. Der schwärmende Besucher aus dem Flachlande, dem alle Reise-Annehmlichkeiten zu Gebote stehen, nimmt nur den wonnigen, berauschenden Eindruck der sommerlichen, duftblauen Morgenlandschaft in ihrer Totalität, oder den beseligenden Abendfrieden mit seinen wunderheimlichen Staffagen aus dem Alpenthale hinweg, und überträgt diese Sättigung seiner Gefühle nun auf das Dorf, in welchem er weilte, auf seine Bewohner und deren erwerbliche und gesellige Zustände, ohne dieselben in ihren

inneren Verhältniſſen und Beziehungen eigentlich kennen gelernt zu haben; er konſtruirt ſich unter Zuhilfenahme des Vorhandenen ein ideales Alpendorf aus den Phantaſien, welche in glücklichen Stunden ihn umranken, und ſchafft dadurch ein Ding, welches in Wirklichkeit nicht exiſtirt.

Der Alpenbauer, wie er in einzelnen Umriſſen dieſes Buches bereits geſchildert wurde, iſt allenthalben, dieſſeit und jenſeit des Gebirges, ein ungemein derber, höchſt proſaiſcher Menſch, der ſich beim erſten Anblick (vielleicht Tracht und Haltung ausgenommen) wenig vom Bauer des Flachlandes unterſcheiden würde, wenn hinter ſeiner Nüchternheit und in ſeiner Proſa nicht ein weit kernigeres Naturell, eine gewiſſe urwüchſige Originalität, man möchte faſt ſagen ein klaſſiſcher Ernſt ſteckte. Er iſt bei Weitem nicht ſo dreſſirt und gehobelt wie ein großer Theil der agrikolen Bauern, die durch ihre fortwährende Beziehung zum Stadtleben viel von dieſem gelernt und aufgenommen haben; aber eben darum iſt er auch wahrer, urſprünglicher und trägt weniger fremdes Weſen in ſich als jener. Es iſt die Eigenthümlichkeit, die bei jedem Gebirgsvolke, gegenüber dem Flachlandsbewohner, heraustritt; das patriarchaliſche Moment, getragen und gehoben durch die kräftigere, präciſere Ausdrucksweiſe, die wiederum ein Reſultat der Einwirkungen jener impoſanten, oft furchtbar-erhabenen Natur ſind. Sie ſtählt und kräftigt nicht nur den Körper, ſondern auch den Charakter des Volkes, das unbekannt mit den, im Sturme ſich häufenden, täglich neuen Bedürfniſſen der großen Welt, genügſam in ſeinen Lebens-Anſprüchen iſt, und in einer Altherkömmlichkeit der Sitten und Gebräuche verharrt, die, eben ihrer der Kulturwelt fremd gewordenen Urſprünglichkeit halber, auffallen und anheimeln.

Dieſen ungekünſtelten, naturgemäßen Lebensformen begegnet man zunächſt und am Unmittelbarſten an dem Styl der Häuſer, Sie ſind ein integrirender Theil der den Gebirgsbeſucher ent-

zückenden Landſchaft und beleben dieſelbe durch ihre, weit über die Matten zerſtreute Lage ungemein. Dennoch aber würden ſie den maleriſchen, poetiſchen Effekt nicht erreichen, wenn man an ihnen nur eben wieder den bekannten, geraden Linien, den äußerlichen Merkmalen der modernen Tiefland-Architektur, und den nüchternen, weißen Anſtrichfarben begegnete. Die Wohnungen in den Alpendörfern ſehen nicht aus wie Kunſtgebilde von Menſchenhand, — ſie ſcheinen mit den Bergen und Bäumen aus der Erde gewachſen zu ſein. Da iſt noch die ſaftige, weiche, braune Holzfarbe, wie ſie die Natur den Stämmen ſelbſt verlieh, da ſind die ſilberglänzenden Schindeldächer, auf denen ſchwere bemooſte Steine laſten, die trotzenden Hüter gegen den wilden Föhn. Breit und niedrig ſteht es da das Berghaus, als obs vom jahrelangen Druck der Steine und des Schnees halb in den Boden verſenkt wäre; aber gerade dieſe behäbige, lagernde Breite giebt ihm eine unendlich wohlthätige Ruhe, die der erhabenen Einfalt und Stille der Alpenwelt entſpricht. So vortheilhaft nun dieſe Häuſer in der landſchaftlichen Kompoſition wirken, ſo wenig würde in vielen Gegenden deren innere Verfaſſung und Einrichtung den Beſucher befriedigen. Die mehr oder minder allen Hirten-Völkern eigene geringe Sorgfalt für Reinlichkeit ihrer Wohnungen zerſtört jede idylliſche Illuſion. — Ueber alle Begriffe einfach iſt der Hausrath; ein großer Theil deſſelben iſt Produkt eigener Handfertigkeit, und es giebt noch manches Dorf der inneren Alpen, in denen das eiſerne Thürſchloß noch keine Aufnahme und Anwendung gefunden hat, und der brennende Kienſpahn die Stelle des Talglichtes oder der Oellampe vertreten muß. Dem Rauch vom Herd und Ofen iſt häufig kein Kaminweg angewieſen, durch den er ſeinen Ausweg ſuchen muß; in vielen Berghäuſern geht die Schornſteinleitung bis in den Bodenraum, und dort dampft es dann durch alle Luken und Spalten des Daches hinaus. Menſchen und Vieh leben und gedeihen gemeinſam im gleichen Hauſe; die Stallungen nehmen meiſt

einen wesentlichen Theil desselben ein und schützen durch ihre natürliche Wärme im strengen Winter gegen die scharfe Kälte.

Dies ist nun keineswegs eine für alle Alpenthäler gültige Zeichnung des Gebirgshauses; — in Gegentheil, es gibt deren wie z. B. in der industriellen östlichen Schweiz, im Bregenzerwalde des österreichischen Vorarlberg, in den Algäuer Alpen, in manchen Gegenden des bayrischen Oberlandes und Tyrols, welche bei aller Einfachheit und prunklosen Ursprünglichkeit ein ungemein heimeliges, gemüthliches Wesen in der Einrichtung durchweht. — So wesentlich verschieden im Aeußeren und seiner inneren Gliederung und Ausstattung nach das Haus des Berner Oberländers von demjenigen des Appenzellers oder dem des Bauern an den bayerischen Seen ist, so haben alle mehr oder minder doch Elemente die auf eine Verwandtschaft ihrer Entstehung, auf die gemeinsamen Bedürfnisse hindeuten; es ist der bauliche Gebirgsstyl der in ihnen sich ausgebildet hat. Gewöhnlich führte man das Erdgeschoß aus festem Mauerwerk auf und überdeckte es mit weißer Kalktünche. Dieser Fundamentalbau dient bald als Stallung oder Aufbewahrungs-Ort und Kellerraum, wie solches vielfach in der Schweiz der Fall ist, — bald wurde, wie dies mehr in den deutschen Alpen vorkommt, Küche und die gemeinsame Wohnstube, der centralisirte Tages-Aufenhalt für alle zur Familie gehörenden Personen hierher verlegt und letzterer vorzugsweise „die Stube" genannt. — Vom ersten oder oberen Stockwerke an beginnt der Holzbau der ebenso verschieden, bald ausschließlich Blockhaus-Konstruktion ist, so daß Balken auf Balken ohne irgend welches Ausfüllungs-Mittel die vier Wände des Hauses bilden, oder es ist gemischtes Material welches Außen mit Brettern oder Schindeln verschalt wurde. Hier beginnt die, jede Thalschaft mehr oder minder kennzeichnende Lokal-Architektur. Meist umgeben breite, mit künstlich ausgesägten Brustlehnen versehene Söller oder Lauben das Haus an einer oder mehren Seiten die durch das auffallend weit-vorspringende, flache

Dach so gegen Sonnenschein und Regen geschützt werden, daß während der besseren Jahreszeit hier gar manche Arbeit des häuslichen Verkehrs vorgenommen werden können. Wo instinktiver Schönheitssinn dem Volke innewohnt, brachte die Hausfrau auf der Brüstung des Altans einen kleinen Ausbau an, der mit Blumenstöcken in „Scherben" (so nennt man Blumentöpfe) ausgerüstet prangt unter denen namentlich Lack und die Lieblings-Gartenpflanze des Gebirgsbewohners, die Nelke oder das „Nägeli" dominiren. Letztere geben mit ihren lang über die Brüstung herabhangenden lauchgrünen Schossen und den daraus hervor quellenden leuchtend-scharlachrothen Blüthen durch die Farbengegensätze auf dem warmen Braun der Holzwände eine höchst wirkungsvolle Dekoration des Hauses ab. Das weit über die Giebelfront hinaus gebaute Dach ist häufig mit kunstreich ausgesägtem Bretterrand verkleidet und im bayerischen Oberlande läuft die Giebelspitze in irgend ein Ornament aus, dessen Mitte ein Kreuz ziert zum Zeichen, daß in dem Hause eine strenggläubig katholische Familie wohne. Nicht selten hat der Zimmermeister noch außerordentliche Proben seines bildnerischen Talentes abgelegt und in irgend einen freiliegenden, querüber laufenden Balken Vor- und Zuname des hauserbauenden Besitzers und seiner Ehewirthin sammt dem Baujahr und Namen des Architekten eingemeiselt, vielleicht sogar einen Kernspruch beigefügt wie z. B.

B'hüt Gott dies Haus vor bösem Brand,
Vor G'witterschlag, Schimpf, Angst und Schand,
Vor Kriegesplag und Hungersnoth,
Mit einem Wort laß's stoh wie's stoht.

Die Wohnstube behäbiger Alpenbauern ist in manchen Gegenden ein Urbild gemüthlicher Einrichtung. Meist sind die Wände ringsum mit Täferwerk (eingerahmter Tischler-Arbeit) verkleidet und Bänke sind längs der Wände befestiget. Das vornehmste Hauptmöbel ist ein kolossaler grün, blaugrau oder weiß glasirter

Ofen der, vom Hausgange draußen geheizt, während des Winterhalbjahres in der Regel nicht einen Augenblick erkaltet. Er ist nicht sehr hoch, oft kaum Manneshöhe erreichend, und dies hat seinen wohlberechneten praktischen Grund; hinter jenen gefältet um den Oberraum über'm Ofen herumlaufenden Gardinen befindet sich ein den Blicken entzogenes Lotterbettlein in welchem während des Winters Wärme bedürftige Leute, Kranke oder Kinder schlafen. Zwischen der Wand und dem Ofen geht entweder eine kleine schmale Treppe in das obere Gemach, das auf diesem nächsten Wege das nöthige Quantum überschüssiger Wärme empfängt, — oder es ist der Lunzwinkel dahinten eine gemauerte mit Polsterkissen versehene Bank, des Bauers Sorgenstuhl wo die Mittagsruhe gehalten wird. In der anderen Stuben-Ecke steht der Familientisch, groß, positiv, schwer, eine dicke, sauber gehaltene Ahorn-Platte auf derb gezimmertem Schragen oder nicht selten eine mit Holzwand eingerahmte kolossale Schiefertafel mit dem Doppelzweck neben der ursprünglichen Tisch-Bestimmung zugleich Rechenbrett des Bauern zu sein, dem er seine durch mystische Zahlenzeichen ausgedrückten geheimen Finanzpläne anvertraut. In katholischen Orten prangt im Winkel der Wand oberhalb dem Tisch ein ziemlich großes Kruzifix das nach dem mehr oder minder ausgebildeten Sinne des Hausherrn für symbolisches Beiwerk mit Heiligen-Bildern, Blumensträußen und anderen geweihten Dekorations-Gegenständen zum Hausaltar aufgeputzt ist. Auch in den Gaststuben der Wirthshäuser muß der gekreuzigte Sohn der Jungfrau oft genug Zeuge sein, daß seine Liebes-Lehre nur äußerlich an den Bekennern seines Wortes klebt, denn je größer dies Glaubenszeichen herniederschaut desto kräftiger pflegt von den Zechbrüdern unter demselben geflucht und mit Maßkrügen drein gehauen zu werden. Ueber dem Tische des gut kirchlich gesinnten Aelplers schwebt dann wohl vom Plafond des Zimmers herab an einem Zwirnfaden noch ein s. g. „heiliger Geist" in Gestalt der bekannten

Taube aus Papier geformt, — und damit überhaupt die Schwelle geschützt und beschirmt bleibe gegen alles Böse sind an der Stubenthüre die Anfangs-Buchstaben der heiligen drei Könige † C † M † B, Caspar, Melchior, Balthasar mit Kreide angemalt und daneben am Thürpfosten hängt aus Porzellan oder Zinn geformt das kleine Weihwassernäpfchen, in welchem aber bei den meisten Leuten kein Wasser drin ist; nichts destoweniger tüpft gewohnheitsgemäß der Gläubige hinein und macht sein Kreuz damit vor Stirn, Brust und Magen. Eine Schwarzwälder Wanduhr mit dem Kuckuk und eine „Prattik" (Kalender in einen Holzrahmen eingelassen) vollenden das Mobiliar der Stube.

Im bayerischen Oberlande befindet sich nun im oberen Stockwerk die „Kammer", das Repräsentations-Gemach des Ehepaares, in welchem das hochaufgerüstete zweischläferige Himmelbett, die Truhen und Kasten stehen, welche des Hauses Schätze an derber Leinwand, die ererbten Zinnschüsseln, die Festtagskleider, das Geld und die Besitz-Dokumente und Familien-Schriften bergen; oft steht noch ein Glasschrank drin, dem alles das anvertraut wird was gesehen werden soll aber zerbrechlich ist, Glas und Porzellan, wächseren Devotionalien und während des Winters bis ins Frühjahr hinein einige recht rothbackige Aepfel. — Den übrigen Raum dieses Stockwerkes füllen dann die Schlafkammern der Kinder, des Gesindes und sonst etwa noch Aufbewahrungswinkel.

An dieses Vorderhaus ist unmittelbar und zwar unterm gleichen Dache, das Hinterhaus angebaut, in welchem die Ställe und über denselben die Heumagazine sich befinden. Gemeiniglich führen breite, ansteigende Brücken direkt von der hinterm Hause liegenden Wiese an dieser Rückseite auf die Böden um das Futter leichter einbringen und aufspeichern zu können.

Betritt man dann des Alpendorfes Kirchlein, so ists auch hier wieder, als ob man einen Riesenschritt zurück ins graue Mittelalter machte. Die meisten sind im Bau Urtypen der Einfachheit

und verrathen kaum, aus welcher Zeit sie stammen, welchem Styl sie angehören. Das Innere hat einst die fromme Einfalt mit allerlei Zierathen oder die Hand eines wandernden Maler-Dilettanten mit Bildwerk aus dem Leben des Orts-Patrons oder anderen Heiligen-Legenden geschmückt, in denen gewöhnlich der Teufel mit Hörnern und Pferdefuß eine hauptsächliche Rolle spielt; da ist's denn nicht selten der Fall, daß die liebe Dorfjugend an diesen höllischen Mißgestalten ihren Zorn ausgelassen und den Herrn Satan im heiligen Glaubenseifer ganz zerkratzt hat. Oder man findet plötzlich, zu seiner größten Ueberraschung, ein neues, von tüchtigem Künstler gemaltes Altarbild und hört bei weiterer Nachfrage, daß ein Münchener oder Düsseldorfer Maler, der einen ganzen Sommer lang im Wirthshäusle des Dorfes logirt, dies Bild gemalt und dem Kirchlein geschenkt habe. — Indessen giebts auch Alpendörfer, ganz versteckt, zu hinterst im Thal, die Gotteshäuser haben, groß, edel im Styl, sogar prunkvoll in der Ausführung, mit Marmorsäulen und trefflichen Bildschnitzereien, — Kirchen, die jene mancher ehemaligen Reichsstadt weit übertreffen. Entweder steht oder stand ein Kloster dort, welches aus seinem wohlgespickten Säckel und unter Beihilfe der diensteigenen Thalleute den überraschend-schönen Bau herstellte, — oder es lebte einst in diesem von der Welt abgeschiedenen Alpenwinkel ein Mann, der seine Nachbarn zu solch großem Werk zu entflammen wußte, daß Alle Hand anlegten, bis das Gebäude vollendet dastand. — Die Herrschaft der äußeren Gegensätze, die in den Alpen allenthalben zu Tage tritt, zeigt sich auch hier.

Und nun das Leben selbst in diesen Dörfern, in diesen großen Einsiedeleien Central-Europas, — wie tritt auch hier uns wieder so viel Uranfänglich-Einfaches entgegen; — Ohne Beistand der Wehmutter, ohne ärztliche Hilfe, treten die meisten Alpenbewohner in den Kreis ihrer Familie ein. Die erste Pflege, welche ihnen wird, steht nicht selten weit unter jener, mit der die wilde Bären-

mutter ihre Jungen instinktiv versorgt und hegt und schützt. Nicht wenig Gegenden im Alpenlande sinds, deren Bewohner den Kindersegen als eine große materielle Last betrachten; denn ists die Armuth allein, welche die wandernde Savoyarden-Jugend in die ferne, fremde Welt, ohne Schutz, ohne Anhalt, ohne Mittel hinausjagt und ihrem Schicksal preisgiebt, — oder ists nicht vielmehr das beinahe vertrocknete Gemüth, das selbst zu Fels und Stein gewordene Elternherz, das diesen zur Volksgewohnheit gewordenen Akt immer wieder erneuert? — Aus diesem Grunde ist auch der Akt der Taufe in vielen Gegenden der Alpen durchaus kein Familienfest. Und wiederum liegt der äußerste Gegensatz dicht daneben. Dort, wo das Volk, sei es aus Glaubenseifer und Ueberzeugung, oder gedrängt von der Nothwendigkeit, Werth auf das Sakrament der Taufe legt, finden oft weite Wanderungen bis zur Kirche der Gemeinde mit dem erst wenig Tage alten Kindlein statt; denn Haustaufen sind in den Alpen unbekannt, und nicht jedes Dorf, nicht jeder weit in einem Seitenthal gelegene Weiler oder Hof hat seine eigene Kirche. Die evangelischen Walliser gingen, als vor einigen Jahrhunderten nach der Reformation ringsum das katholische Glaubensbekenntniß wieder angenommen wurde, mit ihren Täuflingen über Schnee und Eis, wohl 6 bis 7 Stunden weit, nach dem protestantischen Grindelwald, um dort vom Pfarrer ihres Glaubens die kirchliche Weihe über die Aufnahme ihrer Kinder in den Bund der Christenheit sprechen zu lassen, — einen Weg, den heutzutage der kühnste Berggänger kaum zurückzulegen sich getraut, weil Alles furchtbar vergletschert und von Firnschründen zerrissen ist. Da zeigt sich eben wieder die Kraft und Konsequenz des Aelplers, — der Ernst und die Ausdauer, der feste Wille und der Muth, nicht nur in Dingen des alltäglichen Müssens und Sollens, sondern auch in Sachen eigenen Entschlusses, eigener freier Meinung; so zäh wie er in seinen physischen An-

ſtrengungen iſt, ebenſo nachhaltig iſt er auch in den Reſultaten ſeines Nachdenkens, ſeiner Willensfreiheit.

Faſt lediglich der natürlichen Körperentwickelung überlaſſen, wächſt nun das Kind, halb nackend unter und mit den Thieren des Hauſes auf. Während der beſſeren Jahreszeit iſt ſein Tummelplatz auf der ſchwellenden Matte, welche die „Heimet" umgiebt, im Walde und ob jäher Felſenfluh, immer umgeben von tauſend Gefahren, — hier des Sturzes in den Wildbach und des Zerſchmetterwerdens durch Steinſchläge, dort des Ertrinkens im See, oder der Vergiftung durch Beeren und Pflanzen; aber wie nicht der Frieden, ſondern der Krieg ſeine Helden groß zieht, ſo dienen auch alle dieſe, der zarten Jugend drohenden Schreckniſſe nur dazu, das Alpenkind für ſein ihm beſtimmtes Loos im Leben vorzubereiten und zu kräftigen. Es müßte allenthalben ein ſpartaniſch-männlicher, eiſen-feſter Volksſchlag erwachſen, wenn nicht vielſeitig die gänzlich vernachläſſigte Hautkultur und das Leben in engen, oft mit peſtartig-verdorbener Luft gefüllten, während des Winters überheizten Stuben einer geſunden, normalen Körperausbildung weſentlich hindernd entgegenträten. Darum in einzelnen Gebirgsgegenden, wo noch andere beeinträchtigende Faktoren mitwirken, die auffallende Menge von Cretins, blödſinnigen und nur halb entwickelten Menſchen. Die Schule quält den jungen Weltbürger der Alpen mit Wiſſensbeläſtigungen herzlich wenig; drei bis vier Elementar-Fächer, innerhalb der engſten Gränzen, genügen, um die Baſis für den geiſtigen Horizont des ganzen Lebens zu legen, — alles Uebrige muß die Praxis ſpäterer Jahre lehren. Und dieſe Schulzeit, — o nachahmungswürdiges Beiſpiel, Seligkeitsgedanke der unterrichtsfeindlichen, ſtundenſchwänzenden Jugend, — dauert jährlich nur ſechs Wintermonate; den ganzen ſchönen, langen Sommer über, von Oſtern bis Michaelis, ſind Ferien, — Ferien für Lehrer und Schüler. Was von den Gehirn-Nerven während des Winters dürftig aufgeſogen und von den zugeſpitzten Fingern

technisch erlernt wurde, hilft das freie, ungebundene Sommerleben innerhalb der Berge und an den Kräuter-duftenden Halden glücklich wieder verschwitzen; nur einige Zahlenreste für die Haus- und Markt-Arithmetik, etwas Lesefertigkeit und die oft schwer entzifferbaren Hieroglyphen der Namens-Unterschrift, sind in sehr vielen Fällen die ganzen für die Zukunft eroberten Schätze der Schulweisheit. Und unter welchen erschwerenden Umständen werden diese geringen Fertigkeiten gewonnen? — Der Lehrer, — armer Mann! — er steht, was sein Honorar betrifft, gewöhnlich mit dem Hirten auf gleicher Höhe des Einkommens, — nicht selten im Gehalt noch unter diesem; er ist ein wandernder Scholarch, der leben mag, wo ihm die Vorsehung zur Sommerszeit ein anderes Brod beschceert, — der, wenn er selbst ein kleines Häuschen und etwas Land nebst einigen Stücken Vieh besitzt, die unterrichtsfreie Zeit mit Land- und Hand-Arbeit ausfüllt. In mehr als hundert Dörfern giebts gar kein Schulhaus; ein kleines Zimmer in des Pfarrers Wohnung oder beim Kaplan, wo kaum die Hälfte der Kinder Raum zum Sitzen findet, muß dessen Stelle vertreten. Der Schulmeister hat dann ein Schlafkämmerlein im gleichen Hause oder wo es sonst Platz für ihn giebt, und hospitirt heute hier, morgen dort am Mittagstisch der Bauern. Die Kinder aber kommen oft eine Stunde weit im Schnee und wildem Wetter zur Schule.

Man muß sich bei Schweizer-Reisen zum Beispiel in Fluelen am Vierwaldstätter-See, die gegenüber auf hoher Alp, jenseits der Reuß gelegenen zerstreuten Wohnungen, die nur ein gutes Auge unbewaffnet erkennen kann, zeigen und sich erzählen lassen, wie die armen Kleinen dadroben 2 bis 3 Stunden weit, im Winter herab zur Schule kommen und dabei trotz Wind und Wetter und dürftiger Kost freudig zufrieden sind. Mit welchem Behagen dann, wenn ein Festtag fürs Alpendorf gekommen ist, solchen Kindern die kleinste Gabe, ein mürbes Gebäck, einen Eierzopf (wie das kleine Mädchen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

auf beikommendem Bilde) nach Hause tragen (während der ältere Bruder einen Laib Weißbrod mit aus dem Thale heraufgebracht hat) ist nicht zu schildern; die Glückseligkeit dieser Naturkinder hängt an Gegenständen, welche arme Kinder in Städten kaum werth schätzen.

Tritt nun der Knabe ins Leben ein, so hängt, wie überall, seine Zukunft von der Eltern Besitz, von der Zahl seiner Geschwister und hundert anderen Umständen ab. Gar mancher arme Bube, der einst die Ziegen hütete und wenig mehr als seine Kleidung sein Eigenthum nannte, gelangte dennoch zu Reichthum und Gütern. Da sind vor allen die Graubündner ein wunderbar spekulatives Volk. Das große, schwach bevölkerte Land sendet alljährlich eine namhafte Zahl seiner Angehörigen ins Ausland, damit sie dort ihr Brod erwerben. Was ihnen daheim am Mindesten geboten wird, Zucker und Leckereien, das legt den Grund bei Vielen zu nicht geringem Wohlstand. Als arme Knaben wandern sie, mit dürftigem Zehrpfennig und einer Reise-Empfehlung ausgerüstet, weit fort nach Italien, Rußland, Deutschland oder Frankreich, um bei einem dort etablirten Konditor als Helfershelfer und junger Dienstknecht einzutreten. Hier müssen sie Kakao reiben, Zucker mörsern, Kaffee sieden lernen, und bilden sich nach und nach zum Schweizerbäcker aus. Die wenigen Pfennige Lohn und Trinkgelder ersparen sie mit Harpagons-Geiz. Inzwischen findet sich Gelegenheit, mit einem anderen Landsmann ein kleines Stübchen zu miethen, selbst einen Kastanien-Handel, eine kleine Chokoladen-Fabrik oder Kaffee-Siederei zu etabliren. Aus den verdienten Groschen werden Thaler, die Kompagnons trennen sich, um Jeder nun auf eigene Faust dem Gelderwerbe weiter obzulegen; sie richten größere Geschäfte ein, und das hohe Mannesalter findet sie als reiche Leute. Da treibt sie denn die Sehnsucht wieder heim ins alte liebe Vaterland, wo sie nach und nach Güter, Wiesen, Häuser erwerben, und dort verleben sie, in stiller Einsamkeit, den Abend

ihres Lebens. — In den Rhaetikon-Thälern, vorzugsweise im Mantafun ist die Auswanderungslust der männlichen Jugend bedeutend entwickelt. Etwa der vierte Theil des gesammten Thalvolkes verläßt im Frühjahr die Heimath um erst im Spätherbst, wenn die Landarbeiten zu Ende gehen wieder zurück zu kehren. Nicht immer ist Armuth oder Unvermögen die Ursache; auch wohlhabendere folgen dieser Sitte und ernähren sich als Maurer, Sensenhändler oder Glaser wandernd für dreiviertel Jahr in der Fremde. Schnars erzählt von diesen Wandervögeln in seinem Buch über den Bodensee: „Der Tag des Fortziehens ist kein Tag der Trauer, sondern vielmehr der Lustigkeit, und der Wanderer empfängt von seinem Liebchen und seinen Freunden den Abschiedstrunk, Blumensträußchen und sonstige Geschenke. Unzählige Buben thun sich in einzelne Gruppen zusammen und wandern über Bregenz und Lindau nach Ravensburg und Leutkirch im Württembergischen, um sich hier auf wohlbekannten Verdingstätten als Knechte für den Sommer auf dem Markte miethen zu lassen. Der Wanderzug dieser jungen Montavoner gilt den Bewohnern Oberschwabens nicht weniger für eine Frühlingsverkündigung als das Eintreffen der Störche und anderen Geflügels. Aus allen Gauen eilen die Bauern auf den Markt, fassen die Alpenjungen ins Auge, prüfen Kraft, Verstand und Humor und führen sie, falls sie einig geworden, zu Stockfisch und Sauerkraut in den „Löwen" oder in die „Krone" zu Ravensburg, wo nach altem Herkommen der Dienstherr seinen Miethling traktiren muß. In Folge der Fabrikthätigkeit, die sich in Vorarlberg immer mehr entwickelt, sind in den letzten Jahren diese Wander-Züge der Knaben, deren ganzes Gepäck in einem Kuhhorn und einem Bündel mit Brod und Käse besteht, weniger zahlreich geworden, doch trifft man um Ostern herum noch immer zahlreiche Trupps zwischen Lindau, Wangen und Tettnang auf der Landstraße, welche ringsumher Einheimische und Fremde um eine kleine Gabe ansprechen. Auch viele Mädchen wandern zur Sommerszeit,

zum Aehrenlesen und Kornschneiden, sowie zu andern Diensten aus dem Montavon nach Oberschwaben aus; manche von diesen schleppen ihr Spinnrad, als Symbol ihres häuslichen Fleißes mit hinaus. Andere, welche sich nicht verdingen, sondern als Aehrenleserinnen leben wollen, bringen den Tag auf den Feldern, die Nacht in Scheunen und Heustadeln zu. Das aus ihren Aehren gewonnene Mehl tragen sie in Säcken in die Heimath, wohin sie theils zu Fuße pilgern, theils auf großen Leiterwagen von Wangen oder Leutkirch aus, wo sie sich sammeln, zurückkehren." —

Zu den bekannten Wander-Aelplern gehören, oder vielmehr gehörten noch vor einigen Decennien die Tyroler Teppichhändler, die auf ihren alljährlich unternommenen Hausirer-Reisen beinahe ganz Europa durchstreiften. Ihre Heimath war hauptsächlich das Defereggen- und Virgen-Thal am Fuße des Groß-Venedigers. Als Handschuhhändler haben sich noch einige erhalten. Oft ist es der Fall, daß mehre gemeinschaftliche Einkäufe machen, sich dann in alle Weltgegenden zerstreuen und am Jahresende, wenn sie heimkehren, gegenseitig Rechnung ablegen und den Gewinn theilen. Oder der Tyroler ist als Kaiserjäger in den Garnisonen Oesterreichs zum festen Mann herangereift, hat kapitulirt und dient dem Vaterlande, bis der Tod auf dem Schlachtfelde ihn heimruft oder eine armselige Civil-Versorgung ihn dürftig im Alter erhält. Die meisten Alpenknaben aber, die nur einige Mittel besitzen, bleiben in ihren Bergen, und weichen in ihrer Lebensart nicht eine Linie breit von dem althergebrachten Wirthschafts-Betriebe der Urältern ab. Je nach ihren Fähigkeiten und den ortsüblichen Beschäftigungen widmen sie sich entweder der Viehzucht, lernen die Märkte und den Handel kennen, und versuchen selbst ihr Glück, oder sie werden Flößer, Holzhacker, Wurzelgräber und im Sommer vielleicht Fremdenführer. Nur wenige Gegenden giebts, in denen, wie im Berner Oberlande, ein eigentlicher Fabrik-Erwerb und industrielle Thätigkeit Raum gewonnen haben. Dies ist z. B. bei den Holzschnitzlern

in Ober-Ammergau und Berchtesgaden der Fall, die einen weit verbreiteten Handel mit geschnitzten Krucifixen, Heiligen-Figuren und ähnlichen Devotionalien treiben.

Der Aelpler hängt in seinen Lebensbedürfnissen weit weniger von fremder Hilfe und fremden Erzeugnissen ab, als der Bauer des Flachlandes. Fleisch, Milch, Käse und Butter liefert ihm der Stall, rauhes schwarzes Brod geben ihm die selbst gebauten Körnerfrüchte, und seine Körperbekleidung webt er selbst. Es giebt Familien in den Bergdörfern, die Monate lang nicht das kleinste Geldstück für ihren Lebensunterhalt zur Hand zu nehmen brauchen. Wirthshäuser giebts in sehr vielen Alpenthälern nicht, und wo dennoch solche existiren, da sind es mehr Sprech- als Zech-Häuser. Da sitzen z. B. die Bauern des vom Spoel durchflossenen Livinenthales oft Stunden lang im Wirthshause beisammen, qualmen ihren Regie-Tabak, ohne einen Tropfen Wein oder Branntwein zu verzehren; dabei aber schreien sie (namentlich in italienischen Thälern) so entsetzlich und disputiren beim Mora-Spiel so fieberhaft aufgeregt, als ob sie über und über berauscht wären. Solche freundnachbarliche Besuche im Wirthshause, bei denen durchaus nicht die Absicht zu Grunde liegt, irgend etwas verzehren zu wollen, kommen auch in den Alpendörfern deutschredender Bevölkerung, mehr jedoch in denen der italienischen Alpen vor. Es ist ein Akt der altgerühmten Gastfreundschaft aller Gebirgsvölker; die Einsamkeit und das Bedürfniß menschlicher Gesellschaft führt sie zusammen, ohne daß Gaumen und Magen gewohnheitsgemäß dabei ihren Tribut fordern. In jenen Thälern, in denen keine Wirthshäuser existiren, ist oft der Mann der Seelen-Pflege: der Pfarrer oder Kaplan zugleich auch Pfleger der Hunger- und Durst-Bedürfnisse fremder Wanderer; im Wallis, im Kanton Unterwalden, im tyroler Oetzthal und noch in anderen Gegenden, ist der Weinzapfen und der Käselaib ein Accidenz-Erwerb der Geistlichen. In letzterem Thal sind aber die Herren Curaten zugleich auch so einläßliche

Kenner ihrer Gegend und meist in den Naturwissenschaften so vortrefflich bewandert, daß der solche Gegenden besuchende Fremde ohne diese freundlichen, wohlwollenden, mit einem ganz bescheidenen Benefiz vorlieb nehmenden Geistlichen in doppelter Verlegenheit sich befände.

Es giebt eine große Menge von Alpendörfern, in denen die äußerste Einsamkeit und das absoluteste Stillleben sich niedergelassen haben; wohl aber wenige werden vom Rofnerhof am Oetzthaler Ferner in Tyrol übertroffen, wo einst der vom Konzil zu Konstanz geächtete Herzog von Oesterreich, Friedrich mit der leeren Tasche, ein verborgenes Asyl fand. Vier Brüder wirthschaften dort miteinander und üben alle Handwerke gemeinsam aus, die sie für ihren Lebensbedarf beanspruchen müssen; wie eine robinsonische Kolonie, sind sie von allem Verkehr ziemlich abgeschlossen, und der Winter in dieser Höhenlage von mehr als 6000 Fuß über dem Meeresspiegel trennt sie für fast halbjährige Frist von den nächsten Nachbarn.

Bei aller dieser Abgeschiedenheit von der lärmenden, in Genüssen sich überstürzenden Außenwelt geht es dennoch in manchen Alpengegenden, je nach des Volkes Temperament und Sitten, zu Zeiten ganz fröhlich und vergnüglich her. Der sommerlichen ländlichen Feste, der Alpen-Auffahrt, des „Goh-Messe"-Tages, der Schwingeten und Alpstubeten wurde schon ausführlicher gedacht; aber damit begnügt sich das Bergvölklein noch nicht. Auch wenn die Herden wohlbehalten und gemästet von den hohen Triften heimgekehrt sind, feiert Alt und Jung die Wiederkunft der Hausgenossen; das ist die Aelpler-Kilbi, die mit dem Kirchweihfest an manchen Orten zusammenfällt. Da gehts denn ländlich, sittlich her. In manchen Thälern des Wallis bringen sie den Decem dem Pfarrer ins Haus, bestehend aus großen, fetten Käsen; Wohlehrwürden regalirt dagegen die Spender mit einem festen, wohlbereiteten Mittagsmahl, bei dem es dann am Weine nicht fehlen darf.

Im Kanton Unterwalden zieht die ganze Sennenschaar mit Blumensträußen überschwänglich ausstaffirt an einem Herbstsonntage in die Kirche und nimmt daselbst die Ehrenplätze des Tages auf den vordersten Bänken ein. Nachdem das Standbild ihres Schutzpatrons, des heiligen Wendelinus, auf dem Altare ausgestellt ist, hält der Ortsgeistliche eine Predigt zum Lobe des Hirtenstandes, und der übrige Theil des Gottesdienstes verläuft nach dem Ritual. Nun aber, wenn die Kirche zu Ende ist, beginnt draußen vor den Thüren ein jubelvolles Leben. Die Musiker schmettern ihre Fanfaren lustig hinaus, hoch weht die Aelpler-Fahne, und der heilige Wendelinus wird in jauchzender Prozession, begleitet vom Pfarrer, durchs Dorf getragen. Als Wildmann und Wildweib verkleidete Burschen, ganz in grünes Tannenreis gehüllt, mit Bärten von der langen Rag-Flechte (Usnea barbata) treiben Tollheit über Tollheit, indessen kunstgeübte Fahnenschwenker sich produciren. So geht der Zug zum Wirthshause, wo die Begeisterung aufs Höchste steigt und mit einem schönen Akt der Humanität in der Weise geschlossen wird, daß der Bratenmeister den Aermsten der Gemeinde den mit Blumen geschmückten Kirchweihbraten und eine große Kanne Wein zum Besten giebt. Am andern Morgen dann, wenn Alle ausgeschlafen haben, beginnt, nach abermaligem Gottesdienst, der Tanz, der lärmend und tobend so lange fortgesetzt wird, als sich nur noch ein Bein regen kann. — Noch toller treibens die Appenzeller auf ihrer Kilbene zu Urnärsch; dort geht es Tag und Nacht in Saus und Braus. Und was gilt dann als die größte Ehre für ein Mädchen, das vom Kirchweihfeste kommt? Was glaubt man wohl? Blitzblaue und blutig gestoßene Ellenbogen! das ist ein Zeichen, das sie brav Tänzer hatte, und keine Allemande auszulassen brauchte. Der Saal, in welchem getanzt wird, ist für die Menschenmenge nämlich so klein, daß bei dem ungestümen Drehen die entblößten Ellenbogen allenthalben anstoßen, und daher die blutigen Siegesmaale. — Im Graubündner Vorderrheinthal findet

ein solches Tanzfest zur Fastnachtszeit statt, welches drei Tage und drei Nächte dauert; zu diesem bringen die Tanzgäste selbst ihre Speisen mit und entnehmen bei dem Wirthe blos den Wein. Die Lust am Tanzen (das meist nur an wenigen Tagen im Jahre gestattet wird) ist so groß beim Alpenvolke, daß die wunderbarsten Erscheinungen dabei vorkommen. So ists im Appenzeller Lande der Brauch, das nach der s. g. „Trägete", d. h. nachdem das Heu von den Vorbergen herunter in die tiefer liegenden Gaden getragen ist, von dem Besitzer den ledigen Burschen, die sich bei der Trägete betheiligten, in einer Scheunen-Tenne ein Tanz mit einem sehr frugalen Essen als Entschädigung gegeben wird. Da drängt sich denn Alles herzu, an dieser Hilfeleistung sich zu betheiligen, — nur um einige Stunden ausgelassen tanzen zu können.

Auch die Winter-Abende sind lange nicht so still, als man bei der zerstreuten Lage der Häuser wohl glauben sollte. Die Weiber halten ihre „Spinneten", bei denen allerlei abenteuerliche Geschichten und abergläubischer Hokuspokus erzählt werden; und haben sie dann ihre Phantasie aufs Aeußerste erhitzt, dann begegnets in katholischen Thälern wohl, daß Alle ein gemeinsames Gebet, mitunter eine halbe Stunde lang, herzusagen beginnen, um sich gegen die Einwirkungen böser Mächte zu schirmen und zu panzern. Im Urner Maienthale an der Gotthardsstraße, das durch Lauinenstürze sehr bedroht ist, versammeln sich die Nachbarn bei stürmischem Winterwetter in einer der größten Wohnungen, um dort zu wachen und gemeinschaftlich ans Werk gehen zu können, wenn ein Alles begrabender Schneefall herniederwettern sollte. Damit aber den guten Leuten die Zeit nicht zu lang werde, durchtanzen sie die Schicksalsnacht beim Klange einer Geige oder Harmonika. So stumpft Gewohnheit selbst ein Schreckniß ab, an das der Fremde nur mit Entsetzen denkt.

Die winterlichen Abendzusammenkünfte, die Spinneten und Stubeten oder das „z' Liecht goh", an denen junge Leute beiderlei

Geschlechtes Theil nehmen, leiten gemeiniglich auch die Dorfliebschaften ein, deren unmittelbare Folge der „Kiltgang" ist. Er herrscht nicht überall, und selbst da, wo er besteht, ist er nach seinen Einwirkungen auf die sittlichen Zustände sehr verschieden. Kiltgang bezeichnet die Erlaubniß, welche ein lediges Mädchen (mit Wissen ihrer Eltern) ihrem Liebhaber giebt, sie Abends besuchen zu dürfen. Bald findet dieses tête-a-tête blos am Fenster statt, so daß der Bursch an einer vor dem Hause aufgebauten Beige Scheitholzes hinaufklettert und so tief in die Nacht hinein mit dem Mädchen seiner Wahl sich traulich unterhält, weshalb es der Bewohner in den Bayerischen und Salzburger Alpen „s' Fensterln" nennt, — oder die Zusammenkunft erfolgt im Kämmerlein der Geliebten und währt oft bis gegen Tages Grauen. In beiden Fällen regalirt das Mädchen den Burschen mit Naschwerk und Wein oder anderen geistigen Getränken. — Es ist eine uralte Sitte, die schon unendlich viel Unheil gestiftet hat, aber sich schwerlich bannen läßt. Da die Knabenschaft eines Ortes, d. h. die Summe der jungen heirathsfähigen Burschen, es nicht duldet, daß Einer aus einem anderen Orte ihnen ins Gehege komme, besonders bei den Töchtern reicher Bauern, so hat der Kiltgang schon Mord und Todtschlag herbeigeführt, und leider haben die Kriminal-Gerichte fast alljährlich Prozesse abzuwandeln, die aus dieser alten Volkssitte resultiren. Mit List und Muth, mit Unerschrockenheit und tapferer Gegenwehr muß der Begünstigte, wenn er nicht zur Knabenschaft oder zu den „Nachtbuben" eines Ortes gehört, sich die Braut erkämpfen. Der Aelpler ist eben derb und kühn in Allem, was er thut und unternimmt.

Der Festtag der Hochzeit hat nur in wenigen Alpenthälern volksthümlichen, poetischen Duft und Reiz behalten, — in den meisten Gegenden ist dieser minnigste Lebensmoment zu einem ziemlich nüchternen, von der Nothwendigkeit und vom Gesetz bedingten socialen Akt abgeblaßt, der nur materiell mit Essen, Trin-

ken und Tanzen, ohne alles ſymboliſche Ceremoniell vollzogen wird. — Die ſinnigſten Gebräuche, jedoch auch mit großen örtlichen Abweichungen, herrſchen in dieſer Beziehung noch im Bayeriſchen Oberlande, im Salzkammergut, ſo wie in einem Theile von Tyrol, wo die kleidſame, flotte Volkstracht weſentlich das Ihrige zum Schmuck der Feier mit beiträgt.*) Dort wird in manchen Dorfſchaften die Braut am Hochzeits-Vorabend ſchlau verſteckt, und der Bräutigam muß wie ein feindlicher Feldherr mit Hilfe ſeiner Freunde alle Bewegungen der bräutlichen Partei beobachten und fortwährend die Umgebung des Hauſes recognosciren, um dann mit Uebermacht in das ausgekundſchaftete Verſteck eindringen und ſich die Liebſte erobern zu können. Iſt er ein heller, pfiffiger Kopf, ſo greift er nicht eher an, als bis er ſich ſeines Sieges verſichert hält; ſchallendes Gelächter und gutmüthiger Spott verfolgen ihn indeſſen noch lange, wenn er ein- oder mehrmals fehlputſcht. Wer es aufs erſte Mal trifft, von dem nimmt man an, daß er einſt ein beſonnener, praktiſcher Hauswirth werde, der Alles recht angreife und mit offenen Augen auf's Ziel losgehe. —

Aehnliche Präliminarien kommen auch im Teſſiner Livinenthale vor. Dort rückt der Bräutigam von ſeinen Freunden und Verwandten begleitet vor das Haus ſeiner Braut und begehrt deren Herausgabe. Langes Parlamentiren erfolgt, bei dem die poſſigſten und oft ſehr witzige Bemerkungen mit unterlaufen. Endlich entſchließt ſich der Brautvater, die Hausthür zu öffnen und dem Bräutigam die geſuchte Herzensdame zuzuführen; aber gewöhnlich wird dann das älteſte Mütterchen der Umgebung, womöglich mit Kropf oder Höcker am Rücken, oder eine angekleidete Strohpuppe oder ſonſt irgend welche Fopperei dem Bräutigam entgegengeſchoben, worüber das verſammelte Volk in ſtürmiſch-jubeln-

*) Man vergleiche bei einem Beſuche der Münchener neuen Pinakothek, das reizende Bild von Moritz Müller „Heimkehr einer Bauernhochzeit beim Fackelſchein."

des Gelächter ausbricht. Der Suchende, endlich der Faseleien müde, bringt nun mit Ungestüm ins Haus ein und findet die festlich geschmückte Braut, die er triumphirend entführt.

Nur in verhältnißmäßig wenigen Gebirgsthälern herrscht noch die schöne Sitte, mit großem festlichen Zuge unter Begleitung bekränzter Brautjungfern, die spielenden Musikanten vorauf, zur Kirche zu gehen. Die Art, wie einst der Klostermeir von Mörlischachen den Brautlauf hielt, als er die Braut von Immensee (Schillers Tell, IV. Akt, 3. Scene), abholte, ist längst außer Brauch gekommen. Auch in die Berge ist die Verflachung gedrungen und hat mit der Beseitigung der alten, nationalen Tracht auch manche schöne Sitte entfernt. Nur noch das Schießen auf dem Kirchwege aus alten, halb verrosteten Böllern, Pistolen oder Musketen, oder gar aus hohlgebohrten, in die Erde gegrabenen Holzröhren wird noch ziemlich allgemein praktizirt und ruft im taumelnden Freudenrausch durch Unvorsichtigkeit manche Schreckensstunde hervor.

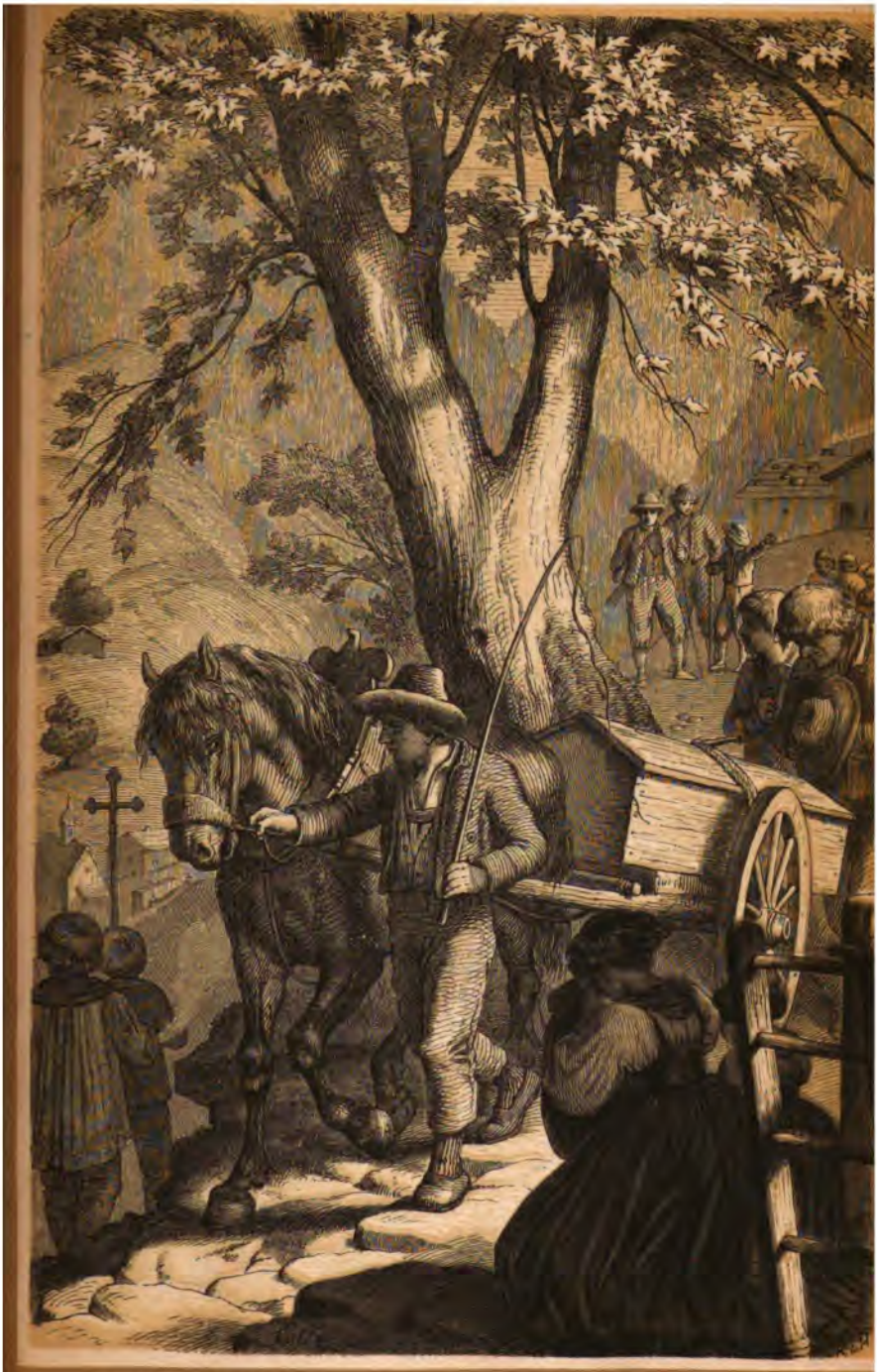
Der Sonntag in Gebirgsdörfern hat etwas ungemein Erhebendes, Feierliches. Es ist, als ob die ganze Natur den Festtag mit begehe. Die gleichen wunderbar-akustischen Schallwände, welche den Ton des Alpenhornes so zauberhaft-modulirt wiedergeben, reflektiren auch das Glockengeläute in den Alpenthälern auf nicht zu beschreibende Weise. Der Klang scheint den Metallton zu verlieren und nimmt dagegen eine intensivere, innigere, wärmere Tonfülle an, wie sie den krystallenen Glasglocken eigen ist. Auf etwas erhöhtem Punkt ob einem Alpsee-Gestade am hellem Sommer-Morgen zur Kirche läuten zu hören, wie die rufenden und antwortenten Glocken von hüben und drüben ihre Klänge weit hinein in die Schluchten und Thaltiefen senden, und die ganze Landschaft rundumher in wonniger Ruhe den Tönen lauscht, gehört zu den sinnigsten Genüssen, welche die Bergwelt dem empfänglichen Gemüthe zu geben vermag. Da strömt es denn herbei aus allen

Winkeln und hervor aus den dunkelen Tobeln und herab von den braunen Holzhütten über die maigrünen Matten, das Volk in seinem ländlichen Sonntagsstaat. Die Weiber und Mädchen, je nach der Thalschaft Gebrauch, ernst und schwarz, im dicht getäfelten Lodenrock, ode rin hellen, fröhlichen Farben, mit keck-genestetem, malerisch geformtem Mieder und silbernem Kettlein gehen direckt ins Gotteshaus hinein, während die Buab'n und Männer noch draußen stehen bleiben und Revue halten, bis das „ganze Geläute" zusammen, als letztes Mahnzeichen, ertönt und nun der Orgel mächtige Stimmen anheben und in den Gassen Alles still und lauschig wird. — Da ists Sonntag; da ist wirkliche Feier, mehr und ergreifender, als in den Städten. — Und ist die Kirche dann zu Ende, so wandeln die, welche noch jüngst ein liebes Angehöriges der Familie verloren, auf die Gräber und schmücken sie mit frisch gepflückten Alpenrosen, oder zieren die einfachen, schwarzen Kreuze mit einem Immortellen-Kranz und Rosmarin und Nägelein. Die Burschen aber ziehen ins Wirthshaus, um sich zum weiten Heimwege zu stärken, oder es findet (in der Schweiz) Gemeindeversammlung vor der Kirche statt, wo Proklamen der Regierung, Aufgebote zum Militair-Dienst verlesen oder Orts-Beamtete gewählt werden. Der Nachmittag aber vereint die männliche Jugend auf dem Schützenstand; denn die Büchse ist des Aelplers liebste Waffe, mit der er die Freiheit seiner Berge und seines Vaterlandes vertheidigt, wenn es irgend einem fremden Eindringlinge gelüsten sollte, Eroberungszüge dorthin unternehmen zu wollen.

Einer Belustigung ganz eigener Art, die bei vielen Bewohnern der Voralpenländer tiefwurzelt, „dem Komödia-Spielen" soll der nächste Abschnitt speciell gewidmet werden.

Und ist das kleine, stille und bescheidene Leben der Alpeneinsamkeit durchgelebt, wird der Körper der Erde wieder anvertraut, von der er kam, dann tritt uns auch in dieser letzten Feierlichkeit wieder ein ganz eigenthümlicher Moment entgegen. Drunten im

Lande, wo alle Nachbarn beisammen wohnen und ihre Häuser um des Dorfes Kirchlein gruppirt haben, da ist (das landesübliche Ceremoniell abgerechnet) das Begräbniß eine Handlung, die sich fast allenthalben gleicht. Anders in den Alpen, wenn droben, stundenweit von der gemeinsamen Ruhestätte, der Erdenbürger zur Ewigkeit eingeht. Den Weg, den er allsonntäglich als Lebender zum Kirchlein machte, muß jetzt sein Leichnam im engen Bretterhaus zum letzten Mal zurücklegen. So weit hinab ist's schwer ihn zu tragen. Da ladet denn der Sohn des Vaters oder der Mutter Sarg, wenns Sommer ist, auf einen kleinen, schmalen Karren, spannt aus dem Stall, was er just hat: ein Roß oder ein Stück Hornvieh davor, und geleitet so die irdischen Reste hinab ins Thal. Ueberall, wo dieses Trauer-Gefährt vorüberkommt, tritt das Volk hinaus, betet laut ein „Vater unser", oder schließt sich dem Zuge an. Und hat der Winter seine Schneedecke über Berg und Thal geworfen, dann muß der Schlitten dem Verstorbenen den letzten Dienst erweisen. Der Sarg wird fest aufgebunden, ein starker, kräftiger Mann, mit zwei Bergstöcken unter den Armen, setzt sich zu vorderst auf, lenkt mit den Füßen, und im jagenden Fluge gleitet der Leichen-Kondukt hinab. — Droben aber, im entfernten Alpendorfe setzt die alte Volkssitte, damit das Andenken an den Verstorbenen in kommenden Generationen erhalten bleibe, dem aus der Gemeinde Geschiedenen ein Denkmal, — eben so einfach und urthümlich, wie das Volk und sein Leben ist: ein mehre Fuß langes, schwarz angestrichenes Brett enthält die biographischen Grundnotizen, denen gewöhnlich ein biblischer oder Gesangbuch-Vers und die Mahnung folgt für des Verstorbenen Seele zu beten. Diese Bretter stellt man am Wege unweit des Wohnhauses auf, damit jeder Vorübergehende sie lesen kann.



BEGRÆBNISS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Des Alpenvolkes Dorfkomödien.

Laß dich Phantasie begleiten
Auf des Lebens rauhem Weg!
Ueber alle Schwierigkeiten
Führet sie dich leicht hinweg.
Allem läßt sich abgewinnen
Eine Seite wo es glänzt;
Und was kein Verstand ausinnen
Kann, hat Phantasie ergänzt.

Rückert.

Mysteriös wie die Bezeichnung der Kloster-Komödien im deutschen Mittelalter war, ist auch der wundersame Drang des Volkes in manchen Voralpen-Gegenden um die frühjahrliche Zeit öffentliche Schauspiele aufzuführen. Es ist eine Erscheinung die beim Flachlandbauern nur ganz sporadisch und vorübergehend auftaucht, wenn irgend ein neuerwählter schöngeistiger Schulmeister seine Dorfgenossen zu höherem Ideen-Fluge begeistern oder der von der Hochschule heimgekehrte Sohn des Herrn Rentamtmannes oder Posthalters seinen Gefühlen für eine ebenso nebelhaft-schwärmende Dorfschöne Ausdruck geben will. Hier beim voralpinen Volke ists ein aus der Vorväter Zeiten vererbtes Ueberkommniß, ein periodisch

wiederkehrender Brauch, ohne individuelle, romantische Veranlassung. Die Leute haben andere, höhere, ernstere Ziele dabei im Auge und diese sind es welche dieser Volks-Sitte Bedeutung geben. Zugleich aber auch ist die Art und Weise in welcher hier Komödie gespielt wird eine höchst originelle, von den gebräuchlichen städtischen Theater-Einrichtungen fundamental abweichende.

Bei den alten Griechen bestand für das Drama das von Aristoteles aufgestellte unantastbare, eisern streng befolgte Gesetz der Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung. Es widerstrebte der einfachen natürlichen Auffassung jener Völker klassischen Alterthums blos durch gefälliges rasches Sich-Anbequemen an den Ideengang des Dichters auf der gleichen Bühne, am gleichen Platze, in diesem Augenblicke mit dem Helden eines mit Trophäen und Ahnenbildern geschmückten gothischen Rittersaales zu phantasiren, und in der nächsten Minute auf Befehl des Theater-Maschinisten sich in die Wildniß eines finsteren Waldes oder in die rußige Hütte eines armen Köhlers, oder gar in den Wolkenhimmel eines Ballet-Komponisten zu versetzen, wie diesen Scenenwechsel der Lokalitäten heutzutage die Dekorationsmaler auf unseren modernen Bühnen uns vorgaukeln und oft zum Haupt- und Glanzpunkt der ganzen Aufführung machen. Diese hausbackene, man möchte fast sagen jungfräulich-naive Bedingung der alten Dramatiker ist auf der Kunstbühne längs verschwunden. Man würde denjenigen Dichter oder Dramaturgen für einen General-Zopf erklären, der heut zu Tage die theatralische Drei-Einheit wieder zur Geltung zu bringen versuchen wollte. Ein Stück jener alten klassischen Auffassung besteht faktisch noch beim deutsch-schweizerischen Bauern und beim bayerischen Oberländer.

Die Stoffe, welche solche Volkskomödien behandeln, modificiren auch mehr oder minder deren eigenthümliche Inscenirung und sind Veranlassung von dem gedachten aristokratischen Prinzip unbewußt, je nach Bedürfniß, abzuweichen. Ihrer Richtung und ihrem Zwecke

nach lassen sie sich zunächst in 3 Gruppen abtheilen: in specifisch-religiöse, den Erzählungen der Bibel nachgebildete Schauspiele, — ferner in solche, denen die Legende, die fromme Sage zu Grunde liegt und die gemeiniglich mit einer moralischen Apostrophe oder dem Triumph der Kirche, des Glaubens über den Unglauben als Facit des Ganzen schließen, — und endlich in solche, die Heldenthaten oder Befreiungskämpfe der vorausgegangenen Geschlechter feiern und dadurch zur Kräftigung des National-Gefühles beizutragen suchen. — Kennzeichnend ist es, daß solche Volkskomödien fast nur in katholischen Ländern und ohne Ausnahme unter freiem Himmel aufgeführt werden.

An der Spitze der ersteren Kategorie steht als Prototyp aller solcher alt- und neu-testamentlichen Komödien das berühmte „Oberammergauer Passionsspiel", welches alle zehn Jahre an 15 bis 20 Sonntagen repetirt, jedesmal vor einer Zuschauer-Menge von circa 6000 Personen gegen Eintrittsgeld zur Aufführung gebracht wird. Das jüngste Aufführungsjahr war der Sommer von 1870.

Dieses, acht Stunden Darstellungszeit und die Mitwirkung von etwa 400 Personen in Anspruch nehmende große Schauspiel, welches die Leidensgeschichte des Stifters der christlichen Religion von seiner Verurtheilung durch Kaiphas bis zu dem Wunder seiner Auferstehung dramatisch an den Augen der Zuschauer vorüberführt, resultirt aus einem Gelübde vom Jahre 1633, als die Pest im bayerischen Oberlande gräulich gehaust und auch die Gemeinde Oberammergau (unweit des Wetterstein-Gebirges), so decimirt hatte, daß nur noch ein kleiner Rest der Einwohner übrig geblieben war. Letztere nun, um die hochgehenden Wogen des göttlichen Zornes über die Verderbtheit der Menschen zu besänftigen (!), gelobten: alle zehn Jahre die Passions-Geschichte ihren Landsleuten in Rede und Bild vorzuführen und durch die erschütternde Gewalt des Stoffes Wankelmüthige und Verirrte auf die glaubenssichere Bahn zurück zu führen wenn die Pest ein Ende nehme. Also

geschah es. Ein Konventuale des benachbarten (in seiner Entstehungsgeschichte höchst interessanten) Klosters Ettal verfaßte den Dialog, ein anderer schrieb die dazu gehörige Musik.

Dieses kulturgeschichtlich-interessante Erbstück kam in den gedachten Intervallen zwei Jahrhunderte lang zur Darstellung ohne daß man in größeren Kreisen etwas davon kannte. Die ursprüngliche Form des Schauspieles war veraltet, und als im Jahre 1810 der bayerische Oberkirchenrath gefunden hatte, daß derartige Schauspiele eher zur Profanirung kirchlich hochverehrter Personen und zur Entwürdigung der Religion dienten als zu deren Hebung, so nahm der Pater des (1802) aufgehobenen Ettaler Klosters eine totale Umarbeitung des Textes vor, in welchem er die Darstellungen der Leidensgeschichte in würdiger Weise lediglich auf die Evangelien gründete und jeder einzelnen Handlung die darauf bezüglichen Vorbilder aus dem alten Testamente in plastisch-mimischen Darstellungen vorangehen ließ; um den inneren Zusammenhang beider aber zu definiren, benutzte er [illegible] des alten griechischen Chores, den er als eine Schaar singender Schutzgeister im Proscenium auftreten ließ. Dies ist die noch heutigen Tages gebrauchte Neu-Bearbeitung.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Bis in die Dreißiger Jahre hatte man im übrigen Deutschland kaum Kunde von dieser Volkssitte als der bekannte Naturforscher Oken durch die Tagespresse die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieselben lenkte. Nun ward sie in immer größeren Kreisen bekannt, Gegenstand vielseitiger Besprechungen und lockte im Jahre 1860 nicht weniger als eine Summe von ungefähr 60,000 Zuschauern an, die zusammen ein Eintrittsgeld von 54,000 Gulden erlegten.

Das festgezimmerte Theater steht außerhalb des Dorfes und ist mit einer großen Bretterwand umgränzt. Der nicht gedeckte Zuschauer-Raum (ein amphitheatrisch-aufsteigendes Parterre mit drei Bogen) ist 168 Fuß tief, 118 Fuß breit, bedeckt also einen

Flächenraum von beinahe 20,000 Quadrat-Fuß und vermag 6000 Personen zu fassen. Die Bühne gliedert sich aus fünf verschiedenen Theilen. Das Centrum nimmt die Mittelbühne ein, welche durch einen Vorhang verschließbar, oben überdeckt ist, wandelbare Dekorationen hat und dazu dient, daß alle jene Scenen auf ihr dargestellt werden, bei denen verschiedene Gegenden der Handlung durch Dekoration vergegenwärtiget werden müssen. Dieser schließen sich zu beiden Seiten Gebäude mit Balkonen an, von denen dasjenige rechts das Haus des Hohenpriesters Annas, — das links das Haus des Pilatus darstellen und zeitweise der Schauplatz der Handlung sind (also schon eine Verlegung des Schauplatzes). An diese beiden Bühnenhäuser gränzen wiederum schließlich zwei offene Thorbogen, durch welche man in die Straßen von Jerusalem sehen kann. Vor diesen fünf Bühnentheilen befindet sich nun eine etwa 20 Fuß tiefe und 80 Fuß breite Vorderbühne, der Schauplatz großer Handlungen und der Raum auf welchem der vermittelnde und erläuternde Chor sich bewegt. Die Darsteller sind ausschließlich Orts-Einwohner des Dorfes Oberammergau; man darf sich keine gewöhnlichen Bauern unter denselben denken, vielmehr sind es durch ihre Beschäftigung gewissermaßen dem Künstlerstande angehörende Leute. Die etwa 1100 Gemeindegenossen leben nicht, wie die 2660 Fuß über Meer hohe Lage des Dorfes in Mitte steiler Gebirge vermuthen lassen sollte von Viehzucht und Milchwirthschaft allein, sondern zum weitausgrößten Theil von der Bildschnitzerei in Holz, welche vorherrschend und in ihren besten Produkten dem religiösen Fache sich zuwendet und in der Darstellung von Krucifixen, Heiligenfiguren und ähnlichen Gegenständen dogmatischer Verehrung bedeutende Kunstfertigkeit erlangt haben. — Es gilt als eine Ehre, dramatisch-mitwirkend Theil an der Aufführung des Passionsspieles nehmen zu dürfen. Wie das dirigirende Komité die Rollen vertheilt so müssen sie angenommen und durchgeführt werden. Weil aber die Leute durch eine etwa 20malige

Aufführung während des „Passions-Sommers" viele Zeit verlieren, so erhalten sie aus der Einnahme-Kasse eine Entschädigung die freilich zu der aufgewendeten Mühe in keinem Verhältniß steht. Die Hauptposten der Einnahme werden für nützliche Zwecke angelegt und z. Th. dem Orts-Armenfond, einer Hilfs-Versorgungs-Anstalt, einer Zeichnen-Schule, Straßen- und Wasserbauten zugewiesen u. s. w. Das ganze Schauspiel besteht aus vier Haupt-Abtheilungen: 1) dem Vorspiel und vom feierlichen Einzuge Jesu in Jerusalem bis zu seiner Gefangennehmung — 2) von da an bis zum Verhör vor Annas, — 3) aus der Verspottung und Kreuzschleppung Christi bis zu dessen Kreuzigung und 4) aus der Auferstehung. — Jede Haupt-Abtheilung zerfällt wieder in mehre „Handlungen", die (wie schon oben gesagt) durch lebende Bilder aus dem alten Testamente eingeleitet und vom Chore erklärt werden. Jede dieser Handlungen nebst den dazu gehörenden Chören wird eine „Vorstellung" genannt, deren das ganze Schauspiel achtzehn hat. — Die Darstellung beginnt Morgens um 8 Uhr nach beendeter Frühkirche, dauert bis Mittags 12 Uhr, dann folgt eine einstündige Pause, an welche die zweite Hälfte des Stückes sich schließt.

Damit während der zehnjährigen Intervalle, bis das Passionsspiel wieder zur Aufführung kommt, die mitwirkenden Akteurs und Aktricen in einiger Uebung bleiben, finden in den Zwischenjahren kleinere Darstellungen aus der biblischen Geschichte statt, die jedoch nur von Leuten aus der Umgegend besucht werden. — Der Text dieser Dramen ist, mit Ausnahme der Chöre, nie gedruckt worden und die Vorsteherschaft überwacht mit Eifersucht die Unantastbarkeit derselben, damit die ihnen gehörende Idee nicht Gegenstand der Spekulation unternehmender Schauspiel-Direktoren werden und dadurch das Interesse am Oberammergauer Passionsspiele geschwächt werden könne.

Eine zweite Gruppe solcher Bauern-Komödien bilden die-

jenigen, welche die Verherrlichung eines halbkirchlichen, halb weltlichen, mitteralterlichen Stoffes, also namentlich auch die Dramatisirung der Legende und der Sage in den Bereich ihrer höchst naiven Dichtung ziehen. Die meisten dieser Dramen existiren nur in Abschriften und sind wohl nie durch den Druck veröffentlicht worden obgleich ihre Darstellung sehr verbreitet ist. Zu ihnen tritt jene höchst originelle, man möchte sagen, kindliche Auffassung von der Bedingung der Verschiedenartigkeit der Schauplätze schon weit charakteristischer hervor als bei den verschiedenen Bühnen des Oberammergauer Passionsspieles. Die Beschreibung einer solchen auf offenem Platze im Freien aufgeführten Dorf-Komödie, wie ich sie einst im Dorfe Abtwyl bei St. Gallen in der Schweiz mit ansah, möchte geeigneter sein ein richtiges und lebendigeres Bild von der Eigenthümlichkeit dieser theatralischen Leistungen zu geben als der Versuch dieselben zu systematisiren. Es sollte „Genovefa" gegeben werden. Ein halbrunder mit Leinen-Laken umspannter Raum auf dem Platze vor dem Wirthshause bildete das improvisirte Auditorium vor dem ein etwa 5 Fuß hohes Podium, schlicht und plump wie es der Zimmermann für vorübergehende Zwecke herrichten kann, die Bühne darstellte. Der Hintergrund war ebenfalls mit leinenen Tüchern und ähnlichen Verhüllungs-Mitteln abgeschlossen, deren freier Anblick jedoch den Zuschauern durch allerlei Drappirungen und davor aufgepflanzte junge Tannenbäumchen entzogen wurde. In Mitte der Bühne stand eine wackere Tafel, sauber weiß gedeckt und reichlich mit Topfpflanzen und blank geputztem Zinngeschirr aufgerüstet. Dies stellte Ritter Siegfrieds Schloßhalle dar, den einen und allgemeinen Verhandlungsort alles dessen, was innerhalb der Burg sich zutrug. Hier tafelte und zechte der Graf prächtig und in Fülle, — hier verkehrte er zärtlich mit seinem trauten Ehegemahl, hier schmiedete der Bösewicht des Stükes, der Vertraute Golo seine teuflischen Pläne und hier verstieß Siegfried seine Genovefa weil er sie treulos wähnte. Das

Alles konnte recht wohl, ohne der „Einheit des Ortes" zu nahe zu treten, hier sich begeben. An der wohlbesetzten Tafel wurde so oft eine Pause für die Gesammthandlung oder für den einzelnen Dorf-Mimen eintrat mit einem wahrhaft appetiterregenden Appetit geschmaust und getrunken und den Zuschauern dadurch ein Beweis von der Konsumfähigkeit der Leute im Mittelalter nebenbei gegeben.

In der Historie von der „edel- und tugend-reichen Genovefa" kommen aber auch noch andere Lokalitäten vor, wo einzelne Scenen sich abwickeln und dies war einer derjenigen Punkte in welchem die Mimen von Abtwyl schlagenden Scharfsinn entwickelten. So wie es weiland den alten Griechen undenkbar war, daß die gleiche Schaustätte zugleich zehn oder zwanzig verschiedene Gegenden oder Lokalitäten darstellen könne so ging es auch den Kunstjüngern von Abtwyl. Da, wo noch eine Viertelstunde vorher Genovefa in den Armen ihres ritterlichen Gatten gelacht und gekost hatte, wo noch die mit Speise und Trank verschwenderisch beladene lange Tafel niet- und nagelfest stand (die sich nicht so rasch abräumen und bei Seite schaffen ließ wie die obligatorischen Tischchen mit den grünen und rothen Teppichen in den Schau- und Lustspielen der modernen Theater) — da konnte unmöglich zugleich der schaurige schwarze Wald sein, wo die unschuldige Genovefa unter Mörderhänden ihr junges Leben aushauchen sollte, — da konnte ebenso wenig der Platz sein wo Ritter Siegfried seine Fehden auskämpfte und am allerwenigsten konnte diese gleiche Bühne mit ihrem Viktualien-reichthum jene Höhle darstellen, in welcher die halb entblößte, bedauernswerthe Genovefa sich von Wurzeln und wilden Beeren nährte und ihr in der Verbannung geborenes Knäblein an die Brüste einer Hirschkuh legte. Das widerstritt der unverdorbenen Logik der Abtwyler Bauern. Aber ein schlauer Theater-Direktor weiß sich zu helfen. Dicht neben der Bühne stand ein prächtiger, zu hoher Laubkuppel sich wölbender Nußbaum, dessen Hauptäste

so günstig gewachsen waren, daß sie, unmittelbar über dem Stammende ausbauchend, natürlichen Raum zu einer Tribüne boten, ähnlich so, wie man es in Mitteldeutschland oft bei den Dorflinden trifft, in deren Blätterlaube die Musikanten Sonntags ihr Orchester aufschlagen während das junge harmlose Volk um die Linde tanzt.

Auf diesem ebengenannten Nußbaum war ebenfalls vom Zimmermann ein diminutiv-Bühnchen errichtet und von der Hauptbühne führte eine Treppe dahinauf. Das stellte den schwarzen finstern Wald vor. Hierher wurde Genovefa nach ihrer Verstoßung geschleppt, hier flehte sie, Angesichts der im Auditorium sitzenden Zuschauer um ihr Leben, hier erweichte sie die Herzen der zum Morde gedungenen Knechte und hier wurde das wilde Thier des Waldes getödtet und in sein Blut Genovefens Gewand getaucht um es dem Grafen als Zeichen der Vollziehung seines Auftrages zu bringen.

Bis hierher war der Verlauf der Komödie schon sehr originell, — aber es sollte noch besser kommen. Durch Spendung einiger Maaß Wein hatte ich mir bei den Herren Bühnen-Komitirten die Erlaubniß erwirkt, auch hinter den Coulissen (die in Wahrheit nicht existirten) herumsteigen zu dürfen, und da war ich denn Zeuge höchst naiver Momente. — Man hörte ein Trompeten-Signal von Außen. — „Siehe zu warum der Burgwart ins Horn stößt!" herrschte Graf Siegfried einem seiner Diener zu. Dieser verließ die Bühne und stieg hinter der Leinwand, welche die Schloßhalle bildete, auf den Rasen hinter dem Theater hinab. Hier war ein berittner Knappe angelangt, mit einem mächtig großen Briefe in der Hand. Daß er seinem Gaule wirklich tapfer zugesetzt haben mußte bewieß der Umstand, daß das Thier dampfte. — „Wer bist du? Was bringst du?" war die ernsthafte barsche Anrede des von Graf Siegfried abgesandten Dieners, hinter der Bühne. — „Ich komme als Bote meines gestrengen Ritters des Herrn auf

und zu Rabenhorst", entgegnete der angekommene Knappe, „und bringe deinem Herrn diesen Absagebrief auf Tod und Leben, auf Gut und Blut, auf Wehr und Waffe!" — „Wohl! ich will ihn übergeben!" war die Antwort; „gehe hinab ins Gesindezimmer und nimm einen Imbiß zu dir!" —

Diese ganze Verhandlung wurde, wie gesagt, hinter dem Theater völlig ernsthaft gepflogen, so daß die auf den Bänken des Auditoriums sitzenden Zuschauer weder vom dampfend gerittnen Gaul, noch vom briefüberbringenden Knappen etwas sehen noch das Zwiegespräch selbst mit anhören konnten. Graf Siegfried, seine Umgebung und das Publikum warteten ruhig die dazwischen entstandene Pause ab; es schien den Bauern so natürlich wie irgend etwas in der Welt, daß diese Pause entstehen mußte um zu erfahren was der Hornruf zu bedeuten gehabt habe. Aehnliche Scenen kamen noch mehre vor die den Urzustand des Begriffes von dramatischer Darstellung dokumentirten. Aber das war all noch nicht das Beste; es sollte noch origineller kommen.

Graf Siegfried hatte (immer zwischendurch wenn so eine Informations-Pause entstand, nach alter deutscher Rittersitte dem Weinhumpen zusprechend) die Fehde seines Nachbars angenommen und rüstete zum Streite.

Nun trat einer der theatralischen Anordner auf die Bühne, nachdem Siegfried und seine Reisigenschaar die Scene verlassen hatte und kündete im Dialekte des fürstenländler Bauern dem Publikum an, daß, wenn es etwas sehen wolle, es seine Sitze verlassen und mit ins Feld ziehen müsse wo in den „Gründen" ein offener Kampf zwischen den beiden Rittern und ihren Bewaffneten stattfinden werde. Und siehe da, Jung und Alt, Groß und Klein brachen auf, verließen den improvisirten Musentempel und folgten keuchend und springend in hell aufgelösten Haufen der stattlichen Reiterschaar Siegfrieds, welche in frischem Trabe einem etwa ein Viertel-Stündchen vom Dorfe entfernt liegenden Wäldchen zusprengte.

Hier angelangt hielt der Graf, hoch zu Roſſe, Waffenſchau über ſeine Getreuen und redete ihnen zu ſich wie Teufel zu wehren. Noch hatte er ſeine feurigen Worte nicht beendet als die Keilerei losging.

Aus dem Hinterhalte des gedachten Gehölzes brach der feindliche Troß des abſagenden Ritters mit lautem Halloh und mit ſolch ungeſtümer Kampfbegierde hervor, daß bei dem Zuſammenſtoß es ſich nicht um Darſtellung eines bloßen Scheingefechtes handelte, ſondern es zu feſten Handgreiflichkeiten, zu einem ernſtlichen Ringen um den Sieg des Stärkern kam, ſo daß es leichte Verwundungen abſetzte und ein Theil der Herren Dorfkomödianten balgend am Boden lag. Das mitgelaufene Publikum gaudirte ſich dabei im höchſten Grade und half etwa da und dort den Ausſchlag geben. — Endlich war der Sieg gewonnen. Die Ueberwundenen wurden geknebelt oder überhaupt gefeſſelt und im Triumphzuge ging es Graf Siegfrieds Burg, d. h. dem Leinewand-Theater wieder zu.

Nachdem Alle, die Schauſpieler auf der Bühne, die Zuſchauer im Auditorium, durch einen herzhaften Schluck abermals geſtärkt, Platz genommen hatten, ging die dramatiſche Vorſtellung wieder vor ſich.

Jetzt erfuhr Graf Siegfried die nichtswürdigen Machinationen ſeines Rathgebers Golo und wie deſſen eigene niedrige Wünſche ihn um ſeine vortreffliche Gemahlin Genovefa gebracht hatten; er vernahm dann, daß das „edel- und tugendreiche Weib" noch lebe, draußen im Walde, in einer Höhle verborgen und von Beeren und Wurzeln ſich ernähre; — er ging in ſich, bereute ſein Unrecht, faßte Entſchlüſſe, ſtrafte und nun ging das Stück ſeiner ſchönſten und originellſten Scene, aber mit ihr auch ſeinem Ende zu. Abermals wurden die Roſſe vorgeführt, abermals verließen die ungemein heiter geſtimmten, ſtädtiſchen und ländlichen Zuſchauer ihre Sperr-

sitze und Bänke, und abermals schaarte sich ein langer Zug, diesmal aber einer anderen Gegend zueilend.

An der Landstraße, welche nach St. Gallen führt, seitwärts derselben, ist an einer hügeligen Halde der graue Sandstein an einer Seite seiner überdeckenden und bewachsenen Humusschicht beraubt und in demselben befindet sich am Boden ein niedriges, kaum 3 Fuß hohes Loch, dem Eingange zu einem Fuchsbau ähnlich sehend. Dies war die romantische Höhle, Genovefens Asyl, die ärmliche Heimath, in welcher Graf Siegfrieds Sprosse und Erbe des Licht der Welt erblickt hatte. — Vor diesem, eine Höhle des Waldes darstellen sollenden Fuchsloche hielt der Zug an. Das Publikum bildete einen großen Halbkreis und die Dorfmimen ordneten sich zur Entfaltung der letzten Scene. Graf Siegfried, im sammtnen Mantel, mit hohen Reiterstiefeln über den durch den vorerwähnten Kampf ziemlich unschimmer gewordenen Trikot-Beinkleidern, stieg vom Pferde, ging gravitätischen Schrittes zu dem Fuchsloch und zog die, nur mit den äußerst nothwendigsten Kleidungsstücken bedeckte Genovefa, so wie den, einfach im Hemdchen sich präsentirenden, etwa einjährigen, laut schreienden Sprößling seines erlauchten Stammes aus der dunkeln „Unterirdischkeit" hervor, und bekannte vor allem Volke das seiner Gattin zugefügte Unrecht. Eine schöne weiße Ziege, Repräsentant der legendischen Hirschkuh, kam meckernd ebenfalls hervorgekrochen. Stürmischer Jubel des Publikums, nicht enden wollender Applaus! Große Umarmung des Grafen und der wieder in bürgerliche, resp. gräfliche Ehren und Rechte eingesetzten Burgfrau, — Tusch der Dorfmusik und ähnliche Ausbrüche des Entzückens.

„Seid umschlungen Millionen,
„Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Nachdem der erste Freudentaumel vorüber war und Mama Genovefa mehr als einem Dutzend fröhlicher Zuschauer, die aus mitgebrachter Flasche das Glas füllten und der Heldin des Stückes

kredenzten, Bescheid gethan hatte, hob sie Graf Siegfried auf sein Roß, das halb nackte Bübli dazu, hielt nun noch eine kräftige Rede ans Volk mit der Schlußmoral, daß das Gute stets triumphiren und das Böse unterliegen werde und schloß die ganze Vorstellung mit dem patriotischen Rufe: „d'Schwyz soll lebe, hoch!" — „Hoch! hoch! und dreimal hoch!" stürmte es begeistert aus der Menge empor.

Die Tamboure (denn Miliz in Landwehr-Uniform war mitgezogen, — der Anachronismus der Garderobe war für die primitiven Kostüm-Begriffe dieser Leute kein Hinderniß), die Trommler rührten ihr Kalbsfell, die Musik schmetterte freudig einen Defilirmarsch über die schwellenden Matten hin, daß es droben an den Felsenwänden des alten Säntis widerhallte, und im freudigsten Jubel zogen Volk und Künstler, Arm in Arm dem Wirthshause zu, wo eine große allgemeine Schlußscene bis tief in die Nacht hinein abgespielt wurde.

Dieses eine Beispiel mag genügen um die reizende Naivetät zu charakterisiren welche in dieser kindlich-unbefangenen Anschauung dramatischer Verhältnisse liegt. Sie äußert sich als kennzeichnende Grundlage der dem Volke innewohnenden natürlichen Auffassung aller Lebensverhältnisse auch hier, bei theatralischen Unterhaltungen, im kleinen Kreise, erreicht aber eine ganz andere Höhe und nationale Bedeutung bei der dritten Gattung dieser Volksschauspiele, wie sie, so viel bekannt geworden ist, nur in der Schweiz als urwüchsige Produkte inneren Dranges zeitweise zur Darstellung kommen. Diese sind die großen, unter Mitwirkung mehrer Hundert dabei stark beschäftigter Statisten und Figuranten ebenfalls im Freien aufgeführten patriotischen Aktionen, die man in ihrer höchst originellen Eigenartigkeit in Deutschland nicht kennt und die wohl auch nur einem Volke eigen sein können, das, wie in der freistaatlichen Schweiz, fortwährend selbst Schöpfer und Bildner seiner Zustände

und Geschicke ist, so viel von seinen Kräften und Anstrebungen abhängt.

Alle ohne Ausnahme behandeln historisch-politische Wendepunkte aus der Schweizergeschichte und füllen meistens die Kernstunden eines Tages aus, d. h. sie beginnen nach Beendigung des Vormittags-Gottesdienstes, etwa um 10 Uhr Vormittags und enden (nach dazwischen liegender 1 bis 2 stündiger Mittags-Pause) am Nachmittage zwischen 4 und 5 Uhr. Ihre Heimath ist namentlich die nordöstliche Schweiz; in dieser sind es wiederum die katholischen Orte, namentlich solche die an großen Binnengewässern liegen, wie z. B. Rorschach am Bodensee, Rapperschwyl am Züricher See u. A. welche diese volksgebräuchlich gewordenen scenischen Darstellungen kultiviren.

Bis jetzt fand sich für den Verf. dieses Buches nur dreimal Zeit und Gelegenheit der Aufführung solcher nationaler Volksstück beiwohnen zu können: einer höchst merkwürdig, aber durchaus nicht ungeschickt, zurecht-gestutzten Bearbeitung des Schillerschen Wilhelm Tell, — dann einem, an populär-ergreifenden Monumenten nicht armen Drama voll Lebendigkeit und draftischer Wirkung: „Der Kampf der Unterwaldner gegen die Invasion der Franzosen im Jahre 1799, von Rorschacher Bürgern zu Anfang der Fünfziger Jahre dargestellt, — und endlich einer scenischen Komposition „die Schlacht bei St. Jakob an der Birs (vom Jahre 1444)" aufgeführt 1868 in Rapperwyl.

Bei diesen specifisch schweizerisch-historischen Dramen wirken, wie schon bemerkt, hunderte von Personen mit, zu Fuß und zu Pferd, recitirend, kommandirend und gehorchend, Volksgruppen bildend, Umzüge formirend, kämpfend zu Wasser und zu Lande. In Ermangelung genügender Garderobestücke wird es denn auch mit der Authenticität der Kostüme nicht allzustreng genommen und das Hineinragen von Trachten unserer jüngst-vergangenen Zeit in jene des Mittelalters vermag die Illusionen der Menge nicht zu

ſtören. Bei Stücken aus der Ritterzeit giebt es einzelne hervorragende Akteurs, deren Anzug aus ächtem Sammet, aus ſchwerem Seidenſtoff und Goldbrokat mehre Hundert Franken Herſtellungskoſten verurſachte; auch pflegen die ſtädtiſchen und kantonalen Zeughäuſer, was ſie an ächten Rüſtungen aus den Burgunder Kriegen beſitzen, bereitwilligſt zu ſolchen Zwecken zu leihen. Eine eigentliche Bühne exiſtirt dann in der Regel nicht, ſondern es iſt meiſt auf dem Markte des Ortes eine rohgezimmerte, ſehr große Tribüne errichtet, welche für alle in engerem Kreiſe lokaliſirte Scenen dienen muß, gemeiniglich nur mit Tannen-Reiſig und den kantonalen Farben geſchmückt, im Uebrigen ohne Dekorationen und Couliſſen, — frei, offen, ſo daß Jedermann, wer des Weges kommt, Alles ſehen und hören kann.

Bei dem gedachten Schauſpiele des Kampfes der Unterwaldner gegen die Franzoſen eröffnete eine, auf freiem Marktplatze abgehaltene Volksverſammlung (als Imitation einer Landsgemeide) mit Kleinem und großem Rath, Säckelmeiſter, Bannerherren, Landesvaibel und übrigen Beamteten, das Drama. Der Landſchreiber, mit großer Brille und Perücke verlas auf der Tribüne ein Manifeſt, welches die Obrigkeit an Ihre „lieben und getreuen Landslüt und Bundesgenoſſen" erlaſſen hatte, worauf dann der regierende Landammann den „Stuhl" (ſo nennt der Schweizer der demokratiſchen Kantone denjenigen erhöhten Rednerplatz, von welchem aus bei politiſchen Verſammlungen geſprochen wird) beſtieg und das Volk in feurigen Worten haranguirte, treu zum Vaterlande zu halten, die von den Ureltern ererbte koſtbare Freiheit mit allen Kräften zu vertheidigen und lieber eines Heldentodes zu ſterben, als Heimath und Recht ſich rauben zu laſſen.

Die Rede war von mächtiger Wirkung nicht nur bei demjenigen Theile des Publikums, welches aktiv als bewaffneter Landſturm und als „Volk" (wie unſere modernen Theaterzettel ſagen würden) die Tribüne umſtand, ſondern auch bei demjenigen

Publikum, welches sich eingefunden hatte, das Schauspiel mit anzusehen. Jetzt folgte Rede und Gegenrede; Männer aus dem Volke verlangten das Wort und gaben ihre Meinung ab was zu thun sei, genug es war das leibhafte Konterfei einer Agitation, wie sie in Wirklichkeit sich abwickeln würde wenn es sich ernstlich um Land und Freiheit handeln würde. Als nun der Schluß einmüthig gefaßt worden war, dem Feinde fest und entschlossen die Stirn zu bieten, da langte die Nachricht an, daß General Schaumburg mit seinen fränkischen Würgerbanden zu landen versuche. Rasch hob die Obrigkeit die Versammlung auf und Alle eilten zu den Waffen, an die bedrohten Punkte.

Dies war der expositionelle Theil des Schauspieles. Nun entspann sich ein Scenen-Reichthum von großer Ausdehnung, der das Städtchen in Allarm versetzte. — Generalmarsch und Hörnerruf durchtobten die sonst so stillen Straßen, dröhnend rasselten die Geschütze aus dem Hinterhalte hervor und wurden am Hafen und an den Ufer-Quais aufgepflanzt; von allen Seiten strömte bewaffnetes Volk herbei und ordnete sich zu Rotten, die hauptsächlichsten Positionen zu besetzen. Als alles dies in größter Eile in Stand gesetzt war, wurde in einiger Entfernung auf dem Bodensee eine Flotille mit Kähnen sichtbar, welche eine Anzahl Volksschauspieler als Franzosen verkleidet an Bord hatte. Mit ihren Böllern kanonirten sie weidlich gegen die allarmirten Ufer und die unterwaldner Defensiv-Truppen ließen es nicht an der nöthigen Antwort fehlen. Endlich erfolgte der erste Landungs-Versuch. Jetzt entfalteten sich Pulver-Verbrauch und Heftigkeit in Abwehr-Maßnahmen aller Art, daß, wenn es im Ernst gegolten hätte nicht lebhaftere Geistesgegenwart hätte entwickelt werden können. Es gelang, der erste Angriff wurde abgeschlagen. Aber da lief die Nachricht ein der Feind dringe von anderer Seite her übers Gebirge herein. Sofort Verlegung des Kampfplatzes an andere Stellen der Umgebung. Wie bei der oben geschilderten Genovefa-Aufführung war

auch hier das Publikum ambulant und mußte, um die einzelnen Scenen des Schauspieles mit ansehen zu können, in Mitte des Kampfes sich hineinwagen und allen Diversionen folgen. — Die guten Patrioten nahmen sich das Ding recht ernstlich zu Herzen und die löbliche Jugend vergegenwärtigte sich den Krieg und seine Konsequenzen so lebhaft, daß sie zu Rasenfetzen und Steinen griff um nach Kräften das Ihrige gegen die fremden Eindringlinge beizutragen. Endlich gelang es; auch hier wurden die Franzosen mit Glanz zum Rückzuge gezwungen und es entstand eine Pause um die Lebenskräfte zu stärken und neu zu sammeln.

Dieses Angreifen und Abschlagen wiederholte sich in verschiedenen Formen und an verschiedenen Orten mehrmals, bis endlich der französischen Uebermacht es gelang in Besitz der wichtigsten Positionen zu gelangen. Das treue, zusammengeschmolzene Häuflein der unerschrockenen Eidgenossen wurde immer enger eingeschlossen. Schöne Appenzellerinnen erschienen als bewaffnete Unterwaldnerinnen und wußten die Büchse so flott zu laden und abzufeuern, daß es eine Freude war. Zuletzt wurden die muthig sich wehrenden Unterwaldner, immer enger vom Feinde eingeschlossen, in eine aus Lattenwerk erbaute und nur mit Papier überzogene aber durch Malerei recht gut ausgestattete alte Kapelle, ihre letzte Zufluchtsstätte gedrängt. Nun hatten die Franken gewonnen; eiligst steckten sie das Gotteshaus in Brand, daß die Flammen hellauf lohten und seine Trümmer die noch übrig gebliebene kleine Heldenschaar vergrub. — Diese letzte Scene, mit ergreifendem Ernst gespielt, ließ bei der dicht gedrängten Zuschauer-Menge sichtbar tiefe Eindrücke zurück. Es war das Ende der gewiß höchst originellen Volks-Komödie.

Solche populäre Darstellungen aus der Freuden- und Leidensgeschichte des eigenen Heimathlandes sind von außerordentlichem Einfluß und wirken auf die Hebung und Stählung des Patriotis-

mus mächtig ein. Ueberhaupt ergreift der Schweizer mit Freude jede Gelegenheit, seinem Nachbar, seinem Mitbürger, seiner Jugend in beredtester Sprache immer wieder es ins Gedächtniß zu rufen: „Du bist Herr deines Landes, deines Eigenthums, deines Rechtes! Wehre dich und hilf, daß du es bleibst".

Mythe und Sage in den Alpen.

Wie der Boden, auf welchem der Mensch geboren und die umgebende Natur in der er erzogen wurde von unmittelbarstem Einfluß auf seine geistige und körperliche Entwickelung, auf sein Denken, Folgern und Schaffen im Gebiete der materiellen Interessen sind, so auch wirken sie eigenthümlich gestaltend und erhaltend im Gebiete der Phantasie und der aus derselben entstehenden Vorstellungen von übersinnlichen Dingen.

Unglaube und Aberglaube sind die antipodischen Resultate menschlicher Denkfähigkeiten. Der erstere wurzelt im großen Weltverkehr; alle die Widersprüche und auffallenden Gegensätze, welche das drängende, vielseitige, spekulative Leben in seinen geistigen und materiellen Richtungen, Abschweifungen und Folgerungen hervorruft und trägt sind die wesentlichsten Faktoren seiner Ausbildung. — Der Aberglaube ist ein Kind der individuellen Vereinsamung, des Ausgeschlossenseins von den Strebungen und fördernden Bewegungen der großen Welt, des urtheilsunfähigen Hangens am Alten, Ueberlieferten.

Der Alpenbewohner ist konservativ, sowohl in politischen Dingen (wo er in solche mit hineinzureden hat, wie z. B. in der

in der freistaatlichen Schweiz) als auch namentlich in Sachen des Glaubens und religiöser Einrichtungen. Zur Zeit der Reformation blieben fast alle eigentlichen Alpenbewohner ihrer ererbten Konfession treu, wie denn heutigen Tages noch die ächten Gebirgskantone der Schweiz: Wallis, Uri, Unterwalden, Tessin ausschließlich, — Graubünden und St. Gallen zum Theil, — Voralberg, ganz Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Salzkammergut, Sävoyen etc. specifisch-katholisch sind und nur das Berner Oberland in der Schweiz eine Ausnahme davon macht, weil hier s. Z. die Reformation mit Zwangsmitteln durchgeführt wurde.

Mit der Konservirung des positiven Dogmas haben sich aber auch die Auswüchse starrgläubiger Zustände erhalten und nirgends hat die Romantik des Aberglaubens so bauerkräftige Wurzel geschlagen, die von Generation zu Generation ihre neuen Schoßen treibt als in Gebirgsgegenden überhaupt, und in den Alpen insbesondere.

Dabei zeigt sich nun der höchst interessante Umstand daß, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und durch die Einflüsse der Zeit allmählig umgewandelt, heutigen Tages noch in katholischen Ländern herüberragende Reminiscenzen aus germanischen Urzeiten existiren, der Glaube an das Vorhandensein von Wesen die unverkennbar der altdeutschen Götterlehre angehören.

Um über diese Phantasmen, soweit solche als Unholde und übernatürliche Erscheinungen in einzelnen Theilen der Alpen noch ihren Unfug treiben orientirende Schau halten zu können, ist es zweckmäßig dieselben ihrer Natur, ihrem Herkommen und ihrer Wirkung nach zu klassificiren und die lokalen, gemeinen Gespenster von solchen auszuscheiden, die nach des Volkes Meinung als Genera oder als erblich fortbestehende Sippschaft existiren und deren Vorhandensein auf ausgedehnte Strecken anerkannt wird.

Zu den aus der germanischen Mythologie stammenden, in den Alpen noch hausenden Spukgestalten gehört zunächst das s. g.

„Nachtvolk", das eigentlich nur in den rhätischen Alpen sein Wesen zu treiben scheint. Es hat einerseits Verwandtschaft mit dem in einigen Gegenden Deutschlands noch sporadisch als „wilde Jagd" die Wälder nächtlicherweise durchtobenden „wüthenden" (Wuotan's) Heer und doch unterscheidet es sich wesentlich von demselben.

Seine stationäre Heimath hat es droben auf den Gebirgsgraten der Alpenketten, fährt zu Zeiten, wie die wilde Jagd, auf bestimmten, volksbekannten aber für den Menschen ungangbaren Wegen durch die Grattobel und Kreuzschluchten (wie unser Rüfebild eine solche darstellt) massenhaft, wie schon der Name „Nachtvolk" andeutet, von den Felsenkämmen hernieder in die von Menschen bebauten Thalgehänge. Seine beliebtesten Tummelplätze bei solchen Ausflügen sind unbewohnte Häuser oder verlassene Alpenhütten. Auf dem Klaeslefeld oberhalb Frastanz im Walser Illthal nahm es regelmäßig seinen Zug (wie Vonbun in den Sagen Vorarlbergs erzählt) durch den Hausgang eines daselbst einsam stehenden Hauses; die Bewohner des Letzteren waren daran gewöhnt und ließen deßhalb Nachts die Vorder- und Hinterthür grundsätzlich offen um diesen Unholden den Weg nicht zu versperren. Geschah es aus Versehen, daß irgend Jemand eine der Thüren verriegelte, so machte der Spuk einen solch teuflischen Lärm ums Haus, daß keiner der Einwohner schlafen konnte. Von dem eigentlichen wüthenden Heer unterscheidet sich jedoch das Nachtvolk dadurch daß, wenn ihm nicht böswilligerweise irgend etwas in den Weg gelegt wird, es in der Regel mit herrlicher sphärischer Musik einherzieht die einst eine Frau so unwiderstehlich von ihrem Hause nachts hinweglockte, daß sie den Spukgestalten weit nachlaufen mußte. Nach dem Volksglauben werden die Tannenbäume an denen der Chorus vorüberschwebt so entzückt und beseelt von den harmonischen Klängen, daß sie unwillkürlich sich beugen und sogar selbst mit zu musiciren anfangen. Viele einzelne Sagen erzählen von beherzten Montafunern die mit Individuen dieses nächtlichen

Zuges ins Gespräch sich eingelassen und von ihnen begehrt hätten, in der Musik unterrichtet zu werden, die aber in der Regel für ihren Vorwitz nachdrücklich bestraft worden seien.

Die wesentlichste Eigenschaft durch welche das Nachtvolk vom gemeinen wilden Heer (das in den bayerischen Alpen als das „wilde Gejaid" bekannt ist) sich unterscheidet ist die, daß es Einkehr in bewohnte Hütten und Häuser nimmt und daselbst Schmausereien und Feste hält. Da wirkt nun ein in den alt-nordischen Mythen bereits vorkommender Umstand mit. Die Geisterssippschaft bezieht nämlich das Material zu ihren Mahlzeiten direkt aus der Nähe und zwar aus dem Stall desjenigen Alpenbauern, den es mit seinem Besuche beehrt. Die schönste Kuh wird dann genommen, geschlachtet, gesotten und gebraten und bei freudigem Jubel verzehrt, — aber kein Knöchelchen und wäre es noch so klein, darf davon verloren gehen. Ist dann das Convivium zu Ende, graut der Tag, so wickeln die Nacht-Phantome alle Ueberreste in die Haut des geschlachteten Thieres das dann am anderen Morgen so frisch und gesund im Stall steht, als wenn nichts mit ihm vorgefallen wäre.*) Einst war es der Fall, daß das Nachtvolk in einem Hause Einkehr nahm in welchem blos die Kinder anwesend, die Erwachsenen ins Heuet im Gebirge gegangen waren; man schlachtete auch ein Thier und gab den Kleinen davon zu essen, diese aber waren nicht achtsam genug und hoben die Knochen nicht alle auf, so daß einer am Ende fehlte. Die Folge davon war, daß die wieder belebte Kuh all ihr Lebtag hinkte.

Verwandt mit dem Nachtvolke und in mehr als einer Beziehung zum altdeutschen Wuotan stehend ist (nach Vonbuns Beiträgen zur deutschen Mythologie) das Todtenvolk oder die Nachtschaar, von denen in mehr als einer Thalschaft Graubündens

*) Das Gleiche that Thor der Sohn Wotans der die Knochen der verspeißten Böcke bei Seite legen und sammeln ließ um sie dann aufs Neue zu beleben und vor seinen Donnerwagen zu spannen.

noch erzählt wird. Dies ist ein gespenstiger Leichenzug, welcher sich im Schanficker Thal, in der Landschaft Davos und anderen Gegenden Chur-Rhätiens um Mitternacht durch das Dorf bewegt. Der Zug geht von demjenigen Hause aus in welchem bald Jemand sterben wird und im Leichenbegleit erblickt man diejenigen noch lebenden Orts-Einwohner, welche im Laufe des Jahres noch das Irdische mit dem Ewigen vertauschen müssen. „Das Todtenvolk zieht entweder still und ernst, oder mit sonderbarem Geräusch, das dem Summen eines Bienenschwarmes ähnlich ist, oder gar wie das Nachtvolk Voralbergs mit Musik vorbei, die leise feine Töne vernehmen läßt, wie die einer aus der Ferne schallenden Kindergeige." — Dieser Glaube an solche geisterhafte prophezeihende Leichenzüge besteht auch noch vielfach im Etschland Tyrols, nur mit dem Unterschiede, daß der nächste Todeskandidat jener ist, der zunächst hinter dem Sarge einhergeht.

Eine andere in den rhätischen Alpen noch in allerlei Reminiscenzen existirende nordische Gottheit ist die des „Donnar." Wenn ein Gewitter in den Lüften sich entladet, so sagt man den Kindern im Vorarlberg: Hörst du, jetzt wirft der lieb Gott d'Brenta (die Milchkübel) über die Kellerstiege hinunter", — und im Walserthal sagt man „sie käsen domma (droben) und vertrölen d'Käsger (werfen die Käsenäpfe herum) und verschütten die Milch;" diese letztere Vorstellung ist uralt nordisch, — man dachte sich den Regen als Milch die aus den vollen Eutern der Wolkenkühe von Donnar mittelst des schimmernden Blitzstrahles gemolken wird und befruchtend zur Erde niederrinnt. — Auch Holda-Berchta taucht allenthalben in einer reichen Sammlung von Sagen und Mährchen als umgehende weiße Frau, als Holzfräulein, als Stuba-Wibli oder Alpmutter auf.

Eine zweite Gruppe berührt der weit verbreitete Glaube an die Existenz dämonischer oder elfischer Wesen. Sie bilden gewissermassen ein eigenes Reich für sich und werden nur durch

Zufall oder Umstände veranlaßt mit den Menschen zu verkehren. „Etwas Uebermenschliches, was sie den Göttern nähert, ist ihnen beigemischt, denn sie besitzen nach der Volksmeinung die dämonische Kraft dem Menschen zu schaden und zu helfen; zugleich aber scheuen sie sich vor ihm, weil sie ihm leiblich nicht gewachsen sind. Entweder erscheinen sie weit unter dem menschlichen Wachsthum oder weit über demselben als ungestalte Wesen. Fast alle besitzen das Vermögen sich unsichtbar zu machen" (Vonbun).

An der Spitze dieser Unholde steht die Gruppe der Schrättel oder Schrättlige, die im bayerischen Gebirge „Trude" heißen, während in Tyrol mit diesem Namen wieder eine etwas andere Gestalt verbunden wird; es ist der Inkubus der mittelalterlichen Schwarzkunst, Magie und Geisterbannerei. Wie er aussieht, weiß man eigentlich nicht; nur das ist bekannt, daß er ein hämischer bösartiger Hausgeist ist, der seine Freude daran hat, Nachts in die Schlafkammern zu schleichen, dann sich den Leuten auf die Brust zu setzen und sie so zu drücken, daß die Schlafenden glauben eine zentnerschwere Last liege auf ihnen. Es ist also der gleiche Kobold der noch hie und da beim Landvolke in Deutschland als „Alp" existirt.

Nach dem felsenfesten Volksglauben hat der Schrättlig die Gabe seine Gestalt zu verwandeln. Ursprünglich hat er menschliche Glieder und sieht wie ein altes Weib aus; um aber in verschlossene Gemächer eindringen zu können, fliegt er am Tage (nach der Meinung der Unterinnthaler) als Schmetterling oder Insekt durch das offene Fenster ins Zimmer, oder er schiebt in der Metamorphose als Katze das geschlossene Fenster auf um hineinschlüpfen und sich hinters Bett hocken zu können, oder er stößt sich in der Gestalt eines Strohhalmes durch's Schlüsselloch, oder endlich sollen die Schrättel sogar den Bauch sich aufschlitzen und alle Eingeweide herausnehmen um schlanker zu werden und durch irgendwelche kleine

Oeffnungen einbringen zu können. Man sieht die Furcht ist in ihren Phantasien bis zur Albernheit erfinderisch.

Eine Abart der eben beschriebenen vom Aberglauben gepflegten Ungethüme ist das Doggi, ein häßliches, ungeformtes Monstrum, mit widerlichem Menschen-Antlitz aber dabei von unbestimmter, zusammengeknäuelter Thierform, das vampyrartig, wie der Schrättlig alpdrückend schlafende Menschen, besonders Kinder belästiget aber damit zugleich an den Brustwarzen des Geplagten saugt, so daß diese beim Erwachen dick und geröthet erscheinen. Ganz besonders hat das Doggi es auf Thiere und unter diesen wieder speciell auf milchgebende Ziegen abgesehen deren Euter es in einer Nacht bis auf den letzten Tropfen aussaugen soll. Die liebste Eintrittspforte für diese Ausgeburt der Gespenster-Furcht ist ein Astloch; kann der Bauer, während das Doggi bei ihm im Zimmer oder im Stall sein Unwesen treibt, resolut einen Pflock ins Astloch schlagen, so ist das Ding gefangen, denn:

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
(Göthes Faust).

Ein Montafuner fing auf diese Art einst ein Doggi das sofort in ein kräftiges derbes Weibsbild sich verwandelte und ihm dann Jahre lang fleißig als Magd diente; der Holzzapfen in der Kammerwand war aber mit der Zeit locker geworden und fiel eines Tages heraus und von diesem Augenblick an war auch die Magd verschwunden.

Diese letztere Eigenschaft leitet abermals zu einer neuen Specialität dämonischer Wesen über, die recht eigentlich und fast ausschließlich dem Gebirge angehören und deren einstige Existenz unter verschiedenen Namen als Wildfrau, Waldmutter und Wildmann weithin bekannt ist. Ihr ausgesuchtestes Lieblings-Revier war wiederum das zwischen dem Graubündnerischen Prätigau und dem österreichischen Montafun gelegene Rhätikon-Gebirge, wo sie

NEW YORK FREE CIRCULATING

als Fenggen in früheren Zeiten unendlich vielfach mit dem Thalvolke in Berührung gekommen sein sollen und deren Sagen-Cyclus größer als der irgend einer anderen Dämonen-Gattung ist. Aber auch im benachbarten Tyrol, im Ober-Innthal, in Patznaun und im Stanzerthal kommen sie vor, also doch nur in dem Thäler-Netz, welches die Silvretta-Gruppe einschließt. Nach der Meinung Einiger sollen die Fenggen oder Fänken nur weibliche Wesen, die Töchter und Weiber der Riesen gewesen sein; nach der Klassificirung Anderer waren sie allerdings weiblicher Natur, aber eine Sippe für sich, ohne irgendwelche männliche Gesellschaft. Ihr ganzes Wesen soll recht eigentlich unhold, wild, bestial gewesen sein. Am ganzen Leibe waren sie nach Aussage Solcher, die mit ihnen verkehrt haben wollen, rauh und behaart, ihr Antlitz zeigte trotzigen, bösartigen, höchst rohen Ausdruck, die Augen waren dunkel und leuchteten Nachts wie Kohlen und in dem struppigen, schwarzen Haupthaar wuchs die zottige Bartflechte (**Usnea barbata**, S. 79). Den Körper bekleideten sie nach Art wilder Völker mit zusammengehefteten Pelzen von Füchsen und Wildkatzen oder mit einem Geflecht aus Pflanzen, Blättern und Rinde. Dabei sollen sie nach Art kanibalischer Völker ihren allzeit unersättlichen Hunger mit dem Fleische wilder Thiere aber auch mit demjenigen von Menschenkindern gestillt haben, wenn sie solcher habhaft werden konnten. Außerdem mißt ihnen der Volksglaube übermenschlicher Stärke, bedeutende Gliedergewandtheit, große Schlauheit, außerordentlich geschärfte Sinne des Gehörs, Geruches und des Gesichtes bei, rüstet sie mit genauer Wetter- und Kräuterkenntniß aus und schreibt ihnen den Besitz von Geheimmitteln zu, mittelst derer sie Wunderkuren am kranken Vieh vollbringen könnten, — Mittel, die dem Kulturmenschen längst verloren gegangen seien. Als ihre eigentliche Heimath galten die hoch im Gebirge hinaufsteigenden Urwälder, welche sie genossenschaftlich bewohnen und als ihr unantastbares Eigenthum betrachteten. Mehr oder minder war, wie in der alt-

griechischen Mythe, ihr Leben mit demjenigen der Bäume verschwistert oder vielmehr ihre leibliche Existenz an diejenigen der Bäume gebannt. Wurde ein solcher Wald abgeholzt so schwand auch das denselben bewohnende Fenggen-Geschlecht mit ihm ab, — fiel ein Baum von dem eine Fänggin ihren Namen trug, so war auch ihr Ende nahe. „Als einst Holzknechte im Kilkner-Walde bei Gaschurn eine alte Tanne zu fällen sich anschickten kam solch eine Waldmutter daher gelaufen und rief:

„ich bin grad nett jetzt sö vel jor scho alt,
„as Nodla hot dia tanna do im Wald;
„Drom sind so guat und tuand mer sie net fälla,
„sos könnt ich jo mi Alter nömma zälla."

Meist trugen die Fenggen Namen von ihrem Aufenthalt z. B. Jochringgla, Jochrumpla (Joch heißt Paß, Uebergangs-Einschnitt, im Gebirgsrücken), — oder nach Bäumen mit denen sie aufgewachsen waren wie „Stutzforcha" (Stutzföhre), Hochrinta (hohe Rinde) oder nach Thieren wie „Stuzza-Muzza" (d. h. Stutzkatze).

Wenn sie auch ursprünglich menschenscheu gewesen zu sein scheinen, so liefert die Sage jedoch Erzählungen, Folge derer sie in Drangsalen zu menschlichen Wohnungen sich flüchteten und dort unverdrossen mit großem Fleiß und Segen fürs Haus dienten und schafften bis das Hinderniß, welches sie aus ihrem Heimathswalde vertrieben hatte, hinweggeräumt war. Ein Beispiel für diese traditionell im Volke fortlebende Idee gibt folgende Sage die sowohl im Dialekt als in der Uebersetzung hier stehen möge:

Zum Hanskasper in maisäss kunnt amol am-en-obend a Fenggi, d'Jochrumpla vom Sàmangerberg, und cittet und bettlet, er möcht sie as magd in dienst ne, wil sie dahem nümma bliba künn, wega kib und u-frida mit dem ma. A prachtmensch sei's g-si, dia Jochrumpla, horig zwor öber und öber am ganza lib, aber gliedrig und stark

Zum Hanskasper im Maienfäß (Frühjahr-Alpweide) kömmt einmal an einem Abend eine Fengga, die Jochrumpla vom Somangerberg und bittet und bettelt, er möcht sie als Magd in Dienst nehmen, weil sie daheim nicht mehr bleiben kann, wegen Zank und Unfrieden mit dem Mann. Ein prächtiges Weibsbild sei sie gewesen, die Jochrumpla, harig zwar über und über am ganzen Leib,

wia en risa. Der Hanskasper stellt sie a as magd, und drei jor hot sie beiem dianet und zwar treu und redli, was ma ka säga. Willig und bereit und aller bura-n-arbet kündig sei sie g-si s'trutz a jedera i der g-me. — No drei jora is s'amol z-nacht zum fenster bim Hanskasper ga klocka-n-und ga rüefa ko: d'Jochrumpla söll hem ko, der Muggastutz sei tod, und uf das got d'Jochrumpla us-em-dienst und springt weder d-m Samangerberg zue. — Und amol ist o'a Fenggi im Marlinische hus jor und tag lang magd gsi bis es amol am-en-obend ga klocka-n-und ga rüefa ko ist: ‚d'Jochringgla söll hem ko, Muggastutz sei tod'; druf ist d'magd furt und nümma ko.

(Vonbun, Sagen Vorarlbergs.)

aber in ihren Gliedern stark wie ein Riese. Der Hanskasper stellt sie an als Magd, und drei Jahr hat sie bei ihm gedient und zwar treu und redlich, was man sagen kann; willig und bereit und aller Bauernarbeit kundig sei sie gewesen trotz einer jeden in der Gemeinde. Nach drei Jahren ist es einmal Nachts zum Fenster beim Hanskasper gekommen klopfen und rufen: „Jochrumpla solle heim kommen der Muggastutz sei todt; und darauf geht die Jochrumpla aus dem Dienst und springt wieder dem Samangerberge zu. Und einmal ist auch eine Fenggi im Marliniſchen Haus Jahr und Tag lang Magd geweſen, bis es einmal an einem Abend kömmt klopfen und rufen: „die Jochringgla ſoll heim kommen, die Muggaſtutz ſei todt", drauf iſt die Magd fort und nicht mehr wieder gekommen.

Je weiter man ſich von dieſer Centralheimath der Fenggen (dem Silvretta-Gebiet, das zwiſchen dem Engadin, dem Prätigau und Patznaun-Thal liegt) entfernt, deſto mehr degeneriren ſie und ſchrumpfen zuletzt zu einem zwergenhaften Völklein zuſammen, das als Moos- oder Wald-Weiblein erſcheint, oder als Wildfanken-Mannli dem Bauer die Kühe hütet. Dieſe bewohnen dann nicht mehr die undurchdringlichen, von keines Menſchen Fuß betretenen Urwälder, ſondern ſie hauſen, paarweiſe, ſogar Familien bildend, in Höhlen und Felſenlöchern. In manchen Gegenden gelten ſie als ein völlig ausgeſtorbenes Geſchlecht, ſo z. B. im Ober-Innthal, wo auf verſchiedenen Alpen zuſammengetragene Steinhaufen als urthümliche Grabmonumente der einſtigen ſ. g. „wilden Fräulein" gelten. Kinder die zum Erſtenmal auf die Alp gehen, müſſen am Wege liegende Steine aufheben, ſie anſpucken und mit den Worten: „ich opfere den wilden Fräulein" auf den Haufen werfen. Auch

Erwachsene üben diesen uralten Brauch noch; denn wer ihn unterlassen würde, dürfte in Zukunft nicht allein vorübergehen ohne der Rache der wilden Fräulein sich auszusetzen.

Die, gleichsam als Nachkommen der Wald- oder Wildfänken geltenden zwergenhaften Höhlenbewohner bilden nun abermals eine weithin verzweigte, wieder in eine Menge von Unterabtheilungen zerfallende Klasse von Dämonen die unter allerlei Bezeichnungen auftreten und an deren Existenz in vielen Gegenden heute noch ernstlich geglaubt wird. Es sind dies die Wichteln oder Hojemännle die nach der Volksmeinung in den bayerischen Alpen als Erdmännlein und Erdfräule unterirdische Klüfte bewohnen, früher in besserem Vernehmen mit den Menschen standen als letztere noch weniger falsch, treulos und hinterlistig waren und dem Bauern und Alpenbewohner gar manchen nützlichen Dienst leisteten. Die Ueberlieferung läßt sie als kleine, behende, grüngekleidete Persönchen mit langen Bärten wie Baummoos am hellen lichten Tage erscheinen, wo sie bald durch allerlei Kapriolen und wunderliche Gebehrden die Leute zu schrecken, bald durch klägliches Wimmern und Zetergeschrei das Mitleid Vorübergehender zu erwecken suchen und sich wie Verrückte freuen wenn es ihnen gelang irgend eine Täuschung oder einen Schrecken herbeizuführen. Im Uebrigen sind sie der Tradition nach gutmüthig, helfen bedürftigen Leuten gern zu einem Funde und bewirthen sie köstlich mit Essen und Trinken. Alte Alpenleute wissen mancherlei von der übermenschlichen Kraft dieser Zwerge zu erzählen, die besonders daher kommen soll, daß sie sich und ihre Nachkommen von der Milch gezähmter Gemsen nähren. Die Volkssage berichtet ferner, daß sich ganze Züge von Zwergen von einem Fährmann über den Strom hätten setzen lassen und dann beim Aussteigen richtig und baar ihr Fährgeld in klingender Münze erlegt hätten. Auch soll es vorgekommen sein, daß Zwerge mit Bauerdirnen Liebschaften angezettelt und sie zuletzt in die Berge zu sich verlockt hätten. — Weithin bekannt sind

lecken geben, daſſelbe hütend von den Abgründen wegtreiben und die Milchgeſchirre ſäubern helfen. Man nennt ſie auch Nebelmännlein, weil, wenn ſie ſich zeigen, meiſt ſchlechtes Wetter am nächſten Tage eintreten ſoll.

Noch eine andere Sorte ächter Alpengeiſter, die jedoch eine durchaus gutmüthige Natur zeigten, ſcheint ausgeſtorben zu ſein. Es waren weibliche Weſen, durchaus nicht häßlich, aber mit Ziegenfüßen ausgeſtattet, welche die Bewohner des Engadin „Dialas" nannten. Ganz ähnliche Geſtalten kehren in den Sagen des Berner Oberlandes als „Gauliweiblein", „Engſtelenfräulein" und „Gaißmaidli" wieder, die aber die verfluchten Töchter eines Oberhasler Hirten ſein ſollen.

Außer dieſen mehr oder minder in Menſchengeſtalt ſich zeigenden und mit Menſchen verkehrenden Dämonen und Halbgeiſtern gibt es nun in den Alpen-Sagen noch eine Anzahl gräulicher Ungeheuer an deren Exiſtenz die Gebirgs-Bewohner mancher Gegenden noch mit Zähigkeit glauben. Zu dieſen gehört im ſchweizeriſchen Kanton Uri, im Gebiete der Surenen-Alp das ſ. g. Greiß, ein fabelhaftes Ungethüm, von deſſen Mordgier die Hirten früherer Zeit die übertriebenſten Schilderungen zu machen wußten; alles Vieh, welches in heißen Sommern, folge eines kalten Trunkes oder durch ſonſt welche akute Zufälle, plötzlich verendete, ſollte das Greiß getödtet haben, ſo daß endlich die Surenenalp total verödete. — Im bayeriſchen Oberlande und in Tyrol kurſirt noch der Glaube an den ſ. g. Viehſchelm, eine in der Geſtalt eines ſchwarzen zottigen Stieres erſcheinende Beſtie, deren hintere Hälfte Aas iſt und die durch weithin hörbares Brüllen ſich ankündet. Das jeweilige Erſcheinen dieſes Ungeheuers ſoll allemal das Auftreten einer großen Viehſeuche ankünden. — Von vielen Gebirgs-Seen erzählt man: daß Ungeheuer darin hauſen, die, wenn Steine muthwilligerweiſe ins Waſſer geworfen würden, brüllend den Fluthen entſteigen und ſchreckliche Stürme mit wilden Gewittern über das

Land hereinbrechen lassen. Mehr oder minder stehen dieselben in Zusammenhang mit den weit verbreiteten Sagen von den Drachen, Lint- oder Stollwürmern deren einen der weltbekannte unterwaldner Held, Struthan Winkelried nach 1240 auf dem Drachenried bei Stans tödtete, aber durch den Gifthauch des Thieres auch getödtet wurde. — Diese, halb schlangen-ähnlichen, mit einem Krokodil-Rachen, zwei Löwentatzen und ungeheuren stacheligen Fledermausflügeln versehenen Ungethüme tauchen allenthalben und zu allen Zeiten im Volksglauben auf, und noch heutigen Tages kann man die Existenz der Stollwürmer von alten Leuten einsamer Gebirgsthäler betheuern hören.

Alle diese Gattungen und ineinander hinüberschweifenden Abarten der verschiedensten Phantasie-Gebilde hafteten an Wesen die, was ihre körperliche Existenz angeht, außerhalb der Gränzen menschlicher Abstammung liegen, also von Hause aus dämonischer Herkunft waren.

Nicht minder stark und in alle Schichten des Volkes eingedrungen war aber auch bis in die jüngere Zeit der Glaube an das Vorhandensein von Menschen, die durch abgeschlossene Verbindungen mit bösartigen dämonischen Gewalten, namentlich mit dem durch die christlichen Glaubenssatzungen geschaffenen Oberhaupte aller bösen Tendenzen, dem verkörperten Satan oder Teufel zu außergewöhnlichen Kräften oder zu der Befähigung des Zauberns gelangt waren. An der Spitze dieser eximirten Erdenbürger standen jene Unglücklichen, welche ein Entsetzen erregender Fanatismus als Hexen bezeichnete. Die Verfolgung dieser beklagenswerthen Opfer des finsterſten Wahnes hat in den Alpen, verhältnißmäßig der schwächeren Bevölkerung, größere Resultate erzielt und dem Henker mehr Arbeit geliefert als das Flachland.

In engster Verbindung mit dem fast ganz verschwundenen Hexenglauben steht die noch in vielen Gegenden der deutschen Alpen fest wurzelnde Ueberzeugung, daß es noch Personen gebe,

welche die s. g. „Passauer Kunst" auszuüben verständen, nämlich Mittel besäßen, welche gegen Hieb und Schuß fest machten, das Wild im Walde zu bannen verständen, und ihre Kugel lenken könnten wohin es ihnen beliebe; diese Fähigkeiten werden namentlich den im bayerischen Oberlande noch ziemlich vertretenen Stande der „Wilderer" (Wilddieben) zugeschrieben. — Daß dagegen Klostergeistliche, namentlich die Kapuziner im Besitze der s. g. „weißen Kunst" sind, mittels derer sie das Geisterbannen und Armseelenbeschwören betreiben, und daß dieser Aberglaube noch öfter exerziert wird als man glaubt, beweisen leider Zeugenaussagen die hie und da bei Kriminal-Prozessen noch auftauchen.

Zu den gefürchteten Personen gehören heute noch diejenigen mit dem s. g. „bösen Blick", und selbst die „Venediger Mannli" sind im Vokabularium des Alpen-Aberglaubens noch nicht ganz verschwunden. Letztere sind Italiener die abgerissen und unscheinbar im Gebirge umherstreifen, und Steine suchen, welche in ihrem Inneren gediegen Gold und Karfunkelsteine bergen; daheim, in Venedig, bewohnen diese Leute, nach des Volkes Meinung, Paläste und gebieten über strotzende Reichthümer.

Weit durchs Gebirge verbreitet ist endlich noch die Sage von den „verwunschenen Alpen", d. h. von ehemaligen, kräuterkräftigen, Heerden ernährenden Alp-Wiesen, welche in Folge lasterhaften Lebens der dort einst hausenden Sennen durch eine Strafe Gottes in Wüsteneien, mit Steinschutt oder von Gletschern und ewigen Firnschnee überdeckte Halden verwandelt wurden; viele heutige Namen solcher Gebirgs-Wüsteneien erinnern als „Paradies", „Blümlisalp" u. s. w. an diesen Sagen-Cyclus.

Register.

	Seite
Aarefall an der Handeck . . .	160
Aberglaube in den Alpen . . .	491
Abfahrt von der Alp	374
Absteigen von Alpengipfeln . .	302
Adrittura-Säumer	327
Alluvial-Gebilde	7
Alpadore (Sennthum-Bauer) .	353
Alpenbalsam (Rhododendron hirsutum)	103
Alpengebäude, das	1
„ Entstehen desselben	3
Alpengebäude gen Süden . . .	16
Alpenglühen	246
Alpenpässe, unfahrbare . . 323 u. ff.	
Alpenrose (Rhododendron) . .	100
Alpensegen	365
Alpenspitzen . . . . . 254—305	
Alpenspitzen, Form äußerster .	301
Alpstoberta, oder Aelpler Kilbi 366 411 u. ff.	
Alpenstraßen . . . . . 306 u. ff.	
Alpenthäler, südliche	106
Alpenwirthschaft . . . . 352 u. ff.	
Alpfahrt, die	355
Alphorn . . . . . 375 u. ff.	
Aelplerleben in den Sennhütten	352
Alpmeister, der	354
Arle (Legföhre, Krummholz) . .	91
Arve (Pinus cembra)	67
Aussicht von hohen Alpenspitzen	296
Bannwald	65
Bärenjagd . . . . . 442 u. ff.	
Bargaun (Heuspeicher)	407
Bauern-Komödie . . . 478 u. ff.	
Begräbniß in den Alpen . . .	471
Berard- oder Poyaz-Fall . .	161
Berg-Ersteigungen . . . 254 u. ff.	
Berggüter oder Maiensäße . .	353
Berghäuser auf den Alpenpässen	325
Bergkrankheit	273
Bergstraßen in den Alpen 306 u. ff.	
„ Leben auf denselben 314 u. ff.	
„ Post-Verkehr im Winter	316
Bergsturz, Goldauer	45
Bernhards-Hospiz . . . 338 u. ff.	
Bernhardiner Hunde	344
Bernina, Ersteigung	289
Blümlisalp	506
Borratori oder Holzschläger . .	424
Brockengespenst	133
Buffalora (Wasserfall) . . .	159

	Seite
Bütze, Hauskobolde	502
Cantoniera (Refuge)	172. 311
Cascade des Pélerins	160
Castanea vesca (Edelkastanie)	113
Central-Moräne	236
Col du Géant, Unglück auf demselben	282
Crevasses (Gletscher-Spalten)	229
Dämonische Wesen	495
Dialen	504
Diluvial-Gebilde	7
Disceraea nivalis	183
Doggi (Alpdrückender Unhold)	497
Dorfete (Hirtenfest)	411 u. ff.
Dorf-Komödien	473 u. ff.
Dorfleben im Gebirge	450
Edelkastanie (Castanea vesca)	113
Eisbrüche in den Alpen	287
Eishänge in den Hochalpen	275
Eocen-Bildungen	8
Erdgestaltungs-Perioden	6
Erdmännlein (Zwerge)	501
Erdrutsch	80
Erratische Blöcke	27
Erwerbs-Beschäftigungen in den Alpendörfern	463
Etscher (sauere Schotte)	364
Fagus castanea (Edelkastanie)	113
Faules Gestein	288
Felsenmeere	23
Felsenstürze	47
Fenggen (Wildfrauen)	498
„S'Fensterln" (Kiltgang)	468
Ferner (Gletscher)	219
Finstaarhorn, Ersteigungen	258. 292
Firn, ferniger Schnee	206. 219
Firnschründe	270
Flösser	424
Flysch-Gesteine	8
Föhn, der	17
Fontana, Benedikt	25
Front-Moräne	29. 223
Findlinge oder Irrblöcke	28
Fürleite beim Schneebruch	321
Gaisberger (granit. Gneis)	22
Gallerie auf den Bergstraßen	312
Gandecke oder Moräne	231
Gante	22
Gastere oder Trilete	312
Gauli-Wybli im Urbachthal	504
Gault	47
Gaumer oder Chüener	363
Gebirgspässe u. Alpenstraßen	306 u. ff.
Geißbub	383 u. ff.
Gemmi-Paß	326
Gemsen-Jagd	437 u. ff.
Gewitter im Gebirge	141 u. ff.
Glacier (Gletscher)	219
Gletscher	218
Gletscher-Bewegung	241
Gletscher-Eis, Natur desselben	231
Gletschereis-Farbe	224
Gletscher, Fortrücken derselben	240
Gletscher, hangende	242
Gletscher-Mühlen (Moulins)	227
Gletscher-Nadeln	226
Gletscher-Pässe	331
Gletscher-Schuttkegel	239
Gletscher-Spalten	229. 264
Gletscher-Stürze	242
Gletscherthor	223
Gletschertisch	237
Gletschertouren, Vorsicht bei denselben	265
Gletschertrichter	228
Gneis	20. 23
Gogant (Wettertanne)	85
"Goh messe"	353
Gorge (Tobel)	76
Gotthards-Hospiz	340 u. ff.

	Seite
Granit	19—26
Granitische Centralmassen	15
Greis, ein Ungeheuer	504
Grimsel-Hospiz	345 u. ff.
Grund-Lauine	206 u. ff.
Gschütte	47
Guffer (Steinschutt)	225. 235
Guxeten (Schneestürme)	170
Haarspalten im Gletschereis	231
Hatzen oder Heuziehen	408
Haus im Gebirge	453 u. ff.
Heerdmandli (Dämonen)	77
Heuziehen oder Hatzen	408
Hexen	504
Hieroglyphenkalk	35
Hochgewitter	140 u. ff.
Hochpässe	329 u. ff.
Hochschnee	168
Hochzeit in den Alpendörfern	468
Hojemannle oder Wichteln	501
Holzschlager, Holzknechte	421 u. ff. 426
Hosenlupf oder Schwinget	416 u. ff.
Hospitien an den Alpen-Pässen	334
Hôtel des Neuchâtelois	261
Jagd	434 u. ff.
Irrblöcke (Erratische)	28
Jungfrau, erste Ersteigungen	258. 290
Jurakalk	11
Juupe (Alpenrose)	100
Kaprotinenkalk	11. 35
Karrenfelder	33
Käserei (Milchwirthschaft)	359
Kastanienwald	112
Kees (Gletscher, Firnfeld)	219
Kiltgang	467
Kirchen der Alpendörfer	456
Klosterlupf in Appenzell	420
Klubb-Hütten	255. 263
Krachen	76
Kreidegebilde	10
Krummholz (Legföhre)	91
Krystallinische Centralmassen	14
Kuhreihen	369 u. ff.
Kunststraßen über die Alpen	309
Lagerhütten bei Bergersteigungen	260
Lapiaz	34
Latsche (Legföhre)	91
Laufen, Stromschnellen	164
Lauine (Lawine)	198—217
Lauinen-Züge	208
Legföhre	90
Leitkuh der Heerde	371
Maiensäße (Bergweide)	353
Maronenbaum (Edelkastanie)	113
Matterhorn, Unglück an demselben	277
Miarolo bianco	24
Milchwirthschaft in den Alpen	359
Mittel-Moräne	225
Molasse-Gebilde	7
Montblanc-Ersteigungen	257. 284
Mont Cervin, Unglück an demselben	277
Monte Rosa, Ersteigungen	259. 289
Mooswybli (Dämonen)	77. 500
Moränen oder Gandecke	31. 227
Moulins (auf den Gletschern)	227
Mügbi (Pinus mughus)	91
Muhre (Rüfe)	186—197
Muni, der Heerdenochs	356. 372
Mythe und Sage in den Alpen	491
Nachtbuben (Kiltgang)	468
Nachtvolk (wildes Heer)	493
Nagelfluh	39—44
Nebelbilder	132 u. ff.
Nebel-Novelle	120 u. ff.
Neocomien	11
Nummuliten-Gesteine	8
Oberammergauer Passionsspiel	475
Ortler-Spitz-Ersteigungen	258
Paß-Scheitel	313

	Seite
Patriotische Schauspiele in der Schweiz	485
Passionsspiel zu Oberammergau	475
Pinus mughus (Legföhre)	91
Pinus pumilio	93
Pinus sylvestris (Kiefer)	91
Pinus uliginosa	95
Pissevache (Wasserfall)	162
Postverkehr auf den Alpenstraßen	315. 317.
Protococcus nivalis	182
Rafausle (Alpenrose)	101
Ranz-des-Vaches	370
Refuge (Zufluchtshaus)	172. 311
Rheinfall bei Schaffhausen	164
Rhododendron (Alpenrose)	100
Rhododendron ferrugineum	102
Rhododendron hirsutum	103
Rinderer oder Gaumer	363
Roches mutonnées	30
Roodfuhrleute	327
Rosa montana	100
Rother Schnee	180
Rottaler Herren	138
Rottori oder Rutner der Alpenstraßen	311. 318. 321
Rudistenkalk	11. 35
Rülfe, die	186. 197
Rundhöcker (Roches mutonnées)	30
Rutner oder Cantonnier	311. 318. 321
Sagen und Aberglauben	491
Saumroß und Säumer	326. 328
Schaafalpen	385
Schermtaxe	84
Schiefer-Alpen	13
Schlammlauine	49
Schloß- oder Schlaglauine	206 u. ff.
Schmadribach-Fall	163
Schneeblindwerden	274
Schneebruch auf den Alpenstraßen	321
Schneebrücken	265
Schnee, rother	180
Schneeschild (Windschirm)	213
Schneestürme (Tormenta)	166
Schnee-Weheten	288
Schrattenfelder	34
Schrättli	36
Schrättlig (dämonisches Wesen)	496
Schreckhorn, Ersteigungen	259. 291
Schulunterricht in den Alpen	459
Schutzhaus auf Bergstraßen	172. 311
Schwinget oder Hosenlupf	416
Seil-Anlegen bei Gletscher-Expeditionen	283
Sennbub oder Schorrbueb	362
Sennenleben in den Alpen	351 u. ff.
Sennen-Kilbi oder Alpfeste	411 u. ff.
Sennhütte	358 u. ff.
Sennten-Bauer	353
Simplon-Hospiz	338
Simplon-Straße	25
Sommerdörfer	357
Sonntag in Gebirgsdörfern	470
Sovenden, Holzleitungen	428
Spinneten (Abendzusammenkünfte)	467
Sprutföhre (Knieholz)	91 u. ff.
Staffeln (Alpweiden)	353
Staubbach-Fall	148 u. ff.
Staub-Lauine	200—205
Steinmandli auf Alpenspitzen	298
Steinriesete	47
Steinschläge	79
Steinwaben	35
Strackfuhrleute	327
Strüsone, Rinnen für den Transport des Holzes	429
Suwarow Victor	25
Taurenhäuser auf den Alpenpässen	325
Temperatur auf Alpenspitzen	295

	Seite
Tertiär-Formationen	9
Teufelsmühlen	23
Tobel	76
Tobelgeister	194
Tödi-Ersteigung	287
Todtenvolk (gespenstige Erscheinung)	494
Tormenta (Schneestürme)	166
Tosa-Fall	160
Träzete (Heutragen auf den Vorbergen	467
Trilete oder Gastere	361
Trychlen, große Heerdenglocke	356
Untersberg-Mann'l	502
Urwald in den Alpen	66
Vadret (Gletscher, Firnfeld)	219
Vegetation der Alpen-Urwälder	71. 74. 78
Vegetation der höchsten Alpenregionen	301
Vegetation der Wildheuplätze	403
Venediger Mannli	506
Venetz, Ingenieur	29
Verwunsch'ne Alpen	506
Viehschelm, ein Unhold	504
Viegly oder Kühbub	363
Volkskomödien in den Alpenländern	473
Walken (Gletschermühlen)	227
Wasserfälle	148 u. ff.
Wetterhorn, Ersteigungen	259
Wetterschießen	136
Wettertanne	82
Wichteln (Erdmännlein)	501
Wildfrauen, Wildmänner	497
Wilde Gaisler	393
Wildheuer	398
Wildkirchli in Appenzell	367
Windlauinen	201
Windschirme (Schneeschilde)	213
Zauberglauben	505
Zauberkünste	506
Zertrümmerung der Alpen	5
Zieger (Quark-Käse)	366
„Z' Licht goh" (Abendzusammenkünfte)	467
Zona halten	373
Zufluchtshäuser (Refuges) auf Bergstraßen	172. 311
Züge (Rüffen)	186—197
Zundere (Zuondra, Legföhre)	91
Zusenn, der, oder Lamiely	362

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

AUG 20 1937

[redacted]

[redacted]